This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

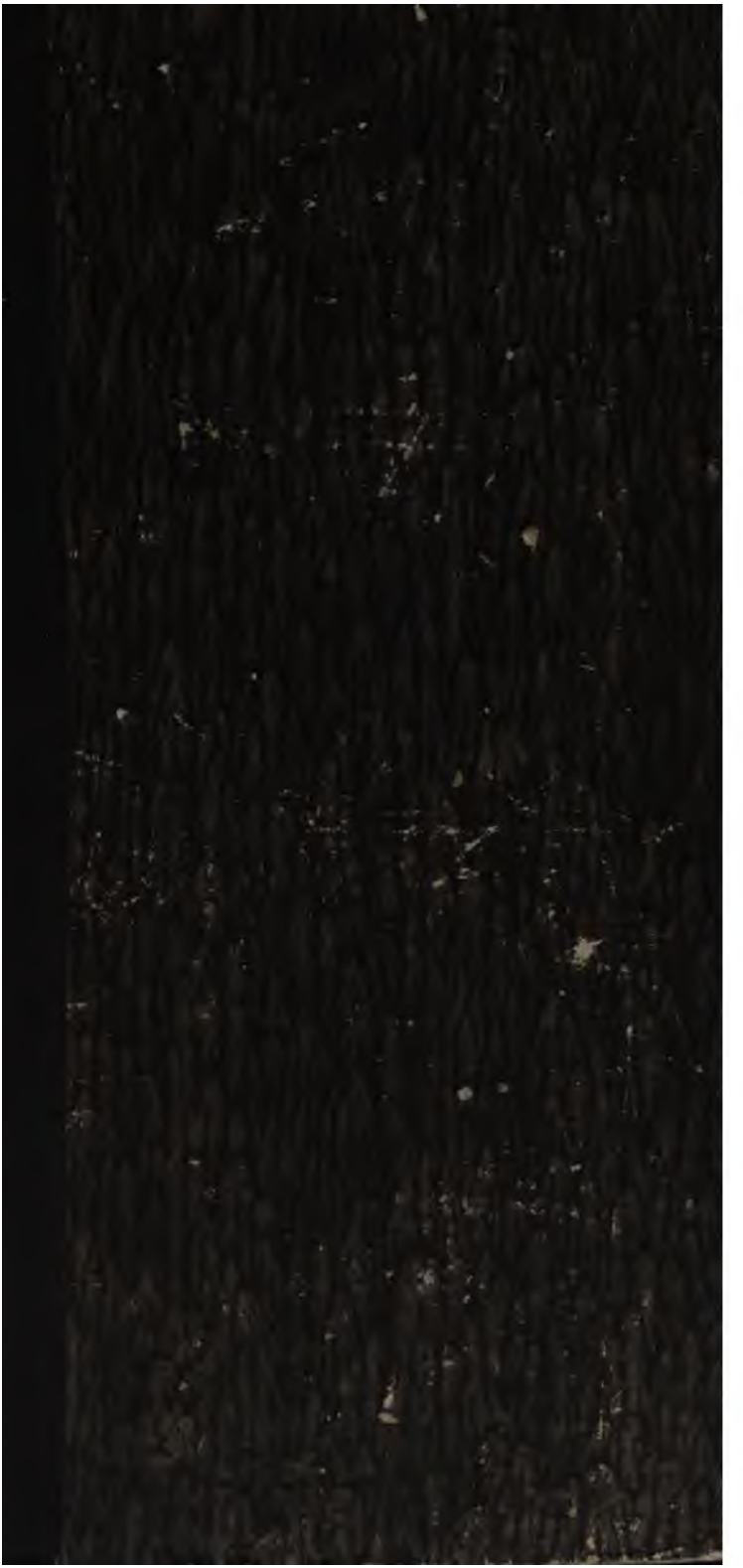
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

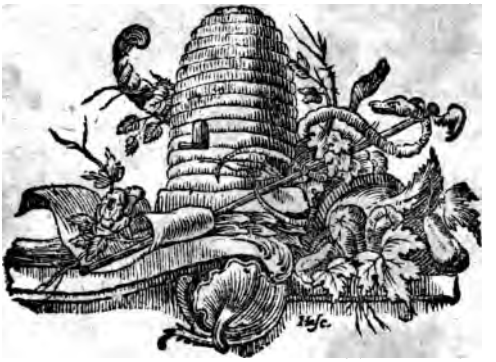
HEINRICH
DER GROSSE.
C. C. Glaisbach sen. fc. Berolini.

Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,
Professor zu Wittenberg.

Erſter Theil.



Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Berlin
verlegts Auguſt Mylius
1785.

CT152
S42
v.1-2

Vorrede.

Man führet mich auf ein weites Feld, indem man von mir verlangt, daß ich das Leben großer und berühmter Männer aus allen Zeiten, die sich auf dem Throne, im Staate, in der Kirche, im Kriege, und selbst in den Wissenschaften und Künsten, hervorgethan haben, beschreiben soll. Es ist wahr, daß ich, als Schriftsteller betrachtet, ein sehr gutes Gewissen besize: denn ich habe noch zu keinem Buche, das unter meinem Nahmen erschienen ist, zuerst den Entschluß gefaßt. Sie sind immer aus Anträgen entstanden, die

ich vielleicht nicht hätte annehmen ſollen; aber auch, ich kann hier nicht ſagen warum, nicht ausſchlagen konnte: und es bleibt alſo ein Troſt für mich, zum Schreiben verführt worden zu ſeyn, aber niemanden zum Drucke verführt zu haben. Sagt man mir, daß meine Schriften entbehrlich ſind: ſo trifft mich dieſer Vorwurf eigentlich nicht, weil es mir niemals eingefallen iſt, ſie vor nothwendig zu halten; ja der Gedancke, daß ſie einigen Nutzen haben könnten, hat ſich bey mir nicht eher geregt, als bis man mich gefragt hatte, ob ich ſie verfertigen wollte? Dieſes Bekenntniß ſoll nicht ſo viel anzeigen, daß ihr Inhalt an ſich unnüz ſey; ſondern daß ich die Ausführung deſſelben, von der Selbſterkenntniß gewarnet, lieber einem jeden andern überlaſſen hätte. Allein nachdem ich das gegenwärtige Werck, ſo wie ehemals andere, die ich jezt zum Theil gerne vertilgen wollte, zu ſchreiben übernommen hatte, war es doch meine Pflicht, ihm alle meine Kräfte zu wiedmen: und zugleich verlangt es die Bequemlichkeit der Leſer, daß ich ſie von der Abſicht und Einrichtung deſſelben hier unterrichte.

Die Aufſchrift einer **allgemeinen Biographie** iſt von der Erfindung meines Freundes, des Herrn **Mylius**, welcher die Koſten zu dieſem Buche hergiebt. Sie iſt auch demſelben angemeſſen; unterdeſſen braucht ſie doch eine Erklärung und Beſtimmung. Man hüte ſich, das

Allge-

Allgemeine, welches sie verspricht, weder in einer Sammlung oder einem Auszuge von allen Lebensbeschreibungen, die jemals zum Vorschein gekommen sind; noch in neuen Nachrichten von allen, welche die Geschichte berühmt gemacht hat, zu sezen. Beydes würde eine thörichte und vergebliche, zugleich aber unermeßliche Arbeit seyn. Meine Biographie heißt allgemein, weil sie keinen Zeitraum der Geschichte, kein Volck, keine Classe berühmter Personen, selbst die grossen Seelen des weiblichen Geschlechts nicht, übergehen soll. Aber die Wahl selbst wird desto strenger seyn.

Es giebt unzählige berühmte Männer, weil der Begriff des Ruhms nach und nach so weit ausgedähnt, so sehr mit dem bloßen Rufe vermengt worden ist, daß jezt, berühmt seyn, wenn nicht ausdrücklich hinzugesezt wird, durch was vor Verdienste, ein ziemlich unbedeutendes Beywort ist. Aus dieser Welt von berühmten Männern werde ich nur eine mäßige Anzahl auftreten lassen. Viele sehen darunter einander ungemein ähnlich, und man kann sie kaum durch den Nahmen und die Zeit unterscheiden. Von dieser Art sind einige hundert Feldherren, welche Städte erobert und Schlachten gewonnen haben; eine Menge Fürsten, welche lange und ohne ausnehmendes Unglück regiert haben; auch ein paar tausend Gelehrte, welche erträgliche Bücher geschrieben haben, die aber nur noch durch die öf-

sentlichen Bücherſäle von ihrem Untergange gerettet werden. Alle dieſe mögen ſo berühmt ſeyn, als es ein Menſch in unſerm kleinen Welttheile werden kann; ſo ſchläfert gleichwohl ihr Leben die Leſer ein. Es iſt eben ſo wenig lehrreich, diejenigen genauer kennen zu lernen, welche zwar ein großes Aufſehen gemacht haben, und in ſeltſame Abentheuer verwickelt worden ſind; deren Thaten aber ſo klein waren, als ihre Gaben. Außerordentliche Schickſale, und ein ſonderbarer, ausſchweifender Charakter, können eine kurze Verwunderung hervorbringen, wie ein nie geſehenes Thier, das aus Africa oder America zu uns gebracht wird; ſie rühren aber weder ſtarck noch lang, und man läßt ſie gerne in dem Umkreis ihrer Zeiten eingeſchloſſen. Aber Männer, welche die Welt durch ihren Geiſt regieret, erleuchtet oder umgekehrt haben; welche ſich die Völcker zu ihren Oberhäuptern hätten wählen ſollen, wenn ſie es nicht ſchon durch das Recht der Geburt geworden wären; Männer, welche ganze Nationen umgeſchaffen haben; in finſtern Zeiten allein hervorleuchteten; im Glücke oder im Unglücke groß waren; hohe Entwürfe gefaßt, und ſie mit einer gewiſſen Stärcke der Seele gegen alle Hinderniſſe ins Werck geſezt haben; weiſe Geſezgeber, Helden in der Menſchenliebe, Großmuth und Uneigennützigkeit; große Feldherren, die noch mehr als Eroberer geweſen ſind; Frauenzimmer, die ſich über ihr Geſchlecht erhoben haben; vortreffliche Bürger eines Staats,

die auch als Privatpersonen ihren Fürsten und seinen Hof verdunckelt haben; Gelehrte, welche die Begriffe der Menschen über die Religion und über die Wissenschaften mercklich erhöhet haben: dieses sind einige Arten berühmter Personen, deren Leben ich beschreiben will, und die man berühmt zu machen suchen müßte, wenn sie es nicht bereits wären.

Aus diesen Classen, welche noch mit andern vermehrt werden können, werde ich vor allen Dingen die großen Männer heraus suchen. Wenn man den ordentlichen Geschichtschreibern glaubt: so ist eine jede Zeit daran sehr fruchtbar gewesen. Ihnen ist alles groß, was bewundert worden ist, das heißt alles, was die Menschen eine Zeitlang geblendet hat: und wie wenig gehört oft dazu, besonders bey demjenigen, der die Macht in seiner Hand, und ein fertiges Lob zu seinen Diensten hat! Aber, wenn mir derjenige ein großer Mann ist, der seinem Glücke und Stande, seinen Freunden, gewissen günstigen Umständen seiner Zeit, wenig oder nichts, sich selbst hingegen beynahe alles schuldig ist; der sich neue Wege bahnt, um die Wohlfahrt der Welt zu befördern, ohne vor den Hindernissen zu erschrecken, welche ihn dabey von allen Seiten umringen dürften; der alles, was dem Menschen begegnen kann, in seiner Gewalt hat, und bey seinen Einsichten, Entschließungen und Handlungen, so wenig als es möglich ist, von den

äußerlichen Dingen abhängt; den nicht bloß seine Zeiten, sondern jede Nachwelt mit Verehrung und Danckbarkeit nennet: so sind große Männer ein seltenes Geschenck des Himmels. Wir könnten ihrer gleichwohl weit mehrere haben, wenn die Menschen entweder mit ihren Kräften bekannt wären, oder sie gebrauchen wollten. Diejenigen, deren sich das menschliche Geschlecht rühmen kann, müssen desto sorgfältiger und öfter vor den Augen der Welt aufgestellet werden.

In der Reihe dieser großen und berühmten Männer, welche ich zu beschreiben gedencke, wird man keine Einförmigkeit bemercken. Könige und Feldherren, Staatsmänner und Päpste, Fürstinnen, Gelehrte und Künstler, werden darinne mit einander abwechseln. Eben so sehr werde ich für die Verschiedenheit der Völker, zu denen sie gehören, und der Zeiten, in welchen sie gelebt haben, besorgt seyn. Nach meinem ersten Vorsaze sollten die Künstler von diesem Wercke ausgeschlossen bleiben, weil ich mit der größten Hochachtung gegen ihre Gaben, viel zu wenige Fähigkeit verbinde, sie zu beurtheilen. Aber ich müßte aus gleichem Grunde auch die Fürsten und ihre Räthe vorbeygehen, weil ich von der Regierungskunst nicht mehr verstehe, als was ich davon gelesen habe. Ich dürfte auch von keinem Feldherrn reden, weil ich den Krieg nur aus den Geschichtschreibern, und sieben Jahre hindurch zwar als ein

Zu-

Zuschauer, aber doch in einer ziemlichen Entfernung, kennen gelernet habe. Es wird also genug seyn, wenn ich von Männern, deren Verdienste beynahe über meinen Gesichtskreis erhaben sind, nur eben so urtheile, wie es Kenner derselben gethan haben. Ich habe auch den Gelehrten zuweilen eine Stelle in diesem Wercke zugedacht; allein ich werde sie keinen andern geben, als solchen, die den Wissenschaften sehr ausnehmende, der Kenntniß der ganzen Welt würdige Dienste geleistet haben.

Ob ich auch die großen Ungeheuer der Geschichte, die berühmten und glücklichen Bösewichter, von neuem ins Leben einführen soll, darüber habe ich lange mit mir selbst gestritten. Ich weiß, daß scharfsinnige Schriftsteller behauptet haben, man müsse keine andere als tugendhafte oder doch vermischte Charaktere für die Welt abschildern. Das siegreiche und gekrönte Laster ist ein höchst gefährliches Bild. Es macht dem bösen Herzen und den Leidenschaften Muth, alles zu wagen: es lehret sie neue Mittel zu ihrem Gebrauche, die auf immer verborgen bleiben sollten. Allein die Geschichte, welche die Wahrheit überall sucht, weiß auch den zufälligen Schaden, welchen die Wahrheit stiften kann, zu verhüten. Zu gleicher Zeit, da sie diejenigen vor uns stellt, welche groß und beglückt im Laster gewesen sind, erfüllt sie uns auch mit Abscheu gegen dieselben: sie zeigt sie uns mit dem Haß

und mit der Verachtung ihrer Zeitgenoſſen, noch mehr aber der kühnern Nachkommen, beladen; unruhig und unzufrieden mit ſich ſelbſt; ohne Gefühl der Freundſchaft und Liebe: kurz, in einem Zuſtande, den man nur ſeinen Feinden wünſchen möchte. Ich habe noch eine andere Urſache, warum ich ſelbſt dieſe Schandflecken der Menſchlichkeit nicht gänzlich aus meinem Buche verweiſen will. Es iſt den Menſchen daran gelegen zu wiſſen, auf welchen Grad Bosheit und Verbrechen ſteigen können, wenn ihnen ihr Weg erleichtert wird. Die meiſten erſtaunen über die Grauſamkeit und Treuloſigkeit, über die unverſöhnliche Feindſchaft, und andere ſchröckliche Ausſchweifungen, welche oft von eben ſo ſchwachen und fremder Hülfe bedürftigen Geſchöpfen, als ſie ſelbſt ſind, die aber mächtig genug geworden waren, um ihre Schwachheit verſtecken zu können, gegen andere ihres gleichen begangen worden ſind. Von eben dieſen, welche darüber erſtaunen, würde vielleicht ein groſſer Theil, wenn er freyer handeln dürfte, kein beſſeres Beyſpiel hinterlaſſen. Man leſet nicht ohne Entſezen, daß **Sylla** einige tauſend ſeiner Mitbürger, welche ſich unbewaffnet ſeiner Gnade ergeben hatten, habe hinrichten laſſen, und daß er, da das Aechzen und Winſeln der Sterbenden im Senat gehört wurde, in deſſen Verſammlung er ſich eben befand, kaltſinnig geſagt habe: „Es ſind einige Aufrührer, welche ich „züchtigen laſſe; wir wollen aber jezt nur an

„das-

„dasjenige dencken, wovon ich zu reden ange„fangen habe.“ Wenn man überlegt, wie rachbegierig, hart und unerbittlich so viele Menschen im Kleinen sind, muß man nicht befürchten, daß mehr als Ein Sylla unter ihnen aufstehen möchte, wenn ihnen auch im Großen alles erlaubt, das heißt, mit keinen Schwierigkeiten umgeben wäre? Diese Anmerckung soll nicht dazu dienen, die Menschen vor sich selbst verächtlich und verhaßt zu machen; sie soll ihnen nur ein gerechtes und nüzliches Mißtrauen gegen ihre Tugend, welche sie viel zu früh vor starck zu halten pflegen, Demuth und Vorsichtigkeit beybringen.

Ich brauche von der Methode, welcher ich bey diesen Lebensbeschreibungen folgen werde, kaum zu reden: es giebt nur eine einzige, die man beobachten muß, und aller verschiedenen Absichten ohngeachtet, welche gute biographische Schriftsteller haben können, vereinigen sie sich doch in derselben. Wenn man erst die Quellen geöffnet hat, aus welchen die Nachrichten selbst am zuverläßigsten geschöpft werden: so läßt man sie nicht in ihrem vollen Maaße fließen. Man sondert, außer den vornehmsten Umständen und Schicksalen des Lebens, nur dasjenige davon ab, was uns den Geist und die Gaben eines Mannes, die Eigenschaften, welche er sich erworben hat, seinen Charakter und seine Denckungsart, die Entwürfe, welche er gemacht, oder die Verdienste,

dienſte, welche er zu Stande gebracht hat, die Veränderungen, welche durch ihn in der Welt hervorgebracht worden ſind, ſein Verhalten bey den mancherley Auftritten des Lebens, und gegen die Forderungen ſeiner Pflichten, mit einem Worte, alles, was uns zu erkennen giebt, worinne er ſich von andern Menſchen unterſchieden habe, und warum es der Mühe werth ſey, ihn noch jezt mit Aufmerckſamkeit zu betrachten. Selbſt die größten und berühmteſten Männer haben viele gemeine Dinge gethan, oder geſagt. Wer auch dieſe ängſtlich ſammlet, der beſchreibt nicht ihr Leben; ſondern trägt nur ohne Auswahl den Stoff zuſammen, aus welchem man es dereinſt beſchreiben kann. Der anſtändigſte Ton für ſolche Lebensbeſchreibungen iſt eine ſanfte, ungekünſtelte Schreibart, gleich weit vom lobredneriſchen und vom ſpöttiſchen Ausdrucke entfernet; Freyheit im Urtheilen, und eine möglichſt ungezwungene Einmiſchung kurzer, natürlich entſtandener, aber nicht zu gemeiner Betrachtungen.

Man hat einige Biographen, welche dieſe Vorzüge ganz oder zum Theil erreicht haben. Ich habe aus allen viel gelernet; aber keinen mir allein zum Muſter vorgeſezt. Es war eine Zeit, da ich glaubte, ich müßte, wenn ich jemals Bücher ſchriebe, durchaus dieſen oder jenen beliebten Schriftſteller nachahmen. Eine ſolche Meinung kommt von dem erſten Eindrucke her, den

unſere

unsere Lehrer, oder Wercke, die wir in unserer Jugend mit hizigem Beyfall lesen, bey uns zurückgelassen haben. Sie verleitet uns aber auch, oft gerade wider unsere Fähigkeit, gezwungen, und wohl gar lächerlich zu schreiben. Jezt suche ich selbst an meinen geliebtesten Schriftstellern, wie es in der Geschichte **Polybius**, **Tacitus** und **Thuanus** sind, nur die allgemeinen Schönheiten, diejenige Empfelung, deren ein Werck von ähnlichem Inhalte gar nicht entbehren kann, nachzuahmen. Es ist rühmlicher, seinen eigenen Lauf, obgleich mit kleinen Schritten, zu nehmen, als beständig ein steifer Copiste von großen Meistern zu seyn.

Plutarch bleibt noch immer das große Vorbild von Lebensbeschreibungen, welche zugleich unterrichten und vergnügen. Seinen weniger mühsamen als durch Wahl und Beurtheilung geführten Fleiß in den Nachrichten von großen Männern; die vollkommene Abbildung, in welcher er sie uns von allen Seiten zeigt; seine ungemeine Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit; die feinen und immer am schicklichsten Orte eingestreueten Betrachtungen; die angenehme Mannichfaltigkeit der Charaktere, in welchen er Muster von allen Tugenden und allen Fehlern zusammen gefaßt hat; die schöne Einfalt des Vortrags, und seine überall hervordringende Kenntniß der Welt und der Wissenschaften: alles dieses hat noch kein Schriftsteller im

Ganzen

Ganzen sich eigen gemacht, und sehr wenige sind ihm in einzelen Stücken gleich gekommen. **Cornelius Nepos** hat in seinem Leben großer Feldherren, ein vortreffliches Beyspiel von einer gedrungenen charakteristischen Abschilderung hinterlassen. Man findet bey ihm nur die Hauptzüge des Bildes, die er selten ausmahlet; aber in dieser Kürze, ohne Bestreben Witz und Beredsamkeit zu zeigen, liegt eine unnachahmliche Kunst verborgen. Der dritte unter den Alten, welcher hieher gehöret, hat ebenfals seinen eigenen Gang genommen: dieses ist **Suetonius** Seine Lebensbeschreibungen der ersten Kayser sind nicht eben nach der Zeitordnung aufgesezt; sondern alles, was diese Fürsten angeht, ist mehr unter gewisse Classen gebracht, die er mit einer Menge besonderer Handlungen und Umständen angefüllt hat: und diese sind auch eben so viele Beweise von den Gaben und Neigungen, den Tugenden oder Lastern seiner Fürsten. Eine solche Methode ist schwer, weil sie sehr genaue Untersuchungen über Kleinigkeiten erfordert, an welchen sie auch den Geschmack mehr als am Großen, unterhält: es fehlt ihr außerdem am Zusammenhange, der doch in der Geschichte wichtig ist. Unterdessen gewinnt diese doch viel dadurch, wenn jene Methode mit so vielem Fleiß und Treue gebraucht wird, als es dieser Schriftsteller gethan hat. Die sorgfältige Beschreibung,

welche er von den abscheulichen Ausschweifungen mancher Kayser gegeben hat, läßt sich wohl entschuldigen; allein die Gesetze der Historie scheinen sie nicht überall unentbehrlich gemacht zu haben.

Gegen diese wenigen aber glücklichen Ueberbleibsale des Alterthums, haben die neuern Zeiten ein Meer von Lebensbeschreibungen grosser und verdienstvoller Männer aufzuweisen; welche aber größtentheils nach keinem von diesen Mustern aufgesezt worden sind. Eine kleine Anzahl derselben, die den Engländern und Franzosen zugehört, verdienet unsere Aufmerckſamkeit: und auch aus dieser will ich nur einige der berühmtesten Wercke herausnehmen, die ich selbst gelesen habe. **Baylens** Wörterbuch ist selten eine Biographie im strengern Verstande: oft hat der Verfasser nur solche Handlungen angeführt, über welche er gewisse Erörterungen und Betrachtungen anstellen konnte, und hat andere eben so erhebliche weggelassen. Es enthält mehr Anmerckungen über das Leben merckwürdiger Personen, als vollständige Nachrichten von denselben. Allein der Biograph kann doch ungemein viel aus demselben lernen: die schärfste Prüfung der Erzählungen; die freye, unpartheyische und oft sehr reife Beurtheilung des

Charakters und der Begebenheiten; endlich auch die Entdeckung geheimer Bewegungsgründe und Vorurtheile von aller Art. Das Werck des **Perrault**: Les hommes illuſtres qui ont paru en France pendant ce Siècle, könnte die Grundlage zu einer allgemeinen Franzöſiſchen Biographie abgeben, wenn es bey dem guten und feinen Geſchmack, in welchem es geſchrieben iſt, noch ausführlicher wäre; jezt aber enthält es nur kleine Lobſchriften, keine Lebensbeſchreibungen. Man hat zwar ein ſehr weitläuftiges Werck, in welchem der Entwurf des **Perrault** erweitert und verbeſſert worden iſt: Les Vies des hommes illuſtres de la France, par Mr. d'*Auvigny* et l'Abbé *Perau*, welches vom Jahr 1739. an bis 1753. in zwanzig Octavbänden zu Paris herausgekommen iſt; allein da ich es nie geſehen habe: ſo wiederhole ich die Lobſprüche nicht, welche man demſelben beygelegt hat. Von der **Biographia Britannica** kenne ich nur diejenigen Lebensbeſchreibungen, welche man aus dieſem koſtbaren Wercke zu Halle in zehn Bänden überſezt hat. Sie ſind ſo vollſtändig, richtig und genau, als man nur wünſchen mag. Aber es iſt auch vieles in denſelben geſammlet, und ausführlich unterſuchet, woran nicht einmal den Engländern, deren Landsleute es betrifft, geſchweige denn uns Deutſchen, die

wir

wir schon von den unsrigen so viele unnütze Bände voll geschrieben haben, etwas gelegen seyn kann. Endlich ist der **Brittische Plutarch** erschienen: ein Werck, welches das vorige sehr verdunckelt, und, überhaupt genommen, diesem Nahmen Ehre macht; nur, glaube ich, war **Plutarch** weniger freygebig im Loben; er verfiel niemals in den Canzleystil, und manche unbedeutende Kleinigkeiten würde er nicht aufgelesen haben.

Ich war entschlossen, noch einiges von der Methode hinzuzusezen, welche ich bey meinen Lebensbeschreibungen beobachtet habe. Ich wollte insonderheit sagen, warum ich sie weit ausführlicher abgefaßt habe, als es meine erste Absicht war, und weswegen ich die Zeitordnung in denselben einer künstlichern Erzählung vorziehe. Der Unterscheid der Denckungsart, den ich hierinne zwischen mir und einigen großen Kennern der Geschichte angetroffen habe, schien diese Vorstellungen nothwendig zu machen. Allein ich muß sie in die Vorrede des zweyten Theils versparen: die gegenwärtige, welche schon um Ostern dieses Jahres größten Theils abgedruckt war, verlangt jezt nur eilfertig geschlossen zu werden.

Vorrede.

Wenn ein Schriftſteller von größern
ben als die meinigen ſind, ein ähnliches W
für Deutſchland unternähme, wie lehr
und angenehm könnte daſſelbe werden!
begnüge mich geſagt zu haben, was ich le
wollte: andere werden nach mir kommen,
es würcklich leiſten werden. Leipzig am
Sept. des Jahrs 1767.

Vorrede
zur zweyten Auflage.

Sobald ich die Nachricht bekam, daß dieser Theil von neuem gedruckt werden sollte, war es meine erste Sorge, mich nach demjenigen umzusehen, was zur Verbesserung desselben geleistet werden könnte. Einiges von dieser Art haben Gelehrte, die mir unbekannt sind, bey der Anzeige dieses Theils erinnert; manches andere hatte ich selbst bemerckt, und insonderheit zeigte sich mir solches bey der neuen prüfenden Durchsicht, die ich mit demselben anstellte.

Nur weniges darunter gehört zur schärfsten Richtigkeit der Erzählung. In der Wahl aber und Beurtheilung der Begebenheiten, auch insonderheit in der Schreibart, schien vieles desto tadelnswürdiger zu seyn. Zwar habe ich in den Vorreden zum zweyten und dritten Theil einige Vorwürfe oder Einwendungen beantwortet; allein es blieben noch Flecken genug abzuwischen übrig, und ich habe solches, so weit meine Einsichten und Kräfte giengen, gethan.

Wenn einige zu geschwätzige und declamirende Eingänge von Lebensbeschreibungen großentheils stehen geblieben sind: so kommt dieses daher, weil sie mir nicht ganz verwerflich zu seyn schienen; die Umschmelzung derselben aber mehr Zeit gekostet haben würde, als ich darauf zu wenden vermögend war:

Unterdeßen fehlt es in dieſer Ausgabe nicht an Vermehrungen, ſelbſt von ganzen Abſäzen. Beſonders iſt nicht wenig über die Schriftſteller von Heinrichs Leben, und ihren Werth, hinzugekommen. Weit angenehmer hingegen war es mir, nicht ſelten Gelegenheiten zu Verbeſſerungen zu finden, welche theils die Schreibart, theils die hiſtoriſche Richtigkeit, bisweilen auch die eingerückten Beurtheilungen betroffen haben. Noch ſind Stellen rückſtändig, welche nach meinen Begriffen beßer oder doch vollkommener ſeyn ſollten; denen ich aber dieſen höhern Grad von Feile, man kann nicht immer genau ſagen, warum? jezt nicht habe ertheilen können.

Die Beſorgung dieſer neuen Auflage wurde übrigens noch mit dem ſeel. Mylius, der Entwurf und Verlag zu dem Wercke überhaupt hergegeben hatte, im Sommer des verfloſſenen Jahres verabredet. Er endigte mit dem Ausgange deßelben ſein Leben; aber ſein vorzüglich rechtſchaffenes und freundſchaftliches Herz wird mir immer unvergeßlich bleiben. Zwar weiß ich nicht, ob das gegenwärtige Buch auf die Nachwelt kommen wird; das Andencken meines Freundes wird auch ſchwerlich durch eine gedruckte Lebensbeſchreibung fortgepflanzt werden. Allein warum ſollte ich es nicht, als das Andencken eines beſonders guten, gemeinnüzlichen und hochachtungswürdigen Mannes unſers Zeitalters, in dieſem Wercke ſo lange zu erhalten ſuchen, als ſich dieſes ſelbſt erhält? Wittenberg, am 1. September d. J. 1785.

Leben

Leben des Hannibal.

Die Geſchichte hat ſich lange vor der fürchterlichen Größe der Helden gebückt, und einen Rang, den ſie allein beſtimmen konnte, ihnen faſt gezwungen überlaſſen. Wenn man nachforſcht, was uns von den Thaten der Menſchen, ſeit den Zeiten des Priamus, bis auf Ludwig den Vierzehnten, zur Belehrung aufgezeichnet worden ſey: ſo ſieht man die Eroberer und großen Krieger beynahe immer vor allen übrigen Arten unſers Geſchlechts hervorragen. Die weiſen und gütigen Fürſten, die rechtſchaffenen Staatsmänner, die tugendhaften Bürger, die nüzlichen Gelehrten und Künſtler, ſcheinen mehr zu

dem Gefolge des Weltbezwingers zu gehören, als von einer gleichen Würde mit ihm zu seyn. Er führt sie in der Geschichte, wie ein Feldherr sein Kriegsheer an; die stillen und sanften Dienste, welche sie der Welt leisten, wenn er ihnen die dazu nöthige Ruhe vergönnt, werden durch das Geräusche, das ihn umgiebt, unterdrückt, durch seinen Glanz verdunkelt: und für ihn ist das ganze Maaß der Bewunderung aufgehoben. Es ist endlich Zeit, es fleißiger zu bemerken, und freyer zu sagen, daß es ein höheres Verdienst gebe, als durch Tapferkeit und einen unüberwindlichen, unerschöpflichen Geist das Schicksal ganzer Völker zu entscheiden. Wir haben sogar mehr als eine Art von Helden. Die schrecklichen unter denselben würden den wohlthätigen in der Geschichte längst haben weichen müssen, wenn Schriftsteller, welche durch Beyspiele unterrichten sollen, nicht gleich den Dichtern oft gesucht hätten, die Nachwelt durch ihre Erzählungen bloß in Erstaunen zu setzen. Sie konnten die kriegerischen Helden so vieler Völker beurtheilen, und mit andern großen Männern vergleichen; allein sie haben dieselben meistentheils nur siegreich aufgeführet.

Ich habe nichts von den Gaben der großen Geschichtschreiber; aber ich suche wenigstens den Muth nachzuahmen, den einige unter ihnen bezeigt haben: und ich werde dabey keine Schwierigkeiten finden, weil ich in einem Zeitalter schreibe, dem man alles sagen darf. Es ist mir also erlaubt zu gestehen, daß ich den Nahmen eines der größten Feldherren des Alterthums noch nicht vor einen hinlänglichen Grund würde angesehen haben, dem Hannibal die erste Stelle in diesen Lebensbeschreibungen zu ertheilen. Die Zeit, zu welcher er gelebt hat, giebt sie ihm: und ich lasse ihm dieselbe hauptsächlich deswegen, um gleich Anfangs an

ihm

ihm eine Unterſuchung anzuſtellen, die man noch wenig gewagt hat; mit welchem Rechte jene Abgötter der Geſchichte, die Helden, ſo ſehr bewundert werden? Hier dürfen die glänzenden Eigenſchaften des Kriegers und Eroberers in keine Prüfung gezogen werden, weil ſie längſt durch das Urtheil der Kenner, und ſo vieler Jahrhunderte mit ihnen, auſſer Streit geſezt ſind. Es würde für mich ein eben ſo ſeltſamer Einfall ſeyn, die Größe des Hannibal nach den Regeln der Kriegskunſt weitläuftig zu richten, als er es ſelbſt an dem Phormio, einem peripatetiſchen Weltweiſen zu Epheſus, thöricht fand, daß ſich derſelbe unterſtand, ihm eine lange Vorleſung von den Pflichten eines Feldherrn, und von dem Kriegsweſen überhaupt, zu halten. So lange ich ihn an der Spitze ſeines Kriegsheers ſehen werde, kann ich nicht viel mehr thun, als die Erzählungen und Meinungen kluger Schriftſteller von ihm zu ſammlen. Aber wenn er als ein Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft, als ein Bürger ſeines Vaterlandes betrachtet wird: alsdenn hat jeder Menſch ein Recht ſeine Stimme über ihn zu geben; und ich gebe alſo auch die meinige dazu.

Der Staat von Carthago hatte ſchon über ſechshundert Jahre in Africa geblühet, und war durch den ausgebreiteten Handel ſeiner Bürger nicht allein ſehr reich, ſondern auch ſo mächtig, durch Kriege und Eroberungen ſo furchtbar geworden, daß er Rom die Herrſchaft über die Welt ſtreitig machte, als derjenige gebohren wurde, der den wahren Grund zum Untergange deſſelben gelegt hat. Hannibal, deſſen Nahmen die Römiſchen Schriftſteller auch [illegible] haben, kam daſelbſt, ohngefähr [illegible] Jahre vor Chriſti Geburt, zur Welt. [illegible] milcar, mit dem Zunahmen [illegible]

seinen Vater wieder zu sehen; er hatte mit demsel die lebhaften Züge des Gesichts, und das Feuer Augen gemein. Bald aber wurde er wegen seiner z züglichen Gaben, durch welche er sich in den Krie diensten Ehre erwarb, ungemein beliebt. Er r drey Jahre hindurch unter dem Hasdrubal Befeh haber der Reiterey: und nachdem dieser ums Leben kommen war, erwählte ihn das Kriegsheer zu sein obersten Feldherrn, da er noch nicht das fünf z zwanzigste Jahr erreicht hatte. Man bestätigte d Wahl zu Carthago; so gewiß man auch voraussel konnte, daß ein neuer Krieg für den Staat unv meidlich sey, wenn er die höchste Gewalt der Wa in so junge und unruhige Hände überlieferte. Han bal scheinet auch zu eben derselben Zeit einer von beyden Suffeten geworden zu seyn, welche jähr zu Carthago gewählet wurden, und daselbst ohngef eben dieselbe Würde bekleideten, welche die Consi zu Rom besaßen, das ist, ein Jahr lang die obe Aufsicht über alle Angelegenheiten des Staats führt Von dem Tage an, da das Kriegsheer der Carth nenser in Spanien unter seinen Befehlen stand, r er auf nichts eifriger bedacht, als sich zum Kriege der die Römer zu rüsten. Er schien zu fürchten, d ihn nicht ebensals, wie seinen Vater und Schw ger, der Todt mitten in diesem Entschlusse üb eilen möchte.

Man wird hier vor allen Dingen begierig seyn erfahren, was ihn eine dringende Nothwendig zu einem neuen Kriege fortgerissen habe. Kriege s ein so großes Unglück für die Menschen, daß auch rechte Ursachen, der scheinbarste Vorwand sie zu f ren, Ehre und Nutzen, welche dadurch erworben w den können, daß alles dieses zusammen genomm

denjenigen nicht immer vollkommen rechtfertiget, der das Zeichen zu ihrem Anfange giebt. Hannibal folgte dabey würklich nicht allein seinen Leidenschaften, sondern auch gewissen Grundsäzen, welche er aus dem Schicksal seines Vaterlandes hernahm. Der Haß gegen die Römer, den er von seinen nächsten Anverwandten geerbt hatte, und der Eyd, den man ihn, um denselben zu unterhalten, noch in seiner Kindheit hatte ablegen lassen, beherrschten ihn zwar mit aller ihrer Stärke; allein sie grundeten sich zugleich auf die alte Eifersucht und mißtrauische Furcht, welche Rom und Carthago von einander schieden; noch mehr aber auf das treulose Bezeigen, welches die Römer erst vor kurzem, mitten im Frieden, gegen die Carthaginenser beobachtet hatten. Diese waren gleich nach dem Ende des ersten Punischen Kriegs, von den fremden Soldaten, die sie während desselben im Solde gehabt hatten, angegriffen, und in die äusserste Verlegenheit gebracht worden. Ihre Besatzungen in Sardinien, welche aus eben dergleichen Soldaten bestanden, fielen gleichfals von ihnen ab. Die Römer beschüzten nicht nur diese Aufrührer, sondern sie bedienten sich auch dieser Gelegenheit, sich der Insel selbst zu bemächtigen; ja sie nöthigten sogar die Carthaginenser, ihnen eine große Summe Geldes zu bezahlen. Wenn diese leztern sich zu derselben Zeit allem unterwerfen mußten, was Rom von ihnen forderte: so scheinen sie desto mehr berechtigt gewesen zu seyn, sich, sobald ihre Kräfte wieder hergestellt waren, an den Römern dafür zu rächen. So dachten auch Hamilcar, Hasdrubal und Hannibal: und ich zweifle nicht, der größere Theil meiner Leser werde sich mit ihnen vereinigen. Der größte Geschichtschreiber des Alterthums, Polybius, ist auch gewissermaaßen auf dieser Seite. „Wenn die „Carthaginenser, sagt er, von den Römern verlangt

„hätten, daß sie ihnen Sardinien und das eben so
„waltthätig abgezwungene Geld zurückgeben sollt
„und wenn sie ihnen, im Fall ihrer Weigerung,
„Krieg angekündigt hätten: so wäre ihr Betragen ni
„zu tadeln.“ Ich bin weit davon entfernet, d
Gründe zu bestreiten. Aber war dieser Krieg,
man nach einem solchen Versuche ihn zu verhüten,
recht nennen konnte, auch unumgänglich nothwend
wie es billig ein jeder seyn sollte? Hannibal wo
seinem Vaterlande Genugthuung verschaffen. Wa
es ohne dieselbe weniger glükseelig? Kein Mensch wird
dieses behaupten. Die Carthaginenser hatten ansehn
liche Besizungen in Africa und Spanien; sie waren
auf dem festen Lande und zur See mächtig genug, un
sich zu vertheidigen; ihre blühende Handlung vermehr
te ihre Reichthümer täglich; und weder der Verlus
von Sardinien, noch von den zwölfhundert Talenten,
welche sie den Römern hatten zahlen müssen, hatte in
ihre Wohlfahrt einen so unzertrennlichen Einfluß, daß
sie deswegen die Waffen hätten ergreifen müssen. Si
konnten im ruhigen Genuß ihrer Eroberungen und
Güter einen Angriff ohne Schaden erwarten; aber nicht
ohne Gefahr vornehmen. Hannibal sahe bey seinem
Eifer nicht auf den ungewissen Ausschlag des Krieges;
nicht auf das Leben vieler Tausende, das er aufzuopfern
im Begriff war; er ließ sich durch den Gedanken von
der Zerrüttung der innerlichen Sicherheit und Wohl-
fahrt seines Vaterlandes, welche auch der glücklichste
Krieg unausbleiblich nach sich zieht, in seinen Entwür-
fen nicht stören. Die Rachbegierde, sein hiziger, an
tapfere Unternehmungen gewohnter Geist, und ver-
muthlich auch das Verlangen nach Ruhm und Ehre,
siegten bey ihm über alle andere Betrachtungen.

Man kann freylich diesen Krieg, den er anfeuerte,
von andern Seiten auch als dringend vorstellen. Nach-

dem

dem die Carthaginenſer Sicilien und Sardinien verloren hatten, war dadurch ihren Einkünften, ihrer Handlung und Schiffahrt eine der reichſten Quellen entzogen worden; die Macht der Römer fieng an der ihrigen überlegen zu werden; ihre Beſizungen in Africa und Spanien ſchienen gegen dieſe weniger als ſonſt geſichert zu ſeyn; die Eroberungsſucht der Römer hätte ſie treulos mitten im Frieden gemacht, und Unterhandlungen mit ihnen über die gerechten Beſchwerden gegen ſie zu pflegen, konnte ihnen nur Zeit verſchaffen, die Zubereitungen zu einem plözlichen Kriege leichter zu vollenden. Dieſes war die Gefahr von Carthago; allein wenn es gerüſtet, wachſam, geſchäftig für ſein inneres Wohl verblieb, wurde dieſelbe ſehr verringert; dahingegen der Krieg, Statt einer bloßen Gefahr, einem Staate, in dem es zwo feindlich geſinnte Partheyen gab, und der hauptſächlich durch die Handlung blühend geworden war, ein faſt gewiſſes Unglück drohte.

Eine andere Betrachtung ſcheint dieſen Krieg, wo nicht für Carthago, doch für den Hannibal, nothwendig gemacht zu haben. Er hatte von der Parthey des Hanno alles zu befürchten, wenn der Friede fortdauerte. Verwickelte er aber ſein Vaterland in einen Krieg, zumal in einen ſo wichtigen und langwierigen, als ein mit den Römern zu führender werden mußte: ſo dienten die öffentlichen Beſorgniſſe zu ſeiner Sicherheit; war er glücklich in dieſem Kriege, ſo ſtieg ſein Anſehen deſto höher, und die Partheyen zu Carthago konnten auf dieſem Wege endlich ganz unterdrückt werden. So urtheilt wenigſtens Appianus von den Bewegungsgründen des Feldherrn: ein Geſchichtſchreiber, der zwar lange nach ihm gelebt hat; aber nicht verächtlich iſt. Es iſt wahrſcheinlich genug, daß Hannibal ſolche perſönliche Abſichten gehabt haben möchte, wie

dem Gefolge des Weltbezwingers zu gehören, als von einer gleichen Würde mit ihm zu seyn. Er führt sie in der Geschichte, wie ein Feldherr sein Kriegsheer an; die stillen und sanften Dienste, welche sie der Welt leisten, wenn er ihnen die dazu nöthige Ruhe vergönnt, werden durch das Geräusche, das ihn umgiebt, unterdrückt, durch seinen Glanz verdunkelt: und für ihn ist das ganze Maaß der Bewunderung aufgehoben. Es ist endlich Zeit, es fleißiger zu bemerken, und freyer zu sagen, daß es ein höheres Verdienst gebe, als durch Tapferkeit und einen unüberwindlichen, unerschöpflichen Geist das Schicksal ganzer Völker zu entscheiden. Wir haben sogar mehr als eine Art von Helden. Die schrecklichen unter denselben würden den wohlthätigen in der Geschichte längst haben weichen müssen, wenn Schriftsteller, welche durch Beyspiele unterrichten sollen, nicht gleich den Dichtern oft gesucht hätten, die Nachwelt durch ihre Erzählungen bloß in Erstaunen zu setzen. Sie konnten die kriegerischen Helden so vieler Völker beurtheilen, und mit andern großen Männern vergleichen; allein sie haben dieselben meistentheils nur siegreich aufgeführet.

Ich habe nichts von den Gaben der großen Geschichtschreiber; aber ich suche wenigstens den Muth nachzuahmen, den einige unter ihnen bezeigt haben: und ich werde dabey keine Schwierigkeiten finden, weil ich in einem Zeitalter schreibe, dem man alles sagen darf. Es ist mir also erlaubt zu gestehen, daß ich den Nahmen eines der größten Feldherren des Alterthums noch nicht vor einen hinlänglichen Grund würde angesehen haben, dem Hannibal die erste Stelle in diesen Lebensbeschreibungen zu ertheilen. Die Zeit, zu welcher er gelebt hat, giebt sie ihm: und ich lasse ihm dieselbe hauptsächlich deswegen, um gleich Anfangs an

ihm

ihm eine Untersuchung anzustellen, die man noch wenig gewagt hat; mit welchem Rechte jene Abgötter der Geschichte, die Helden, so sehr bewundert werden? Hier dürfen die glänzenden Eigenschaften des Kriegers und Eroberers in keine Prüfung gezogen werden, weil sie längst durch das Urtheil der Kenner, und so vieler Jahrhunderte mit ihnen, ausser Streit gesezt sind. Es würde für mich ein eben so seltsamer Einfall seyn, die Größe des Hannibal nach den Regeln der Kriegskunst weitläuftig zu richten, als er es selbst an dem Phormio, einem peripatetischen Weltweisen zu Ephesus, thöricht fand, daß sich derselbe unterstand, ihm eine lange Vorlesung von den Pflichten eines Feldherrn, und von dem Kriegswesen überhaupt, zu halten. So lange ich ihn an der Spitze seines Kriegsheers sehen werde, kann ich nicht viel mehr thun, als die Erzählungen und Meinungen kluger Schriftsteller von ihm zu sammlen. Aber wenn er als ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft, als ein Bürger seines Vaterlandes betrachtet wird: alsdenn hat jeder Mensch ein Recht seine Stimme über ihn zu geben; und ich gebe also auch die meinige dazu.

Der Staat von Carthago hatte schon über sechshundert Jahre in Africa geblühet, und war durch den ausgebreiteten Handel seiner Bürger nicht allein sehr reich, sondern auch so mächtig, durch Kriege und Eroberungen so furchtbar geworden, daß er Rom die Herrschaft über die Welt streitig machte, als derjenige gebohren wurde, der den wahren Grund zum Untergange desselben gelegt hat. Hannibal, dessen Nahmen die Römischen Schriftsteller auch Annibal schreiben, kam daselbst, ohngefähr drittehalb hundert Jahre vor Christi Geburt, zur Welt. Sein Vater Hasmilcar, mit dem Zunahmen Barcas, war einer der

berühmteſten Feldherren, welche die Carthaginenſer bisher gehabt hatten. Ihre Kriegsvölker hatten unter ſeiner Anführung in Sicilien glücklich gefochten: und wenn er gleich den erſten Puniſchen Krieg mit den Römern, durch einen, für ſein Vaterland nachtheiligen Frieden endigen mußte; ſo geſchahe es bloß, weil die Kräfte deſſelben zu ſehr erſchöpft waren. Er wartete nur auf eine neue Gelegenheit, die Römer bekriegen zu können. Um ſich in die Verfaſſung zu ſetzen, welche dazu erfordert wurde, breitete er die Herrſchaft der Carthaginenſer ſehr weit in Spanien aus: er ſammelte daſelbſt Schätze, Kriegsvölker, und andere Bedürfniſſe in großer Menge. Sein Sohn war neun Jahr alt, als er in dieſes Land mit ſeinem Kriegsheere überſezte. Er fragte den Knaben, ob er ihn bey dieſen Feldzuge begleiten wollte; und als ſich derſelbe nicht allein willig dazu bezeigte, ſondern auch ſeinen Vater eifrig bat, ihn mitzunehmen: ließ ihn dieſer an den Altar treten, auf welchem er ein feyerliches Opfer brachte, denſelben anfaſſen, und in dieſer Stellung ſchwören, daß er ſein ganzes Leben hindurch ein Feind der Römer ſeyn wollte. Hannibal iſt dieſem Eyde zum Unglück der Römer, der Carthaginenſer, und endlich auch zu ſeinem eigenen, getreu geblieben.

Nachdem ſein Vater in einer Schlacht das Leben verloren hatte, oder vielleicht noch eher, kehrte er nach Carthago zurück. Allein Hasdrubal, ſein Schwager, verlangte ſehr zeitig, daß er ihm nach Spanien, wo er an Hamilcars Stelle der oberſte Befehlshaber geworden war, zugeſchickt werden möchte. Der Senat von Carthago war über dieſes Begehren nicht einig. Die Barciniſche Familie mit ihren Anhängern bemühte ſich ſehr, es dahin zu bringen, daß demſelben willfahret würde, damit Hannibal früh genug zum

Kriege

Kriege gewöhnet werden, und die Größe seines Vaters erreichen möchte. Diese Parthey suchte offenbar nur das Ansehen ihres Hauses zu befestigen, und aus demselben einen großen Krieger für den Staat zu ziehen. Die andere Parthey, welche weiser, aber eben deswegen auch weit kleiner war, glaubte nicht, daß es ihrem Vaterlande zuträglich sey, junge Helden zu besitzen, die nicht anders Ruhe, als in einer Reihe von Kriegen finden; sondern daß es vielmehr darauf bedacht seyn müsse, seine innerliche Stärke durch Bewahrung des Friedens zu vermehren, und die Waffen nur zu seiner Vertheidigung zu ergreifen. Hanno war an der Spitze dieser wenigen Patrioten. Er machte nicht allein in der Rede, welche er bey dieser Veranlassung hielt, dem Hasdrubal bittere Vorwürfe; sondern eröfnete auch, was er von dem Hannibal besorgte. „Fürchten wir etwan, sagte er, der Sohn des Hamilcar möchte zu spät sich an die herrschsüchtigen Gesinnungen desselben, und an die Art von Regierung, welche er geführet hat, gewöhnen? oder wir möchten nicht zeitig genug dem Sohne desjenigen dienen, der beynahe als König seinem Eydam unsere Kriegsheere gleichsam als eine Erbschaft hinterlassen hat? Ich halte vielmehr davor, man müsse diesen Jüngling zu Hause unter der Herrschaft der Gesetze halten, und die Aufsicht der Obrigkeit müsse ihn lehren, sich an den Rechten der übrigen Bürger zu begnügen; damit nicht dieser kleine Funken dereinst eine große Feuersbrunst anrichten möge.“ Diese wahren und wichtigen Vorstellungen konnten es nicht verhindern, daß der größere Hauffen die Oberhand behielt: und Hannibal gieng also nach Spanien.

Kaum war er daselbst angelanget, so zog er die Augen aller Soldaten auf sich. Sie glaubten an ihm

seinen Vater wieder zu sehen; er hatte mit demselben die lebhaften Züge des Gesichts, und das Feuer der Augen gemein. Bald aber wurde er wegen seiner vorzüglichen Gaben, durch welche er sich in den Kriegsdiensten Ehre erwarb, ungemein beliebt. Er war drey Jahre hindurch unter dem Hasdrubal Befehlshaber der Reiterey: und nachdem dieser ums Leben gekommen war, erwählte ihn das Kriegsheer zu seinem obersten Feldherrn, da er noch nicht das fünf und zwanzigste Jahr erreicht hatte. Man bestätigte diese Wahl zu Carthago; so gewiß man auch voraussehen konnte, daß ein neuer Krieg für den Staat unvermeidlich sey, wenn er die höchste Gewalt der Waffen in so junge und unruhige Hände überlieferte. Hannibal scheinet auch zu eben derselben Zeit einer von den beyden Suffeten geworden zu seyn, welche jährlich zu Carthago gewählet wurden, und daselbst ohngefähr eben dieselbe Würde bekleideten, welche die Consuli zu Rom besaßen, das ist, ein Jahr lang die oberste Aufsicht über alle Angelegenheiten des Staats führten. Von dem Tage an, da das Kriegsheer der Carthaginenser in Spanien unter seinen Befehlen stand, war er auf nichts eifriger bedacht, als sich zum Kriege wider die Römer zu rüsten. Er schien zu fürchten, daß ihn nicht ebenfals, wie seinen Vater und Schwager, der Todt mitten in diesem Entschlusse übereilen möchte.

Man wird hier vor allen Dingen begierig seyn zu erfahren, was ihn [illegible] eine dringende Nothwendigkeit zu einem neuen Krieg fortgerissen habe. Kriege sind ein so großes Unglück für die Menschen, daß auch gerechte Ursachen, der scheinbarste Vorwand sie zu führen, Ehre und Nutzen, welche dadurch erworben werden können, daß alles dieses zusammen genommen, den-

denjenigen nicht immer vollkommen rechtfertiget, der das Zeichen zu ihrem Anfange giebt. Hannibal folgte dabey würklich nicht allein seinen Leidenschaften, sondern auch gewissen Grundsäzen, welche er aus dem Schicksal seines Vaterlandes hernahm. Der Haß gegen die Römer, den er von seinen nächsten Anverwandten geerbt hatte, und der Eyd, den man ihn, um denselben zu unterhalten, noch in seiner Kindheit hatte ablegen lassen, beherrschten ihn zwar mit aller ihrer Stärke; allein sie gründeten sich zugleich auf die alte Eifersucht und mißtrauische Furcht, welche Rom und Carthago von einander schieden; noch mehr aber auf das treulose Bezeigen, welches die Römer erst vor kurzem, mitten im Frieden, gegen die Carthaginenser beobachtet hatten. Diese waren gleich nach dem Ende des ersten Punischen Kriegs, von den fremden Soldaten, die sie während desselben im Solde gehabt hatten, angegriffen, und in die äusserste Verlegenheit gebracht worden. Ihre Besatzungen in Sardinien, welche aus eben dergleichen Soldaten bestanden, fielen gleichfals von ihnen ab. Die Römer beschüzten nicht nur diese Aufrührer, sondern sie bedienten sich auch dieser Gelegenheit, sich der Insel selbst zu bemächtigen; ja sie nöthigten sogar die Carthaginenser, ihnen eine große Summe Geldes zu bezahlen. Wenn diese leztern sich zu derselben Zeit allem unterwerfen mußten, was Rom von ihnen forderte: so scheinen sie desto mehr berechtigt gewesen zu seyn, sich, sobald ihre Kräfte wieder hergestellt waren, an den Römern dafür zu rächen. So dachten auch Hamilcar, Hasdrubal und Hannibal: und ich zweifle nicht, der größere Theil meiner Leser werde sich mit ihnen vereinigen. Der größte Geschichtschreiber des Alterthums, Polybius, ist auch gewissermaaßen auf dieser Seite. „Wenn die „Carthaginenser, sagt er, von den Römern verlangt

„hätten, daß sie ihnen Sardinien und das eben so ge„waltthätig abgezwungene Geld zurückgeben sollten „und wenn sie ihnen, im Fall ihrer Weigerung, den „Krieg angekündigt hätten: so wäre ihr Betragen nicht „zu tadeln.“ Ich bin weit davon entfernet, diese Gründe zu bestreiten. Aber war dieser Krieg, den man nach einem solchen Versuche ihn zu verhüten, gerecht nennen konnte, auch unumgänglich nothwendig wie es billig ein jeder seyn sollte? Hannibal wollte seinem Vaterlande Genugthuung verschaffen. War es ohne dieselbe weniger glükseelig? Kein Mensch wird dieses behaupten. Die Carthaginenser hatten ansehnliche Besizungen in Africa und Spanien; sie waren auf dem festen Lande und zur See mächtig genug, um sich zu vertheidigen; ihre blühende Handlung vermehrte ihre Reichthümer täglich; und weder der Verlust von Sardinien, noch von den zwölfhundert Talenten, welche sie den Römern hatten zahlen müssen, hatte in ihre Wohlfahrt einen so unzertrennlichen Einfluß, daß sie deswegen die Waffen hätten ergreifen müssen. Sie konnten im ruhigen Genuß ihrer Eroberungen und Güter einen Angriff ohne Schaden erwarten; aber nicht ohne Gefahr vornehmen. Hannibal sahe bey seinem Eifer nicht auf den ungewissen Ausschlag des Krieges; nicht auf das Leben vieler Tausende, das er aufzuopfern im Begriff war; er ließ sich durch den Gedanken von der Zerrüttung der innerlichen Sicherheit und Wohlfahrt seines Vaterlandes, welche auch der glücklichste Krieg unausbleiblich nach sich zieht, in seinen Entwürfen nicht stören. Die Rachbegierde, sein hiziger, an tapfere Unternehmungen gewohnter Geist, und vermuthlich auch das Verlangen nach Ruhm und Ehre, siegten bey ihm über alle andere Betrachtungen.

Man kann freylich diesen Krieg, den er anfeuerte, von andern Seiten auch als dringend vorstellen. Nachdem

dem die Carthaginenſer Sicilien und Sardinien verloren hatten, war dadurch ihren Einkünften, ihrer Handlung und Schiffahrt eine der reichſten Quellen entzogen worden; die Macht der Römer fieng an der ihrigen überlegen zu werden; ihre Beſizungen in Africa und Spanien ſchienen gegen dieſe weniger als ſonſt geſichert zu ſeyn; die Eroberungsſucht der Römer hätte ſie treulos mitten im Frieden gemacht, und Unterhandlungen mit ihnen über die gerechten Beſchwerden gegen ſie zu pflegen, konnte ihnen nur Zeit verſchaffen, die Zubereitungen zu einem plözlichen Kriege leichter zu vollenden. Dieſes war die Gefahr von Carthago; allein wenn es gerüſtet, wachſam, geſchäftig für ſein inneres Wohl verblieb, wurde dieſelbe ſehr verringert; dahingegen der Krieg, Statt einer bloßen Gefahr, einem Staate, in dem es zwo feindlich geſinnte Partheyen gab, und der hauptſächlich durch die Handlung blühend geworden war, ein faſt gewiſſes Unglück drohte.

Eine andere Betrachtung ſcheint dieſen Krieg, wo nicht für Carthago, doch für den Hannibal, nothwendig gemacht zu haben. Er hatte von der Parthey des Hanno alles zu befürchten, wenn der Friede fortdauerte. Verwickelte er aber ſein Vaterland in einen Krieg, zumal in einen ſo wichtigen und langwierigen, als ein mit den Römern zu führender werden mußte: ſo dienten die öffentlichen Beſorgniſſe zu ſeiner Sicherheit; war er glücklich in dieſem Kriege, ſo ſtieg ſein Anſehen deſto höher, und die Partheyen zu Carthago konnten auf dieſem Wege endlich ganz unterdrückt werden. So urtheilt wenigſtens Appianus von den Bewegungsgründen des Feldherrn: ein Geſchichtſchreiber, der zwar lange nach ihm gelebt hat; aber nicht verächtlich iſt. Es iſt wahrſcheinlich genug, daß Hannibal ſolche perſönliche Abſichten gehabt haben möchte, wie

andere Feldherren oder auch Staatsmänner in alten und neuen Zeiten hatten. Aber so sehr sie auch sein Art zu handeln begreiflich machen könnten; so würden sie doch zu seiner Vertheidigung nicht viel beytragen.

Hannibal suchte die Anschläge, welche er gegen Rom gefaßt hatte, noch eine Zeitlang zu verbergen, um sich durch die gänzliche Unterwerfung von Spanien die Ausführung derselben zu erleichtern. Die Römer hatten, da sie auf die Eroberungen der Carthaginenser in Spanien aufmerksam geworden waren, mit dem Hasdrubal einen Vertrag geschlossen, daß der Fluß Iberus, welcher jezo Ebro heißt, die Gränzscheidung zwischen dem Gebiete der Carthaginenser und der Römischen Bundsgenoßen abgeben sollte; und den Einwohnern von Saguntum, einer Stadt, welche nicht weit von dem heutigen Valentia, nahe am Meere lag, war zugleich eine völlige Unabhängigkeit ausgemacht worden. Die Saguntiner waren Bundsgenossen der Römer: daher beunruhigte sie Hannibal im Anfange gar nicht, weil ihm sein Vater den Rath gegeben hatte, sich vorher von allen andern Seiten in Sicherheit zu stellen, ehe er die Römer zum Kriege reizen möchte. Er griff dagegen zuerst die Olcader an, und brachte dieses Volk unter seine Botmäßigkeit. Nachdem er sein Kriegsheer mit Beute bereichert, und den Winter hindurch zu Neu-Carthago, welches vom Hasdrubal war erbauet worden, hatte ausruhen lassen, führte er es gegen die Vaccäer, welche er gleichfalls überwand. Allein auf seiner Rückkehr wurde er von einem Theil dieser beyden Völker, welche noch die Carpetaner, die in der Gegend des jezigen Madrit wohnten, auf ihre Seite gezogen hatten, nicht weit von dem Flusse Tagus, den man jezt Tajo nennt, angefallen. Hannibal gieng beym Anbruch der Nacht

mit

mit seinem Heere über den Fluß, und lagerte sich nicht weit von demselben, um die Feinde anzulocken, daß sie gleichfalls übersezen und ihn angreifen möchten. Ihre sehr überlegene Anzahl, und die Meinung, daß Hannibal vor ihnen geflohen sey, verleitete sie, diesen gefährlichen Schritt zu thun. Sie wurden, da sie sich ohne Ordnung in den Fluß hineinwarfen, zum Theil von demselben verschlungen; andere kamen durch die Reiterey, die sich ihnen im Flusse entgegen sezte, oder wenn sie das Ufer erreichten, durch die Elephanten ums Leben; und ehe sie sich noch an dem jenseitigen Ufer von dieser Verwirrung erholen konnten, gieng Hannibal selbst mit seinen Kriegsvölkern durch den Fluß, jagte sie in die Flucht, und brachte bald auch die Carpetaner unter seine Gewalt. In diesem ersten bedenklichen Vorfalle, dem er ausgesezt war, zeigte sich schon die ganze Geschicklichkeit eines Feldherrn.

Da nunmehr alle Völker jenseits des Iberus, die Saguntiner ausgenommen, der Herrschaft der Carthaginenser unterworfen waren: so glaubte Hannibal, daß es Zeit sey, auch diese zu bekriegen. Er suchte eine Gelegenheit, solches mit einigem Scheine des Rechts thun zu können, und nahm sich deswegen ihrer Nachbarn, der Turdetaner, an, welche mit ihnen in eine Zwistigkeit gerathen waren, die er am stärksten unterhielt. Die Saguntiner merkten sein feindseeliges Vorhaben: sie schickten Gesandten nach Rom, und baten wider ihn geschüzt zu werden. Die Römer sandten darauf einige Abgeordnete an den Hannibal, welche von ihm verlangten, daß er den alten Vertrag zwischen beyden Nationen nicht übertreten möchte. Allein der glückliche Erfolg, der seine Kriege bisher begleitet hatte, und sein unveränderlicher Vorsaz, die Römer anzugreifen, machten, daß er einen sehr nichtigen Vor-

Vorwand gebrauchte, warum er an den Angelegenheiten von Saguntum Antheil nehmen müſſe. Die Römer, ſagte er, hätten bey einem Aufſtande, der ſich vor einigen Jahren in dieſer Stadt erhoben, und zu deſſen Dämpfung man ihren Ausſpruch begehret hätte, einige der vornehmſten Einwohner ungerechter Weiſe zum Tode verurtheilet: eine Grauſamkeit, welche er zu rächen im Begriff ſtehe. Nach Carthago hingegen berichtete er, die Saguntiner hätten, ſtolz auf ihre Verbindung mit den Römern, einige den Carthaginenſern unterworfene Völker beleidigt: und er verlangte Befehle, wie er ſich gegen ſie verhalten ſollte. Kurz darauf fieng er an, Saguntum zu belagern. Von der Eroberung dieſer Stadt verſprach er ſich viele Vortheile. Er benahm dadurch den Römern alle Hoffnung, den Krieg mit ihm in Spanien führen zu können; er ſezte durch dieſes Beyſpiel alle Spaniſche Völker in Schrecken, und machte ſie williger, den Carthaginenſern zu gehorchen; war Saguntum erſt in ſeinen Händen, ſo hatte er bey ſeinem bevorſtehenden Feldzuge nach Italien, den Rücken deſto freyer; er bekam aus dieſer reichen Stadt neue Hülfsmittel zu ſeinem Kriege, und ſein Kriegsheer mußte durch die Beute, die es in derſelben fand, angefeuert werden, ihm auch weiter zu folgen; zu Carthago ſelbſt aber mußte man durch dieſen Anblick bewogen werden, ſein übriges Unternehmen zu billigen. Man mag nun von ſeinem Kriege urtheilen wie man will; ſo iſt es doch gewiß, daß er bey demſelben keine beſſern Maaßregeln hätte nehmen können. Er erreichte alle ſeine Abſichten, nachdem er Saguntum im achten Monathe der Belagerung erſtiegen hatte. Die Einwohner dieſer unglücklichen Stadt wurden eines der merkwürdigſten Exempel von Standhaftigkeit und Treue, deren die Geſchichte Meldung thut. Entfernt von den Römern,

von

von welchen ſie gar keine Hülfe erwarten konnten, vertheidigten ſie ſich mit unglaublichem Muthe, und verbrannten ſich endlich lieber ſelbſt, als daß ſie ſich dem Feinde ergeben hätten. Die Römer machten ſich den traurigen Vorwurf, ſolche Bundsgenoſſen nicht zeitig genug unterſtüzt zu haben; zugleich aber bewunderten ſie mit einer Vermiſchung von Furcht die kriegeriſche Lebhaftigkeit des Hannibal, welche ſie bisher an keinem ihrer Feinde wahrgenommen hatten.

Unterdeſſen waren die Römiſchen Geſandten zu Carthago angelangt, wo ſie ihre Klagen über den Hannibal anbrachten, und begehrten, daß derſelbe zur Strafe wegen des gebrochenen Vertrags zwiſchen beyden Völkern, den Römern möchte ausgeliefert werden; wenn man ſich aber weigern würde, ſolches zu thun, ſo war ihnen aufgetragen, dieſem Staate den Krieg anzukündigen. Ihr Antrag wurde ſehr übel aufgenommen. Der Senat wollte nichts von einem Vergleiche wiſſen, der zwiſchen dem Hasdrubal und den Römern wäre geſchloſſen worden, indem er denſelben nicht beſtätigt hätte, und alſo auch ändern könnte. Er berief ſich nur auf den Inhalt des lezten Friedens, in welchem von Spanien nichts gedacht würde, und zu deſſen Zeit auch die Saguntiner, welche er als die Urheber des jezigen Kriegs vorſtellte, noch nicht Bundsgenoſſen der Römer geweſen wären. Hanno allein mißbilligte die Gewalt, welche man dem Hannibal überlaſſen hätte; er ſagte einen unglücklichen Ausgang dieſes Kriegs vorher, der mit ſo offenbarer Treuloſigkeit und Ungerechtigkeit angefangen würde; und erklärte ſich zulezt, ſeine Meinung ſey, daß dieſer Mann, welcher den Frieden gebrochen hätte, nicht nur den Römern übergeben, ſondern auch ſelbſt wenn ihn niemand verlangte, an das äußerſte Ende der Welt geſchickt

ſchickt werden ſollte, damit man ſeinen Nahmen nimmermals hören, und er nie die Ruhe des Staats unterbrechen möchte. Man müſſe ſogleich, ſezte er hinzu Geſandte nach Rom ſenden, welche der Republik die gebührende Genugthuung leiſteten; dem Hannibal müſſe befohlen werden, das Kriegsheer von Saguntum zurück zu ziehen; er ſelbſt aber müſſe ausgeliefert und den Saguntinern alles abgenommene wieder gegeben werden. Hanno ſprach vergeblich: die glänzenden Thaten des Hannibal und die Menge waren wider ihn. Saguntum wurde mittlerweile eingenommen, und die Römer kündigten Carthago den Krieg an, den Hannibal auch ohne dieſe Feyerlichkeit, welche Mäßigung, Liebe zur Gerechtigkeit und Wohlſtand aufgebracht zu haben ſcheinen, gegen ſie würde geführt haben.

Eingenommen von dem wichtigen Grundſaze, dem alle große Feldherren gefolgt ſind, daß man ſeine Feinde in ihrem eignen Lande bekriegen müſſe, bereitete ſich jezt Hannibal, die Römer in Italien ſelbſt aufzuſuchen. Ein ſehr langer Weg, ungemeine Beſchwerlichkeiten und Gefahren führten ihn dahin; allein er war allem Anſehen nach verloren, wenn er ſie in Spanien erwartete. Er ſorgte zuvörderſt für die Sicherheit ſeiner Eroberungen in dieſem Lande, und ſeines Vaterlandes ſelbſt. Nach Africa, inſonderheit nach Carthago, ſchickte er ein anſehnliches Heer von Spaniern, und in Spanien ließ er unter dem Befehl ſeines Bruders Hasdrubal, funfzehn tauſend Soldaten zurück; welche faſt lauter Africaner waren. Indem er beyde Kriegsheere aus ihrem Vaterlande in ein fremdes Land verſezte, glaubte er deſto mehr ihrer Treue verſichert zu ſeyn, wenn das eine gleichſam einen Bürgen für das andere abgäbe; und er hat ſich hierinne

nicht

nicht betrogen. Ehe der lezte Winter angieng, den er in Spanien zubrachte, ließ er die aus diesem Lande gebürtigen Soldaten vor sich kommen, die er mit sich führen wollte, und stellte ihnen vor, daß zwar ganz Spanien zur Ruhe gebracht sey, und sie also ihrer Dienste entlassen werden könnten; daß sie aber durch einen Krieg mit auswärtigen Völkern, nicht allein Ruhm, sondern auch große Beute erlangen würden. Und da es ungewiß sey, wie bald sie aus demselben zu ihren Familien zurückkommen dürften, so vergönne er ihnen, den Winter bey denselben zuzubringen. Sie bedienten sich fast alle dieser Erlaubniß; Hannibal aber zog daraus den Vortheil, daß sie ihm noch mehr zugethan wurden, und mit ganz neuen Kräften in den folgenden Feldzug kamen. Sein Vertrauen wurde durch einen Traum gestärkt, in welchem ihm die Verwüstung von Italien, und ein himmlischer Wegweiser, der ihn dahin führte, vorgestellt wurde: eine Vorbedeutung, die ihm, wie er glaubte, die Götter zusandten; die sich aber seine Einbildungskraft selbst mag erzeugt haben, weil er voll von seiner bevorstehenden Unternehmung war.

Er gieng endlich mit neunzig tausend Mann Fußvolk, und zwölf tausend Reitern über den Iberus, und näherte sich den Pyrenäischen Gebürgen, welche Spanien und Frankreich von einander scheiden, nachdem er in der dortigen Gegend den Hanno mit eilf tausend Mann zur Besazung bey den überwundenen Völkern hinterlassen hatte. Hier verließen ihn einige tausend Spanier, denen ein so entlegener Feldzug nicht gefiel. Denn nunmehr erfuhr das Kriegsheer erst mit Gewißheit, daß es nach Italien ziehen sollte. Hannibal gab darauf über sieben tausend andern den Abschied, bey denen er ebenfals wenig Lust zum Feldzuge

zuge bemerkte, und sagte öffentlich, er hätte auch j
selbst zurück geschickt. Er behielt damals nur n
neun und funfzig tausend Mann, welches aber un
mein geübte und tapfere Kriegsvölker waren, übr
Von den Pyrenäischen Gebürgen stieg er nach Gall
herab, und gelangte ungestört bis an das Ufer
Rhone, oder, wie sie damals hieß, des Rhodan
Die Volcä, eine streitbare Nation, welche an beyd
Ufern dieses Flusses wohnte, zogen sich alle an das j
seitige hinüber, und suchten ihm den Uebergang
verwehren. Hannibal hatte große Ursache, die
Uebergang mit Gewalt zu beschleunigen. Schon n
ein Römisches Kriegsheer unter der Anführung
Consul Publius Cornelius Scipio, bey Ma
lia, oder dem jezigen Marseille, ans Land getret
und näher gegen die Rhone zu gerückt. Eine etw
frühere Ankunft der Römer, zuverläßigere und geschw
dere Nachrichten, die sie von dem Zuge des Han
bal hätten einziehen können, würden sie in den Sta
gesezt haben, ihn von den Gränzen Italiens beyn
unfehlbar abzuhalten. Sie konnten sich leicht mit d
Galliern vereinigen, welche Hannibal an der Rho
zu bekriegen vor sich fand. Er würde es niemals, o
doch nicht ohne den gewißesten und größesten Verlu
gewagt haben, im Angesichte beyder Heere über dies
Fluß zu gehen: und er mußte über denselben seze
wenn er Italien erreichen wollte. Auch in dem Fal
daß er diesen Uebergang ausführte, befand er sich
einer neuen Verlegenheit. Sein sehr geschwächt
Heer behielt alsdenn das Römische im Rücken, das ih
bis an die Alpen nachfolgen konnte, und ein ander
erwartete ihn am Fuße dieser Gebürge in Italien. D
lein Scipio konnte keinen von allen diesen Vortheil
nüzen. Er glaubte, daß Hannibal kaum das Py
näische Gebürge verlassen hätte, und erstaunte dahe

als er hörte, daß derſelbe im Begriff ſey, in der Nähe von ihm, über die Rhone zu gehen. In der Ungewißheit, welche ihn zurück hielt, an welchem Orte er ſich dieſem Feldherrn entgegen ſtellen ſollte; zumal da ſich ſeine Soldaten von dem Schütteln der Schiffahrt noch nicht erholet hatten, begnügte er ſich daran, einige hundert Reiter auszuſchicken, um die Bewegungen des Hannibal zu erforſchen. Sie geriethen mit einem weit zahlreichern Hauffen Numidier, welche in gleicher Abſicht herumſtreiften, in ein Gefechte, das für ſie glücklich ausſchlug: und dieſer Verſuch war der einzige in Gallien, aus welchem Hannibal ſehen konnte, daß ſich Scipio ihm widerſezen wollte. Man geſtehe nur, daß es nicht genug ſey, ein großer Feldherr zu ſeyn: glückliche Zufälle und Fehler der Feinde müſſen oft noch weit wichtigere Dienſte thun, als Klugheit und Tapferkeit.

Hannibal hatte in der Eile eine Menge von Schiffen, Kähnen und Booten verfertigen laſſen, um auf denſelben ſeine Soldaten über die Rhone zu bringen. Allein die Menge der Gallier an dem gegenſeitigen Ufer war ein zu ſtarkes Hinderniß wider dieſen Uebergang, wenn er nicht ein Mittel finden konnte, ſie zugleich von der Seite anzugreifen. Er ſchickte daher einen Theil des Heeres, unter den Befehlen eines Hanno, bey der Nacht fort, und ließ denſelben eine Tagreiſe weiter hinauf über den gedachten Fluß ſezen, ſodann aber ſich unbemerckt den Feinden nähern. Da er erfuhr, daß dieſes vollbracht ſey, fieng er mit ſeinen übrigen Kriegsvölckern an, über die Rhone zu fahren. Die größern Schiffe wurden in eine Reihe, dem Strohm entgegengeſtellt, um die Gewalt ſeiner Wellen zu brechen. Ein Theil der Pferde ſchwamm neben den übrigen Schiffen, aus welchen ſie von den Reitern mit dem Zügel feſt-

festgehalten wurden; viele Pferde aber befanden
gesattelt und gezäumt in den Schiffen, damit die A
terey sogleich mit denselben den Angriff thun kön
Die Gallier suchten sehr muthig diese Flotte zurück
treiben, bis Hanno sich ihres Lagers bemächtigte,
sie selbst im Rücken anfiel: worauf sie sogleich die Flu
ergriffen. Auf diese Weise gieng Hannibal mit
ringem Verluste, etwas oberhalb Avignon, über
Rhone. Die Elephanten, welche er mit sich führ
und welche damals einem Kriegsheere eine Ueberleg
heit über seine Feinde verschafften, weil sie durch ih
ungeheure Größe und Stärcke alles durchbrachen, m
keiner Art Waffen, außer dem Genicke und dem Hi
terleibe, verwundet werden konnten, und noch auf i
ren Rücken eine Menge von Soldaten führten, veru
sachten ihm die meiste Mühe bey diesem Uebergang
Man mußte ein großes Floß mit Seilen an das Ufe
festmachen, und es ganz mit Erde bedecken, dam
sich diese Thiere einbildeten, als wenn sie auf dem f
sten Lande giengen: und an dieses Floß war ein and
res angebunden, welches man ablösete, wenn sie da
selbe betreten hatten. Wir brauchen in unsern Kri
gen keine Elephanten, wenn wir sie gleich aus Asie
und Africa bekommen könnten, weil sie uns bis au
ihre Zähne, oder bis auf das Elfenbein, fast völli
unbrauchbar geworden sind; aber wir dürfen deswege
über die Art der Alten zu streiten, nicht lachen. Si
war gewißermaaßen menschlicher und vernünftiger al
die unsrige, indem sie niemals unbedeckte Soldate
gegen zerschmetterndes und glühendes Metall geführ
haben, das eigentlich nur dazu dienen sollte, Mauern
und Wälle umzuwerfen.

Drey Tage nach dem Abzuge des Hannibal von
der Rhone, langte Scipio mit seinem Kriegsheere
bey

bey dem ehemaligen Lager desselben an, bereit, sich mit ihm in eine Schlacht einzulassen. Da er aber sah, was derselbe vor einen weiten Vorsprung gewonnen hatte, schickte er seinen Bruder mit dem größten Theil seiner Soldaten nach Spanien wider den Hasdrubal, gieng mit dem kleinen Reste zu Schiffe, und begab sich über Genua an den Po, um mit dem Heere, welches daselbst stand, dem Hannibal zu begegnen. Dieser rückte längst der Rhone, mitten durch Gallien, immer näher auf die Alpen zu. Er entfernte sich, indem er diesen längern Weg ergriff, immer weiter von der See, damit er nicht genöthigt würde, ein Treffen mit den Römern anzunehmen, und sein Kriegsheer unvermindert nach Italien bringen möchte. Diesen Rath hatte ihm ein gallischer Fürst ertheilet, der aus der Gegend des Po zu ihm gekommen war, und ihm sowohl den Beytritt der dortigen Völcker zum Kriege wider die Römer versprochen, als sich selbst zum Wegweiser über die Alpen angeboten hatte. Hannibal erndtete hierinne eine Frucht seiner weisen Sorgfalt ein. Er hatte bereits aus Spanien viele Kundschafter nach Italien gesandt, um die Beschaffenheit der dortigen Landschaften, welche er zuerst betreten mußte, die Anzahl und kriegerische Stärke der Einwohner, sonderlich aber ihren Haß gegen die Römer, auszuforschen. Er hatte auch an die Fürsten der Gallier in eben denselben Gegenden Abgeordnete geschickt, um sie auf seine Seite zu ziehen: denn er wußte, wie wichtig die Hülfe dieser Völcker bey dem unternommenen Kriege für ihn seyn würde. Die Ankunft ihrer Gesandten, durch welche sie ihn ihrer Freundschaft versicherten, und den Uebergang über die Alpen zwar als schwer, aber doch nicht als unmöglich vorstellten, ermunterte seine Soldaten, denen er diese Nachrichten bekannt machte.

Gleichwohl gerieth das carthaginenſiſche Kri
heer bloß durch die Nachrichten, welche es von den
pen erhielt, in Furcht, und es erſchrack, da es
entſezliche Höhe dieſer Gebürge, den Schnee und
Eis, welches ſie bedeckte, und die traurige Geſt
welche Menſchen, Vieh und Erde auf denſelben
ten, erblickte. Hannibal hatte den Muth der S
daten lange vorher durch die Erinnerung an ihre bish
rigen Thaten, und durch die Vorſtellung, daß die
Gebürge die Thore von Italien, ja von Rom ſelb
wären, geſtärckt. Sie fiengen endlich an, dieſelb
zu beſteigen. Noch hatten ſie keinen großen Weg z
rückgelegt, als ſie die Einwohner der Alpen ſahen, we
che die Anhöhen eingenommen hatten, um ihnen d
Durchzug ſtreitig zu machen. Da aber Hannibo
erfuhr, daß ſie dieſe Gegenden nur bey Tage beſe
hielten: ſo machte er ſich ſelbſt, an der Spitze ein
auserleſenen Hauffens, des Nachts davon Meiſte
Sie hätten ſein ganzes Heer zu Grunde richten könn
wenn ſie ſich in einen Hinterhalt verſteckt hätten, un
erſt alsdann auf daſſelbe hervorgebrochen wären, wen
es ſich in die engen Wege eingeſchloſſen hätte. Unter
deſſen fielen ſie daſſelbe doch auf ſeinem Zuge in de
niedrigern Wegen an, und brachten inſonderheit di
Pferde und Laſtthiere in Unordnung, welche viel
Knechte und auch einige Soldaten in die Tiefen mi
ſich fortriſſen; bis Hannibal die Feinde in die Fluch
ſchlug, und ihre Stadt nebſt einigen Flecken eroberte
aus welchen das Kriegsheer auf drey Tage Lebensmitt
zog. Die Gallier, zu denen er in der Folge kam,
ſuchten ihn zu betrügen. Sie brachten ihm Lebens
mittel, ließen ihm Geißeln zurück, und erboten ſich,
ihm den Weg zu zeigen. Er nahm dieſes an; allein
aus Mißtrauen gegen ſie, blieb er ſelbſt mit dem Kern
des Fußvolcks in dem hinterſten Zuge: eine Vorſicht,

die das Heer rettete. Denn da es in einem engen Paß angelangt war, wurde es auf allen Seiten von den versteckten Feinden angegriffen; sie trennten es sogar von einander, und Hannibal war eine Nacht hindurch ohne seine Reiterey und sein Gepäcke. Er verlor daselbst viele Soldaten; endlich aber drang er durch die Feinde fort, und kam am neunten Tage auf dem Gipfel der Alpen an. Hier ließ er sein Heer zween Tage ausruhen. Es fiel von neuem eine Menge Schnee: dieses machte, daß die Soldaten mit offenbarer Trägheit und Verzweifelung im Gesichte ihren Weg fortsezten. Hannibal zeigte ihnen, um sie aufzurichten, das flache Land von Italien, und die schönen Felder längst dem Po-Fluß in dem jezigen Piemont; er sezte hinzu, eine oder höchstens zwo Schlachten würden sie auf immer in den Besiz von ganz Italien sezen. Beym Herabsteigen der Alpen hatten sie zwar mit keinen Feinden mehr, aber mit desto größern Beschwerlichkeiten des Weges zu streiten. Sie fanden ihn fast durchgehends steil, eng und schlüpfrig; am allermeisten aber wurden sie bestürzt, da sie an einen Felsen kamen, der nicht allein an sich sehr jäh war, sondern auch durch die vor kurzem herabgeschossene Erde einen sehr tiefen Abgrund neben sich bekommen hatte. Weder Menschen noch Thiere konnten einen sichern Schritt auf demselben thun, weil der neugefallene Schnee von dem Eise bald weggewischt wurde, und alles auf dasselbe hinfiel, ohne sich wieder aufhelfen zu können. Und dennoch mußte an eben diesem Orte das Lager aufgeschlagen werden, nachdem man den gefrornen Schnee mit unglaublicher Arbeit weggeschafft hatte. Hierauf ließ Hannibal in den Felsen einen neuen Weg hauen. Es wurde ein großes Feuer auf demselben angezündet, und auf den glühenden Felsen eine Menge Eßig geschüttet, welcher denselben noch mehr erweichte. Man hat die-

ſer Erzählung des Livius Einwürfe entgegen
welche ſie nicht ganz umſtoßen. Der Eßig war
Kriegsheeren der Römer ſehr gebräuchlich; es i
unglaublich, daß ihn auch die carthaginenſiſchen
ſig mitgeführt haben mögen; man kannte ſeine
ſende Kraft über Steine und Felſen; und wenn
lybius dieſes Mittels bey dem gegenwärtigen V
nicht gedenckt, ſo ſcheinet er es als das gewöh
vorausgeſezt zu haben. Endlich gelangte das H
heer am funfzehnten Tage in die Ebenen von J
es war aber bis auf ſechs und zwanzig tauſend
herunter geſchmolzen.

Dieſer berühmte Uebergang des Hanniba
die Alpen iſt eine von den großen Unternehmun
der Geſchichte; ſie iſt aber von manchen alten un
en Geſchichtſchreibern noch weit bewundernswi
vorgeſtellt worden, als ſie im Grunde war. H
bal war nicht der erſte, welcher mit einem Krieg
über die Alpen zog. Die Gallier, welche an der
ne wohnten, hatten ſolches mehr als einmal ve
gethan, um den Galliern, die ihren Siß um d
hatten, wider die Römer zu Hülfe zu kommen.
nibal traf auch nicht lauter wüſte und unbewohn
bürge an; die Menge Menſchen, welche auf den
lebten, reichte ihm bald gezwungen, bald frey
Nahrungsmittel genug dar. Wäre ſein äußerſt
detes Heer ſogleich nach ſeiner Ankunft auf dem
Lande von den Römern angegriffen, und, wie
wahrſcheinlich iſt, überwunden worden: ſo wür
Nachwelt dieſes ganze Unternehmen, welches
viele tauſend Soldaten koſtete, wegen des unglüc
Ausgangs, eine unſinnige Verwegenheit nennen.
Außerordentliche und Schwere an derſelben wa
nemlich dieſes, daß ihm der Anzug auf dieſe G

durch häuffige Angriffe ſtreitig gemacht wurde, anſtatt daß die galliſchen Heere durch dieſe bekannten Gegenden ihrer Nachbarn und Freunde friedlich durchgelaſſen wurden; daß Hannibal, theils von ſeinen Wegweiſern verführt, theils weil er ſich ſelbſt einen Weg zu öffnen ſuchte, oft an unwegſame und wenigſtens von einem Kriegsheere nie betretene Oerter gerieth; daß er ein Heer von Africanern und Spaniern, und mithin Leute, welche an heiße Gegenden und Ebenen gewohnt waren, durch dieſe kalten und rauhen Gebürge, und mit ihnen ſo viele Laſtthiere und Elephanten, die nur für eine freye und breite Straße gemacht ſind, führte; kurz, daß er ein Vorhaben, das immer als kühn anzuſehen war, mit einer ſo unerſchrockenen Standhaftigkeit, mit ſo vieler Fertigkeit, die beſten Mittel gegen unvermuthete Gefahren zu ergreifen, verfolgte. Man iſt übrigens in unſern Zeiten nicht einig, auf welcher Seite Hannibal über die Alpen gezogen ſey. Die beyden wahrſcheinlichſten Meinungen ſind diejenigen, welche ihn entweder über den Berg Genevre, welcher in der Franzöſiſchen Landſchaft Dauphinee liegt, aus welcher Hannibal kam; oder über den Berg Cenis, der die gewöhnlichſte Straße über die Alpen ausmacht, gehen laſſen. Unter dieſen Meinungen iſt die leztere von einem der neueſten Reiſenden, welcher die Alpen betreten hat, dem Herrn Grosley, in ſeinen Neuen Nachrichten von Italien, mit ſo erheblichen Gründen beſtärckt worden, daß ich kein Bedencken trage, ihr beyzutreten.

Nach einigen Tagen Ruhe am Fuße der Alpen, deren das Heer des Hannibal ungemein benöthiget war, griff er das benachbarte Volck der Tauriner an, welche ſich weigerten mit ihm in Verbindung zu treten, eroberte ihre Hauptſtadt Tauraſia, und ließ alle, die ſich

ihm widerſezten, niederhauen. Dieſes Beyſpiel
Schärfe jagte ihren Nachbarn ſo viele Furcht ein, d
ſie Hauffenweiſe kamen, ſich dem Hannibal zu un
werfen. Aber nunmehr näherte ſich ihm auch d
Römiſche Heer unter der Anführung eben desjeni
Scipio, den er noch vor kurzem in Gallien an
Seite gehabt hatte. Er wunderte ſich, denſelben
reits am Po zu ſehen, und Scipio erſtaunte ſei
Seits, daß es dem Hannibal gelungen war, ü
die Alpen zu kommen, ohne mit ſeinem ganzen He
darüber zu Grunde zu gehen. Die Römer ſezten ü
den Ticinus oder Teſino im Mayländiſchen, u
lagerten ſich in einer Ebene zwiſchen dieſem Fluße u
dem Po; die Carthaginenſer waren ihnen bis daſ
entgegen gerückt: und eine Schlacht war alſo, zun
bey der Begierde beyder Feldherren ſich hervorzuthu
unvermeidlich. Der Ausſchlag derſelben mußte
beyde Theile ſehr wichtig werden; am wichtigſten
den Hannibal. Er befand ſich mit einer gering
Anzahl Kriegsvölcker in einem zwar fruchtbaren, ab
doch feindlichem Lande. Die Gallier, welche ſich
ihm geſchlagen hatten, waren bereit, ihn auf das erſ
Unglück, das ihn betreffen würde, zu verlaſſen. Hi
gegen konnte er auch gewiß erwarten, daß die übrig
Völcker dieſes Nahmens in der daſigen Gegend ſei
Parthey ergreiffen würden, wenn er erſt die Röm
geſchlagen hatte. Verlor er die Schlacht, ſo war nic
allein ſein Rückzug ſehr gefährlich; ſondern es ſta
ihm auch die äußerſte Noth bevor, indem er von all
Hülfe entfernt, ſeine Sicherheit auf den Alpen hät
ſuchen müſſen. Die Römer aber konnten, wenn
überwunden wurden, ſich leicht erholen, und ihn
wie ſie es auch würcklich gethan haben, eine Schlac
nach der andern anbieten.

In dieſen Umſtänden ſuchte Hannibal deſto mehr ſich des Siegs zu verſichern: und er munterte daher ſeine Soldaten nicht bloß durch Ermahnungen und Vorſtellungen zur Tapferkeit auf, ſondern wußte auch ihre Einbildungskraft auf das lebhafteſte zu rühren. Er hatte viele gefangene Jünglinge von den Einwohnern der Alpen, die ihm bey ſeinem Uebergange feindlich begegnet waren. Dieſe, welche bisher ſehr übel waren gehalten worden, fragte er vor den Augen ſeines verſammleten Kriegsheeres, ob einige von ihnen ſich mit einander unter der Bedingung in einen Zweykampf einlaſſen wollten, daß der Sieger eine prächtige Waffen-Rüſtung und ein Pferd bekäme; der Ueberwundene aber zugleich das Ende ſeines Lebens und auch ſeiner elenden Gefangenſchaft erreichte. Alle ſchrieen, daß ſie dazu willig wären; und nachdem das Gefechte geendigt war, prieſen die übrig gebliebenen Gefangenen nicht nur die Ueberwinder, ſondern auch diejenigen, welche das Leben dabey verloren hatten, in Vergleichung mit ihrem Zuſtande, überaus glücklich. Alles dieſes machte bey den Soldaten des Hannibal einen tiefen Eindruck, und ſie urtheilten eben ſo über dieſe Auftritte, als die Gefangenen. Hannibal ſagte darauf zu ihnen, er habe ihnen dieſelben deswegen zur Schau gegeben, damit ſie an fremden Schickſalen ihren eigenen gegenwärtigen Zuſtand betrachten lernen möchten. Sie befänden ſich in eben einer ſolchen Nothwendigkeit zu fechten; ſie hätten aber auch einerley Ausgang zu erwarten: entweder zu überwinden, oder zu ſterben, oder in einer mühſeeligen Gefangenſchaft zu ſchmachten. An einen ſichern Rückzug könnten ſie nicht, ſo wie die Römer, dencken; ſie müßten alſo mit keinem andern Entſchluße auf die Feinde loßgehen, als zu ſiegen, oder umzukommen. Er ſezte noch einiges hinzu, um die Soldaten zum Zorne gegen die Römer zu reizen, welche.

ihn und ſie wegen der Eroberung von Sagunt hät ausgeliefert wiſſen, und ſie in Spanien in gew Gränzen einſchließen wollen. Er erinnerte ſie au wie viele Vorzüge ſie vor den Römern durch krieg ſche Thaten von ſo vielen Jahren hätten, da jene gegen neugeworbene Soldaten wären, die nicht ein ihren Feldherrn noch kenneten. Es verlohnt ſich wo der Mühe, dergleichen Anreden aus Zeiten anzufüh ren, in denen die Tapferkeit eines jeden einzelen Sol daten noch einen ſo großen Antheil an dem Gewinn der Schlachten hatte. Hannibal that ſeinem Heere noch kurz vor der Schlacht große Verſprechungen, daſſelbe zu belohnen, wie es ein jeder in demſelben nur ſelbſt verlangen möchte: und indem er zugleich ein Lamm ſchlachtete, wünſchte er, die Götter möchten ihm eben ſo das Leben nehmen, wenn er ſeine Verheiſſungen nicht erfüllete.

Die Schlacht fiel zwiſchen dem Po und Teſino, in der Gegend des heutigen Pavia vor. Ihr Ausſchlag blieb nicht lange zweifelhaft. Die Römiſchen Bogen ſchützen, welche im erſten Treffen ſtanden, wurden gleich Anfangs durch die feindliche Reiterey ſo ſehr in Furcht geſezt, daß ſie ſich, ohne ihre Pfeile loßzudrücken, ins zweyte Treffen zurückzogen, und ihre eigenen Reiter in Verwirrung brachten. Das übrige Römiſche Kriegsheer fochte eine Zeitlang mit vielem Muthe; allein da es von der Numidiſchen Reiterey, der beſten, welche Hannibal hatte, auf den Seiten, und endlich im Rücken angegriffen wurde; da es auch ſeinen Feldherrn, den Scipio, ſehr gefährlich verwundet ſah, ergriff es ſogleich die Flucht. Dieſer erſte Sieg des Hannibal, den er ſeiner Reiterey zu dancken hatte, die weit zahlreicher und auch geübter als die Römiſche war, belehrte beyde Theile, welchem unter ihnen die

großen

großen Ebenen bey einer Schlacht vortheilhaft oder schädlich wären. Alle in der Nähe wohnende Gallier drängten sich jezt herbey, wie es Hannibal vorausgesehen hatte, um sich ihm zu unterwerfen, versorgten ihn mit Lebensmitteln, und nahmen in Menge bey ihm Dienste.

Er versäumte nicht die Römer zu verfolgen, welche sich nach Placentia gezogen hatten. Da er sich ihnen gegen über gelagert hatte, giengen mehr als zwey tausend Gallier, welche unter den Römern dienten, zu ihm über. Sie folgten dem Glücke der Carthaginenser, welche Besizer von ihrem Vaterlande waren, und Hannibal schickte sie in ihre Städte, damit sie auch ihre übrigen Landesleute für ihn einnehmen möchten. Dieser Zufall bewog den Scipio, auf seine Sicherheit zu dencken. Er mußte befürchten, daß alle Gallier seines Heeres und um ihn herum zu den Feinden abfallen möchten; er zog sich daher über die Trebia in das Land der Römischen Bundsgenossen zurück, befestigte sein Lager, und erwartete die Ankunft des zweyten Consul Tiberius Sempronius, der ihm mit einem frischen Heere zu Hülfe kam. Hannibal folgte ihm auch dahin nach; er fieng jedoch an, Mangel an Lebensmitteln in diesen feindlichen Gegenden zu leiden, bis ihm durch die Verrätherey eines Römischen Befehlshabers ein großer Vorrath derselben in die Hände fiel.

Er würde noch mehr in Verlegenheit gerathen seyn, wie er den Krieg fortsezen sollte, wenn nicht Sempronius seinen Absichten zu Statten gekommen wäre. Hannibal hatte alle Ursache, die Gallier durch neue Unternehmungen in ihrer Freundschaft gegen ihn zu stärcken; den Römern hingegen war daran gelegen, ihm

dazu

dazu keine Veranlaſſung zu geben, und ihre Soldaten den Winter hindurch beſſer zu üben. Er konnte alſo kaum erwarten, daß ſie ihm eine Schlacht anbieten würden, und ihre Stellung machte es ihm unmöglich, ſie dazu zu nöthigen. Allein Sempronius, der auf die Stärcke der beyden vereinigten Heere trozte, brannte vor Begierde nach einem Treffen. Er wurde noch mehr in Hitze gebracht, da die benachbarten Gallier um Hülfe wider den Hannibal baten, welcher ihr Land verwüſten ließ, weil ſie wegen des zweifelhaften Ausganges von dieſem Kriege ein heimliches Verſtändniß mit den Römern unterhielten. Sempronius ſchickte ſeine Reiterey ab, um ſie zu beſchützen: und da dieſe über die feindliche einen kleinen Vortheil erhielt, konnte ihn nichts mehr zurück halten, wider den Rath ſeines kranken Amtsgenoſſen, Anſtalten zur Schlacht zu machen.

Sobald Hannibal dieſes erfuhr, ſah er ſich nach einem Orte um, an welchem er einen Hinterhalt gegen die Römer legen konnte: denn er wußte, daß ſie dergleichen verborgene Anblicke in einem ſo ebenen und freyen Lande am wenigſten befürchten würden. Die Trebia floß zwiſchen beyden Heeren mitten durch. An ihren hohen Ufern gab es viele Büſche und Sträuche, welche dichte und groß genug waren, um auch Reiter zu verſtecken. Unter dieſe ſtellte Hannibal tauſend Mann Fußvolck, und eben ſo viele von der Reiterey, welche ſein Bruder Mago anführte. Gleich beym Anbruche des folgenden Tages ließ er die Numidier über den Fluß ſezen, auf das Lager der Feinde Anfälle thun, und ſie zum Gefechte herauslocken. Sempronius ſezte ihnen erſtlich ſeine ganze Reiterey entgegen; er folgte ihnen aber bald mit dem übrigen Heere, und da ſie ſich wieder in den Fluß hinein warfen, gieng er

ihnen

ihnen mit demſelben nach. Man war damals im Anfange des Winters; es fror eben an demſelben Tage ſtarck, und da die Trebia durch den nächtlichen Regen angeſchwollen war, ſo reichte das Waſſer den Römern bis an die Bruſt. Sie kamen daher, weil ſie noch nüchtern und gegen die Kälte nicht verwahrt waren, ſchon halb entkräftet aus dem Fluße heraus. Die Soldaten des Hannibal hingegen hatten auf ſeinen Befehl geſpeiſet, ſich am Feuer gewärmet, und ihren Leib mit Oel geſchmieret. Dieſer Unterſchied der beyden Heere zeigte bald nach dem Anfange der Schlacht ſeinen Einfluß. Die müden und hungrigen Römer konnten ihre naſſen Waffen zum Theil wenig gebrauchen, und waren überhaupt den friſchen feindlichen Völckern nicht gewachſen. Ihre vier tauſend Reiter wurden von den zehn tauſend Carthaginenſiſchen leicht zerſtreuet; noch mehr aber von der großen Menge Baleariſcher Bogenſchützen beunruhigt. Dazu kam noch das Schrecken der Elephanten, deren Geruch die Pferde nicht vertragen konnten. Das Fußvolck fochte alſo, von der Reiterey entblößt, mit größerm Muthe als Kräften, bis die Carthaginenſer aus ihrem Hinterhalte loßbrachen, und die Römer im Rücken angriffen. Dieſer Zufall und die Unordnung, in welche die Galliſchen Hülfsvölcker durch die Elephanten gebracht wurden, entſchied die Schlacht. Die Römer waren nunmehr von allen Seiten umringt; zehn tauſend Mann von den Legionen drangen daher, da ſie ſich nicht zurück ziehen konnten, mitten durch die Feinde durch, und gelangten glücklich nach Placentia. Andere Hauffen folgten ihnen nach, oder ſezten über die Trebia, um in ihr Lager zu kommen. Der größere Theil aber ihres Heeres gieng an dieſem Fluſſe verloren. Die Carthaginenſer ſelbſt waren nicht im Stande ſie weiter zu verfolgen; ſie ſtarrten von Kälte, Mattigkeit und

Wun-

Wunden; und der ungemeine Frost, mit Schnee und Regen vermischt, nahm ihnen nicht nur viele Menschen und Lastthiere, sondern auch alle Elephanten, bis auf einen, weg.

Hannibal, der diesen Sieg eben so sehr seinen geschickten Anstalten, als der Unbesonnenheit des Sempronius, zu dancken hatte, bediente sich desselben dazu, um die Italiänischen Völcker sich durch Güte zu Freunden zu machen. Mit den gefangenen Römern gieng er ziemlich hart um; allein ihren Bundsgenossen, die er durch die lezte Schlacht in seine Gewalt bekommen hatte, begegnete er nicht allein weit besser, sondern ließ sie endlich zusammen kommen, und sagte zu ihnen, er führe nicht mit ihnen Krieg, sondern vielmehr für sie wider die Römer, um sie in Freyheit zu sezen, und ihnen zu ihren alten Besizungen wieder zu verhelfen, welche ihnen von jenen wären entrissen worden: es müsse ihnen also ihr eigener Vortheil anrathen, seine Parthey zu nehmen. Nach dieser Versicherung schickte er sie alle ohne Lösegeld in ihr Vaterland zurück. Wären die Bundsgenossen der Römer weniger mit ihrer Regierung zufrieden gewesen, oder hätte Hannibal noch näher an Rom gestanden: so würde dieses schlaue Bewegen weit mehr Würckung gethan haben.

Er hielt sich unterdessen in seinem eigenen Heere nicht vor sicher genug. Die neue Freundschaft der leichtsinnigen und unbeständigen Gallier war ihm verdächtig: er fürchtete, sie möchten des Kriegs überdrüßig werden, und ihm, um sich von demselben frey zu machen, nach dem Leben stehen. Daher veränderte er während des Winters seinen Anzug sehr oft. Er sezte nicht nur vielerley fremde Haartrachten, die wir mit unsern wegen ganz andrer Bedürfnisse erfundenen Per-

Perrüquen und Touren vergleichen können, auf, die ihm bald das Ansehen eines jungen Mannes, bald eines Alten gaben; sondern er verkleidete sich auch denselben gemäß dergestalt, daß ihn sogar diejenigen, welche den häuffigsten Umgang mit ihm hatten, kaum erkennen konnten. Und eben weil er merckte, wie sehr die Gallier wünschten, daß der Krieg aus ihrem Lande in das feindliche möchte versezt werden, brach er bey dem ersten Anschein einer gelindern Witterung aus seiner Winter-Ruhe in dasselbe auf. Er hatte während derselben eine kleine Festung nicht weit von Placentia vergebens angegriffen, und war selbst dabey verwundet worden; aber eine andere sehr volckreiche Stadt überließ er, nachdem sie sich schon ergeben hatte, der Plünderung und allen Ausschweifungen seiner Soldaten. Vermuthlich sollten sie dadurch aufgemuntert werden, und der Krieg bedeckte diese Unmenschlichkeit; aber er rechtfertigte sie nicht.

Um in Etrurien, oder in das heutige Toscana einzudringen, hatte er zween Wege vor sich. Der eine war lang, bequem, und den Feinden bekannt; der andere hingegen, welcher weit kürzer war, führte durch Moräste, ohne gleichwohl ganz Grundlos zu seyn. Hannibal wählte den leztern: er kannte den Werth der Geschwindigkeit im Kriege, und außerdem wollte er den neuen Römischen Feldherrn, Cajus Flaminius, durch das plözliche Hervorbrechen an einem Orte, wo ihn derselbe gar nicht erwartete, bestürzt machen. Sein erster Versuch, über das Apenninische Gebürge zu gehen, war ihm gänzlich mißlungen. Er wurde auf demselben von einem so heftigen Sturmwinde, Regen und Gewitter überfallen, daß sein Heer dadurch beynahe noch mehr als auf den Alpen litte. Es mußte auf einmal in seinem Zuge inne halten, und

that vergebliche Verſuche, ein Lager aufzuſchlagen. Die Soldaten lagen zween Tage, von Kälte und Waſſer ſtarrend, untereinander, ohne ſich aufrichten zu können. Nach einem großen Verluſte an Menſchen und Thieren, kehrte Hannibal wieder in die Gegend von Placentia zurück. Hier war noch Sempronius Befehlshaber über die Römiſchen Kriegsvölker. Beyde Feldherren rückten einander bald entgegen, und es kam zu einem neuen Treffen. Gleich beym erſten Angriffe wurden die Carthaginenſer in die Flucht getrieben: ſie wurden ſogar bis in ihr Lager verfolgt. Allein da die Römer ſahen, daß ſie daſſelbe nicht erobern könnten, und ſich daher zurückzogen, ließ Hannibal, der ſeine Soldaten unterdeſſen wieder in Ordnung gebracht hatte, dieſelben auf allen Seiten gegen die Feinde ausrücken. Die Schlacht würde eine der hizigſten geworden ſeyn, wenn nicht bereits der größte Theil des Tages verfloſſen geweſen wäre; dieſes machte, daß der Verluſt an beyden Seiten gleich und unerheblich war. Einige Zeit darauf trat Hannibal ſeinen Zug nach Etrurien zum zweytenmale an. Da er an die ſumpfigte Gegend, die noch durch das Austreten des Arnus überſchwemmt war, kam, von welcher ich oben geredet habe, ließ er ſeine alten und beſten Soldaten, die Afrikaner und Spanier vorangehen, weil ſie an dergleichen Beſchwerlichkeiten am meiſten gewohnt waren; die Gallier folgten ihnen, und die Reiterey hatte die lezte Stelle. Mago mußte mit den Numidiern das Heer zuſammen halten, und ſonderlich die Gallier, wenn ſie, nach ihrer angebohrnen Weichlichkeit, aus Ueberdruß des Weges, ſich entweder zerſtreuen oder ſtehen bleiben ſollten. Aber dieſe Vorſicht half wenig. Die Gallier konnten in den Moräſten, welche von ihren Vorgängern ſchon tief durchtreten waren, keinen feſten Schritt thun; ſie wälzten ſich kaum fort, oder

fielen

fielen sterbend hin, nachdem sie einige Tage und Nächte ohne Schlaf zugebracht hatten. Das ganze Heer stand aus gleichen Ursachen unbeschreiblich viel aus; es konnte, mitten unter lauter Schlamm und Wasser, nur zuweilen auf den hervorragenden Pferden und Lastthieren, welche in großer Menge stecken geblieben waren, oder auf dem Gepäcke, eine kurze Ruhe nehmen. Hannibal saß auf dem einzigen übrig gebliebenen Elephanten, und verlor durch die feuchten Ausdünstungen der Gegend das eine Auge. Er war immer noch glücklich genug, beym Hervorkommen aus diesen Morästen kein Römisches Heer anzutreffen, von welchem das seinige damals mit leichter Mühe niedergehauen werden konnte.

Die Römer standen gleichwohl nahe genug bey ihm, in der Gegend von Aretium, jezt Arezzo, und wurden vom Flaminius, welcher einer von den Consuls dieses Jahres war, angeführt. Man verließ zu Rom nicht leicht die alte Gewohnheit, die doch im Kriege so große Unbequemlichkeiten hat, die Feldherren alle Jahre zu verändern. Kaum lerneten sie den Feind kennen, so kamen andere an ihre Stelle, für welche alles ganz neu war: und oft übereilten sie, wie der erstgedachte Sempronius, gewisse Unternehmungen, um nicht abgelöset zu werden, ehe sie etwas Merkwürdiges verrichtet hätten. Hannibal suchte zuvörderst den Flaminius kennen zu lernen. Er erfuhr, daß derselbe das Volck, welches ihm besonders günstig war, leicht in Bewegung sezen könne, weil er ein sehr fertiger Redner sey; daß er aber gar keine Kriegs-Erfahrung besize, und doch überaus von sich selbst eingenommen sey. Aus diesem Charakter schloß Hannibal, daß, wenn er vor dem Lager des Flaminius vorbey ziehen und weiter vorwärts rücken würde, dieser

die Spöttereyen des Volcks und der Soldaten nicht werde vertragen können, ihm überall hin nachfolgen, und ihn, sobald er nur könnte, angreiffen werde, ohne auf den andern Consul und dessen Heer zu warten. Aber eben dadurch bekam Hannibal Gelegenheit, ihn an Oerter zu ziehen, wo er in seine Nachstellungen fallen mußte. Er brach also aus der Gegend von Fäsulä, jezt Fiesoli, nahe bey Florenz, auf, und ließ den Flaminius hinter sich zurück. Dieser gerieth sogleich in Hitze, da er sah, daß ihn der Feind verachtete. Hannibal reizte ihn noch mehr zum Zorn, indem er das Land mit aller Schärfe verwüstete, und ein Feuer nach dem andern vor seinen Augen aufgehen ließ. Flaminius sezte ihm mit dem ganzen Heere nach; man ermahnte ihn vergebens, seinen Amtsgenossen zu erwarten; er hielt es vor eine Beschimpfung, den Feind beynahe bis vor Rom gehen zu lassen, und sich im Rücken desselben zu verweilen.

Niemals hat Hannibal einen Feldherrn vor sich gehabt, dem er mit so vieler Zuversicht, und beynahe so augenscheinlich Schlingen legen konnte, als diesem. Er war bis an die Stadt Corrona vorgerückt. Daselbst liegt ein geräumiges Thal zwischen hohen Bergen, welches sich mit steilen Hügeln endiget. Beym Eingange in dasselbe findet man den Thrasymenischen See, und neben demselben einen sehr schmalen Durchgang. Durch diesen engen Paß drang Hannibal in das Thal hinein, und lagerte sich mit einem Theile des Heeres auf den gegen über liegenden Anhöhen. Seine übrigen Kriegsvölker aber versteckte er hinter die Gebürge zur Rechten und zur Lincken: die Reiterey insonderheit war über den Eingang verlegt, um denselben, wenn es Zeit seyn würde, gänzlich zu verschließen. Eben bey diesem Eingange langte Flaminius gegen

Abend

Abend an. Der andere Morgen war noch nicht völlig angebrochen, als er bereits mit seinem ganzen Heere, ohne die Gegend im geringsten auszukundschaften, in das Thal hineinrückte. Er glaubte, daß die Feinde ihm alle gegenüber stünden. Hannibal ließ ihn nahe genug herankommen, und gab darauf seinen Kriegsvölckern das Zeichen, von allen Seiten hervorzubrechen. Die Römer wurden völlig eingeschlossen: ein dicker Nebel, der eben an demselben Morgen auf das Thal fiel, hinderte sie, sich selbst zu sehen, geschweige denn zu bemercken, von welcher Gegend her der Feind im Anzuge wäre. Ehe sie noch in Schlachtordnung gestellt werden konnten, mußten sie sich schon überall vertheidigen, und vielen wurde nicht einmal Zeit gelassen, ihre Waffen zu ergreiffen. Der Consul bezeigte in dieser schrecklichen Verwirrung alle Unerschrockenheit; er suchte Ordnung und Muth herzustellen; seine Soldaten selbst fochten, da sie sahen, daß sie umringt und ohne Hoffnung sich durchzuschlagen oder zu entfliehen waren, so wie sie sich in Hauffen vereinigt hatten, mit ungemeiner Tapferkeit drey Stunden lang. Keines von beyden Heeren fühlte in dieser Zeit das heftige Erdbeben, welches damals in der Nähe wütete. Der Todt des Flaminius machte der Schlacht ein Ende. Funfzehn tausend Römer waren in derselben umgekommen; sechs tausend von dem ersten Treffen waren zwar glücklich durch die Feinde durchgebrochen; allein sie wurden am folgenden Tage eingeholet, nnd mußten sich ergeben; der Rest aber des Heeres wurde gefangen, oder zerstreuete sich durch Etrurien. Hannibal beobachtete in Ansehung der Gefangenen abermals den Unterscheid, daß er die Römer in Fesseln legen ließ; ihre Bundsgenoßen hingegen frey nach Hause schickte. Wenige Tage nach diesem Siege, trug der Befehlshaber seiner Reiterey, Maharbal, einen eben so vollständigen

über eine Verſtärckung von viertauſend Reitern davon, welche der andere Conſul Servilius, von Ariminum (jezt Rimini) aus, dem Flaminius zur Hülfe geſchickt hatte, weil er mit dem übrigen Heere nicht zeitig genug eintreffen konnte.

Nichts hinderte nunmehr den Hannibal, gerade auf Rom loßzugehen, und man fürchtete ſich auch daſelbſt, ihn ankommen zu ſehen. Allein ſeine Soldaten waren einer Erfriſchung überaus bedürftig. Sie waren faſt alle, weil ſie ſo vielen Froſt, Näſſe, ſchlechte Nahrung und Unreinigkeit ertragen hatten, mit einer Art von Krätze angeſteckt. Er führte ſie daher zwar bis Spoleto, welche kleine Stadt er vergebens belagerte; darauf aber wandte er ſich linker Hand gegen das Meer zu, bereicherte ſein Heer mit ſo vieler Beute, daß es dieſelbe kaum mehr fortbringen konnte, ließ alle erwachſene Mannsperſonen, die er auf dieſem Wege antraf, entweder aus Haß gegen die Römer, oder um ſie zu ſchwächen, umbringen, und blieb endlich in der Gegend von Hadria, nahe am Meere, in der heutigen Anconitaniſchen Marck, ſtehen. Hier, in einem der ſchönſten und fruchtbarſten Länder, ließ er ſein Heer, und die eben ſo krancken Pferde deſſelben, ſich erholen, rüſtete ſeine Africaniſchen Soldaten mit Römiſchen Waffen aus, und ſchickte über das Meer die erſte Botſchaft von ſeinen glücklichen Feldzügen in Italien nach Carthago. Aber er brach dieſe Ruhe des Heeres bald wieder ab, drang unter beſtändigen Verwüſtungen des Landes in Apulien ein, welches einen Theil des Königreichs Neapel ausmacht, und lagerte ſich nicht weit von Beneventum.

Die Römer lernten endlich, wen ſie ihm entgegen ſezen müßten: und da ſie ſich überhaupt in ſolchen Umſtänden

ſtänden befanden, welche das lezte und ſchleunigſte Hülfsmittel des Staats, die Ernennung eines Dictators, das iſt eines weiſen und tapfern Mannes, der einige Zeitlang die höchſte Gewalt allein in ſeinen Händen hätte, erforderten, ſo ertheilten ſie dieſe Würde dem Quintus Fabius Maximus, deſſen Klugheit ſehr berühmt war. Er entſchloß ſich ſogleich, die ganze Art des Krieges wider den Hannibal zu ändern. Man hatte denſelben bisher mehr mit einer wilden Hitze, und nach den Abſichten des Feindes, als ſo wie es das Beſte der Republik verlangte, geführet. Wenn die Römiſchen Feldherren nur alle Vorſichtigkeit gebrauchten, die ihnen ihr Verhältniß gegen den Hannibal anrieth: ſo mußte dieſer nach dem ordentlichen Lauf der Sachen in ähnlichen Kriegen, doch am Ende unterliegen. Ihre Soldaten waren, wenn man ſie etwas geübt hatte, vortrefflich, und die Liebe zum Vaterlande machte ſie beynahe unüberwindlich. Allein ihr Muth war durch ſo viele Niederlagen entkräftet worden: man mußte denſelben durch eine behutſame Anführung wieder aufrichten, ſie nicht in der nachtheiligſten Stellung fechten laſſen, und ihnen zeigen, daß ſie dieſen Feind eben ſo wohl als die vorhergehenden, überwinden könnten. Unter dem Heere des Hannibal hingegen machten die gebohrnen Carthaginenſer den allerkleinſten Theil aus; ſeine übrigen Soldaten waren Fremde, die nur aus Ergebenheit gegen ihn, und aus Begierde nach Beute, tapfer ſtritten; deren Eifer aber durch die erſte ſchlimme Wendung ſeiner Unternehmungen zu erkalten anfieng. Es fiel ihm außerdem ſchwer, ſein Heer mitten im feindlichen Lande durch Neugeworbene zu ergänzen; er beſaß noch keine feſte Stadt zur Sicherheit ſeines Vorrathes von aller Art, und zum Rückhalte bey einem Umſchlage des Glücks; nicht zu gedencken, daß ihm der Unterhalt für ſeine Soldaten viele Sorgen koſten

mußte, besonders, wenn er nicht im Stande war sich auszubreiten. Er mußte daher immer darauf bedacht seyn, den Schauplaz des Krieges zu erweitern, neue und kühne Versuche anzustellen, seine Kriegsvölker in unaufhörlicher Bewegung zu halten, und den Krieg mit Ungestüm fortzusezen. Die Römer hingegen, welche Ueberfluß an Mannschaft und Lebensmitteln, dabey auch getreue Bundsgenossen hatten, konnten nichts Besseres thun, als ihren Feind auf allen Seiten einschränken und beunruhigen, ihm die Lebensmittel abschneiden, und ihn nöthigen, sich gewissermaaßen selbst zu verzehren. Dieses war auch die Absicht des Fabius. Er befohl den Einwohnern der kleinen Städte und des flachen Landes, auf dem Wege, auf welchem Hannibal fortzog, sich in festere Oerter zu begeben, und alles vorher zu verderben; er selbst aber gieng ihm mit dem Vorsaze entgegen, nicht ohne die äußerste Nothwendigkeit etwas Entscheidendes zu wagen.

Sobald ihn Hannibal mit seinem Heere ankommen sah, rückte er ihm entgegen, und bot ihm eine Schlacht an. Allein in dem Römischen Lager blieb alles unbeweglich. Hannibal spottete zwar darüber, indem er sagte, man sehe, daß die kriegerische Gemüthsart der Römer nunmehr besiegt sey; im Grunde aber ärgerte er sich, daß er nicht mehr mit einem Sempronius und Flaminius zu thun hatte. Er versuchte noch, ob er den feindlichen Feldherrn in seinem Entschlusse irre machen könnte; er verheerte daher unter seinen Augen die Länder der Römischen Bundsgenossen, und brach manchmal plözlich auf, um demselben, wenn er ihm nachfolgen sollte, in irgend einem gekrümmten Wege aufzulauern. Seine Künste halfen ihm aber nichts: Fabius führte seine Soldaten auf Anhö-

hen,

hen, an der Seite des Feindes, fort; er schickte nur alsdenn einige Hauffen von ihnen aus, wenn er Gelegenheit fand, den Carthaginensern, die sich etwan von ihrem Lager zu weit entfernt hatten, Abbruch zu thun; und auf diese Art gab er ihnen das fast verlorne Vertrauen auf ihre Kräfte wieder. Hannibal blieb unterdessen bey seinem Entwurfe. Er richtete weit umher die abscheulichste Verwüstung an, bemächtigte sich einiger Städte, drang in Samnium, und endlich sogar in Campanien ein. Diese leztere Landschaft, die schönste Gegend von Italien, war halb vom Meere, und halb von Bergen eingeschlossen: und Hannibal handelte also desto verwegener, da er mitten in derselben sein Lager aufschlug, und sie seinem Heere zum Raube überließ. Allein er hoffte dadurch eines von diesen beyden zu erlangen: entweder, daß die Feinde, gereizt durch diese Verheerungen, und selbst durch seine Kühnheit, sich in eine Schlacht mit ihm einliessen; oder daß ganz Italien sehen möchte, sie erkenneten ihn vor ihren Ueberwinder. Bis dahin war wenigstens noch keine der mit den Römern verbundenen Städte, so viel auch ihr Gebiete gelitten hatte, zu ihm abgefallen.

Er genoß auch endlich des Vergnügens, die Römer zu seinen Absichten zu lencken. Fabius selbst war standhaft genug, ihn von sichern Höhen mit Gelassenheit zu beobachten: er hütete sich auch deswegen vor einer Schlacht, weil er wußte, wie sehr die feindliche Reiterey die seinige an Menge und Güte übertreffe. Allein der Befehlshaber seiner Reiterey, Minucius, gab dieses Betragen in dem Heere vor Zaghaftigkeit aus: und die Soldaten, welche es verdroß, daß der Feind vor ihnen ungehindert plündern und brennen durfte, erregten beynahe einen Aufruhr, da sie gar

seine Anstalten zu einem Angriff sahen. Sie hatten aber beym Ende dieses Feldzuges Gelegenheit, die Klugheit ihres Feldherrn zu erkennen. Hannibal sah sich nach einer Gegend zur Ueberwinterung um, wohin er seine unermeßliche Beute in Sicherheit bringen könnte, und wo er auch auf das Künftige den nöthigen Ueberfluß an Lebensmitteln finden möchte: denn diejenige, in welcher er den Sommer zugebracht hatte, reichte ihm solchen nur auf eine Zeitlang dar; sie war reicher an Obstbäumen und Weinbergen, als an Getreide. Fabius, welcher dieses erfuhr, und voraus sah, daß Hannibal durch eben die engen Päße im Gebürge zurückgehen müsse, durch welche er in Campanien eingedrungen war, besezte dieselben mit einigen tausend Soldaten, und lagerte sich mit den übrigen auf den darüber liegenden Bergen.

Jezt schien Hannibal in eben einen solchen Fallstrick gerathen zu seyn, als er bisher den Römern gelegt hatte. Wenn er nicht in der Geschwindigkeit einen listigen Ausweg fand: so konnte er weder weiter fortrücken, noch sich zurückziehen, ohne den größesten Theil seines Heeres zu verlieren. Zum Glück für ihn versparte Fabius den Angriff auf den folgenden Tag, und überlegte noch, wie er sich dieser trefflichen Gelegenheit bedienen könnte, um dem Kriege auf einmal ein Ende zu machen. Allein Hannibal ließ ihm keine Zeit dazu. Man trieb auf seinen Befehl, von dem geraubten Viehe, das er mit sich führte, gegen zwey tausend Ochsen zusammen, und band ihnen kleine Reisbündel zwischen die Hörner. Beym Anbruch der Nacht sezte Hannibal sein Heer in Bewegung. Die Reisbündel wurden angezündet, und die Ochsen gegen die Anhöhen hinauf gejagt; zugleich aber durch eine starcke Anzahl Soldaten unterstüzt. Er selbst gieng

auf

auf den engen Paß loß, um unter der Begünſtigung dieſer Kriegsliſt ſeine ſchwerbewaffneten Soldaten und ſeine Beute zu retten. Er erreichte auch ſeine ganze Abſicht. Die Römer, welche den ſchmalen Weg zwiſchen den Gebürgen inne hatten, erblickten kaum die über ihren Köpfen herumirrenden Feuer, als ſie ſich aus Furcht vor dieſer anſcheinenden Gefahr auf die dunklern Seiten der Anhöhen hinauf zogen: ſie entdeckten zwar bald den dabey vorgehenden Betrug; weil ſie ihn aber vor eine Nachſtellung hielten, begaben ſie ſich auf die Flucht. Die Ochſen liefen unterdeſſen, nachdem ihnen das Feuer bis auf die Haut gedrungen war, halb raſend auf dem Gebürge herum. Fabius wußte nicht, was dieſe ſeltſame Erſcheinung bedeuten ſollte, und überdieß war es ſeinem Entwurfe zuwider, zumal bey Nachte, mit dem Feinde ein Gefechte anzufangen; er blieb alſo bis der Tag hervorbrach, ruhig ſtehen. Damals aber war Hannibal bereits glücklich durch den engen Weg gekommen, und er zog auch noch ſeine leichtbewaffneten Soldaten, welche endlich auf dem Gebürge angegriffen wurden, mit einigem Verluſte der Römer an ſich, indem er ihnen Spanier zu Hülfe ſchickte, welche am meiſten gewohnt waren, auf den Bergen zu klettern. Hierauf wandte er ſich wieder nach Apulien, und legte bey Gerunium ſehr große Vorrathshäuſer an.

Die Geſchicklichkeit, mit welcher er dem Fabius entwiſcht war, machte dieſen bey den Römern noch verächtlicher und verhaßter: man zog ihn ſogar in den ungerechten Verdacht eines Verſtändniſſes mit den Feinden, weil Hannibal den Kunſtgriff gebraucht hatte, die Landgüter des Fabius allein unter allen andern, die er verwüſtete, unberührt zu laſſen. Da ſich der Dictator auf einige Zeit nach Rom begeben

mußte, verbot er dem Minucius, welcher mittlerweile seine Stelle vertrat, die Feinde anzugreifen. Allein dieser suchte vielmehr nur Gelegenheit dazu: und Hannibal, der ihn schon kannte, gab sie ihm auch. Er schickte den dritten Theil seines Heeres aus, um Getreide und Fütterung aufzusammeln. Minucius rückte sehr nahe zu ihm hin, nöthigte ihn, da er so geschwächt war, sich auf Gerunium zurück zu ziehen, und erhielt einen beträchtlichen Vortheil über ihn. Dieses erste Glück gegen den Hannibal machte zu Rom einen so starcken Eindruck, daß man dem Minucius eine völlig gleiche Gewalt mit dem Fabius selbst bey dem Heere zusprach. Sie theilten darauf dasselbe, und ein jeder von ihnen lagerte sich besonders; zu großer Freude des Hannibal, dem diese Uneinigkeit der Feinde viel versprach. Zwischen seinem und dem Lager des Minucius lag ein Hügel: diesen besezte er, um dadurch ein Gefechte zu veranlassen. Minucius suchte sogleich, sich desselben zu bemächtigen; allein er fiel in einen Hinterhalt, den ihm Hannibal gelegt hatte, und steckte schon in der äußersten Unordnung, als ihn Fabius mit seinem Heere aus derselben zog. „Endlich, sagte Hannibal, ist die Wolcke, welche bisher stets über den Bergen geschwebt hat, mit grossem Krachen geborsten, und hat einen Platzregen verursacht.“ Die Römer vereinigten sich darauf wieder freywillig in Ein Heer unter den Befehlen des Fabius: und erst seit dieser Zeit standen sie bey ihren Feinden in Achtung.

Nach den Grundsäzen dieses großen Mannes, führten auch die beyden neuen Consuls und Feldherren den Krieg wider den Hannibal fort. Er gerieth dadurch in einen solchen Mangel, daß es wenig fehlte, er hätte sich wieder in den obern Theil von Italien gezogen.

Allein

die Wahl der folgenden Consuls belebte ihn mit neuer Hoffnung. Einer von denselben, Cajus Terentius Varro, war völlig so hitzig und unbesonnen, als er sich ihn wünschen konnte. Er gab vor, der Römische Adel suchte diesen Krieg nur aus eigennüzigen Absichten in die Länge zu spielen: er kündigte daher an, daß er bey dem ersten Anblick des Feindes, sich mit demselben in ein Treffen einlassen werde. Ein solcher Vorsaz kam dem Hannibal ungemein gelegen: er hatte nur noch auf zehn Tage Getreide übrig, und die Spanier waren schon im Begriff, ihn zu verlassen. Er gönnte dem Varro auch einen kleinen Sieg, den dieser über seine leichten Kriegsvölcker erhielt, desto lieber, weil derselbe seine ungestüme Verwegenheit noch vermehrte. Beynahe hätte er sich durch eine sehr grobe List des Hannibal berücken lassen. Dieser ließ sein Lager mit Gütern von aller Art angefüllt stehen, und zog sich hinter die daran stoßenden Berge; in der Hoffnung, daß er die Römer, wenn sie sich mit der Plünderung des Lagers beschäftigen würden, leicht würde überfallen können. Varro war würcklich schon im Anzuge dahin; allein der andere Consul, Lucius Aemilius Paulus, wußte ihn noch durch gewisse Ahndungen, die ihm begegneten, zurück zu halten, und der Hinterhalt wurde zu gleicher Zeit entdeckt. Hannibal zog hierauf tiefer nach Apulien, und lagerte sich bey Cannä, an dem Ausflusse des Aufidus, der jezt Ofanto heißt, ins Meer: auch dahin folgten ihm die Römer nach. Er eroberte das bey diesem Flecken gelegene Schloß, in welchem er einen großen Vorrath von Lebensmitteln antraf, den die Römer gesammlet hatten. Die dortige Ebene schickte sich zum Gebrauch seiner Reiterey überaus wohl. Sein Lager hatte er auch dergestalt angebracht, daß ihm der heiße und heftige Wind Vulturnus, der sich gegen Mittag daselbst erhob,

wehe, und ohngefähr einerley mit dem jezt sogenannten Sirocco der Italiäner ist, nur in den Rücken blies, den Römern hingegen den Staub in das Gesichte trugen mußte. So wenig aber diese genöthigt waren, ein Treffen einzugehen, das mit so nachtheiligen Umständen verbunden war: so sehr drang der Consul Varro darauf. Er hatte nebst seinem Amtsgenossen Paulus, welcher sich ihm vergebens widersezte, ein Heer von sechs und achtzig tausend Mann unter seinen Befehlen, da Hannibal nur funfzig tausend Soldaten anführte: und diese Uebermacht reizte seine Verwegenheit noch mehr an. Allein unter den Römern waren mehr als die Hälfte Neugeworbene, und die Feinde konnten ihren sechs tausend Reitern zehn tausend geübtere entgegen stellen. Endlich überwältigte den Varro seine Begierde zur Schlacht, und sein Amtsgenosse folgte ihm gezwungen nach, da jener sich dem Feinde gegen über lagerte.

Bey diesem erwünschten Anblicke fragte Hannibal seine Soldaten, ob sie wohl selbst von den Göttern etwas glücklicheres bitten könnten, als daß sich die Feinde in eine Ebene eingelassen hätten, in welcher ihre schwache Reiterey nothwendig geschlagen werden müßte? Nachdem sie ihm hierinne alle Recht gegeben hatten, ermahnte er sie, nicht nur den Göttern dafür zu danken, daß sie ihnen so sichtbarlich beystünden; sondern auch ihm, daß er die Römer in die Nothwendigkeit versezt habe, an einem für sie so unbequemen Orte ein Treffen zu wagen. Er sezte hinzu, daß sie, so wie ihnen die vorhergehenden Siege das flache Land von Italien unterworfen hätten, durch den bevorstehenden, Herren von den Städten und ihren Reichthümern, mithin von dem ganzen Römischen Reiche, auf immer werden würden. Er ließ darauf das Römische Lager

durch

durch die Numidiſche Reiterey beunruhigen, und zog dadurch den Varro deſto geſchwinder zur Schlacht heraus. Bald nach dem Anfange derſelben, wurde die Römiſche Reiterey des rechten Flügels von der gegen über ſtehenden Galliſchen und Spaniſchen zu Grunde gerichtet. Die Reiterey ihrer Bundsgenoſſen auf dem lincken Flügel erlitt ein gleiches Schickſal. Fünfhundert Numidier, welche daſelbſt als Ueberläufer ſich zu den Römern gewandt hatten, und hinter das lezte Treffen waren gewieſen worden, aber mitten in dem Getümmel der Schlacht die Römer von hinten zu anfielen; dieſe beförderten das Unglück auf jener Seite. Das Römiſche Fußvolk, welches in der Mitten ſtand, griff das Galliſche an, das ihm gegen über in der Geſtalt eines halben Mondes, deſſen hervorragende Krümmung ſich gegen die Römer wandte, geſtellt war. Die dünnen Reihen deſſelben wurden endlich durchbrochen: und darauf erfolgte dasjenige, was Hannibal bey dieſer Stellung erwartet hatte. Da die Römer den Galliern hizig nachdrangen, befanden ſie ſich auf einmal von den friſchen Africaniſchen Soldaten auf beyden Seiten umringt; die Reiterey aber fieng an, ſie im Rücken niederzuhauen. Auf dieſe Art zuſammen gepreßt, verloren ihrer gegen ſiebzig tauſend (oder, nach dem umſtändlichern und wahrſcheinlichern Berichte des Livius, nur funfzig tauſend,) mit dem Conſul Paulus, das Leben, und einige tauſend wurden nach der Schlacht gefangen. Hannibal war dieſen berühmten Sieg bey Cannä ſeiner Reiterey und ſeinen vortrefflichen Anſtalten ſchuldig: denn im übrigen hatten die Römer mit aller ihnen eigenen Tapferkeit gefochten.

Indem ihm ſeine Kriegsbedienten dazu Glück wünſchten, und riethen, das Heer nach einer ſolchen Ermüdung

andern mit ihrem Beyſpiele vor, und würde dem Hannibal, als ein ſicherer Waffenplatz, in einer der fruchtbarſten Gegenden, mit Volcke und allem Ueberfluſſe reichlich angefüllt, zu einer ungemeinen Verſtärckung gedienet haben, wenn die ausſchweifende Ueppigkeit, welche ihren Einwohnern beſtändig eigen geweſen iſt, ihnen zugelaſſen hätte, für ihren neuen Bundsgenoſſen ſtandhafte und kriegeriſche Maaßregeln zu nehmen. Bey dem gegenwärtigen Verfall der Angelegenheiten der Römer, hofften ſie nicht allein auf immer von denſelben unabhängig zu werden, ſondern auch, wenn Hannibal dereinſt Italien verlaſſen würde, den Rang und das Anſehen von Rom einzunehmen: Einbildungen, die nicht ganz eitel, denen aber nur ſie nicht gewachſen waren. Außerdem hatte der Conſul Varro ſelbſt die Römer bey ihnen durch ſeine Unvorſichtigkeit verächtlich gemacht. Sie ſchickten zu ihm, an den Ort ſeiner Flucht, einige Abgeordnete. Dieſe trafen ihn in einer ſehr traurigen Geſtalt an, und er klagte ihnen nicht nur, daß die Römer gar kein Heer, und keine Kriegsbedürfniſſe mehr hätten, ſondern verlangte auch, daß die Capuaner einige dreißig tauſend Mann für ſie anwerben, und die ganze Laſt des Krieges tragen möchten. Deſto mehr eilten dieſe, ſich mit dem Hannibal zu verbinden. Er verſprach ihnen, ihre Freyheit im geringſten nicht zu kräncken, und keinen von ihnen zu ſeinem Dienſte zu zwingen. Er begab ſich darauf ſelbſt nach Capua, wohin er eine Beſazung legte; er ließ aber auch ſogleich einen der vornehmſten Männer daſelbſt, Decius Magius, welcher unbeweglich bey der Freundſchaft mit den Römern verblieb, und ſich ihm öffentlich widerſezte, nach Carthago ſchaffen: ſo wenig hat die Freyheit, die ein mächtiger Bundsgenoße zugeſteht, zu bedeuten, ſobald ſie ſeinem Nutzen Eintrag thut. Selbſt der

Sohn des angesehensten Mannes zu Capua, des Pacuvius Calavius, durch dessen Ränke die Stadt hauptsächlich von den Römern war abgezogen worden, sein Sohn Perolla, war eben so wie Magius gesinnt. Er wollte, um die Treulosigkeit seiner Mitbürger durch den wichtigsten Dienst, der den Römern geleistet werden konnte, wieder auszulöschen, den Hannibal mitten auf einem Gastmahl umbringen: und er würde diesen Vorsaz ins Werck gerichtet haben, wenn ihn nicht sein Vater mit vieler Mühe, vornemlich aber durch die Drohung, sich selbst vor den Hannibal zu stellen, und seine Brust zuerst von seinem Sohne durchstoßen zu lassen, davon losgerissen hätte.

Die Römer hielten selbst davor, daß Hannibal nach dem Siege bey Cannä sich mehr damit beschäftigte, ihn froh zu genießen, als sich desselben mit der Geschicklichkeit eines großen Feldherrn, der aus dem ersten Schrecken einer solchen Begebenheit eine Menge Vortheile zu ziehen weiß, zu bedienen. Indem er sich noch bey Cannä aufhielt, schickte er die gefangenen Bundsgenossen der Römer ohne Lösegeld nach Hause; den Römern aber begegnete er weit gütiger, als bisher. Er versicherte ihnen, daß der Krieg, welchen er mit ihnen führte, nicht auf ihren gänzlichen Untergang gerichtet sey, sondern nur die Oberherrschafft von Italien zum Ziele habe; er erlaubte ihnen daher auch, sich vor ein gewisses Geld, welches er bestimmte, loszukauffen. Man glaubte zu Rom die Ursache dieses veränderten Betragens, den Mangel am Gelde, zu errathen: und da es überdieß ein alter und wichtiger Grundsaz des Staats war, daß Römische Soldaten entweder siegen oder sterben, nicht aber sich lebendig in die Hände der Feinde übergeben müßten; da auch die öffentliche Schatzkammer erschöpft war: so mußten die Abgeordneten der

Gefangenen unverrichteter Sachen von Rom zurückkehren. Hannibal hatte mit ihnen einen vornehmen Carthaginenser hingeschickt, um zu vernehmen, ob die Römer etwan einige Neigung zum Frieden bezeigten; allein sie ließen demselben sogleich andeuten, ihr Gebiet zu verlassen: so wenig wollten sie das Ansehen haben, als wenn sie durch ein großes Unglück ihre Standhaftigkeit verlören, und sich zu harten Friedensbedingungen zwingen ließen.

Mago, der Bruder des Hannibal, kam unterdessen zu Carthago an, und überbrachte dem Senat eine ausführliche Nachricht von allen glücklichen Thaten desselben in Italien: er sagte unter andern, von allen Römischen Feldherren sey Fabius der einzige, der noch dieses Nahmens würdig gehalten werde; aber bloß deswegen, weil er sich niemals in eine Schlacht eingelassen habe. Um einen Begriff von der Wichtigkeit des lezten Sieges zu geben, ließ er einen großen Hauffen goldener Ringe vor dem Rathe ausschütten, die den Römischen Rittern waren abgenommen worden, und verlangte im Nahmen seines Bruders, daß ihm Geld, Getreyde, und frische Kriegsvölcker zugeschickt werden möchten, weil er mitten im feindlichen Lande dieses alles sich nicht selbst verschaffen könnte, und doch eine so nahe Hoffnung habe, den Krieg bald zu endigen. Bey diesen erwünschten Nachrichten konnte sich ein Freund des Hannibal unter den Rathsherren nicht enthalten, den Hanno mit spöttischer Miene zu fragen, ob er noch mit diesem Kriege unzufrieden, noch der Meinung sey, daß man den Hannibal den Römern ausliefern müsse? Ja, antwortete Hanno, ich werde diesen Krieg nicht eher billigen, als wenn er uns aufs baldigste einen erträglichen Frieden wird verschafft haben. Er sezte hinzu, er wunderte sich, daß Hannibal nach

so

ſo vielen Siegen, und ſo vieler erworbenen Beute, doch ſo ſehr an allem Mangel leide, als wenn er ſelbſt überwunden worden wäre. Iſt eines von den Völckern des Latium, fragte er den Mago, oder iſt nur ein Einwohner von Rom zum Hannibal übergetreten? Haben ihm etwan die Römer Vorſchläge zum Frieden gethan? Mago mußte dieſes alles verneinen. „Nun „ſo ſind wir alſo, ſchloß Hanno, in dieſem Kriege „nicht weiter gekommen, als an dem Tage, da Han„nibal in Italien einbrach. Ich rathe bloß zum Frie„den; aber keineswegs, daß unſern Siegern, die uns „mit einer betrüglichen Hoffnung ſchmeicheln, das ge„ringſte zur Fortſezung des Krieges geſandt werde.“ Man erkennet leicht, daß dieſe Rede des rechtſchaffenen, für die Ruhe und Sicherheit ſeines Vaterlandes beſorgten Mannes, doch nicht ganz frey von Partheylichkeit und unbilliger Auslegung geweſen ſey. Sie that aber auch keine Würckung: man bewilligte dem Hannibal ſein Verlangen; doch weil es unter ſo glücklichen Umſtänden beſchloſſen wurde, eilte man eben nicht, ihn zu verſtärcken.

Nachdem er ſich der Capuaner verſichert hatte, ſuchte er ſich einiger Seeſtädte ihrer Gegend zu bemächtigen, und darunter inſonderheit Neapolis und Nola. In dieſer leztern Stadt waren zwar der Rath und die vornehmſten Einwohner den Römern zugethan; allein das Volck wünſchte aus Furcht vor der Verheerung ſeiner Aecker, und vor einer Belagerung, die Herrſchaft der Carthaginenſer. Die Römiſche Parthey ſtellte ſich, um Zeit zu gewinnen, als wenn ſie dieſen Vorſaz befördern wollte; ſie rief aber den Prätor Marcellus zu Hülfe, welcher Nola mit ſeinem Heere anfänglich bedeckte, und bey der Annäherung des Hannibal, es völlig beſezte. Das Volck nahm darauf heimlich mit

den Carthaginenſern die Abrede, daß es, wenn die Römer zu einem Angriffe ausrücken würden, ihnen die Thore verſchließen, und die Mauern einnehmen wolle. Marcellus, der dieſes erfuhr, ſtellte ſeine Soldaten innerhalb der Thore, welche zu den Feinden führten, in Schlachtordnung; verbot den Einwohnern, ſich den Mauern und Thoren zu nähern, und beſtellte zu dem Gepäcke, das zurück bleiben ſollte, eine beſondere Wache. Da Hannibal bey dieſen ſtillen Anſtalten weder einen Römer noch einen Nolaner anſichtig wurde, glaubte er, die Römer möchten wohl aus Furcht vor den leztern es nicht wagen, ihm heraus entgegen zu ziehen, und es dürfte alſo, wenn er die Stadt angriffe, leicht zu einem Aufſtande des Volcks kommen. Er ließ daher ſein Heer anrücken, um die Mauern zu beſtürmen. Plözlich aber brach Marcellus durch die geöffneten Thore auf daſſelbe hinaus, brachte es in Unordnung, und erlegte über zwey tauſend Mann von demſelben. Dieſes war die erſte Gelegenheit, bey welcher die Römer lerneten, daß Hannibal auch geſchlagen werden könnte. Fabius hatte ſie nur gelehret, ſich nicht von ihm überwinden zu laſſen. Marcellus war unternehmender: er gieng den Feinden, im Vertrauen auf die Tapferkeit ſeiner Soldaten, ſo oft zum Treffen entgegen, als es nur der Ort und andere vorher geprüfte Umſtände erlaubten. Noch kühner als er, riß endlich Scipio durch ſeinen Einfall in Afrika, den Hannibal aus Italien zurück. So haben ihm dieſe drey großen Männer nach und nach, jeder nach ſeiner eigenen Art, den faſt gewiſſen Sieg über Rom aus den Händen gewunden.

Statt dieſer fehlgeſchlagenen Unternehmung hatte Hannibal andere Städte unter ſeine Gewalt gebracht, bis er bey der Annäherung des Winters ſein Heer nach

Capua

Capua führte. Hier genoſſen dieſe Soldaten, welche bisher an alle Mühſeeligkeiten, aber niemals an ein Wohlleben gewohnt waren, einer für ſie ſchädlichen Bequemlichkeit und Ruhe. Sie ergaben ſich der Ueppigkeit und den Wollüſten, welche zu Capua herrſchten, deſto hiziger, je mehr dieſelben für ſie neu waren: ihre Cörper wurden entkräftet, und dauerten in dem nächſten Feldzuge auch das kleinſte Ungemach nicht aus; ſie vergaßen daſelbſt der alten Kriegszucht, und verließen nachmals ihre Fahnen häufig, um nach Capua zurück zu laufen. Man hat die Ueberwinterung in dieſer Stadt dem Hannibal noch zu einem größern Verſehen angerechnet, als ſein Zaudern, nach der Schlacht bey Cannä ſogleich auf Rom loßzugehen; weil dieſes leztere den Sieg nur verſchoben zu haben ſchien; jene aber auch die Kräfte zum Siegen benahm. Hannibal hat ohne Zweifel dieſen Schaden weder mit Gewißheit vorausſehen können, noch zeitig genug gemerckt, um demſelben vorzubeugen: man kann ihn auch nicht als die einzige oder vornehmſte Urſache von ſeinem abnehmenden Glücke betrachten.

Die Römer hatten ihm ein zahlreiches Heer entgegen geſezt, und ſogar acht tauſend Sclaven bewaffnet; er war aber ebenfals durch den Beytritt ganzer Völcker und vieler Städte in dem unterſten Theil von Italien, an Mannſchaft ſehr verſtärckt worden. Auch ſein Bruder Hasdrubal bekam von Carthago Befehl, ihm aus Spanien zu Hülfe zu ziehen; allein die beyden Scipionen richteten faſt das ganze Heer zu Grunde, mit welchem er ſich nach Italien begeben ſollte. Hannibal verlor noch eine andere Unterſtüzung, die ungemein wichtig für ihn werden konnte: den Beyſtand des Philippus, Königs von Macedonien. Dieſer Fürſt, den nur das Joniſche Meer von Italien

wurde, und ohngefähr einerley mit dem jezt sogenannten Sirocco der Italiäner ist, nur in den Rücken blies, den Römern hingegen den Staub in das Gesicht tragen mußte. So wenig aber diese genöthigt waren, ein Treffen einzugehen, das mit so nachtheiligen Umständen verbunden war: so sehr drang der Consul Varro darauf. Er hatte nebst seinem Amtsgenossen Paulus, welcher sich ihm vergebens widersezte, ein Heer von sechs und achtzig tausend Mann unter seinen Befehlen, da Hannibal nur funfzig tausend Soldaten anführte: und diese Uebermacht reizte seine Verwegenheit noch mehr an. Allein unter den Römern waren mehr als die Hälfte Neugeworbene, und die Feinde konnten ihren sechs tausend Reitern zehn tausend geübtere entgegen stellen. Endlich überwältigte den Varro seine Begierde zur Schlacht, und sein Amtsgenosse folgte ihm gezwungen nach, da jener sich dem Feinde gegen über lagerte.

26. Bey diesem erwünschten Anblicke fragte Hannibal seine Soldaten, ob sie wohl selbst von den Göttern etwas glücklicheres bitten könnten, als daß sich die Feinde in eine Ebene eingelassen hätten, in welcher ihre schwache Reiterey nothwendig geschlagen werden müßte? Nachdem sie ihm hierinne alle Recht gegeben hatten, ermahnte er sie, nicht nur den Göttern dafür zu danken, daß sie ihnen so sichtbarlich beystünden; sondern auch ihm, daß er die Römer in die Nothwendigkeit versezt habe, an einem für sie so unbequemen Orte ein Treffen zu wagen. Er sezte hinzu, daß sie, so wie ihnen die vorhergehenden Siege das flache Land von Italien unterworfen hätten, durch den bevorstehenden, Herren von den Städten und ihren Reichthümern, mithin von dem ganzen Römischen Reiche, auf immer werden würden. Er ließ darauf das Römische Lager

durch

durch die Numidische Reiterey beunruhigen, und zog dadurch den Varro desto geschwinder zur Schlacht heraus. Bald nach dem Anfange derselben, wurde die Römische Reiterey des rechten Flügels von der gegen über stehenden Gallischen und Spanischen zu Grunde gerichtet. Die Reiterey ihrer Bundsgenossen auf dem lincken Flügel erlitt ein gleiches Schicksal. Fünfhundert Numidier, welche daselbst als Ueberläufer sich zu den Römern gewandt hatten, und hinter das lezte Treffen waren gewiesen worden, aber mitten in dem Getümmel der Schlacht die Römer von hinten zu anfielen; diese beförderten das Unglück auf jener Seite. Das Römische Fußvolk, welches in der Mitten stand, griff das Gallische an, das ihm gegen über in der Gestalt eines halben Mondes, dessen hervorragende Krümmung sich gegen die Römer wandte, gestellt war. Die dünnen Reihen desselben wurden endlich durchbrochen: und darauf erfolgte dasjenige, was Hannibal bey dieser Stellung erwartet hatte. Da die Römer den Galliern hitzig nachdrangen, befanden sie sich auf einmal von den frischen Africanischen Soldaten auf beyden Seiten umringt; die Reiterey aber fieng an, sie im Rücken niederzuhauen. Auf diese Art zusammen gepreßt, verloren ihrer gegen siebzig tausend (oder, nach dem umständlichern und wahrscheinlichern Berichte des Livius, nur funfzig tausend,) mit dem Consul Paulus, das Leben, und einige tausend wurden nach der Schlacht gefangen. Hannibal war diesen berühmten Sieg bey Cannä seiner Reiterey und seinen vortrefflichen Anstalten schuldig: denn im übrigen hatten die Römer mit aller ihnen eigenen Tapferkeit gefochten.

Indem ihm seine Kriegsbedienten dazu Glück wünschten, und riethen, das Heer nach einer solchen Ermüdung

mädung ausruhen zu laſſen, war Maharbal, der Befehlshaber über die Reiterey, einer andern Meinung. „Damit Du ſiehſt, ſagte er, wie wichtig dieſer Sieg „ſey, ſo ſollſt Du in fünf Tagen im Capitolium ſpei„ſen. Folge mir nur nach: ich will mit der Reiterey „vorangehen, damit die Feinde eher erfahren, daß ich „zugegen ſey, als ſolches erſt befürchten mögen.„ Hannibal lobte dieſen Vorſchlag; allein er kam ihm ſo weitausſehend vor, daß er ſagte, er müſſe denſelben erſt in Ueberlegung ziehen. Darauf erwiederte Maharbal: „Man ſieht wohl, daß die Götter Einem „Manne nicht alle Gaben ertheilet haben. Du ver„ſtehſt zwar zu überwinden; aber Du weißt dich des „Siegs nicht zu bedienen.“ Dieſer Verzug des Hannibal, ſezt Livius in ſeiner Erzählung hinzu, hat, wie man mit Grunde glaubt, das Römiſche Reich und die Stadt Rom gerettet.

Einigen Neuern kommt es unglaublich vor, daß Hannibal, einer der vollkommenſten Feldherren der alten Zeiten, bey dieſem Vorfall ſollte gefehlet haben: ſie beſtreiten daher das Urtheil des Livius auf folgende Art. Polybius, ſagen ſie, läßt es im geringſten nicht mercken, daß er dieſer Meinung ſey. Hannibal hatte in der Schlacht von ſeinen vierzig tauſend Mann Fußvolck, ſechstauſend verloren; und er wäre nicht im Stande geweſen, mit dem Ueberreſte eine ſo weitläuftige, ſo wohl beveſtigte und von zwo Legionen vertheidigte Stadt, als Rom war, gehörig einzuſchlieſſen. Er hatte auch keine zur Belagerung von Städten nöthige Maſchinen im Vorrathe. Endlich hatte ſich noch kein Italiäniſches Volck auf ſeine Seite geſchlagen: wenn alſo ſeine Unternehmung auf Rom mißrieth, ſo war er gänzlich verloren.

Man

Man kann auf alles dieſes ſehr zulänglich antworten. Der Nahme eines großen Feldherrn ſchließt noch nicht alle Verſehen aus; man rechnet wenigſtens die Capuaniſche Winterruhe nicht unter die weiſen Anſtalten des Hannibal. Livius ſcheinet hier glaubwürdiger zu urtheilen, als wenn er mit patriotiſchem Stolze geſagt hätte, Hannibal würde, ungeachtet eines ſo wichtigen Sieges, Rom doch vergebens angegriffen haben. Es iſt ſchon genug, daß Polybius, wenn er der Hoffnung gedenckt, welche ſich die Carthaginenſer nach der Schlacht bey Cannä machten, Rom durch einen geſchwinden Anfall erobern zu können, gar nichts dabey erinnert: er würde ſolches zu thun nicht unterlaſſen haben, wenn er ſolches vor eine leere Einbildung gehalten hätte. Aus der Beſtürzung, in welche Rom durch dieſe Niederlage verſezt wurde, iſt es würcklich wahrſcheinlich, daß es ſich gegen den Hannibal ſchlecht würde haben wehren können, wenn er ſich einige Tage nach derſelben vor ſeinen Thoren gezeigt hätte. Je weitläuftiger es war, deſto weniger reichten achttauſend neu geworbene Soldaten zur Beſchützung deſſelben zu; deſto mehr ſchwache Seiten mußte es an dieſer Stadt geben, welche man ohne Mauerbrecher und Sturmgerüſte erſteigen konnte. Ja, wenn noch keine mit den Römern verbundene Völcker die Parthey des Hannibal ergriffen hatten, ſo machte ihnen eine ſolche Unternehmung, ſie mochte ausſchlagen, wie ſie wollte, vielen Muth dazu: ſein großer Sieg allein konnte ſie dazu bewegen.

Dieſes war auch in der That eine von den Folgen deſſelben. Eine Menge Völcker in dem untern Theil von Italien trat bald nach der Schlacht bey Cannä auf ſeine Seite. Capua, die größte und reichſte Stadt in Italien nach Rom, gieng hierinne vielen

andern

andern mit ihrem Beyſpiele vor, und würde dem Hannibal, als ein ſicherer Waffenplatz, in einer der fruchtbarſten Gegenden, mit Volcke und allem Ueberfluſſe reichlich angefüllt, zu einer ungemeinen Verſtärckung gedienet haben, wenn die ausſchweifende Ueppigkeit, welche ihren Einwohnern beſtändig eigen geweſen iſt, ihnen zugelaſſen hätte, für ihren neuen Bundsgenoſſen ſtandhafte und kriegeriſche Maaßregeln zu nehmen. Bey dem gegenwärtigen Verfall der Angelegenheiten der Römer, hoffte ſie nicht allein auf immer von denſelben unabhängig zu werden, ſondern auch, wenn Hannibal dereinſt Italien verlaſſen würde, den Rang und das Anſehen von Rom einzunehmen: Einbildungen, die nicht ganz eitel, denen aber nur ſie nicht gewachſen waren. Außerdem hatte der Conſul Varro ſelbſt die Römer bey ihnen durch ſeine Unvorſichtigkeit verächtlich gemacht. Sie ſchickten zu ihm, an den Ort ſeiner Flucht, einige Abgeordnete. Dieſe trafen ihn in einer ſehr traurigen Geſtalt an, und er klagte ihnen nicht nur, daß die Römer gar kein Heer, und keine Kriegsbedürfniſſe mehr hätten, ſondern verlangte auch, daß die Capuaner einige dreißig tauſend Mann für ſie anwerben, und die ganze Laſt des Krieges tragen möchten. Deſto mehr eilten dieſe, ſich mit dem Hannibal zu verbinden. Er verſprach ihnen, ihre Freyheit im geringſten nicht zu kräncken, und keinen von ihnen zu ſeinem Dienſte zu zwingen. Er begab ſich darauf ſelbſt nach Capua, wohin er eine Beſazung legte; er ließ aber auch ſogleich einen der vornehmſten Männer daſelbſt, Decius Magius, welcher unbeweglich bey der Freundſchaft mit den Römern verblieb, und ſich ihm öffentlich widerſezte, nach Carthago ſchaffen: ſo wenig hat die Freyheit, die ein mächtiger Bundsgenoße zugeſteht, zu bedeuten, ſobald ſie ſeinem Nuzen Eintrag thut. Selbſt der

Sohn

Sohn des angesehensten Mannes zu Capua, des Pacuvius Calavius, durch dessen Ränke die Stadt hauptsächlich von den Römern war abgezogen worden, sein Sohn Perolla, war eben so wie Magius gesinnt. Er wollte, um die Treulosigkeit seiner Mitbürger durch den wichtigsten Dienst, der den Römern geleistet werden konnte, wieder auszulöschen, den Hannibal mitten auf einem Gastmahl umbringen: und er würde diesen Vorsaz ins Werck gerichtet haben, wenn ihn nicht sein Vater mit vieler Mühe, vornemlich aber durch die Drohung, sich selbst vor den Hannibal zu stellen, und seine Brust zuerst von seinem Sohne durchstoßen zu lassen, davon losgerissen hätte.

Die Römer hielten selbst davor, daß Hannibal nach dem Siege bey Cannä sich mehr damit beschäftigte, ihn froh zu genießen, als sich desselben mit der Geschicklichkeit eines großen Feldherrn, der aus dem ersten Schrecken einer solchen Begebenheit eine Menge Vortheile zu ziehen weiß, zu bedienen. Indem er sich noch bey Cannä aufhielt, schickte er die gefangenen Bundsgenossen der Römer ohne Lösegeld nach Hause; den Römern aber begegnete er weit gütiger, als bisher. Er versicherte ihnen, daß der Krieg, welchen er mit ihnen führte, nicht auf ihren gänzlichen Untergang gerichtet sey, sondern nur die Oberherrschafft von Italien zum Ziele habe; er erlaubte ihnen daher auch, sich vor ein gewisses Geld, welches er bestimmte, loszukauffen. Man glaubte zu Rom die Ursache dieses veränderten Betragens, den Mangel am Gelde, zu errathen: und da es überdieß ein alter und wichtiger Grundsaz des Staats war, daß Römische Soldaten entweder siegen oder sterben, nicht aber sich lebendig in die Hände der Feinde übergeben müßten; da auch die öffentliche Schatzkammer erschöpft war: so mußten die Abgeordneten der

Gefangenen unverrichteter Sachen von Rom zurück kehren. Hannibal hatte mit ihnen einen vornehmen Carthaginenſer hingeſchickt, um zu vernehmen, ob die Römer etwan einige Neigung zum Frieden bezeigten; allein ſie ließen demſelben ſogleich andeuten, ihr Gebiet zu verlaſſen: ſo wenig wollten ſie das Anſehen haben, als wenn ſie durch ein großes Unglück ihre Standhaftigkeit verlören, und ſich zu harten Friedensbedingungen zwingen ließen.

Mago, der Bruder des Hannibal, kam unterdeſſen zu Carthago an, und überbrachte dem Senat eine ausführliche Nachricht von allen glücklichen Thaten deſſelben in Italien: er ſagte unter andern, von allen Römiſchen Feldherren ſey Fabius der einzige, der noch dieſes Nahmens würdig gehalten werde; aber bloß deswegen, weil er ſich niemals in eine Schlacht eingelaſſen habe. Um einen Begriff von der Wichtigkeit des lezten Sieges zu geben, ließ er einen großen Hauffen goldener Ringe vor dem Rathe ausſchütten, die den Römiſchen Rittern waren abgenommen worden, und verlangte im Nahmen ſeines Bruders, daß ihm Geld, Getreyde, und friſche Kriegsvölcker zugeſchickt werden möchten, weil er mitten im feindlichen Lande dieſes alles ſich nicht ſelbſt verſchaffen könnte, und doch eine ſo nahe Hoffnung habe, den Krieg bald zu endigen. Bey dieſen erwünſchten Nachrichten konnte ſich ein Freund des Hannibal unter den Rathsherren nicht enthalten, den Hanno mit ſpöttiſcher Miene zu fragen, ob er noch mit dieſem Kriege unzufrieden, noch der Meinung ſey, daß man den Hannibal den Römern ausliefern müſſe? Ja, antwortete Hanno, ich werde dieſen Krieg nicht eher billigen, als wenn er uns aufs baldigſte einen erträglichen Frieden wird verſchafft haben. Er ſezte hinzu, er wunderte ſich, daß Hannibal nach

ſo

ſo vielen Siegen, und ſo vieler erworbenen Beute, doch ſo ſehr an allem Mangel leide, als wenn er ſelbſt überwunden worden wäre. Iſt eines von den Völckern des Latium, fragte er den Mago, oder iſt nur ein Einwohner von Rom zum Hannibal übergetreten? Haben ihm etwan die Römer Vorſchläge zum Frieden gethan? Mago mußte dieſes alles verneinen. „Nun „ſo ſind wir alſo, ſchloß Hanno, in dieſem Kriege „nicht weiter gekommen, als an dem Tage, da Han„nibal in Italien einbrach. Ich rathe bloß zum Frie„den; aber keineswegs, daß unſern Siegern, die uns „mit einer betrüglichen Hoffnung ſchmeicheln, das ge„ringſte zur Fortſezung des Krieges geſandt werde.“ Man erkennet leicht, daß dieſe Rede des rechtſchaffenen, für die Ruhe und Sicherheit ſeines Vaterlandes beſorgten Mannes, doch nicht ganz frey von Partheylichkeit und unbilliger Auslegung geweſen ſey. Sie that aber auch keine Würckung: man bewilligte dem Hannibal ſein Verlangen; doch weil es unter ſo glücklichen Umſtänden beſchloſſen wurde, eilte man eben nicht, ihn zu verſtärcken.

Nachdem er ſich der Capuaner verſichert hatte, ſuchte er ſich einiger Seeſtädte ihrer Gegend zu bemächtigen, und darunter inſonderheit Neapolis und Nola. In dieſer leztern Stadt waren zwar der Rath und die vornehmſten Einwohner den Römern zugethan; allein das Volck wünſchte aus Furcht vor der Verheerung ſeiner Aecker, und vor einer Belagerung, die Herrſchaft der Carthaginenſer. Die Römiſche Parthey ſtellte ſich, um Zeit zu gewinnen, als wenn ſie dieſen Vorſaz befördern wollte; ſie rief aber den Prätor Marcellus zu Hülfe, welcher Nola mit ſeinem Heere anfänglich bedeckte, und bey der Annäherung des Hannibal, es völlig beſezte. Das Volck nahm darauf heimlich mit

Gefangenen unverrichteter Sachen von Rom zurück kehren. Hannibal hatte mit ihnen einen vornehmen Carthaginenser hingeschickt, um zu vernehmen, ob die Römer etwan einige Neigung zum Frieden bezeigten; allein sie ließen demselben sogleich andeuten, ihr Gebiet zu verlassen: so wenig wollten sie das Ansehen haben, als wenn sie durch ein großes Unglück ihre Standhaftigkeit verlören, und sich zu harten Friedensbedingungen zwingen ließen.

Mago, der Bruder des Hannibal, kam unterdessen zu Carthago an, und überbrachte dem Senat eine ausführliche Nachricht von allen glücklichen Thaten desselben in Italien: er sagte unter andern, von allen Römischen Feldherren sey Fabius der einzige, der noch dieses Nahmens würdig gehalten werde; aber bloß deswegen, weil er sich niemals in eine Schlacht eingelassen habe. Um einen Begriff von der Wichtigkeit des lezten Sieges zu geben, ließ er einen großen Hauffen goldener Ringe vor dem Rathe ausschütten, die den Römischen Rittern waren abgenommen worden, und verlangte im Nahmen seines Bruders, daß ihm Geld, Getreyde, und frische Kriegsvölcker zugeschickt werden möchten, weil er mitten im feindlichen Lande dieses alles sich nicht selbst verschaffen könnte, und doch eine so nahe Hoffnung habe, den Krieg bald zu endigen. Bey diesen erwünschten Nachrichten konnte sich ein Freund des Hannibal unter den Rathsherren nicht enthalten, den Hanno mit spöttischer Miene zu fragen, ob er noch mit diesem Kriege unzufrieden, noch der Meinung sey, daß man den Hannibal den Römern ausliefern müsse? Ja, antwortete Hanno, ich werde diesen Krieg nicht eher billigen, als wenn er uns aufs baldigste einen erträglichen Frieden wird verschafft haben. Er sezte hinzu, er wunderte sich, daß Hannibal nach

so

ſo vielen Siegen, und ſo vieler erworbenen Beute, doch ſo ſehr an allem Mangel leide, als wenn er ſelbſt überwunden worden wäre. Iſt eines von den Völckern des Latium, fragte er den Mago, oder iſt nur ein Einwohner von Rom zum Hannibal übergetreten? Haben ihm etwan die Römer Vorſchläge zum Frieden gethan? Mago mußte dieſes alles verneinen. „Nun „ſo ſind wir alſo, ſchloß Hanno, in dieſem Kriege „nicht weiter gekommen, als an dem Tage, da Han„nibal in Italien einbrach. Ich rathe bloß zum Frie„den; aber keineswegs, daß unſern Siegern, die uns „mit einer betrüglichen Hoffnung ſchmeicheln, das ge„ringſte zur Fortſezung des Krieges geſandt werde.“ Man erkennet leicht, daß dieſe Rede des rechtſchaffenen, für die Ruhe und Sicherheit ſeines Vaterlandes beſorgten Mannes, doch nicht ganz frey von Partheylichkeit und unbilliger Auslegung geweſen ſey. Sie hat aber auch keine Würckung: man bewilligte dem Hannibal ſein Verlangen; doch weil es unter ſo glücklichen Umſtänden beſchloſſen wurde, eilte man eben nicht, ihn zu verſtärcken.

Nachdem er ſich der Capuaner verſichert hatte, ſuchte er ſich einiger Seeſtädte ihrer Gegend zu bemächtigen, und darunter inſonderheit Neapolis und Nola. In dieſer leztern Stadt waren zwar der Rath und die vornehmſten Einwohner den Römern zugethan; allein das Volck wünſchte aus Furcht vor der Verheerung ſeiner Aecker, und vor einer Belagerung, die Herrſchaft der Carthaginenſer. Die Römiſche Parthey ſtellte ſich, um Zeit zu gewinnen, als wenn ſie dieſen Vorſaz befördern wollte; ſie rief aber den Prätor Marcellus zu Hülfe, welcher Nola mit ſeinem Heere anfänglich bedeckte, und bey der Annäherung des Hannibal, es völlig beſezte. Das Volck nahm darauf heimlich mit

den Carthaginenſern die Abrede, daß es, wenn die Römer zu einem Angriffe ausrücken würden, ihnen die Thore verſchließen, und die Mauern einnehmen wolle. Marcellus, der dieſes erfuhr, ſtellte ſeine Soldaten innerhalb der Thore, welche zu den Feinden führten, in Schlachtordnung; verbot den Einwohnern, ſich den Mauern und Thoren zu nähern, und beſtellte zu dem Gepäcke, das zurück bleiben ſollte, eine beſondere Wache. Da Hannibal bey dieſen ſtillen Anſtalten weder einen Römer noch einen Nolaner anſichtig wurde, glaubte er, die Römer möchten wohl aus Furcht vor den leztern es nicht wagen, ihm heraus entgegen zu ziehen, und es dürfte alſo, wenn er die Stadt angriffe, leicht zu einem Aufſtande des Volcks kommen. Er ließ daher ſein Heer anrücken, um die Mauern zu beſtürmen. Plözlich aber brach Marcellus durch die geöffneten Thore auf daſſelbe hinaus, brachte es in Unordnung, und erlegte über zwey tauſend Mann von demſelben. Dieſes war die erſte Gelegenheit, bey welcher die Römer lerneten, daß Hannibal auch geſchlagen werden könnte. Fabius hatte ſie nur gelehret, ſich nicht von ihm überwinden zu laſſen. Marcellus war unternehmender: er gieng den Feinden, im Vertrauen auf die Tapferkeit ſeiner Soldaten, ſo oft zum Treffen entgegen, als es nur der Ort und andere vorher geprüfte Umſtände erlaubten. Noch kühner als er, riß endlich Scipio durch ſeinen Einfall in Afrika, den Hannibal aus Italien zurück. So haben ihm dieſe drey großen Männer nach und nach, jeder nach ſeiner eigenen Art, den faſt gewiſſen Sieg über Rom aus den Händen gewunden.

Statt dieſer fehlgeſchlagenen Unternehmung hatte Hannibal andere Städte unter ſeine Gewalt gebracht, bis er bey der Annäherung des Winters ſein Heer nach

Capua

Capua führte. Hier genossen diese Soldaten, welche bisher an alle Mühseeligkeiten, aber niemals an ein Wohlleben gewohnt waren, einer für sie schädlichen Bequemlichkeit und Ruhe. Sie ergaben sich der Ueppigkeit und den Wollüsten, welche zu Capua herrschten, desto hitziger, je mehr dieselben für sie neu waren: ihre Cörper wurden entkräftet, und dauerten in dem nächsten Feldzuge auch das kleinste Ungemach nicht aus; sie vergaßen daselbst der alten Kriegszucht, und verließen nachmals ihre Fahnen häuffig, um nach Capua zurück zu laufen. Man hat die Ueberwinterung in dieser Stadt dem Hannibal noch zu einem größern Versehen angerechnet, als sein Zaudern, nach der Schlacht bey Cannä sogleich auf Rom loßzugehen; weil dieses leztere den Sieg nur verschoben zu haben schien; jenes aber auch die Kräfte zum Siegen benahm. Hannibal hat ohne Zweifel diesen Schaden weder mit Gewißheit voraussehen können, noch zeitig genug gemerckt, um demselben vorzubeugen: man kann ihn auch nicht als die einzige oder vornehmste Ursache von seinem abnehmenden Glücke betrachten.

Die Römer hatten ihm ein zahlreiches Heer entgegen gesezt, und sogar acht tausend Sclaven bewaffnet; er war aber ebenfals durch den Beytritt ganzer Völcker und vieler Städte in dem untersten Theil von Italien, an Mannschaft sehr verstärckt worden. Auch sein Bruder Hasdrubal bekam von Carthago Befehl, ihm aus Spanien zu Hülfe zu ziehen; allein die beyden Scipionen richteten fast das ganze Heer zu Grunde, mit welchem er sich nach Italien begeben sollte. Hannibal verlor noch eine andere Unterstüzung, die ungemein wichtig für ihn werden konnte: den Beystand des Philippus, Königs von Macedonien. Dieser Fürst, den nur das Jonische Meer von Italien

abſonderte, ſah dieſen Krieg, durch welchen ſich die beyden mächtigſten Völcker auf der Welt aufrieben, ſehr gerne; er war aber mit ſich ſelbſt nicht einig, welchem von beyden er die Oberhand wünſchen ſollte. Endlich bewogen ihn die anhaltenden Siege des Hannibal, ſich mit ihm zu vereinigen. Seine Geſandten ſchloſſen mit demſelben ein Bündniß unter folgenden Bedingungen. Der König ſollte mit einer Flotte von zweyhundert Schiffen die Italiäniſchen Küſten verheeren, und die Römer auch auf dem feſten Lande bekriegen. Wenn dieſe völlig unterdrückt wären, ſollte Italien den Carthaginenſern heimfallen; dagegen aber ſollten ſie hierauf dem Könige helfen, ſein Reich durch eine Anzahl Griechiſcher Städte und Inſeln zu vergrößern. Die Macedoniſchen Geſandten wurden, da ſie zurück kehrten, von den Römern aufgefangen: ein Zufall, der die ganze Hoffnung des Hannibal vernichtete. Denn der König konnte nunmehr nicht erfahren, was ſie mit demſelben ausgemacht hatten, und mußte erſt neue Geſandten abſchicken; die Römer aber beſchloſſen alsbald, ihn durch einen zuvorkommenden Angriff von Italien abzuwehren.

Auf den erſten Vortheil des Marcellus über den Hannibal folgten gar bald mehrere: ſo fürchterlich wurden die Römer, ſobald ſie von geſchickten Feldherren angeführet wurden. Hannibal belagerte den Conſul Sempronius Gracchus, deſſen Heer größtentheils aus loßgekauften Sclaven beſtand, auf welche er ſich wenig verlaſſen konnte, in Cumä; allein dieſer that zu ſo gelegener Zeit einen Ausfall, daß er die Feinde nöthigte, ſich mit Verluſt zurückzuziehen; hingegen hütete er ſich wohl, die Schlacht anzunehmen, welche ihm Hannibal anbot. Der Bruder des leztern, Mago, wurde zu gleicher Zeit an einem andern Orte, er

ſelbſt

selbst aber bald darauf vom Marcellus aufs neue zweymal vor Nola geschlagen. Er fieng damals an zu erkennen, daß er nicht mehr seine alten Soldaten habe; oder vielmehr, daß sich die Römer gebessert hätten: es giengen auch siebzehn hundert Numidier und Spanier zu den Römern über; vermuthlich, weil sie sich seinem wanckenden Glücke entziehen wollten. Er brachte unterdessen immer mehr Städte unter seine Gewalt; ob ihm gleich die Römer auch von Zeit zu Zeit einige entrissen. Ihr alter und treuer Bundsgenosse, der König Hiero in Sicilien, war um diese Zeit gestorben; sein Enckel Hieronymus, welcher die Parthey der Carthaginenser nahm, wurde in kurzem ermordet; allein die Gesandten, welche Hannibal zu ihm geschickt hatte, wußten die Syracusaner dergestalt wider die Römer aufzubringen, daß sie sich mit den Carthaginensern wider dieselben verbanden. Der Krieg dieser beyden großen Völcker zog sich einigermaaßen nach Sicilien, bis Marcellus durch die Eroberung von Syracusä den Römern die Oberhand daselbst verschaffte. Hannibal hingegen bemächtigte sich der Stadt Tarentum durch ein geheimes Verständniß mit einigen Einwohnern derselben, welche ihm unter dem Vorwande, des Nachts auf Beute auszugehen, die Thore öffneten; nur das Schloß konnte er nicht erobern, und mußte sich begnügen, es einzuschließen. Er schlug auch zween Römische Heere, welche unter verwegenen und unerfahrnen Befehlshabern stunden, gänzlich: einige zwanzig tausend Mann giengen in denselben verloren.

Allein Hannibal konnte es gleichwohl nicht verhindern, daß die Römer die Belagerung von Capua unternahmen. Nichts war für ihn wichtiger, als diese Stadt zu retten. Wenn ihn gleich die großen Vor-

theile, die er aus ihrer Macht und aus ihren Reichthümern zog, nicht dazu bewogen hätten; so war ihm doch daran gelegen, ganz Italien zu zeigen, daß er nicht allein Treue, sondern auch Stärcke genug besize, um seine Bundsgenossen schützen zu können. Ließ er es geschehen, daß Capua in die Hände der Römer fiel: so gereichte ihm dieses auch deswegen zur Beschimpfung, weil er nach dem entscheidenden Siege bey Cannä, dem er die Freundschaft dieser Stadt schuldig war, keine so beträchtliche Niederlage erlitten hatte, daß sie ihn außer Stand gesezt hätte, derselben zu Hülfe zu kommen. Doch die Uebermacht der Römer, welche jezt überhaupt kräftigere Maaßregeln nahmen als bisher, scheinet ihm dabey am meisten im Wege gestanden zu haben; ob er gleich alles versuchte, um sie von Capua abzuziehen. Er hatte noch vor dem Anfange der Belagerung den Einwohnern Getreyde zuführen lassen; allein sie bedienten sich dieser Gelegenheit anfänglich zu träge: und da sie zum zweytenmale eine größere Menge davon in ihre Stadt zu bringen suchten, wurden sie von den Römern geschlagen. Er griff darauf die Belagerer selbst an, und zugleich thaten die Capuaner nebst der Carthaginensischen Besazung, einen allgemeinen Ausfall auf sie. Einige Kriegsvölcker des Hannibal, und mit denselben eine Anzahl Elephanten, drangen würcklich in das Römische Lager ein; er brauchte sogar die List, durch einige seiner Soldaten, welche Lateinisch sprachen, im Nahmen der Consuls ausruffen zu lassen, daß sich ein jeder, weil die Verschanzungen überstiegen wären, auf die nahgelegenen Berge flüchten sollte. Allein dieser Betrug wurde geschwind entdeckt, und man trieb auch die Feinde von allen Seiten zurück. Hannibal verlor nunmehr alle Hoffnung, Capua mit Gewalt entsezen zu können. Die Römischen Legionen befürchteten gar

nicht,

nicht, daß er ihr Lager überwältigen würde: so sehr sie seine Reiterey auf flachem Felde scheueten, so ruhig und ihrer Stellung gewiß waren sie hinter ihren Verschanzungen. Er konnte sich auch in einer Gegend nicht lange aufhalten, in welcher alle Lebensmittel aufgezehret oder verwüstet waren.

In dieser Verlegenheit sich zu entschließen, gerieth endlich Hannibal auf den Einfall, auf Rom selbst loszugehen. Er hielt es nicht vor unmöglich, daß er, wenn er sich plözlich vor der Stadt zeigte, mit Hülfe der Bestürzung, die seine Ankunft ausbreiten mußte, einen Theil derselben einnehmen könnte. Alsdenn hoffte er, daß die Römer bey dieser Gefahr ihrer Vaterstadt, entweder Capua sogleich gänzlich verlassen, oder ihr Kriegsheer vor dieser Stadt dergestalt schwächen würden, daß es nicht schwer fallen dürfte, dasselbe zum Abzuge zu nöthigen. Er besorgte nur, daß die Capuaner, wenn sie hörten, daß sie von ihm verlassen würden, sich sogleich ergeben möchten: daher schickte er ihnen durch einen verstellten Ueberläufer mitten durch das Römische Lager die Nachricht zu, daß er durch seine Unternehmung auf Rom die Feinde in wenigen Tagen von ihrer Stadt wegreissen werde. Die Römischen Feldherren erfuhren seinen Zug zeitig genug durch einige Ueberläufer: und da sie solches nach Rom berichteten, fehlte es wenig, daß Hannibal seine Absicht erreicht hätte. Das Schrecken war daselbst so groß, daß einer der vornehmsten Rathsherren vorschlug, alle Soldaten aus ganz Italien zur Beschützung von Rom zusammen zu ziehen. Allein der große Fabius Maximus hielt es vor schimpflich, sich durch jedes drohende Herumziehen des Hannibal in Furcht und Bewegung sezen zu lassen. „Sollte sich derselbe wohl, „sagte er, da er sich nicht erkühnet hat, nach dem Sie-

„ge bey Cannä ſich nach Rom zu wenden, jezt, da er „von Capua zurückgetrieben worden, die Hoffnung „machen können, unſere Stadt zu erobern? Er kommt „nicht, um ſie zu belagern; ſondern um uns zu nöthi„gen, daß wir die Belagerung von Capua aufheben.“ Man beſchloß endlich, nur ſo viel von dem Kriegsheere, das zu dieſer Belagerung gebraucht wurde, zurück kommen zu laſſen, als man daſelbſt entrathen könnte: und darauf eilte der Proconſul Fulvius mit ſechszehn tauſend Mann, längs der Seeküſte, ſeiner Vaterſtadt zu Hülfe, wo er durch die Beſazung noch anſehnlich verſtärckt wurde.

Hannibal ſuchte Rom noch geſchwinder zu erreichen; allein da er auf ſeinem Wege durch die von den Einwohnern abgeworfene Brücken und andere Hinderniſſe zurück gehalten wurde, kam er ohngefähr zu gleicher Zeit mit dem Römiſchen Feldherrn an. Beyde rückten einander gleich den folgenden Tag in der Nähe von Rom entgegen. Als die Schlacht ihren Anfang nehmen ſollte, deren Ausſchlag kein geringerer als der Beſiz von Rom und von der Herrſchaft der Welt zu werden ſchien, fiel ein ſo gewaltiger Platzregen mit Hagel untermiſcht, daß ſich beyde Theile, ſo ſehr ſie auch vor Muth brannten, in ihr Lager zurückziehen mußten, und kaum ihrer Waffen mächtig blieben. Eben dieſes trug ſich den andern Tag zu, da ſie bereits in Schlachtordnung gegen einander ſtanden: und kaum waren ſie in das Lager zurück gekommen, ſo entſtand eine völlige Heiterkeit und Stille. Die Carthaginenſer ſahen dieſen Zufall als eine übernatürliche Begebenheit an. Hannibal inſonderheit ſagte, er hätte bald den Trieb und Willen nicht, Rom zu erobern; bald hindere ihn das Glück daran. Dieſe Hoffnung wurde noch durch andere Umſtände bey ihm verringert. Eben da er vor

Rom

Rom ſtand, ſchickten die Römer eine Anzahl Soldaten nach Spanien, um ihr Heer daſelbſt zu ergänzen. Ein anderes Merckmal ihres von aller Furcht freyen Vertrauens verdroß ihn ungleich mehr, weil es mit Verachtung gegen ihn verknüpft war: man verkaufte zu Rom das Feld, auf welchem er ſein Lager aufgeſchlagen hatte, um den gewöhnlichen Preiß. Er ließ daher ebenfals die Wechſel-Bäncke an dem Marckte zu Rom öffentlich in ſeinem Lager feil bieten. Allein hierinne war auf beyden Seiten der Fall gewiß nicht gleich. Hannibal konnte unterdeſſen auf dieſer Stelle nicht wohl lange ſtehen bleiben. Er griff zwar die Römer noch mit einigem Vortheile des Nachts an, und nöthigte ſie eine Anhöhe einzunehmen; er zog ſich aber hierauf zurück, und durchſtrich den ganzen untern Theil von Italien mit ſo ungemeiner Geſchwindigkeit, daß es wenig fehlte, er hätte Rhegium, an der Meerenge, welche Italien und Sicilien ſcheidet, durch dieſen plözlichen Ueberfall in die Hände bekommen. Dieſe Stadt würde ihm die Gemeinſchaft mit Carthago ſehr erleichtert haben. Er gab hingegen die Hoffnung gänzlich auf, dem belagerten Capua zu Hülfe kommen zu können. Die dortigen Carthaginenſiſchen Befehlshaber machten ihm darüber in einem Schreiben bittere Vorwürfe, daß er ſein Geſicht von ihnen abwende, um die Stadt nicht vor ſeinen Augen erobert zu ſehen, und ſich in Gegenden begebe, wo kein Römiſches Kriegsheer wäre. Allein die Ueberbringer des Schreibens wurden aufgefangen; die Stadt mußte ſich ergeben, und wurde wegen ihrer Treuloſigkeit mit aller Schärfe beſtraft.

Der Verluſt von Capua war gleichſam das Zeichen zu dem Verfalle von Hannibals Glücke. Die Unmöglichkeit dieſe Stadt zu befreyen, ſtellte ihn den

Ita-

Italiäniſchen Völckern ziemlich ſchwach vor; er bekam ſo wenig neue Bundsgenoſſen ſeit dieſer Zeit, daß vielmehr einige der bisherigen von ihm abtraten; bey ſeinen Soldaten verminderte ſich ohne Zweifel der Muth, ſo wie er bey den Römiſchen dadurch zunahm. Er bekam auch keine Verſtärckungen mehr von Carthago, und wurde gegen die Römer gehalten immer kleiner. Die Einwohner von Salapia ließen dieſe leztern heimlich in ihre Stadt, welche mit fünfhundert der beſten Carthaginenſiſchen Reiter beſezt war. Dieſe kamen faſt alle ums Leben, und mit ihnen verlor auch Hannibal die Ueberlegenheit, welche ihm noch bisher ſeine Reiterey gegeben hatte. Er trug zwar einen vollſtändigen Sieg über den Proconſul Fulvius davon; allein gleich darauf kam ihm Marcellus, beynahe der einzige Feldherr, der ihm völlig gewachſen war, in Lucanien über den Hals. Es kam zwiſchen beyden zu einem Treffen, das bis in die Nacht dauerte, und keinen gewiſſen Ausgang hatte. Marcellus rückte gleich mit anbrechendem Tage wieder ins Schlachtfeld: und da ihm Hannibal, aus Furcht, durch ſo viele Schlachten zu ſehr geſchwächt zu werden, ſo wenig entgegen kam, daß er vielmehr in der folgenden Nacht in der Stille nach Apulien aufbrach, ſo gieng er ihm ſogleich nach, und erreichte ihn bey Venuſia. Hier fielen nur kleine und meiſtentheils für die Römer glückliche Gefechte vor. Hannibal ſezte ſeinen Zug immer bey der Nacht fort, und ſuchte dem Marcellus einen Hinterhalt zu legen; allein dieſer folgte ihm erſt nach Aufgang der Sonne nach, und forſchte die Wege fleißig aus. In dem nächſten Feldzuge ließ er ihm noch weniger Ruhe, und erreichte ihn endlich oberhalb Canuſium in einer freyen und ebenen Gegend, wo Hannibal eine Schlacht nicht vermeiden

konnte.

konnte. Dieser munterte daher seine Soldaten zur Tapferkeit wider einen trozigen Feind auf, der sie nicht ungestört fortziehen, oder nur ein Lager aufschlagen ließe, den sie täglich mit der aufgehenden Sonne vor sich sehen müßten. Die Römer wurden würklich in ihr Lager zurückgejagt; allein Marcellus verwies ihnen ihre Feigheit so nachdrücklich, und drang so eifrig darauf, ihren Fehler sogleich zu verbessern, daß er am andern Tage einen weit wichtigern Sieg erhielt, der den Hannibal zwang, sich bis zu den Bruttiern hinunter zu ziehen.

Er verlor bald darauf auch Tarentum, eine der beträchtlichsten Städte, die er noch inne hatte. Fabius Maximus bekam sie durch Hülfe eines Verräthers in seine Gewalt. Hannibal sagte, da er zum Entsaze zu spät angelangt war, er sehe, daß auch die Römer ihren Hannibal hätten, indem sie sich seiner Künste wider ihn bedieneten. Er hätte sich beynahe am Fabius durch einen listigen Streich gerächet. Denn er ließ ihm Schreiben von den Vornehmsten zu Meraponcum zuschicken, in welchen sie unter der Bedingung, daß er ihren Abfall nicht bestrafen sollte, versprachen, ihm ihre Stadt mit der Carthaginensischen Besazung zu übergeben. Fabius nahm dieses an, und war schon im Begriff sich auf den Weg dahin zu begeben, auf welchem ihm Hannibal auflauerte; allein er glaubte durch gewisse Ahndungen bey den gottesdienstlichen Cärimonien gewarnet zu werden, und entdeckte auch in kurzem den Betrug. Hingegen gelang es dem Hannibal, ohne eigentlich diese Absicht zu haben, sich desjenigen Feldherrn zu entledigen, der ihn am meisten beunruhigte. Marcellus war zum fünftenmale Consul, und stand nebst seinem Amtsgenossen Crispinus bey Venusia den Feinden gegen über.

über. Zwischen beyden Lagern gab es eine große Anhöhe mit einem kleinen Walde, in welchen Hannibal eine Anzahl Numidier legte, um die Römischen Soldaten, die sich zu weit wagten, aufzufangen. Da die Anhöhe den Römern näher lag, als den Carthaginensern: so hielten jene es vor nothwendig, sich derselben zu bemächtigen. Marcellus und der andere Consul begaben sich mit einer geringen Bedeckung dahin, um sie zu besichtigen; allein sie fielen in den Hinterhalt, der im Walde steckte, und Marcellus verlor nebst vielen andern das Leben. Hannibal war gleich bereit, sich diesen Zufall zu Nutzen zu machen. Da er nunmehr den Ring des Marcellus besaß, so schickte er ein im Nahmen desselben aufgesetztes Schreiben nach Salapia, in welchem er den Einwohnern melden ließ, er würde in der folgenden Nacht zu ihnen kommen; daher sollte die Besazung in Bereitschaft stehen. Allein Crispinus hatte bereits die umliegenden Städte gewarnet, sich durch das Siegel des Marcellus, welches in der Feinde Gewalt wäre, nicht betrügen zu lassen. Man zog also zwar zu Salapia, als Hannibal mit seinem Heere erschien, und einige hundert Römische Ueberläufer voranschickte, um die Ankunft des Consuls desto glaublicher zu machen, das Fall-Gatter vor dem Thore etwas in die Höhe, und ließ sie zu demselben hineinziehen; plözlich aber ließ man dasselbe wieder herunter fallen, griff die Ueberläufer an, und wehrte die Feinde von den Mauern mit allem Eifer ab. Auf diese Art wurde Hannibal durch seine eigene Künste gefangen; er wandte sich aber sogleich nach Locri, und nöthigte die Römer, die Belagerung dieser Stadt eiligst aufzuheben.

Sein Bruder Hasdrubal hatte schon seit zween Jahren von Carthago den Befehl bekommen, ihm

aus

aus Spanien zu Hülfe zu ziehen. Er verlor zwar in einem Treffen mit dem Publius Cornelius Scipio beynahe zwanzig tausend Mann; allein er verstärckte sich bald wieder durch neugeworbene Spanier, ließ einen andern Hasdrubal mit einem Heere in diesem Lande zurück, und richtete im folgenden Jahre seinen Zug gegen die Alpen. Es war das zwölfte Jahr dieses Krieges, und schien den Römern eines der gefährlichsten zu werden. Kaum konnten sie sich vor dem Hannibal in Sicherheit sezen; jezt aber mußten sie befürchten, daß Hasdrubal, ein fast eben so berühmter Feldherr, der von dem andern Ende Italiens einbrechen wollte, ihnen die Last des Krieges doppelt schwer machen, und außerdem die Völcker jener Gegenden von neuem wider sie aufbringen möchte. Die beyden lezten Consuls hatten, ihrem Bedüncken nach, durch eine zu hizige Begierde, sich mit dem Feinde in eine Schlacht einzulassen, sich selbst, und beynahe auch ihr Heer ins Unglück gestürzt. Sie wählten daher an die Stelle derselben den Cajus Claudius Nero, welcher dem Hannibal entgegengesezt wurde: und weil er ebenfals für diesen Feind zu ungestüm war, gab man ihm den Marcus Livius an die Seite. Das wichtigste und nothwendigste, wofür sie zu sorgen hatten, war, die Vereinigung der beyden Brüder zu verhindern.

Wenn es erlaubt ist, Anstalten zu tadeln, von denen uns so viele Umstände und Bewegungsgründe unbekannt seyn mögen: so scheinen die Carthaginenser den längsten und ungewissesten Weg gewählet zu haben, dem Hannibal durch seinen Bruder Hülfe zu schicken. Eine ihrer Flotten, deren sie so mächtige aufstellen konnten, hätte das ganze Heer des Hasdrubal an der Spanischen oder Gallischen Küste einschiffen, und nahe an der Gegend, wo sich Hannibal befand, ans Land se-

zen

zen können. Allein da Hasdrubal aus Spanien bis gegen das unterſte Italien zu Lande, fortziehen mußte, blieb es doch immer zweifelhaft, ob er zu ſeinem Bruder würde ſtoßen können. Man könnte nur dieſes darauf antworten, daß die Ausrüſtung einer ſolchen Flotte nicht weniger Zeit als Geld erfordert hätte; daß Hannibal keinen Hafen zur Aufnahme derſelben beſaß; und daß Hasdrubal hoffen konnte, welches auch würcklich erfolgt iſt, daß ſein Durchzug bey den Galliern ihm viele tauſend friſche Soldaten verſchaffen werde. Hannibal ſelbſt, der ſich an ſeinen Zug in eben denſelben Gegenden erinnerte, erwartete ihn eben nicht zeitig, und brach daher ſpäter aus ſeiner Winterruhe auf. Allein Hasdrubal fand den Uebergang über die Alpen leichter als er erwartet hatte, weil die Einwohner derſelben ſchon daran gewohnt waren, die Carthaginenſer nicht als ihre, ſondern als Feinde der Römer zu betrachten. Unterdeſſen wurde die dadurch erregte Hoffnung ſeines Bruders wiederum etwas vermindert, da er hörte, daß Hasdrubal Placentia zu erobern verſuchte, welches er ſelbſt als Sieger vergebens angegriffen hatte. Hannibal hatte auch an Statt des Marcellus an dem Nero einen Feldherrn vor ſich, der dieſem ſehr glücklich nachahmte, ja ihm durch ſeine eigenen Kunſtgriffe ſchadete. Er brachte ſein Heer, noch ehe es in Schlachtordnung geſtellt war, in Verwirrung, und nöthigte es durch einige Kriegsvölcker, die er demſelben in den Rücken fallen ließ, zur Flucht. Hannibal nahm die neue Schlacht, welche ihm angeboten wurde, nicht an; er zog ſich immer zurück; aber Nero ließ ihn niemals aus den Augen. Sie ſtanden bey Canuſium, als ſich die entſcheidende Gelegenheit für beyde näherte.

Schon

Schon war Hasdrubal weit über Placentia vorgerückt, und schickte Briefe an seinen Bruder mit der Nachricht, daß er gesonnen sey, ihm in Umbrien (jezt einem Theile des Kirchenstaates,) entgegen zu kommen. Allein seine Boten geriethen in die Hände der Römer. Nero, dem die Briefe eingehändigt wurden, urtheilte gleich, die gegenwärtige Verfassung der Römer erlaube es nicht, bey den ordentlichen Gesezen zu bleiben, nach welchen jeder Feldherr den ihm angewiesenen Feind bestreiten mußte, und sich nicht aus seiner Provinz wegbegeben durfte. Er entschloß sich also, seinen Amtsgenossen, der bey Sena Gallica, jezt Sinigaglia, den Hasdrubal beobachtete, zu verstärcken, und diesen mit ihm gemeinschaftlich anzugreiffen. Zu diesem Ende suchte er sechs tausend Mann Fußvolck und tausend Reiter, beyde die besten, unter seinem Heere aus, daß dieses unter den Befehlen seines Legaten, oder Unterfeldherrn, und zog mit jenen bey der Nacht, in der größten Geschwindigkeit zum Livius. Gegen den Hannibal hieß dieses ungemein viel gewagt. Wenn er die Abwesenheit des Consuls und die Verminderung des Heers erfuhr, (und sehr leicht konnte ihm ein Ueberläufer oder Kundschafter davon Nachricht geben:) so war zu befürchten, daß er die Römer unter diesen günstigen Umständen sogleich angreiffen, und sie allem Ansehen nach überwinden würde. Allein das Glück des Nero war so groß als seine Verwegenheit. Hannibal bekam von seiner Unternehmung nicht eher Nachricht, als bis er nach vierzehn Tagen zurückgekommen war, und unterdessen, mit dem Livius vereinigt, das ganze Heer des Hasdrubal zu Grunde gerichtet, auch ihn selbst hatte umkommen sehen. Um das Schrecken zu vermehren, das dieses Unglück dem Hannibal verursachen mußte, begieng Nero die Grausamkeit, den Kopf seines Bruders vor sein Lager werfen zu lassen:

eine unnöthige Grauſamkeit: denn er ließ zugleich ein paar Gefangene zu ihm hinüber gehen, welche ihm alle Umſtände der Niederlage des Hasdrubal erzählten.

Damals erkannte Hannibal, daß ſein Vaterland alle große Hoffnungen, zu welchen er daſſelbe in Italien gebracht hatte, aufgeben müſſe. Wenn man ſich in die traurige Stellung, in welcher er ſich zu dieſer Zeit befand, verſezen, und was er in derſelben gedacht haben mag, durch die Erfindung der Dichtkunſt verſchönert dencken will, ſo muß man eine der vortrefflichſten Oden des Horaz, die vierte im vierten Buche, leſen. Er zog darauf alle ſeine Kriegsvölcker zuſammen, weil er ſich nicht mehr weit ausbreiten durfte, nahm alle Einwohner von Metapontum, auch viele aus Lucanien mit ſich, und begab ſich in den unterſten Winckel von Italien, in das Gebiet der Bruttier. Daſelbſt hielt er ſich im ganzen folgenden Jahre ſtille. Die Römer zweifelten zwar nunmehr nicht weiter, daß ſie bald von ihm würden befreyet werden; ſie wußten, wie ſehr er entkräftet ſey; gleichwohl ließen ſie ihn ruhig ſtehen: ſo fürchterlich war er noch allein, da er die Hülfe auf allen Seiten verlor. Man bewunderte ihn würcklich im Unglücke noch mehr als im Glücke; damals inſonderheit, da er in einen kleinen Strich Landes eingeſchränckt, aus welchem er ſein Heer nicht unterhalten konnte, und überhaupt in ſo verzweifelten Umſtänden, daſſelbe doch getreu erhielt. Scipio vertrieb um eben dieſelbe Zeit die Carthaginenſer gänzlich aus Spanien, welches Land ihnen bisher einen unerſchöpflichen Zufluß von neuen Soldaten verſchafft hatte.

Allein Hannibal bekam doch eben daher noch einen geringen Anſchein zur Wiederherſtellung ſeines Glücks.

Sein

sein Bruder Mago, einer von den Feldherren, welche den Römern in Spanien hatten weichen müssen, gieng auf Befehl des Raths zu Carthago, mit einigen Kriegsvölckern nach Italien, stieg zu Genua, welches ohne Besazung war, ans Land, und brachte daselbst den Galliern und Liguriern ein starckes Heer zusammen, mit welchem er zum Hannibal zu stoßen gedachte. Man schickte ihm auch aus Africa Geld und Soldaten zu. Aber er wurde ebenfals geschlagen, und der Zustand seines Vaterlandes verschlimmerte sich dadurch so sehr, daß es selbst den Beystand des Hannibal nöthig hatte. Scipio war kaum Consul geworden, so machte er sich fertig, den Krieg nach der Art des Hannibal, das ist, in dem feindlichen Lande selbst, zu führen, um diesen dadurch zu nöthigen, daß er Italien verlasse. Dieser Entwurf war groß und unerwartet; versprach aber auch einen glücklichen Erfolg: denn er war leichter, die Carthaginenser in Africa zu bestreiten, wo sie sich meistentheils auf die besoldeten afrikanischen Hülfsvölcker verlassen mußten, und jeden Verlust empfindlich fühlten, als den Hannibal dergestalt zu schwächen, daß er nicht mehr in Italien bleiben könnte. Er würde sich daselbst, wenn dieses Mittel nicht gebraucht, und er von Carthago aus genugsam unterstüzt worden wäre, noch viele Jahre erhalten haben. Die erste Unternehmung des Scipio gegen Locri, ob sich gleich dieser in Sicilien befand, war die Einnahme von Locri, durch ein Verständniß mit einigen Einwohnern. Hannibal eilte die Stadt noch zu entsetzen; allein er wurde dabey verwundet, und der Consul war eher so geschwind zugegen, um sie zu behaupten.

Dieser sezte bald darauf nach Africa über. Seine häufigen und wichtigen Siege nöthigten endlich die Carthaginenser, den Hannibal, ihre einzige übrige Hülfe aus Italien zu rufen: und damit er noch zeitig

tig genug sich bey ihnen einfinden könnte, (denn Scipio stand bereits in der Nähe von Carthago, und sie hatten ihm kein Heer entgegen zu stellen,) traten sie mit den Römern in verstellte Friedens-Unterhandlungen.

Als Hannibal den Befehl hörte, nach Africa zurück zu kehren, knirschte er mit den Zähnen, seufzete, und konnte sich kaum der Thränen enthalten. „Jezt, „sagte er, rufen mich eben diejenigen Leute offenbar „zurück, die solches schon lange dadurch auf eine ver„steckte Art gethan hatten, daß sie mir keine Ergänzung „des Heeres und kein Geld zukommen ließen. Es ist „also nicht das so oft geschlagene Römische Volck, das „den Hannibal überwunden hat; sondern der Neid „und die Mißgunst des Senats von Carthago: und „diese meine schimpfliche Zurückkunft wird nicht sowohl „dem Scipio Gelegenheit zur Freude und zum Stolz „geben, als vielmehr dem Hanno, der unsere Familie nicht anders, als mit dem Umsturz von Carthago „selbst, unterdrücken konnte.“ Er verließ Italien so traurig, als irgend jemand aus seinem Vaterlande gehen mag, der aus demselben verwiesen wird. Er sah noch oft auf die Küsten des Landes zurück, beklagte sich über Götter und Menschen, und verwünschte sich selbst, daß er seine von dem Siege bey Cannä noch blutigen Soldaten nicht sogleich nach Rom geführet hätte. Scipio, sezte er hinzu, habe sich unterstanden vor Carthago zu gehen, da er ihn doch in Italien nicht gesehen habe: und er, welcher hundert tausend Römische Soldaten beym Thrasymenischen See und bey Cannä erschlagen, habe seine Zeit bey Casilinum, Cumä und Nola verdorben. Unter diesen Klagen zog er aus Italien ab, worinne er sich bis ins sechszehnte Jahr erhalten hatte. Die Carthaginensischen Gesandten,

ten, welche unterdessen des Friedens wegen nach Rom gekommen waren, warfen die ganze Schuld dieses Krieges auf den Hannibal, der ihn für sich, ohne öffentliche Einwilligung, unternommen hätte; gaben vor, ihr Staat halte sich noch immer an die alten Bündnisse mit Rom, und verlangten, daß nur diese bestätigt werden möchten. Allein sie führten diese Sprache nur, bis Hannibal in Africa angelangt war.

Man drang sogleich in ihn, daß er die Feinde angreiffen sollte. Er rückte daher bis Zama vor, und schickte Kundschafter aus, welche das Römische Lager ausforschen sollten; allein sie wurden entdeckt. An statt daß sie Scipio nach den Gesezen des Krieges bestraft hätte, befohl er vielmehr, sie im Lager herum zu führen, damit sie dasselbe nach ihrer Bequemlichkeit in Augenschein nehmen könnten, und ließ sie darauf zum Hannibal zurück begleiten. Dieser merckte wohl, daß ein solches Betragen von einem ausnehmenden Vertrauen herrühre, welches ihm keine gute Vorbedeutung zu geben schien. Außerdem rührte ihn die Großmuth des Scipio so sehr, daß er ein Verlangen trug, sich mit ihm des Friedens wegen zu unterreden. Er hoffte, daß dergleichen Vorschläge weit mehr Eingang finden würden, so lange er noch ein unüberwundenes Heer unter seinen Befehlen hätte: und dieses Heer war zugleich das einzige, das den Carthaginensern übriggeblieben war. Scipio ließ sich seinen Antrag gefallen: sie rückten näher gegen einander, kamen an einem freyen Orte zwischen beyden Lägern, unter einer kleinen Bedeckung, zusammen, und fiengen darauf beyde allein, nur mit zween Dollmetschern versehen, ihr Gespräch an.

Hannibal und Scipio, die größten Feldherren ihrer und vielleicht aller vorhergehenden Zeiten, blieben einige Augenblicke, voll von gegenseitiger Bewunderung, neben einander stehen. Endlich sagte Hannibal: „Da „es einmal das Schicksal beschlossen hat, daß ich, der „ich zuerst das Römische Volck bekriegt, und den Sieg „so oft in den Händen gehabt habe, auch von selbst „kommen sollte, um Frieden zu bitten: so freue ich „mich, daß Du mir vornehmlich bestimmt gewesen „bist, von dem ich denselben bitten sollte. Unter vie„len Dingen, welche Dir zum Ruhm gereichen, ist „dieses keineswegs das Geringste, daß Dir Hannibal „gewichen ist, dem die Götter so viele Siege über die „Römischen Feldherren verliehen haben, und daß Du „diesem Kriege, der mehr durch Eure als unsere Nie„derlagen berühmt geworden ist, ein Ende machst. „Auch hierinne spielt das Glück mit mir, daß ich, „nachdem ich unter dem Consulate Deines Vaters die „Waffen ergriffen, und er der erste Römische Feldherr ge„wesen ist, mit welchem ich gefochten habe, jezt zu sei„nem Sohne unbewaffnet komme, und um den Frieden „anhalte. Hätten doch die Götter unsern beyderseiti„gen Vorfahren die Gesinnung gegeben, daß ihr Euch „an der Herrschaft über Italien, und wir uns an dem „Besize von Africa begnügt hätten! Denn gewiß Ihr „selbst seyd durch die Eroberung von Sicilien und Sar„dinien für so viele verlorne Flotten, Kriegsheere und „Feldherren nicht sonderlich Schadloß gehalten worden. „Doch das Vergangene läßt sich leichter tadeln als „bessern. Wir haben dergestalt nach fremden Besi„zungen gestrebt, daß wir endlich für unsere eigenen „haben streiten müssen; daß nicht nur Ihr in Italien, „und wir in Africa Krieg zu führen haben; sondern „daß Ihr auch oft beynahe an Euren Thoren und „Mauern die feindlichen Fahnen und Waffen gesehen „habt,

„habt; wir aber jezt von Carthago aus das Getüm-
„mel von einem Römischen Lager hören können. Es
„geschieht also jezt, wovor wir stets den größten Ab-
„scheu hatten, und was Ihr hingegen am meisten ge-
„wünschet habt, nemlich, daß vom Frieden zu einer
„Zeit gehandelt wird, da Ihr glücklich seyd: und wir
„handeln davon, denen am meisten daran gelegen ist,
„daß der Friede geschlossen werde, deren Vergleich un-
„sere Staaten auch bestätigen werden. Es ist nur nö-
„thig, daß wir ein friedliebendes Gemüth zu dieser Un-
„terhandlung bringen. Was mich anlangt, so hat
„mir sowohl das Alter, (denn ich komme als ein be-
„jahrter Mann in mein Vaterland zurück, welches ich
„als Knabe verlassen hatte,) als die Abwechselung von
„Glück und Unglück einen solchen Unterricht gegeben,
„daß ich lieber der Vernunft als dem Glücke folgen
„will. Allein vor Deiner Jugend und beständigen
„Glückseeligkeit, welche beyde troziger machen, als
„man bey Friedens-Vorschlägen seyn muß, vor diesen
„fürchte ich mich. Wen das Glück niemals betrogen
„hat, der bedenckt nicht leicht, wie ungewiß es sey.
„Was ich beym Thrasymenischen See und bey Cannä
„war, das bist Du heute. Du erhieltest die Befehls-
„haber-Stelle, da Du noch kaum das gehörige Alter
„hierzu hattest: und bey allen Deinen kühnen Unter-
„nehmungen hat Dich das Glück nie hintergangen.
„Indem Du den Todt Deines Vaters und Vetters
„rächtest, hast Du durch das Unglück deiner Familie
„einen vortrefflichen Ruhm der Tapferkeit und kindli-
„chen Liebe erworben; Du hast Spanien, das für
„Euch beynahe verloren war, wieder erobert, und vier
„Carthaginensische Heere daraus vertrieben. Nachdem
„man Dich zum Consul gewählt hatte, bist Du, da
„die übrigen Feldherren kaum Muth genug besaßen,
„Italien zu beschützen, nach Africa herübergegangen:

„hier haſt Du zween Kriegsheere niedergehauen, in „Einer Nacht zwey Lager erobert und angezündet, den „Syphax, einen der mächtigſten Könige, gefangen, „ſo viele Städte in ſeinem und unſerm Reiche einge„nommen: mich haſt Du endlich von dem ſechszehn„jährigen Beſitze Italiens weggeriſſen. Es kann wohl „ſeyn, daß Du begieriger nach Sieg als nach Frieden „biſt. Ich weiß, daß Eure Abſichten mehr auf das „Große als auf das Heilſame gehen: und mir hat ehe„mals ein gleiches Glück geſchienen. Wenn uns die „Götter bey unſerm Wohlſtande auch eine gute Geſin„nung ſchenckten: ſo würden wir nicht allein dasjenige „was geſchehen iſt, ſondern auch was noch geſchehen „kann, überlegen. Wenn Du auch aller andern ver„geſſen wollteſt, ſo kann ich Dir genug zum Beyſpiel „auf alle Fälle dienen. Eben denjenigen, den Du „ſein Lager zwiſchen dem Anio und Eurer Stadt auf„ſchlagen, ja beynahe die Wälle von Rom beſtürmen „geſehen haſt, eben denſelben ſiehſt Du hier, nachdem „er ſeine zween Brüder, ſehr tapfere Männer und „vortreffliche Feldherren, verloren hat, vor den Wäl„len ſeiner faſt belagerten Vaterſtadt, dasjenige für „ſie verbitten, womit ich Eure Stadt erſchröckt habe. „Je größer das Glück iſt, deſto weniger darf man dem„ſelben trauen. Da Du Dich in einem blühenden, „und wir uns in einem zweydeutigen, Zuſtande befin„den: ſo gereicht es Dir zur Ehre, wenn Du uns den „Frieden bewilligeſt; uns aber, die wir denſelben ver„langen, iſt er mehr nothwendig als rühmlich. Ein „gewiſſer Friede iſt beſſer und ſicherer, als ein Sieg, „den man erſt hoffet: jener beruht auf Dir; dieſer „aber auf dem Willen der Götter. Wage nicht das „Glück ſo vieler Jahre in die Gefahr einer einzigen „Stunde. Stelle Dir nicht allein deine Kräfte, ſon„dern auch die Stärcke des Glücks, auf das ſich beyde

„Theile

„Theile im Kriege verlaſſen können, vor. Auf beyden „Seiten ſind Waffen und Menſchen: der Ausgang iſt „nirgends ungewiſſer als im Kriege. Wenn Du die „Schlacht gewinneſt, ſo wirſt Du nicht ſo vielen neuen „Ruhm erwerben, als Du durch Bewilligung des „Friedens ſchon haben kannſt: deſto mehr aber wirſt „Du davon verlieren, wenn Dir ein Unglück begeg„net. Das Glück einer Stunde kann zugleich die er„worbene und auch die gehoffte Ehre zerſtören. Willſt „Du den Frieden ſchließen, o Scipio! ſo haſt Du „alles in deiner Gewalt; im andern Falle aber mußt „Du dasjenige Schickſal annehmen, das Dir die Göt„ter zutheilen dürften. In eben dieſem Lande wäre „ehemals Regulus ein ſeltnes Beyſpiel von Glück und „tugendhafter Mäßigung geweſen; wenn er als Sie„ger unſern Vorfahren den Frieden, um welchen ſie „ihn baten, zugeſtanden hätte. Allein da er ſich in „ſeine Glückſeeligkeit nicht zu ſchicken wußte, und ſein „aufſchwellendes Wohlergehen nicht in Schrancken „hielt: ſo fiel er deſto ſchimpflicher, je höher er geſtie„gen war. Es gehört zwar für denjenigen, der den „Frieden bewilliget, nicht für denjenigen, welcher ihn „verlangt, die Bedingungen deſſelben anzugeben; viel„leicht aber ſind wir nicht unwürdig, uns ſelbſt eine „Strafe aufzulegen. Wir ſezen uns nicht dawider, „daß alle Länder, wegen welcher wir den Krieg ange„fangen haben, euch zugehören mögen: Sicilien, „Sardinien, Spanien, auch alle Inſeln, welche zwi„ſchen Africa und Italien liegen. Wir Carthaginen„ſer mögen immerhin innerhalb der Küſten von Africa „eingeſchloſſen, Euch, weil es den Göttern ſo gefällt, „auch auswärtige Reiche zu Waſſer und zu Lande be„herrſchen ſehen. Ich will nicht in Abrede ſeyn, daß „Euch unſere Treue verdächtig ſeyn könne, weil wir „neulich den Frieden nicht aufrichtig genug begehret

betrachten sollte. Aber alle diese Anstalten waren nicht vermögend, ihm den Sieg zu verschaffen. Das Schlachtgeschrey und die kriegerische Musik der Römer brachten die Elephanten dergestalt in Bestürzung, daß sie sich gröſtentheils gegen ihr Heer selbst umwandten, die Reiterey desselben zerstreueten, und dadurch die Niederlage der Hülfsvölcker erleichterten, welche, da sie sich in das zweyte Treffen zurückziehen wollten, und darinne nicht aufgenommen wurden, mit diesem selbst ins Handgemenge geriethen. Hier stieſsen zwar die Römer erst auf ihre rechten Feinde; allein ihre überlegene Anzahl und ihr nunmehr gestärckter Muth machte sie bald zu Ueberwindern; ihre Reiterey aber, welche die feindliche verfolgt hatte, fiel endlich auch dem Fuſsvolcke in den Rücken. Die Römer hatten auch selbst einige von den Elephanten auf ihr Heer zurückgetrieben; und nächstdem war ihnen die Reiterey des Masinissa gleich Anfangs noch dienlicher als ihre eigene gewesen. Hannibal flüchtete sich, nachdem er während der Schlacht noch vieles versucht hatte, den Sieg auf seine Seite zu ziehen, mit wenigen Reitern, und kam nach einer Abwesenheit von sechs und dreyſsig Jahren, wieder nach Carthago. Er gestand daselbst, daß er weiter für den Staat keine Hülfe wisse, als den Frieden.

Die Römer bewilligten denselben unter ziemlich harten Bedingungen. Als man diese zu Carthago hörte, stand Gisgo, einer der Vornehmsten der Stadt, in der Versammlung des Volcks auf, und wiederrieth den Frieden. Hannibal, den es verdroß, daß eine solche Rede zu einer so ungelegenen Zeit gehalten und angehört wurde, riß den Gisgo von dem Rednerstuhle herab. Diese gewaltthätige Handlung in einem freyen Staate mißfiel dem Volcke; aber Hannibal, ob er gleich über die Bewegung desselben unruhig wurde,

ent-

entschuldigte sich damit, daß er zwar die Kriegskunst zu verstehen glaube, hingegen die Gesetze, Rechte und Sitten der Stadt, die er schon als Knabe verlassen, noch erst lernen müsse. Er zeigte darauf, wie nothwendig dem Staate der Frieden, und wie wenig der von den Römern angebotene unbillig sey; wie weit größeres Unglück ein jeder befürchtet habe, wenn die Schlacht verloren würde. Diese Liebe zum Frieden an einem so großen Krieger ist ungemein hoch zu schätzen. Man dencke nicht dabey, er fand ihn unentbehrlich, und mußte ihn also empfelen. Wenn Hannibal die äußersten Kräfte seines Vaterlandes hätte aufbieten wollen; wenn er es noch auf die langwierige Belagerung von Carthago, auf ihre ansehnliche Flotte, und auf die Hoffnung auswärtiger Bündnisse hätte ankommen lassen: so würde er den Krieg noch eine Zeitlang haben fortsezen können. Es sind Feldherren genug aus der Geschichte bekannt, welche, wenn sie an seiner Stelle gewesen wären, den Krieg möglichst würden verlängert haben, um ihrer Ehre, ihrem Ansehen und Vortheil dadurch zu dienen, und welche ohngefähr wie der Marschall von Biron gedacht haben, der seinem Sohne, als er sich zu einer Unternehmung anbot, die dem Kriege ein Ende machen konnte, den Verweis gab: „Du einfältiger Mensch, du hast „gewiß Lust, auf unser Landgut zurück zu kehren, und „daselbst Kohl zu pflanzen!“

Als man zu Carthago den ersten Beytrag zu dem Jahrgelde sammlete, welches man den Römern durch den Frieden versprochen hatte, fiel es ungemein schwer, dasselbe zusammen zu bringen. Der Senat war darüber bis zum Weinen traurig. Hannibal allein lachte bey dieser Gelegenheit: und da ihn Hasdrubal Hädus deswegen zur Rede sezte, daß er der öffentlichen Betrübniß

lich. Die Vornehmen, denen er dadurch das gemeine Gut aus den Händen riß, verbanden sich mit seinen übrigen Feinden, und gaben ihm in den Briefen, welche sie nach Rom schrieben, Schuld, daß er mit dem Feinde der Römer, dem Könige Antiochus von Syrien, heimliche Unterhandlungen pflege. Sie sezten hinzu, er werde so wenig zahm als gewisse wilde Thiere; sein Gemüth bleibe immer gleich unversöhnlich; die Ruhe des Staats sey ihm unerträglich, und er dürste nach Kriegen.

Diese Beschuldigungen fanden zu Rom Eingang; man hielt sie den bekannten Neigungen des Hannibal gemäß. Unterdessen sezte sich doch sein großmüthiger Ueberwinder, der Africanische Scipio, lange dagegen, daß das Römische Volck, seiner Würde eingedenck, nicht auf die Seite der persönlichen Feinde des Hannibal zu Carthago treten, nicht denjenigen als Ankläger verfolgen möchte, den er bereits im Kriege besiegt hätte. Allein seine Feinde drangen endlich durch: es wurden Römische Gesandten nach Carthago geschickt, welche sich über ihn beschweren sollten. Da er sich in dieser Gefahr befand, gieng er des Abends verkleidet mit ein paar Gefährten, die nichts von seinem Anschlage wußten, zur Stadt hinaus, erreichte auf bereits bestellten Pferden die Seeküste, und kam auf einem Schiffe, das seiner wartete, glücklich nach Tyrus. In dieser Stadt, aus welcher Carthago entsprungen war, empfieng man ihn mit den größten Ehrenbezeigungen; er reisete aber bald zum Antiochus nach Ephesus: und seine Gegenwart machte, daß dieser Fürst, welcher noch unschlüßig war, ob er die Römer bekriegen sollte, nunmehr den festen Vorsaz dazu faßte. Hannibal blieb beständig bey dem Rathe stehen, der König müsse diesen Krieg in Italien selbst führen.

„Italien,

„Italien, ſagte er, verſchafft einem ausländiſchen „Feinde Unterhalt und Soldaten genug. Wenn man „aber unter den daſigen Völckern keine Bewegung ſtif„tet, und den Römern verſtattet, den Krieg mit Ita„liens Kräften und Vorrathe auſſerhalb dieſem Lande „zu führen: ſo iſt ihnen kein Fürſt und kein Volck ge„wachſen.“ Er verlangte für ſich hundert bedeckte Schiffe, zehn tauſend Mann Fußvolck, und tauſend Reiter. Mit dieſen wollte er zuerſt nach Africa ſeegeln, in dem gewiſſen Vertrauen, daß er die Carthaginenſer bewegen werde, die Waffen zu ergreiffen. Sollten ſie aber zu lange zaudern, ſo wollte er den Römern in irgend einem Theile von Italien Krieg erregen. Der König müßte mit ſeinen übrigen Kriegsvölckern nach Europa überſezen, und in einer Gegend von Griechenland ſtehen bleiben, wo er ſich das Anſehen geben müßte, als wenn er ebenfals nach Italien überſchiffen wollte. Hannibal ſandte zuvörderſt, um dieſen Entwurf, der dem Könige gefiel, auszuführen, einen Vertrauten nach Carthago, welcher die Gemüther ſeiner Landsleute vorbereiten ſollte. Allein man erſtickte ſeine Bewerbung; er konnte ſich kaum zeitig genug retten, und die Carthaginenſer meldeten dieſes nach Rom.

Die Geſandten, welche die Römer bald darauf an den Antiochus ſchickten, hatten den Hannibal nicht weniger zu ihrem Augenmercke: denn ſie wußten, wie vortrefflich ſich der König deſſelben gegen ſie bedienen könnte. Einer unter ihnen, Villius, hielt öftere Geſpräche mit ihm, und ſuchte ihn zu überreden, daß er von den Römern nichts zu beſorgen habe: zugleich machte er ihn dadurch, wenn auch ſolches ſeine Abſicht nicht war, beym Antiochus verdächtig. Der Africaniſche Scipio war gleichfalls mit in dieſer Geſandt-

ſchaft. In einer Unterredung mit dem Hannibal fragte er denſelben, wen er vor den größten Feldherrn hielte. Dieſer nannte zuerſt Alexander den Großen, weil er mit einem kleinen Hauffen unzählbare Heere in die Flucht geſchlagen hätte, und in die äußerſten Enden der Welt gedrungen wäre, welche zu ſehen die wenigſten Menſchen hoffen dürften. Scipio fragte weiter, wem er die zweyte Stelle einräume? Dem Pyrrhus, antwortete Hannibal: denn dieſer habe zuerſt ein Lager gehörig aufſchlagen gelehret; kein anderer habe ſeine Stellung ſo gut genommen, und die Beſazungen ſo geſchickt vertheilet: eben dieſer habe auch die Kunſt, ſich bey den Menſchen beliebt zu machen, ſo wohl verſtanden, daß die Italiäniſchen Völcker lieber unter der Regierung dieſes auswärtigen Fürſten, als ihrer alten Herren, der Römer, leben wollten. Da der Römiſche Feldherr fortfuhr zu fragen, welchen, ſeiner Meinung nach, den dritten Rang verdiene: ſo nannte er ſich ohne Scheu ſelbſt. Hierauf ſezte Scipio lächelnd hinzu: Was würdeſt Du aber ſagen, wenn Du mich überwunden hätteſt? Alsdenn, antwortete Hannibal, würde ich mich dem Alexander, dem Pyrrhus, und allen andern Feldherren vorziehen. Ein ſo feines Lob rührte den Scipio. Nach der Erzählung des Plutarchus, gab Hannibal dem Pyrrhus den erſten Platz unter den Feldherren, dem Scipio den zweyten, und ſich den dritten. Ich unterſuche nicht, welche Antwort ſeiner würdiger geweſen ſey: die ganze Unterredung ſcheinet mir etwas ſeltſam und zweifelhaft zu ſeyn.

Hannibal gewann das Vertrauen des Königs in kurzem wieder. Er verſicherte ihm, daß die Feindſchaft, welche er den Römern in ſeiner Kindheit geſchworen habe, unauslöſchlich ſey; daß man daher ſtets von ihm

die

die aufrichtigsten Vorschläge zu einem Kriege wider sie erwarten könne. Allein da der König bereits im Begriffe war, ihm die Anführung eines Theils seiner Kriegsvölker zu übergeben, widerrieth man ihm solches unter dem Vorwende, es sey gefährlich, einem vertriebenen Ausländer so viele Gewalt in die Hände zu geben; wenn Hannibal den Krieg glücklich führte, so würde der Ruhm des Königs dadurch verdunckelt werden; und er sey außerdem immer so herrschsüchtig gewesen, daß man auch jezt Gehorsam und Unterwürfigkeit von ihm nicht erwarten könne. Als Rathgeber und Geführte könne Hannibal bey diesem Kriege wohl nüzlich seyn; aber nicht als Feldherr. Vorstellungen dieser Art machen stets bey Fürsten, welche, ohne große Fähigkeiten zu besizen, doch auf ihre Ehre und Gewalt eifersüchtig sind, einen Eindruck. Antiochus ließ sich also ebenfals durch dieselben bewegen, den Hannibal gut andern Augen zu betrachten. Unterdessen nahm er ihn doch nach Griechenland mit, welches der Schauplatz des Kriegs wurde, und fragte ihn, da er sich in einer gewissen Verlegenheit befand, noch einmal um Rath. Hannibal empfol dem Könige aufs neue, die Römer für Italien selbst besorgt zu machen, sie mit einer Flotte in Unruhe zu halten, und sich um die Freundschaft und den Beystand des Philippus, Königs von Macedonien, der ihnen nur aus Zwang getreu verbleibe, zu bewerben. „Wäre man mir gefolgt, sagte er, „so würden jezt die Römer nicht bloß hören, daß einige „Städte in Griechenland von uns erobert werden; sondern, daß halb Italien sich wider sie rüste, und, welches sie am meisten erschrecken würde, daß Hannibal „in Italien sey. Wenn ich gleich nicht jeden Krieg zu „führen verstehe: so habe ich doch beydes durch mein „Glück und Unglück gelernet, wie man die Römer bekriegen müsse.“ Man lachte alles was er sagte; allein

man that beynahe nichts davon, weil man mit Verdachte und Mißgunst gegen ihn eingenommen war.

Antiochus erfuhr endlich zu spåte, wie heilsam der Rath des Hannibal gewesen sey, und wie richtig derselbe in die Zukunft gesehen habe. Die Römer verjagten ihn aus Griechenland; er mußte nach Asien zurückkehren, und daselbst lebte er in der größten Ruhe, als wenn sie es nicht wagen würden, ihn bis dahin zu verfolgen. Seine meisten Hofleute bestärckten ihn in dieser Meinung. Hannibal allein, der jezt bey ihm in großem Ansehen stand, dachte anders. Er wunderte sich mehr, sagte er, daß die Römer noch nicht in Asien wären, als daß er zweifelte, ob sie auch hinüber sezen würden. Der Uebergang aus Griechenland in diesen Welttheil sey kürzer als aus Italien nach Griechenland, und an der Ueberwindung des Antiochus sey den Römern mehr gelegen, als an der Bezwingung des griechischen Volcks, der Aetolier, welche seinen Schuz begehrt hatten. Er werde bald zu Wasser und zu Lande mit den Römern fechten müssen: alsdenn werde er entweder ihnen die Oberherrschaft über die Welt entreißen müssen, oder sein eigenes Reich verlieren. Alles, was in dieser Warnung für den Antiochus nachtheilig war, traf würcklich ein. Er wurde in Asien von dem Bruder des Africanischen Scipio in einer Hauptschlacht überwunden, nachdem bereits vorher seine Flotte, von welcher Hannibal einen Theil anführte, in die Flucht war geschlagen worden, weil ihn der andere Theil zu geschwinde verließ, da er hingegen auf seinem Flügel des Sieges schon fast gewiß war. Da der König sich hierauf genöthigt sah, den Frieden von den Römern zu erbitten: so machten sie es zu einer von den Bedingungen desselben, daß er ihnen den Hannibal ausliefern sollte. Dieser aber entgieng

gieng der Gefahr, indem er sich auf die Insel Creta flüchtete.

Hier überlegte er in der Stadt Gortynium, wohin er sich weiter wenden sollte. Allein es war nicht so leicht, aus der Insel herauszukommen, als er in dieselbe war gelassen worden. Die Cretenser hatten erfahren, daß er viel Geld mit sich führe, und waren entschlossen, ihm dasselbe abzunehmen. Es kostete ihm unterdessen nicht viele Mühe, ihre Habsucht zu hintergehen. Er füllte viele Fässer mit Bley an; oben aber belegte er dasselbe mit Gold und Silber. Darauf stellte er die Fässer in Gegenwart der Gortynier in den Tempel der Diana, und bezeigte öffentlich, daß er ihnen sein Vermögen hiermit anvertraue. Dagegen füllte er die ehernen Bildsäulen der Götter, die er mitgebracht hatte, mit seinem Gelde an, und ließ sie mit einer verstellten Sorglosigkeit im Vorhause liegen. Die Gortynier bewachten den Tempel sehr fleißig, damit er nichts von seinem Gelde herausnehmen möchte; er reiste aber dafür mit seinen Bildsäulen ungehindert ab, und kam zum Prusias, Könige von Bithynien, am schwarzen Meere. Auch diesen suchte er gegen die Römer aufzubringen. Es war eben kein sehr mächtiger Fürst; daher bemühte sich Hannibal, andere Könige und streitbare Völcker mit ihm zu verbinden. Und da derselbe mit dem Eumenes, Könige von Pergamus, der ihm als ein Bundsgenosse der Römer überlegen war, einen Krieg führte: so ersezte Hannibal dasjenige durch List, was dem Prusias an Macht fehlte. Sie waren im Begriff nächstens eine See-Schlacht zu halten: in dieser wollte er dem Eumenes das Leben nehmen. Er befohl daher den Schiffs-Soldaten, eine Menge giftiger Schlangen lebendig zu fangen, und sie in irdene Gefäße zu werfen; ihren Angriff aber lediglich auf das

Schiff des Eumenes zu richten, und gegen die übrigen feindlichen Schiffe ſich nur zu vertheidigen: er verſprach ihnen zugleich eine große Belohnung, wenn ſie dieſen Fürſten umbrächten oder gefangen nähmen. Das See-Gefechte ſollte ſchon angehen, als Hannibal, um ſeinen Soldaten zu zeigen, in welchem Schiffe ſich Eumenes befinde, einen Herold in einem Boote an die Feinde abſchickte, und mit Vorzeigung eines Briefes vor ihren König gelaſſen zu werden verlangte. Man brachte ihn ſogleich zu demſelben, weil man glaubte, daß in dem Briefe Friedensvorſchläge enthalten wären; er kehrte aber auch in dem Augenblicke zurück: Eumenes fand nur Spöttereyen in dem Briefe, und Hannibal hatte ſeine Abſicht erreicht. Da es hierauf zur Schlacht kam, wurde das Königliche Hauptſchiff von den Bithyniern ſo heftig angefallen, daß der König verloren geweſen ſeyn würde, wenn er ſich nicht an das Ufer unter ſeine Land-Soldaten hätte retten können. Seine übrigen Schiffe fochten mit deſto größerm Nachdrucke, bis die Bithynier anfiengen die irdenen Gefäße in dieſelben zu werfen. Die Pergamener lachten erſtlich darüber; allein da ſie gleich darauf die Schiffe mit Schlangen angefüllt ſahen, und nicht wußten, ob ſie ſich gegen dieſe oder gegen die Feinde wehren ſollten, ergriffen ſie die Flucht. Durch ähnliche ſchlaue Einfälle verſchaffte Hannibal dem Pruſias auch auf dem Lande mehrmals einen Sieg über den Eumenes.

Endlich verfolgten ihn die Römer bis in dieſe ſeine lezte Freyſtätte. Die Geſandten, welche Pruſias nach Rom geſchickt hatte, erzählten bey einer gewiſſen Gelegenheit, daß ſich Hannibal in dem Gebiete ihres Herrn aufhalte. Sobald dieſe Nachricht vor den Senat kam, wurde eine Geſandtſchaft an dieſen König abgefertiget, welche ihn erſuchen ſollte, er möchte den

unver-

unversöhnlichsten Feind der Römer nicht ferner beschützen, sondern an sie übergeben. Die Geschichtschreiber theilen sich hier: und ich führe die Verschiedenheit ihrer Erzählung auch deswegen an, weil ich wünsche, daß man den Prusias nicht der schändlichsten Undanckbarkeit gegen einen Mann, der sich um ihn so sehr verdient gemacht hatte, beschuldigen dürfte; allein er bleibt doch nach beyderley Berichten tadelnswürdig. Dem Livius scheinet es nicht unglaublich zu seyn, daß dieser König, um sich bey den Römern beliebt zu machen, selbst auf den Anschlag gefallen sey, ihnen den Hannibal in die Hände zu geben, gegen welchen er sich schon vorher unbeständig erwiesen hatte. Folgt man hingegen dem Cornelius Nepos: so getrauete sich zwar der König nicht, dem Flaminius, welches der vornehmste Römische Abgesandte war, sein Begehren abzuschlagen: er bat nur, man möchte nicht von ihm verlangen, daß er das Gastrecht, welches so heilig beobachtet wurde, verletzen sollte; die Römer möchten sich des Hannibals selbst bemächtigen, wenn sie könnten; sie würden den Ort seines Aufenthalts leicht finden. Diese elende Ausflucht war im Grunde von der eigenen Auslieferung nicht unterschieden. Die Römer ließen also das Schloß, in welchem Hannibal wohnte, mit Soldaten umringen. Er hatte in demselben, weil er allemal ein solches Ende befürchtete, sieben Ausgänge anbringen lassen, und darunter einige geheime. Da er aber auch diese besetzt fand, ließ er sich, um nicht in die Gewalt seiner Feinde zu kommen, das Gift bringen, welches er auf einen solchen Fall in Bereitschaft hielt. „Wir wollen, „sagte er, die Römer von ihrer langen ängstlichen Sorge befreyen, weil sie doch den Todt eines alten Mannes nicht erwarten können. Flaminius wird keinen „großen oder merckwürdigen Sieg über mich Unbewaffneten und Verrathenen davon tragen. Dieser einzige

„Tag aber wird zu einem Beweiſe dienen, wie ſehr „ſich die Sitten der Römer geändert haben. Ihre „Vorfahren warneten den König Pyrrhus, ihren „Feind, der mit einem Kriegsheere in Italien ſtand, „er möchte ſich vor einer Vergiftung in Acht nehmen; „ſie aber ſchicken einen Geſandten, der Conſul geweſen „iſt, ab, um den Pruſias anzuſtiften, daß er die „Schandthat begehen möge, ſeinen Gaſt umzubrin„gen.“ Nach dieſen Worten, welche bey der Nachwelt ſtets Mitleiden und Abſcheu erregen werden, verwünſchte er die Treuloſigkeit des Pruſias; rufte die Götter, welche als Vorſteher der Gaſtfreyheit verehrt wurden, um Rache an, und tranck darauf den Gifthecher aus. Er ſtarb in ſeinem ſiebzigſten Jahre, ohngefähr hundert und neunzig Jahre vor Chriſti Geburt.

Er iſt der größte Feldherr des Alterthums: deſto größer, je mehrere Schwierigkeiten und Unglücksfälle er zu beſtreiten hatte: und er bleibt es auch, ohngeachtet das Ende ſeiner Laufbahn nicht ſiegreich geweſen iſt. Alle Eigenſchaften berühmter Eroberer waren in ihm vereinigt; er beſaß aber auch einige beſondere, oder doch in einem Maaße, welches die übrigen nicht erreichten. Er entwarf die wichtigſte und gefährlichſte Unternehmung, auf die man zu ſeiner Zeit fallen konnte, Rom, die Gebieterinn der Welt, nicht nur zu bekriegen; ſondern aus einer weiten Entfernung her, mit einem Heere, deſſen Hälfte er ſich kaum vertrauen konnte, und das gegen die Römiſche Kriegsmacht gehalten immer unanſehnlich war, auf einem langen, beynahe unüberſteiglichen, von Feinden beſetzten Wege, mitten in ihrem Sitze aufzuſuchen, und zu ſtürzen. Gleichwohl war ſeine Kühnheit noch nicht Verwegenheit. Er kannte und brauchte die Maaßregeln, durch welche dasjenige,

was beynahe unmöglich zu seyn schien, zwar nicht leicht wurde; aber doch für einen Mann von seinen Gaben Oeffnungen gewann, die ihn einen glücklichen Ausgang hoffen ließen. Er hatte den Muth und die Unerschrockenheit mit tapfern Soldaten gemein; aber er übte sie als Feldherr aus, indem er sie durch Klugheit zu nützen und zu mäßigen wußte. Seine unvergleichliche Geschwindigkeit und geschäftige Lebhaftigkeit war eine der gewissesten Stützen seiner glücklichen Thaten. Niemand ist so fruchtbar und so fertig in der Erfindung neuer Hülfsmittel gewesen, wenn die alten unbrauchbar geworden waren; nicht leicht hat ein Feldherr so bald, mit wenigen Blicken, alle Gelegenheiten übersehen, deren er sich vortheilhaft bedienen könnte. Er war unerschöpflich in listigen Anschlägen; aber ihn hat niemand hintergehen können. Begiengen die feindlichen Feldherren einen Fehler, so schlug er durch die Aufmerckſamkeit des Hannibal gewiß zu ihrem Verderben aus. Allein so genau er die Stärcke und Schwäche der Feinde kannte, so wohl verstand er auch sein eigenes Heer zu gebrauchen. Er sorgte für dasselbe mit allem Eifer; er theilte mit demselben die Mühseeligkeiten der Feldzüge, um es desto mehr zur Standhaftigkeit aufzumuntern; er gönnte ihm zur rechten Zeit Ruhe und Erquickung; jedem Volcke, aus welchem es zusammengesezt war, begegnete er nach der eigenen Gemüthsart desselben: und indem er seinen Soldaten Muth und Verachtung gegen die Feinde, Liebe und Vertrauen auf ihn einflößte, so machte er lange Zeit die sonst unüberwindliche Tapferkeit der Römer und alles, wodurch sie ausserdem furchtbar waren, zu Schanden. Er hat, wie es scheinet, einige Fehler im Kriege begangen: entweder überhaupt, weil er ein Mensch war; oder weil er sich in der Erwartung des Ausschlags gewisser Maaßregeln irrte: eine Entschuldigung, die von dem allge-

meinen Looſe der Menſchlichkeit nicht ſonderlich unterſchieden iſt. Man muß ſich in der That einen ſehr hohen Begriff von einem vollkommenen Feldherrn bilden; zumal, wenn er mit außerordentlichen Hinderniſſen zu kämpfen hat, und ſie durch ſich ſelbſt überwinden ſoll. Nur wenige Menſchen ſind geſchickt, dieſen Nahmen zu führen: es gehört eine ausnehmende, unverrückte Erhebung des Geiſtes zu demſelben, und es befremdet mich alſo die ungemeine Ehrerbietung nicht, welche man ſtets gegen diejenigen bezeigt hat, denen er in der Geſchichte beygelegt worden iſt. In dieſer Betrachtung halte ich den Hannibal vor einen großen und vortrefflichen Mann.

Man bewundert an ihm, als Feldherrn, nichts ſo ſehr, als die ſeltene Geſchicklichkeit, mit welcher er ſechszehn Jahre hindurch, im feindlichen Lande, unter ſo vielerley ſchlimmen Zufällen, ein Heer wie das ſeinige war, beſtändig in Einigkeit und Unterwürfigkeit hat erhalten können. Es war eine Vermiſchung von Carthaginenſern, Africanern, Spaniern, Galliern, Italiänern und Griechen: mithin von Völckern, die einander ganz fremde waren, weder Religion, noch Sprache, Geſeze oder Gebräuche mit einander gemein hatten, und die nur aus Zuneigung und Ehrfurcht gegen ihren Anführer, mit vereinigten Kräften fochten, nur durch ſein Betragen gewonnen, ihm getreu verblieben. Wenn Hannibal, ſo urtheilet Polybius mit Recht, den Anfang damit gemacht hätte, die andern Völcker zu bekriegen, und durch ſie verſtärckt die Römer angegriffen hätte: ſo würden ſie ihm nicht haben widerſtehen können; da er aber ſeine Waffen gegen ſie zuerſt wandte, ſo mußte er endlich unterliegen. Aber auch in dieſem würcklichen Falle würde er ihnen den

Sieg

Sieg noch ſtreitig gemacht haben, wenn ihn ſein Vaterland zeitiger und beſſer unterſtüzt hätte.

Er beſaß noch andere, noch gemeinnüzigere Gaben, als die kriegeriſchen. Man hat in ſeiner Geſchichte geſehen, mit welchem Eifer er die Gerechtigkeit und Gleichheit unter ſeinen Mitbürgern aufrecht erhalten, und durch ein beſonders Geſez beſtätigt, wie weiſe er die Einkünfte des Staats verwaltet, wie heilſam ſeine Vorſchläge zum Frieden, und wie richtig ſeine Betrachtungen über den Zuſtand von Carthago geweſen ſind. Er führte auch Staatsgeſchäfte und Unterhandlungen mit den auswärtigen Fürſten, und nachdem er ſich zu ihnen geflüchtet hatte, zu ihrem Beſten, alles mit geübter Einſicht in das Wohl eines jeden Staates. Selbſt auf die Wiſſenſchaften hat er in einem ſo unruhigen Leben doch einige Zeit gewandt. Er hatte unter andern vom Soſilus, einem Lacedämonier, der ihn in ſeinen Feldzügen begleitete, die griechiſche Sprache erlernet, und in derſelben einige Bücher geſchrieben. Eines derſelben begriff die Kriegsverrichtungen des Conſuls Cnejus Manlius Vulſo in Aſien, der ſich in den lezten Jahren des Hannibal hervorthat; es iſt aber nebſt den übrigen verloren gegangen.

Hannibal hat ſich durch ſeine Handlungen ſelbſt abgeſchildert. Seine Gemüthsart war hizig und heftig; er mäßigte ſie aber doch faſt immer durch die Ueberlegung. Es iſt Livius allein, der ihm eine unmenſchliche Grauſamkeit, die ärgſte Treuloſigkeit, eine Verachtung von aller Religion, Recht und Billigkeit, kurz, einen Character beylegt, der aus der Erbitterung der Römer gegen ihn, und noch gegen ſein Andencken, erwachſen zu ſeyn ſcheinet. Seine Geſchichte zeigt vielmehr, daß es ihm weder an Ehrerbietung gegen ſeine Götter,

genau zu wiſſen. Sezt man hinzu, daß er ein geübter Staatsmann, ein Kenner der Kriegskunſt, und das Muſter der Geſchichtſchreiber in dem Alterthum geweſen iſt: ſo wird man ihn mit deſto höherer Erwartung erzählen hören. Man muß es nur bedauern, daß von ſeinem vortrefflichen Wercke, und beſonders von Hannibals Geſchichte in demſelben, ein großer Theil verloren gegangen iſt. Die Anmerckungen des Ritters Folard über die Franzöſiſche Ueberſezung des Polybius, dienen zwar zu einer genauern Kenntniß und Beurtheilung der Kriegsverrichtungen des Hannibal; allein man muß mit denſelben die noch ſchäzbarern und verbeſſernden Mémoires militaires ſur les Grecs & ſur les Romains des Oberſten Guiſchardt, welcher unter dem Nahmen Quintus Icilius berühmt iſt, vergleichen.

Nach ihm nimmt Livius die nächſte Stelle ein. Er iſt oft nur ein Ueberſezer des Polybius: und er ſcheint ſich dabey große Freyheiten genommen zu haben, um zierlicher und angenehmer zu ſchreiben, als dieſer. Allein ich konnte deswegen noch nicht mit einigen Neuern urtheilen, daß diejenigen Umſtände, welche er allein erzählt, nicht glaubwürdig ſeyn dürften. Polybius konnte ſie vielleicht nicht wiſſen; oder er konnte Urſache haben, ſie wegzulaſſen. Livius hat vor dieſem in der Schreibart ungemeine Vorzüge.

Die Lebensbeſchreibung des Hannibal vom Cornelius Nepos, iſt mit der körnichten und einnehmenden Kürze, welche dieſem Schriftſteller eigen iſt, aufgeſezt: es ſind mehr mit einer anſcheinenden Nachläſſigkeit hingeſtreuete Züge zu dem Bilde des Helden, als ſein Leben in Handlung geſezt, und er in ſeiner ganzen Größe vorgeſtellt. Auch dieſer Geſchichtſchreiber erzählt einige beſondere Umſtände, die man bey den andern nicht findet.

Die

Die ſpätern Schriftſteller, Appianus, Florus, und andere mehr, ingleichen das hiſtoriſche Gedicht des Silius Italicus, habe ich weit weniger gebraucht, weil ihre Nachrichten vom Hannibal, in ſo ferne ſie von den vorhergehenden abgehen, theils unerheblich ſind, theils keinen ſtarcken Glauben verdienen.

Unter den Neuern, die vom Hannibal geſchrieben haben, habe ich, bey den erſten Ausgaben, nur den Rollin, und die Verfaſſer der allgemeinen Welthiſtorie geleſen. Dieſe erzählen vollſtändiger; jener aber iſt lehrreicher. Der dritte, den ich bey dieſer neuen Ausgabe aufgeſchlagen habe, der Verfaſſer der Neuen Welt- und Menſchen-Geſchichte, die eben jezt aus dem Franzöſiſchen überſezt wird, iſt freylich glänzender und unterhaltender als jene. Es könnte jedoch Leſer genug geben, die eine edle Einfalt in der Darſtellung der Begebenheiten mehr nach ihren Bedürfniſſen fänden; oder andere, die mitten in der alles verſchönernden Kunſt ſeichte Stellen gewahr würden.

Leben

Leben des Cato von Utica.

Wenn der wahre Heldenmuth ſeine größeſte Stärcke in der Bezwingung von uns ſelbſt offenbaret, und ſich durch die überwundenen Leidenſchaften den Sieg über äußerliche Hinderniſſe und Gefahren erleichtert, aber auch veredelt: ſo war Cato von Utica ein weit größerer Held, als Hannibal. Dieſer überwältigte Völcker und Städte; allein er konnte niemals den Haß, die Rachbegierde und den Ehrgeiz dämpfen, welche ihn zum Kriege und zu unaufhörlichen Unruhen fortriſſen. Cato hingegen war zeitig Herr über ſich ſelbſt geworden: und er blieb es bis an ſein Ende. Er hat zwar die Welt durch keine ſo gewaltige Thaten in Erſtaunen und Bewegung geſezt, als Hannibal; er hat nicht einmal die vornehmſte ſeiner Abſichten zum Beſten des Vaterlandes erreichen können. Doch die Größe ſeiner Seele verlor nichts dadurch, daß er die unwiderſtehliche Macht des Schickſals, die Thorheiten und Laſter der Menſchen nicht beſiegen konnte. Er ſelbſt wurde durch nichts zu Boden geworfen, oder von ſeinem Lauf zurückgehalten: und alles, was edlere Triebe in einer verdorbenen feindſeeligen Welt ausrichten konnten, das that Cato.

Der

Der Ruhm seines Geschlechts fängt sich mit seinem Urgroßvater, dem ältern Cato, an, welcher auch unter dem Zunahmen des Censors oder Sittenrichters bekannt ist: einem Manne, der durch die allgemeinste Fähigkeit zu allen Angelegenheiten und Bedienungen im Staate, und durch die strengste Tugend, ein Vorbild für seinen Urenckel gewesen zu seyn scheinet. Dieser kam ohngefähr hundert Jahre vor Christi Geburt auf die Welt, und zeigte von seiner Kindheit an einen standhaften und unbiegsamen Charakter. Er begegnete den Schmeichlern kaltsinnig, und denen die ihn schrecken wollten, trozig. Er lächelte selten, und war auch nicht zum Zorne geneigt; aber wenn er in denselben gerathen war, konnte man ihn nicht leicht versöhnen. Die Anfangsgründe der Wissenschaften begriff er mit vieler Mühe; hingegen behielt er dasjenige desto fester, was er einmal gelernet hatte. Diese Anstrengung erforderte bey ihm eine größere Gewalt als bey andern Kindern, weil er sehr schwer zu überreden war: er folgte auch seinem Lehrer nicht anders, als wenn er ihm die Ursachen von allem, was er vortrug und befahl, sagte. Aus dieser seiner Gemüthsart sah man voraus, wie er sich im Staate betragen würde: und er gab davon einige frühe Proben.

Da er noch ein Knabe war, und nebst seinem Bruder Cäpio bey dem Livius Drusus, seinem Oheim, erzogen wurde, weil ihre Eltern gestorben waren, bemühten sich die Bundsverwandten Nationen der Römer in Italien, um das Römische Bürgerrecht. Ein angesehener Mann von einer derselben, Silo Pompädius, hielt sich in dieser Absicht einige Tage beym Drusus auf. Eines Tages sagte er zu den beyden Knaben: Bittet doch euren Oheim, daß er uns behülflich sey, das Bürgerrecht zu erlangen. Cäpio ver-

„meine Sitten nicht tadelt! ich werde mich schon hören lassen, wenn ich werde Dinge vorbringen können, „die nicht vielmehr des Stillschweigens werth sind.“ Die erste Gelegenheit, vor dem Volcke aufzutreten, gab ihm eine Kleinigkeit. Man wollte in einem öffentlichen Gerichtshause, das sein Urgroßvater gebauet hatte, eine Säule, die am unbequemen Orte stand, wegschaffen; er widersezte sich aber diesem Versuche glücklich: und seine Rede hatte so wenig ein Merckmal der Jugend an sich; sie war so gesezt, scharf und lehrreich, daß seine ganze Gemüthsart daraus hervorblickte. Er besaß dabey eine angenehme Stimme, und Kräfte, die nicht zu ermüden waren.

Nach dieser rühmlichen Probe wandte er sich ganz wieder zu seinen stillen Uebungen. Diese erstreckten sich auch auf seinen Körper, indem er sich gewöhnte, bey jeder Witterung mit bloßem Haupte, und immer zu Fuße zu gehen. Wenn seine Freunde ihn zu Pferde begleiteten, gieng er neben ihnen her, und unterhielt sie wechselsweise mit einem Gespräche. In Kranckheiten bezeigte er eine ungemeine Geduld: überfiel ihn das Fieber, so brachte er ganze Tage allein zu, bis seine vorige Stärcke wieder kam. In seinen jüngern Jahren bediente er sich des Weins überaus mäßig; bey zunehmendem Alter aber saß er zuweilen ganze Nächte, über philosophischen Unterredungen, mit seinen Freunden trinckend, weil ihm der Tag durch die wichtigsten Geschäfte völlig geraubt wurde. Als daher jemand sagte, er bringe die Nächte mit Trincken zu, so versezte Cicero sogleich: „Du kanst aber nicht hinzusezen, „daß er auch den Tag mit Bretspielen verderbe.“ Im übrigen sonderte sich Cato überhaupt von der Lebensart seiner Zeiten ab, weil er glaubte, daß sie einer großen Verbesserung benöthigt sey. Er kleidete sich schlecht,

und

und kam sogar öfters mit bloßen Füßen zum Vorschein: nicht, als wenn er im Sonderbaren einen Ruhm gesucht hätte; sondern damit er sich die Begriffe, welche der große Hauffen von Schande und Ehre hatte, abgewöhnen möchte. Da ihm die Erbschaft eines reichen Anverwandten zufiel, verwandelte er dieselbe in Geld, und lieh dieses seinen Freunden ohne Zinsen. Seine erste Braut wurde ihm von einem andern weggenommen, den er anfänglich verklagen wollte; nachher aber nur mit satyrischen Versen verfolgte. Er heyrathete darauf die Attilia; allein er mußte sie nach einiger Zeit wegen ihrer lasterhaften Aufführung verstoßen. Mit diesem Unglücke des Cato im Ehestande mögen sich andere rechtschaffene Männer trösten, die sich sonst nicht unterstehen dürften, sich mit ihm zu vergleichen.

In dem Sclaven-Kriege wider den Spartacus diente er zuerst als ein Freywilliger, weil sein Bruder Oberster unter dem Heere war. Er konnte aber dabey seine Tapferkeit und Klugheit nur wenig zeigen: denn ihr Feldherr verstand fast nichts vom Kriege. Dieser wollte ihm gleichwohl Belohnungen und Ehrenstellen ertheilen; allein Cato nahm sie nicht an, weil er nicht glaubte, sie verdienet zu haben. Man hielt ihn daher, und das mit Recht, zur Ehre der gemeinen Denkungsart, vor einen seltsamen Menschen. Auch diejenigen, welche ihm günstig waren, konnten ihn nicht lange ohne Verdruß sehen, weil er sie durch die genaueste Beobachtung der Gesetze beschämte. Nachdem er Oberster geworden war, bekam er bey dem Heere in Macedonien die Befehlshaber-Stelle über eine Legion. Hier bemühte er sich, seine Soldaten sich selbst ähnlich zu machen; und er brachte es bald dahin, daß sie gegen die Feinde streitbar, leutseelig gegen ihre Bundsgenossen, furchtsam etwas Böses zu thun, und sehr begie-

rig nach Lobe wurden. Er ſelbſt lebte hart wie ein Soldat; aber an den Eigenſchaften der Feldherren übertraf er alle, welche dort dieſen Nahmen führten. Daher erlangte er dasjenige, was er am wenigſten ſuchte: ausnehmende Ehre, Hochachtung und Ergebenheit der Soldaten.

Er hörte damals von einem berühmten Stoiſchen Weltweiſen zu Pergamus, Cordylio, welcher ſich in einem hohen Alter befand, und alle Anträge groſſer Fürſten, mit ihnen zu leben, verworfen hatte. Cato merckte leicht, daß er ihn durch Briefe nicht dahin bringen würde, ſeine Ruhe zu verlaſſen. Er reiſete alſo ſelbſt zu ihm, und bewog ihn, mit ihm in das Lager zu kommen, in welches er ihn eben ſo frohlockend einführte, als wenn er den wichtigſten Triumph erfochten hätte. Niemand wird ſich wundern, daß Cordylio lieber zu dieſem jungen Oberſten, als zu Königen gezogen ſey. D'Alembert hat es in unſern Zeiten Monarchen abgeſchlagen, an ihrem Hofe zu leben; vielleicht würde er keine Schwierigkeiten gemacht haben, auf einem angenehmen Landgute eines vornehmen Freundes ſein Leben zuzubringen.

Unterdeſſen daß Cato dieſe Eroberung machte, verlor er ſeinen Bruder Cäpio. Sobald er von der Kranckheit deſſelben Nachricht bekam, ſezte er ſich, obgleich die See überaus ſtürmiſch war, auf das erſte kleine Schiff, das er habhaft werden konnte; er traf ihn aber bereits todt an. Seine Standhaftigkeit ſchien ihn damals zu verlaſſen; er brach in heftige Klagen aus, umarmte den Leichnam, ließ ihn mit den prächtigſten Anſtalten verbrennen, und ſezte ſeinem Bruder ein ſehr koſtbares Denckmal. Einige tadelten ihn wegen dieſes ganzen Bezeigens; allein eben der Geiſt,

der

der so leicht in brüderliche Liebe zerfloß, widerstand allen Versuchungen der Wollüste, allen Gefahren und unverschämten Bitten. Nachdem endlich die Zeit seiner Kriegsdienste verflossen war, begleiteten ihn die Soldaten nicht bloß mit Wünschen und Lobsprüchen, sondern mit Thränen und Umarmungen: sie streueten ihm Kleider unter den Weg, und küßten seine Hände.

Er war entschlossen, ehe er nach Rom zurückkehrte, Asien und jede Römische Provinz darinne besonders zu besehen, um sich auch durch diese Kenntniß zu den Aemtern im Staate geschickter zu machen. Allein er reisete ganz anders als die vornehmen Römer, welche den Provinzen durch ihre Erpressungen und ihr großes Gefolge sehr zur Last fielen. Cato schickte in diejenige Stadt, wo er sich aufhalten wollte, bey anbrechendem Tage seinen Becker und Koch. Diese kamen in aller Stille an: wenn er keinen Bekannten daselbst hatte, bereiteten sie ihm das Essen im Wirthshause; und erst alsdann, wenn sie kein Wirthshaus fanden, begehrten sie von der Obrigkeit eine Wohnung für ihren Herrn. Oft verachtete man sie, weil sie nicht, wie die Bedienten anderer Großen, dieses mit Geräusche und Drohungen forderten: ja Cato kam zuweilen an, ohne daß man für ihn das Geringste in Bereitschaft gesezt hatte. Alsdann wurde er selbst noch geringer geschäzt, wenn man ihn auf seinem Geräthe stillschweigend sizen sah, und ihm deswegen keine grossen Gaben zutrauete. Manchmal aber gefiel es diesem großen Manne, die Obrigkeit zu sich rufen zu lassen, und er gab ihr die Warnung: „Ihr nichtswürdigen „Leute, geht künftig mit euren Gästen nicht so unfreundlich um! denn es werden nicht lauter Catone zu euch „kommen. Sucht vielmehr durch ein höfliches Betragen die Frechheit derer zu mildern, welche nur

„nach einer Gelegenheit streben, dasjenige mit Ge„walt zu nehmen, was man ihnen nicht willig zu ge„ben scheinet.

Auf eben dieser Reise fand Cato eine lächerliche Ursache, sich über die Niederträchtigkeit ganzer Städte zu ärgern. Er näherte sich Antiochien, der Hauptstadt von Syrien, als er vor dem Thore derselben, auf beyden Seiten des Weges, eine große Menge Volcks, und darunter auch Priester und obrigkeitliche Personen, im feyerlichen Anzuge erblickte. Er konnte nicht anders glauben, als daß sie insgesammt da stünden, um ihn zu empfangen: er erzürnete sich daher über seine Bedienten, welche er vorangeschickt hatte, daß sie solches nicht verhindert hätten, ließ seine Freunde absteigen, und gieng mit ihnen zu Fuße fort. Nachdem er näher hinzu gekommen war, trat der Anführer der ganzen Versammlung, ein alter Mann, der einen Stab und eine Crone in der Hand führte, zu ihnen hin, und fragte sie ohne weitere Umstände, wo sie den Demetrius gelassen hätten, und ob er bald ankommen würde? Demetrius war ein Freygelassener des Pompejus, und wurde ungemein verehret, weil er bey diesem großen und glücklichen Feldherrn viel vermochte. Ueber diese Irrung fiengen die Freunde des Cato ein so ausgelassenes Gelächter an, daß sie es nicht einmal unterdrücken konnten, da sie durch die zwo Reihen des Volks giengen. Er selbst aber sagte nur die Worte: O du elende Stadt! Doch in der Folge pflegte er ebenfals zu lachen, wenn er sich an diese Begebenheit erinnerte.

Pompejus belehrte bald darauf die Einwohner Asiens, wie wenig sie den Cato kenneten. Er, dem damals unter den Römern an Würde und Ansehen niemand glich, gieng diesem jungen Manne, welcher noch

kein

kein Amt bekleidete, da er ihn zu Epheſus beſuchte, mit außerordentlicher Höflichkeit entgegen, und man ſah, daß ſolches weit mehr aus Hochachtung als aus Liebe gegen ihn geſchah. Denn ſo viele Ehre er ihm auch bezeigte; ſo nöthigte er ihn doch nicht lange bey ihm zu bleiben, und ließ einiges Vergnügen über ſeine Abreiſe ſpüren, weil ihn die ausnehmende Tugend des Cato gewiſſermaaßen verdunckelte. Die Aſiatiſchen Städte beeiferten ſich darauf, ihm vorzügliche Beweiſe ihrer Ehrerbietung zu geben. So ſteht oft ein vortrefflicher Mann, der ſich nicht geltend zu machen weiß, in dem Gedränge um einen mächtigen Herrn, von jedermann unbemerckt; aber kaum hat ihm dieſer einen gütigen Blick voll Beyfall zugeworfen: ſo braucht niemand mehr in der ganzen Schaar Augen, um die Verdienſte deſſelben vollkommen einzuſehen. Bey den öffentlichen Feſten und Gaſtmahlen, welche man ihm damals gab, bat er ſeine Freunde auf ihn Acht zu geben, ob er die Vorherſagung des Curio, ſeines Vertrauten, erfüllte, welcher ihm verſichert hatte, er werde viel von ſeiner bisherigen Strenge verlieren, wenn er Aſien beſuchen würde. Allein ſo ſchwach war Cato nicht mehr, daß er der Ueppigkeit, die in dieſen Gegenden herrſchte, untergelegen hätte. Er beſuchte auch zu dieſer Zeit einen alten Freund ſeines Vaters, den König Dejotarus von Galatien, welcher ihm ſeine Familie empfol. Da ihm aber derſelbe eine Menge Geſchencke anbot, und beynahe aufdringen wollte, entrüſtete er ſich darüber dergeſtalt, daß er nur eine Nacht bey ihm verblieb. Auf der Rückreiſe fand er in der Stadt Peßinus noch mehr Geſchencke, und zugleich einen Brief des Königs, in welchem er ihn bat, entweder dieſelben zu behalten; oder ſolche ſeinen Freunden zu verſtatten, welche ſeinetwegen ihrer würdig wären. Cato ließ auch dieſes nicht geſchehen, und antwortete,

daß seine Freunde an demjenigen, was er rechtmäßig besitze, stets einen Antheil haben würden.

Er schiffte darauf nach Italien zurück; wobey er sich lieber einer ziemlichen Gefahr aussezte, als daß er sein Schiff, wie man ihm anrieth, durch die Wegschaffung der Ueberbleibsale seines Bruders auf ein anderes, erleichtert hätte. Ob er gleich die Jahre erreicht hatte, in welchen er um die Quästur oder das Rentmeister-Amt, welches ordentlich das erste öffentliche Amt war, das einem jungen Manne den Eintritt in den Senat verschaffte, mit Rechte anhalten konnte; so that er doch solches nicht eher, als bis er alle Pflichten dieses Amtes aufs genaueste hatte kennen lernen. Sobald er aber dasselbe erlangt hatte, nahm er bey den Unterbedienten und Schreibern der Schatzkammer große Veränderungen vor. Sie waren bisher, weil sie immer mit den öffentlichen Urkunden umgiengen, und von Zeit zu Zeit neue Rentmeister bekamen, welche keine Erfahrung hatten, im Grunde selbst Rentmeister gewesen. Allein Cato, welcher zu diesem Amte nicht fremd kam, gab einen scharfen Aufseher von ihnen ab, jagte den vornehmsten derselben wegen seiner Betrügereyen weg, und ließ einen andern vor Gerichte fordern. Diesen suchte der Censor Catulus, der sonst ein Freund vom Cato war, durch seine Fürbitte zu retten; allein Cato beschämte ihn dadurch, daß er ihm vorwarf, er, der die Sitten der Bürger beurtheilen sollte, lasse sich von einem Unterbedienten zu unanständigen Handlungen verführen. Und obgleich der Angeklagte nicht verurtheilt wurde, weil sich ein Amtsgenosse des Cato seiner annahm; so bediente sich doch dieser desselben niemals, und zahlte ihm auch seine Besoldung nicht. Auf diese Art machte er bald das Rentmeister-Amt sehr ehrwürdig. Der gemeine Schatz hatte viele Forderungen an Privat-

vatperſonen, welche Cato mit Schärfe einſammlete; er war aber auch mit vielen Schulden beſchweret: dieſe bezahlte er eben ſo richtig, und zum Erſtaunen vieler, welche ſchon alles vor verloren hielten. Man konnte ihn auch nicht durch falſche oder erſchlichene Befehle hintergehen: er trug einſt einen gewiſſen Schluß des Senats nicht eher ein, als bis die Conſuls ſelbſt die Richtigkeit deſſelben beſchworen hatten.

Er rächte zugleich, da er dieſes Amt verwaltete, den Staat an einer verabſcheuungswürdigen Art von Leuten. Es gab nemlich viele, denen der Diktator Sylla, weil ſie die von ihm Verwieſenen umbrachten, aus dem öffentlichen Schatze große Summen geſchenckt hatte. Jedermann haßte ſie; aber niemand wollte ſich an ſie wagen, bis Cato dieſes that. Er forderte ihnen das Geld des Staats, das ſie für einen ſo ſchändlichen Dienſt bekommen hatten, wieder ab; machte ihnen die verdienten Vorwürfe, und brachte es dadurch ſo weit, daß ſie auf Befehl der Obrigkeit am Leben geſtraft wurden. Dem Volcke gefiel auſſerdem ſein unermüdeter Fleiß ungemein. Er verſäumte auch keine Verſammlung des Volcks oder des Senats, weil er immer diejenigen ſcheuete und beobachtete, welche gar zu leicht zum Schaden des gemeinen Schatzes allerley Erlaſſungen bewilligten. Er zeigte endlich, daß der Staat, ohne jemanden Unrecht zu thun, reich ſeyn könne. Im Anfange wurde er zwar einigen ſeiner Amtsgenoſſen verhaßt; allein ſie liebten ihn gar bald, weil er die Feindſchaften, welche ſie ſich dadurch zugezogen hatten, daß ſie mit den öffentlichen Geldern treu und gerecht umgiengen, allein für alle trug, und ihnen erlaubte, denen, welche ſehr in ſie drangen, zur Entſchuldigung zu ſagen, ihr Verlangen könne bloß darum nicht erfüllt werden, weil ſich Cato dawider ſezte. Als er am lez-

ten

ten Tage dieſes Amtes von beynahe allen Bürgern nach Hauſe begleitet wurde, hörte er, daß ſein Amtsgenoſſe Marcellus von vielen bekannten und angeſehenen Leuten in der Rentkammer gleichſam belagert werde, um eine gewiſſe Summe Geldes einzuſchreiben, die ihnen aus dem öffentlichen Schatze, ihrem Vorgeben nach, gebührte. Marcellus war ſein vertrauter Freund, und in der Verwaltung dieſes Amts ſtets mit ihm einig geweſen; aber allein konnte ſein gutthätiges Herz den Bittenden nicht widerſtehen. Daher eilte Cato zurück, und da er erfuhr, daß ſich derſelbe habe überwinden laſſen, löſchte er das von ihm Eingeſchriebene in ſeiner Gegenwart wieder aus, und nahm ihn mit nach Hauſe. Marcellus blieb auch, ohne ihm darüber einigen Vorwurf zu machen, unveränderlich ſein Freund. Der ſanfte, zu lenckbare Geiſt ergab ſich an den erhabenen. Auch nachdem Cato dieſes Amt niedergeleget hatte, fuhr er doch fort, ſich genau darum zu bekümmern, was in der Rentkammer vorgenommen wurde, und ließ ſich täglich daſelbſt Abſchriften von allem machen. Eben weil er es vor ſehr wichtig hielt, die Einkünfte und Ausgaben des Staats zu kennen, hatte er ſich auch die Rechnungen über die Anwendung der öffentlichen Gelder ſeit den Zeiten des Sylla angeſchafft, und ſah ſie ſehr fleißig durch.

Ein ſolcher Mann, der ſo viel Eifer, Redlichkeit und Einſicht beſaß, ſtand denen ſehr im Wege, welche Rom nach ihren beſondern Abſichten regieren wollten. Er fand ſich zuerſt auf dem Rathhauſe ein, las etwas bis die übrigen zuſammen kamen, und gieng allemal zulezt weg, um bey allem, was vorfiel, gegenwärtig zu ſeyn. Da Pompejus merckte, wie ſtandhaft ſich Cato ſeinen ehrgeizigen Entwürfen widerſezte, verſuchte er es, ihm etwas außer dem Rathhauſe zu thun zu geben.

ben. Allein dieſer merckte geſchwind den Fallſtrick, den man ihm legte, und erklärte ſich, daß er niemals eine andere Beſchäftigung vornehmen würde, ſo lange der Rath beyſammen wäre. Es war in der That weder ein bloßer Zufall, noch Begierde nach Ehre oder Geld, daß Cato ſich der öffentlichen Angelegenheiten ſo ſehr annahm, ſie gleichſam zu ſeinen eigenen machte, und ſich ſelbſt die Verordnungen und andere Urkunden aus den Provinzen zuſchicken ließ; ſondern er hielt es vor ſeine größte Pflicht, dem Vaterlande als ein treuer und danckbarer Bürger zu dienen. Als er daher einmal dem unruhigen Zunftmeiſter Clodius, welcher ſchädliche Neuerungen einzuführen ſuchte, ſo kräftig widerſtanden hatte, daß derſelbe, vom allgemeinen Haß gedrückt, aus der Stadt flüchten mußte, und ihm Cicero, dem dadurch ein beſonderer Dienſt war geleiſtet worden, davor danckte: ſo ſagte Cato, er müſſe nicht ihm, ſondern dem gemeinen Weſen Danck abſtatten: denn aus Neigung gegen dieſes entſtünden alle ſeine Handlungen. Zu einem Beweiſe, daß er dieſes nicht bloß vorgab; ſondern daß auch jedermann zu Rom davon überzeugt war, wurde ſein unſträflicher Charakter daſelbſt gar bald zu einem Sprüchworte. Man brachte in einer Rechtsſache ein einziges Zeugniß vor; allein der Beyſtand des Beklagten wandte dagegen ein, daß Ein Zeugniß, und wenn es gleich vom Cato herrührte, zur Ueberzeugung nicht hinlänglich ſey. Von unglaublichen Dingen pflegte das Volck zu ſagen: Und wenn ſie Cato ſelbſt erzählte, ſo wären ſie doch nicht wahrſcheinlich. Ueberhaupt aber nannte man diejenigen, welche ernſthaft und ſtrenge redeten, Catonen. Wenn ein Mann zu einem ſolchen Range in der Hochachtung ſeiner Mitbürger geſtiegen iſt: ſo bedarf er keiner Ehrenſtellen, um anſehnlich oder dem Staate nützlich zu werden.

Daher

Daher wollte ſich auch Cato, ohngeachtet ihn ſeine Freunde aufmunterten, nicht darum bewerben, Zunftmeiſter des Volcks zu werden. Er glaubte, daß die große Gewalt, welche mit dieſer Würde verknüpft war, die öffentlichen Berathſchlagungen und Schlüße zu hemmen, damals eben nicht angebracht werden könne, und daher auch nicht bey unerheblichen Dingen verſchwendet werden müſſe. Und da gerade zu derſelben Zeit alle öffentliche Geſchäfte ruhten, wollte er auf ſeinen Landgütern unter Büchern und in der Geſellſchaft von Weltweiſen, ſich beluſtigen. Kaum aber hörte er, daß Metellus Nepos um eine Stelle unter den Zunftmeiſtern anhalten würde, ſo kehrte er nach Rom zurück. Seine Freunde wunderten ſich darüber; allein er ſagte zu ihnen: „Wißt ihr nicht, daß man vom „Metellus ſchon wegen ſeiner eigenen Thorheit alles „befürchten müſſe? Jezt aber wird er nach den Abſichten des Pompejus, wie ein Blitz auf den Staat „loßfahren, und alles in Verwirrung ſezen. Gewiß, „dieſes iſt die Zeit nicht, da ich auf dem Lande müßig „gehen könnte: ich muß entweder dieſen Mann überwältigen, oder für die Freyheit ſtreitend auf eine anſtändige Weiſe ſterben.“ Als es ruchtbar geworden war, daß Cato ſich um das Tribunat bewerbe, beſtärckten ihn viele rechtſchaffene Männer in dieſem Vorſaze, und geſtanden, daß er keine Wohlthat dadurch empfange, ſondern vielmehr dem gemeinen Weſen eine erweiſe: indem er dieſes Amt ſchon mehrmals ausgeſchlagen hätte, da er es leicht erhalten konnte; jezt aber es annehme, da er es nicht ohne die heftigſten Streitigkeiten würde verwalten können. Er wurde würcklich nebſt dem Metellus und einigen andern, Zunftmeiſter des Volcks. Es ſchien ihm darauf, daß die auf das folgende Jahr erwählten Conſuls ſich durch Beſtechungen den Weg zu dieſer Würde gebahnet hätten;

er

er warf dieſes dem Volcke vor, und drohte ſogleich, diejenigen, welche Antheil daran hätten, zu verklagen. Nur nahm er den Silanus, ſeinen Schwager, welcher ebenfalls zum Conſul ernannt worden war, davon aus; vermuthlich, weil er einen ſo nahen Anverwandten nicht mit Anſtande öffentlich anklagen konnte.

Allein den andern neu beſtellten Conſul Murena ließen er und einige andere, weil er ſolches durch unerlaubte Künſte geworden wäre, vor Gericht fordern. Er verfolgte wohl dabey mehr den Schein, als einen ganz gewiſſen Grund: denn der vornehmſte Ankläger des Murena war aus Neid wider ihn aufgebracht. Dieſer war durch ein Geſez berechtiget, ſeinem Ankläger eine Art von Hüter oder Aufſeher beyzugeben, damit derſelbe wider den Beklagten keine geheimen und hinterliſtigen Maaßregeln nehmen möchte. Murena beobachtete dieſes gleichfals bey dem Cato; allein dieſer handelte in der ganzen Rechtsſache ſo frey und offen, daß ihn Murena ſelbſt beſuchen, und von ihm erfahren konnte, wenn er die Klage anbringen würde. Da ſie endlich vor Gerichte vorgenommen wurde, vertheidigte ihn Cicero, der eben Conſul war, mit ſo vieler Geſchicklichkeit, daß er loßgeſprochen wurde. Wenn man ſeine Rede für den Murena nicht wegen der Kunſt und der artigen Wendungen leſen wollte, die darinne herrſchen; ſo müßte man ſich dieſes Vergnügen wenigſtens darum machen, um daraus den Cato, das heißt, die ungemeine Hochachtung kennen zu lernen, welche man zu Rom durchgängig gegen ihn hatte. Cicero befürchtet, wie er ſelbſt ſagt, nichts ſo ſehr, als daß das Urtheil des Cato über den Murena, dieſem den meiſten Schaden bringen möchte; er geſteht, daß derſelbe alle große und erhabene Tugenden beſize, daß ſie ihm von Natur eigen ſind; aber er wünſcht zugleich,

gleich, daß dieſe Tugenden gelinder und weniger hart ſeyn möchten. Daß ſie es nicht ſind, ſagt er, rührt nicht vom Cato her; ſondern von der Stoiſchen Philoſophie, welche er angenommen, und ganz zur Ausübung gebracht hat. Hievon nimmt Cicero Gelegenheit, über die Stoiſchen Grundſäze, wie zum Beyſpiel: daß ein Weiſer niemals durch einige Gunſt bewegt werden dürfe; daß er gegen alle Verbrechen unerbittlich und ohne Mitleiden ſeyn müſſe; daß er allein ſchön, reich und mächtig ſey; daß alle Vergehungen und Sünden einander gleich ſind, und über andere ſogenannte Stoiſche Paradoxa zu ſpotten. Er reizte durch ſeine Vorſtellungen die Richter ſelbſt zum Lachen. Auch Cato konnte ſich nicht enthalten zu lächeln, und ſagte zu den Umſtehenden: Haben wir nicht einen poſſierlichen Conſul! So wußten dieſe beyden großen Männer, wenn ſie gleich in wichtigen Angelegenheiten mit einander uneins waren, doch frey von Beleidigung zu bleiben, ihren Widerſpruch durch Scherz zu mäßigen, und unter einer verſchiedenen Denckungsart, aber mit gemeinſchaftlicher Liebe gegen das Vaterland, demſelben zu dienen. Murena beobachtete ein eben ſo rühmliches Verhalten gegen den Cato, obgleich dieſer ihn heftig angeklagt hatte: er zog ihn in ſeinem Conſulate mit Ehrerbietung zu Rathe, und folgte ſeinen Erinnerungen. Um eben dieſelbe Zeit unterſtüzte Cato den Cicero, der damals Conſul war, bey manchen gefährlichen Unruhen; am allermeiſten aber zeigte ſich ſein Eifer, ſeine Standhaftigkeit, und die ausnehmende Kenntniß, welche er von dem Beſten des Staats beſaß, bey der Verſchwörung des Catilina.

Sie war durch die Wachſamkeit des Cicero entdeckt, und durch ſeinen Muth erſtickt worden; Catilina ſahe ſich genöthigt, aus Rom zu flüchten; aber einige

nige der vornehmſten Mitſchuldigen ſeines Verbrechens, welche zum Theil Mitglieder des Senats waren, wurden ergriffen und gefangen geſezt. Wie man mit dieſen verfahren ſollte, darüber war der Senat nicht einig. Ein Theil ſtimmte darauf, daß ſie hingerichtet werden müßten. Cäſar hingegen, der eine jede ſolche Bewegung im Staate lieber erweitern als ganz unterdrücken wollte, damit er Gelegenheit haben möchte, wenn daraus Krieg entſtünde, ſich über andere empor zu ſchwingen, rieth in einer ſehr einnehmenden Rede, man ſollte ſie nur zu einer beſtändigen Gefangenſchaft verurtheilen. Er brachte würcklich den gröſten Theil der Rathsherren dahin, daß ſie ihm, unter andern auch aus Furcht vor dem Volcke, beyfielen: und Cicero ſchien ihnen vergebens die nöthige Schärfe gegen ſo ſchlimme Verbrecher zu empfelen. Aber endlich kam die Reihe ſeine Meinung zu ſagen, an den Cato: er wurde, weil er einer der jüngſten war, beynahe zulezt darum befragt. Darauf hielt er eine ſo nachdrückliche Rede, daß die Meinung des Cäſar wieder verlaſſen, und die ſeinige zum Grunde des Rathſchluſſes gelegt wurde, nach welchem die Mitverſchwornen des Catilina mit der Lebensſtrafe belegt werden ſollten. Weil ſie die einzige übrig gebliebene Rede des Cato iſt, indem ſie Cicero durch heimlich hingeſtellte Schreiber, die er gewiſſe Zeichen zur Geſchwindigkeit im Nachſchreiben lehrte, hatte auffangen laſſen, und weil ſie von der Staatsberedſamkeit, von dem ganzen Charakter ihres Urhebers eine ſo merckwürdige Probe ablegt, auch außerdem ſo entſcheidend geweſen iſt: ſo wird man ſie hier, wie ich hoffe, nicht ungerne leſen.

„Ich dencke, ſagte Cato, über dieſe Angelegenheit ganz anders, ihr Väter des Senats, wenn ich die Sache ſelbſt, und die Gefahr, in welcher wir uns

„befinden, überlege, als wenn ich den Meinungen „nachsinne, die einige vor mir eröffnet haben. Diese „scheinen mir von der Bestrafung derer geredet zu ha„ben, welche ihr Vaterland, ihre Eltern und Fami„lien haben bekriegen wollen; allein die Sache selbst „erinnert uns, daß wir uns vor diesen Leuten mehr hü„ten, als daß wir berathschlagen sollten, was wir ihnen „vor ein Urtheil sprechen müssen. Denn andere Ver„brechen kann man alsdann bestrafen, wenn sie began„gen worden sind; wenn man aber bey diesem nicht „Sorge trägt, daß es nicht begangen werde, so ruft „man, nachdem es vollbracht worden, die Obrigkeit „vergebens um Hülfe an. Ist einmal die Stadt ein„genommen, so bleibt den Ueberwundenen weiter keine „Rettung übrig. Nun aber fordere ich euch auf, um „der unsterblichen Götter willen, euch, die ihr allemal „eure Häuser, Landgüter, und Gemählde höher als den „Staat geschäzt habt; wenn ihr dieses alles, das ihr so „sehr liebt, es mag einen Werth haben, welchen es „will, beybehalten, wenn ihr ruhig eurer Wollüste ge„nießen wollt: so erwacht doch einmal, und sorgt im „Ernste für das gemeine Wesen. Es ist ja hier nicht „die Rede von den Zöllen, oder von Beleidigungen, die „unsern Bundsgenossen zugefügt werden; unsere eigene „Freyheit und unser Leben stehen in Gefahr. Ich habe „oft in dieser Versammlung weitläuftig geredet, ihr „Väter! oft habe ich über die Ueppigkeit und den Geiz „unserer Bürger geklagt, und deswegen habe ich so „viele Feinde. Da ich aber mir selbst niemals ein Ver„sehen verziehen habe, so konnte ich auch nicht leicht „die Ausschweifungen anderer übersehen. Unterdessen „ob ihr gleich diese meine Reden gering geachtet habt; „so befand sich doch damals der Staat in einer sichern „Verfassung, und unser Ueberfluß verstattete diese „Sorglosigkeit. Jezt aber kommt es nicht darauf an,

„ob

„ob wir ehrbar oder lasterhaft leben, auch nicht darauf,
„wie groß und wie herrlich das Römische Reich sey;
„sondern es ist die Frage, ob dieses, es mag so viel
„werth seyn als es will, unser seyn soll, oder ob wir es
„mit den Feinden theilen sollen? Kann denn hier je-
„mand von Sanftmuth und Mitleiden zu reden anfan-
„gen? Schon lange haben wir in der That die wahren
„Benennungen der Dinge verloren. Denn dadurch,
„daß man die Verschwendung fremder Güter Freyge-
„bigkeit, und den kühnen Sinn zu bösen Unterneh-
„mungen Tapferkeit nennet, ist der Staat ins Verder-
„ben gerathen. Dergleichen Leute mögen nun immer-
„hin, weil es einmal die Sitten mit sich bringen, von
„den Gütern unserer Bundsgenossen freygebig seyn; sie
„mögen sich gegen diejenigen mitleidig bezeigen, welche
„den öffentlichen Schatz bestehlen: nur unser Blut
„mögen sie nicht verschencken; nur mögen sie nicht, um
„einiger Böswichter zu schonen, zugleich alle Recht-
„schaffene ins Unglück stürzen. Cäsar hat kurz vor-
„her in dieser Versammlung sehr wohl und artig von
„Leben und Todt gesprochen; es scheinet, daß er alles
„vor falsch halte, was von einem Zustande nach dem
„Tode gesagt wird; daß nemlich die Bösen, von den
„Tugendhaften weit entfernt, in gräßlichen, abscheu-
„lichen, und fürchterlichen Gegenden wohnen. Da-
„her hat er die Meinung vorgetragen, man solle die
„Güter dieser Verbrecher einziehen, und sie selbst in
„den Italiänischen Städten, welche ihr besonderes
„Bürgerrecht haben, gefangen aufbehalten lassen: und
„das in der Absicht, damit sie nicht, wenn sie zu Rom
„bleiben, entweder von andern Mitgenossen der Ver-
„schwörung, oder von einem gedungenen Hauffen des
„Pöbels, der Gefangenschaft entrissen werden. Ge-
„rade als wenn es nur zu Rom, nicht aber in ganz
„Italien Böswichter gäbe; oder als wenn die Ver-

„befind
„nach
„sch
„b
„

„wegenheit nicht an solchen Orten mehr vermöchte, wo
„man sich weniger vertheidigen kann. Wenn er also
„von ihnen eine Gefahr befürchtet, so ist dieser Vor-
„schlag ganz unnütz; fürchtet er aber bey dieser allge-
„meinen großen Furcht allein nichts, so ist desto mehr
„daran gelegen, daß ich für mich selbst und für euch
„Furcht trage. Gewiß, wenn ihr über den Lentulus
„und die übrigen Mitverschwornen ein Urtheil fällen
„werdet: so glaubt nur immer, daß ihr zugleich in An-
„sehung des Kriegsheeres des Catilina, und aller die
„an dieser Verschwörung Antheil haben, einen Schluß
„gefaßt habt. Je strengere Aufmercksamkeit ihr hie-
„bey bezeigen werdet, desto mehr wird ihnen der Muth
„fallen; mercken sie aber, daß ihr euch nur etwas in
„Gelindigkeit auflöset, so werden sie gar bald alle tro-
„zig hier erscheinen. Dencket ja nicht, als wenn un-
„sere Vorfahren den Staat, bloß durch Waffen, von
„einem kleinen Anfange zu einer solchen Größe gebracht
„hätten. Wäre dieses wahr, so befände sich jezt unser
„Staat in der vortrefflichsten Verfassung: denn wir
„haben weit mehr Bundsgenossen und Bürger, mehr
„Waffen und Pferde, als sie. Nein, sie sind durch
„andere Dinge groß geworden, welche uns fehlen. In-
„nerhalb ihrer Mauern waren sie geschäftig und fleißig;
„ausserhalb derselben regierten sie gerecht; sie brachten
„zu ihren Berathschlagungen ein freyes Gemüth, das
„weder von Ausschweifungen noch von unordentlichen
„Begierden regiert wurde. An statt dieser Eigenschaf-
„ten haben wir Ueppigkeit und Geiz; das gemeine
„Wesen ist dürftig, die Privatpersonen hingegen haben
„an allem Ueberfluß; wir loben den Reichthum, und
„ergeben uns gleichwohl der Faulheit; der Unterscheid
„zwischen Rechtschaffenen und Lasterhaften ist bey uns
„aufgehoben, und der Ehrgeiz allein besizt alle Beloh-
„nungen der Tugend. Es ist auch gar kein Wunder,

„daß,

„daß, wenn ein jeder von euch nur bloß für sich sorgt,
„wenn ihr euch zu Hause den Ergözlichkeiten überlasset,
„und hier entweder aus eigennüzigen oder aus partheyi-
„schen Absichten handelt, daß alsdann auf den gleich-
„sam leer stehenden Staat ein Anfall gewagt wird.
„Doch davon will ich jezt nicht reden. Einige der vor-
„nehmsten Bürger haben sich mit einander verschworen,
„ihre Vaterstadt anzuzünden. Sie wiegeln die Gal-
„lier, das feindseeligste Volck gegen die Römer, zum
„Kriege auf; der Anführer unserer Feinde ist mit dem
„Heere bereits vor unsern Thoren. Und ihr könnt noch
„jezt zaudern, und unschlüßig seyn, was ihr mit den
„Feinden, die innerhalb der Mauern ergriffen worden
„sind, anfangen sollt? Ich rathe euch, erbarmet euch
„ihrer! Es sind junge Leute, welche aus Ehrgeiz ge-
„fehlet haben. Laßt sie sogar mit ihren Waffen loß!
„Wahrhaftig, diese Gelindigkeit und dieses Mitleiden
„wird, wenn sie erst die Waffen ergriffen haben, zu eu-
„rem Leiden und Elende ausschlagen. Es ist also zwar
„die Sache wohl arg; aber ihr fürchtet euch vor der-
„selben nicht! Ja wohl steht ihr in großer Furcht dar-
„über; aber aus Trägheit und Weichlichkeit des Ge-
„müthes wartet ihr einer auf den andern und zaudert:
„vermuthlich aus Vertrauen auf die unsterblichen Göt-
„ter, welche diesen Staat oft aus den größten Gefah-
„ren gerettet haben. Allein man erlangt die Hülfe der
„Götter nicht durch Wünsche und weibisches Flehen:
„nur alsdann, wenn man wachsam und geschäfftig ist,
„wenn man guten Rath ertheilet, geht alles glücklich
„von Statten. Ergiebt man sich aber der Sorglosig-
„keit und Faulheit, so ruft man die Götter vergebens
„um ihren Beystand an: sie bezeigen sich alsdenn zor-
„nig und feindseelig. Zu den Zeiten unserer Vorfah-
„ren befohl Aulus Manlius Torquatus, in dem
„Kriege wider die Gallier, daß sein Sohn, weil er

„ohne Erlaubniß des Feldherrn mit den Feinden gefoch-
„ten hatte, hingerichtet werden sollte: und dieser treff-
„liche Jüngling wurde würcklich für seine unzeitige Ta-
„pferkeit am Leben gestraft. Ihr aber könnt noch zwei-
„felhaft seyn, was ihr über die grausamsten Feinde des
„Vaterlandes vor ein Urtheil fällen sollt! Es mag wohl
„ihr übriges Leben dieser Schandthat nicht gemäß seyn.
„Ja, schonet immer der vornehmen Würde des Len-
„tulus, wenn er selbst seiner Keuschheit und Ehre,
„wenn er jemals der Götter oder irgend eines Menschen
„geschont hat! Laßt der Jugend des Cethegus Gnade
„wiederfahren, wenn er nicht schon zum zweytenmale
„sein Vaterland bekriegt hat! Denn was soll ich erst
„vom Gabinius, Statilius und Ceparius reden?
„Wenn sie jemals einige Ueberlegung gehabt hätten:
„so würden sie dergleichen Anschläge gegen den Staat
„nicht gefaßt haben. Endlich, ihr Väter, wäre das
„Verbrechen würcklich noch zu begehen, so wollte ich
„es leicht geschehen lassen, daß ihr erst durch die Erfah-
„rung auf andere Meinung gebracht würdet, weil ihr
„nach Worten nichts fragt. Aber wir sind ja schon
„von allen Seiten umringt. Catilina dringt mit sei-
„nem Heere bereits auf uns loß; andere Feinde giebt
„es innerhalb der Mauern, und mitten in der Stadt.
„Man kann keine Zurüstung, keine Berathschlagung
„mehr heimlich anstellen: desto mehr muß geeilet wer-
„den. Ich stimme also darauf, weil der Staat durch
„die schändlichen Anschläge lasterhafter Bürger in die
„äußerste Gefahr gesezt worden ist, und diese Perso-
„nen durch die Anzeige des T. Volturcius, ingleichen
„der Gesandten der Allobroger überwiesen, und zum
„Geständniße genöthigt worden sind, Mordthaten,
„Feueranlegen, auch andere abscheuliche und grausa-
„me Schandthaten wider ihre Mitbürger und ihr Va-
„terland beschlossen zu haben, daß sie, als überwiesene

„Ver-

„Verbrecher, nach alter Gewohnheit, am Leben ge„ſtraft werden müſſen.“

Dieſe Rede that zwar ihre Würckung; ſie ſchien aber auch eine ſchädliche hervorzubringen. Denn weil die Lebensart und die Geſinnungen des Cäſar in derſelben nachtheilig und mercklich genug waren abgeſchildert worden, wandte er ſich vom Senat auf die Seite des gemeinen Volcks, und ſuchte ſich einen Anhang von den allerſchlechteſten Leuten zu machen. Um dieſes zu verhüten, theilte der Senat, nach dem Vorſchlage Cato, unter den dürftigen und unruhigen Pöbel eine Menge Getreyde aus. Zu gleicher Zeit aber hatte dieſer eine weit größere Gefahr von dem Staate abzuwenden, mit welcher denſelben ſein Amtsgenoße Metellus bedrohte. Unter dem Vorwande, daß man ſich wider den Catilina in Gegenwehr ſezen müſſe, ſchlug derſelbe vor, daß man den Pompejus mit dem Heere, welches er damals in Aſien anführte, eiligſt nach Rom ſollte kommen laſſen; im Grunde aber wollte er dadurch denſelben zum Herrn des Staats machen. Als dieſes in der Rathsverſammlung unterſucht wurde, ſprach Cato gar nicht mit ſeiner gewöhnlichen Heftigkeit gegen den Metellus; er gab ihm vielmehr nur ſanfte Ermahnungen, und ließ ſich endlich bis zum Bitten herab, wobey er demſelben vorſtellte, daß ſeine Familie doch ſtets der beſſern Parthey im Staate gefolgt ſey. Metellus wurde durch dieſe Gelindigkeit nur übermüthiger, verachtete ſeinen Gegner, als wenn er ſich vor ihm fürchtete, und fieng an zu drohen, daß er auch wider den Willen des Senats ſein Vorhaben ausführen wollte. Darauf aber veränderte Cato Geſicht, Stimme und Ausdrücke, und verſicherte, daß, ſo lange er lebte, Pompejus nicht gewaffnet in Rom einziehen ſollte. Der Vorſchlag des Metellus wurde unterdeſſen doch

vor das Volck gebracht, ob dieſes vielleicht denſelben zu einer Verordnung machen dürfte. Er hatte einen bewaffneten Hauffen, viele fremde Fechter und Knechte auf ſeiner Seite, und ein großer Theil des Volcks wünſchte dem Pompejus eine ſolche Macht; auch Cäſar unterſtüzte dieſen Vorſchlag durch ſein großes Anſehen. Mit dem Cato hingegen hielten es zwar die vornehmſten und rechtſchaffenſten Männer der Stadt; allein er konnte von ihnen mehr erwarten, daß ſie mit ihm gemeinſchaftlich Gewaltthätigkeiten leiden, als daß ſie ihm in der Vertheidigung des gemeinen Weſens Beyſtand leiſten würden. Bey dieſen Ausſichten befürchteten ſeine Freunde alles für ihn; einige blieben des Nachts bey ihm, und ſeine Familie ſtand den äuſſerſten Kummer aus; er allein aber war voll Zuverſicht und Muth. Da er des andern Tages, an welchem die Sache ihren Ausſchlag gewinnen ſollte, auf den Marckt kam, warneten ihn viele vor der bevorſtehenden Gefahr. Er ſah würcklich eine Menge Bewaffneter in der Nähe, und ſeinen Feind, den Metellus, mit dem Cäſar an einem erhabenen Orte ſitzen. Bey dieſem Anblicke ſagte er zu ſeinen Freunden: „Iſt das „nicht ein furchtſamer Mann, der wider einen einzigen „unbewaffneten Menſchen ſo viele Streiter verſammlet „hat!“ Er gieng darauf gerade auf denſelben mit ein paar Freunden loß, und ſezte ſich zwiſchen ihn und den Cäſar, um ihre Geſpräche zu unterbrechen. Alle redliche Männer, die zugegen waren, bewunderten die Standhaftigkeit und die geſezten Züge des Cato: ſie näherten ſich ihm, und ermunterten ihn, ferner die Freyheit unerſchrocken zu verfechten. Metellus wollte nun ſein vorgeſchlagenes Geſez vorleſen; allein Cato riß es ihm aus der Hand. Er wollte es aus dem Gedächtniſſe herſagen; doch Thermus, ein Freund des Cato, der gleichfals Zunftmeiſter war, ſtopfte ihm

den

den Mund mit der Hand zu. Darauf rief Metellus seine bewaffneten Anhänger herbey, welche die Gegenparthey sogleich zerstreueten. Nur Cato wollte nicht weichen; in der Lebensgefahr, in der er sich damals befand, verließ ihn Murena, eben derjenige, den er angeklagt hatte, nicht: er bedeckte ihn mit seinem Kleide, rief dem Volcke zu, mit Steinwerfen inne zu halten, und zog ihn endlich in einen nahgelegenen Tempel. Da Metellus seine Gegner in die Flucht getrieben sah, schickte er die Bewaffneten weg, und suchte sein vorgeschlagenes Gesez bloß durch Ueberredung zu Stande zu bringen; allein jene sammleten sich bald wieder, kamen mit einem zuversichtlichen Geschrey zurück, und nun wurde die Parthey des Metellus von einer so plözlichen Furcht ergriffen, daß sie sich ganz verlor. In diesen Umständen trat Cato unter dem Volcke auf, lobte und bestärckte es in dem Vorsaze, sich dem Metellus zu widersetzen; auch der Senat erholte sich von seinem Schrecken, und befohl, daß jedermann dem Cato zu Hülfe kommen sollte, um das oftgedachte Gesez zu hintertreiben. Man war auch in der That ihm diesen Sieg schuldig, den er dem Staate gleichsam über den Pompejus selbst verschaffte; gleichwohl verhinderte er es, daß der Senat den Metellus nicht um sein Zunftmeister-Amt brachte. So viele Mäßigung bey einem so gerechten Unwillen, zog ihm desto größere Lobsprüche zu: und man billigte auch dieses sehr, daß er bey diesem Handel den Pompejus selbst, der immer Hochachtung verdiente, nicht angegriffen hatte.

Sobald es aber darauf ankam, die Gerechtigkeit zu handhaben, vergaß er wiederum, wie groß Pompejus sey. Lucullus war durch diesen von der Befehlshaber-Stelle in Asien verdrängt worden, und

verlor beynahe durch Anstiften der Freunde desselben, die verdiente Ehre des öffentlichen Triumphs. Cato erhielt ihm dieselbe durch die eifrigsten Bemühungen. Unterdessen erwarb sich Pompejus durch seine kriegerische Thaten einen sehr glänzenden Ruhm, und verlangte im Vertrauen auf denselben, von dem Senate, daß er die Wahlversammlung der neuen Consuls aufschieben möchte, damit er persönlich den Piso dazu empfelen könnte. Die meisten waren geneigt, in dieses Begehren zu willigen; aber Cato brachte es dahin, daß dasselbe abgeschlagen wurde, damit Pompejus nicht immer kühner werden möchte. Dieser erkannte endlich, daß er sich vor allen Dingen den Cato zum Freunde machen müsse, wenn er seine Absichten erreichen wollte. Das Mittel, welches er wählte, diese Freundschaft oder doch Verbindung bey den öffentlichen Angelegenheiten, zu erlangen, ist von Personen seines Ranges häuffig und mit gutem Erfolge gebraucht worden; nur beym Cato kam man auf dem gemeinen Wege nicht weit. Pompejus ließ zwo von den Anverwandtinnen desselben, die eine für sich, die andere für seinen Sohn zur Ehe begehren. Die Familie des Cato zweifelte gar nicht, daß ihr durch diesen Antrag eine ausnehmende Ehre erwiesen würde, die sie mit Freuden annehmen müßte. Er selbst aber ließ, ohne sich im geringsten zu bedencken, dem Pompejus zur Antwort sagen, Cato lasse sich nicht durch Frauenzimmer verstricken; „ich wünsche mir, sezte er hinzu, seine Ge„wogenheit, und werde ihm, wenn er recht handelt, „eine Freundschaft bezeigen, die stärcker ist als alle Ver„wandtschaft; allein ich werde seiner Ehre keine Geisel „wider das Vaterland geben.“ Diese Antwort klang in den Ohren aller Anverwandten und Freunde des Cato zu hart. Als aber Pompejus bald darauf das Volck zum Besten eines seiner Freunde bestach, belehrte

sie

ſie Cato, daß er in dergleichen unanſtändige Handlungen mit würde verwickelt worden ſeyn, wenn er ſich in dieſe Blutsfreundſchaft eingelaſſen hätte.

Sehr ungern widerſpricht man einem ſo weiſen Schriftſteller, als Plutarch iſt; aber, wenn man auch eben nicht richtiger zu urtheilen glaubt, als er, ſo iſt es doch erlaubt, dem Leſer wenigſtens ſeine Zweifel vorzulegen. „Wenn man, ſagt Plutarch, nach „dem Ausgange ein Urtheil fällen ſoll: ſo hat Cato „überhaupt hierinne gefehlet, daß er dieſe Verwandt„ſchaft nicht angenommen, ſondern vielmehr zugege„ben hat, daß ſich Pompejus auf die Seite des Cä„ſar gewandt, und ſich mit ihm durch eine Heyrath „verbunden hat: Denn nachdem dieſe beyde ihre Macht „vereiniget hatten, haben ſie beynahe das Römiſche „Reich, wenigſtens als einen Freyſtaat betrachtet, um„geſtürzt. Dieſes wäre aber vielleicht nicht geſchehen, „wenn ſich Cato nicht an die geringen Verſehen des „Pompejus geſtoßen, und in Rückſicht auf wichti„gere Folgen verhindert hätte, daß derſelbe ſeine Gewalt „nicht mit einem andern verbände.“ Es könnte genug ſcheinen, hiegegen einzuwenden, daß man keine Handlung bloß nach ihrem Ausgange beurtheilen dürfe, und daß ſich Cato nach ſeinen ſtrengen Grundſäzen nicht anders habe verhalten können; man kann aber auch aus der Kenntniß, welche er von der Gemüthsart des Pompejus beſaß, und aus der ganzen folgenden Geſchichte deſſelben, darauf antworten. Er wußte, daß Pompejus, der ehrgeizigſte Mann ſeiner Zeit, ſich durch Vorſtellungen eines Anverwandten allein, von ſeinen großen Entwürfen nicht werde zurück halten laſſen. Sie beyde inſonderheit dachten viel zu verſchieden über die erlaubte Art, ſich im Staate hervorzuthun, als daß ſie, unter allen andern Verbindungen, hierinne

mit

mit einander hätten einig werden können. Und obgleich Cato nachmals der Parthey des Pompejus in dem Kriege wider den Cäsar anhieng; so haben doch auch alsdann seine Rathschläge weit wenigern Eingang gefunden, als er verlangen konnte.

Er sezte sich dem Pompejus bald von neuem entgegen, da dieser den Lucullus unterdrücken wollte. Jener suchte sich darauf durch den öffentlichen Vorschlag, daß gewisse Ländereyen unter die Soldaten ausgetheilt werden sollten, bey diesen beliebt zu machen. Auch hierinne widerstand ihm Cato. Daher vereinigte sich endlich Pompejus mit dem Clodius, einem der verwegensten Zunftmeister, und noch genauer mit dem Cäsar, welcher sich ebenfals vom Cato vor beleidigt hielt, weil dieser ein gewisses Verlangen desselben hintertrieben hatte. Nachdem Cäsar zum Consul war ernannt worden, empfolen diese drey aufs neue dem Volcke, einige Verordnungen wegen der Austheilung von Ländereyen unter dürftige Bürger zu machen. Der andere Consul Bibulus widersezte sich ihnen, und mit ihm unter andern auch Cato. Dieser sah die Freundschaft des Pompejus und Cäsar als eine Art von Verschwörung wider die Freyheit des Staats an, wie sie es auch würcklich war; er fürchte sich, sagte er, nicht sowohl vor der Austheilung der Aecker, welche sie vorschlugen, als vielmehr vor der Belohnung, die sie für diese Freygebigkeit von dem Volcke begehren würden. Allein ihre Parthey gebrauchte die offenbarste Gewalt, um den Bibulus nebst seinen Freunden von dem Marcktplatze zu vertreiben. Viele von diesen wurden verwundet, und alle flüchteten aufs schnellste fort: der einzige Cato gieng zulezt mit langsamen Schritten weg, indem er sich öfters mit Verwünschung dieser Unordnungen umsah. Darauf wurden nicht allein die vorgeschlage-

nen

nen Acker-Geſeze von dem Volcke gebilligt, ſondern auch beſchloſſen, daß ſie der ganze Senat beſchwören ſollte. Man mußte wegen der zugleich angedrohten Strafe gehorchen; aber Cato ließ ſich weder durch ſeine Familie, noch durch ſeine Freunde bewegen, ſolches zu thun. Zulezt brachte ihn noch Cicero mit ungemeiner Mühe dazu, nachdem er ihm vorgeſtellt hatte, daß er nicht einmal völlig Recht darinne habe, ſich den öffentlichen Schlüſſen ganz allein entgegen zu ſezen; daß ſein Widerſtand nunmehr doch fruchtlos ſeyn werde, und daß er vielmehr dadurch den Staat und ſeine Freunde, welche beyde ſeiner Dienſte ſo bedürftig wären, derſelben berauben dürfte. Unter dieſen Freunden aber war Cicero der erſte, welcher vom Clodius bedroht wurde.

Wie ungern Cato dabey nachgegeben habe, ſah man bey der erſten ähnlichen Gelegenheit. Cäſar, der ſich die Gunſt des Volcks durch ſeine vorhergehenden Geſeze erworben hatte, ſchlug abermals vor, daß beynahe der ganze Campaniſche Acker unter arme Bürger vertheilt werden ſollte. Faſt niemand wagte es ihm zu widerſprechen, als Cato. Darauf ließ ihn Cäſar von der Redner-Bühne herunter ziehen, und ins Gefängniß führen. Noch unterwegens ſprach Cato laut wider das neue Geſez: und ermahnte zugleich ſeine Mitbürger, dergleichen Gewaltthätigkeiten nicht zu verſtatten. Der ganze Senat und viele rechtſchaffene Leute aus dem Volcke, folgten ihm traurig nach. Allein obgleich Cäſar ihren Verdruß merckte, ſo war er doch zu ſtolz, ihn freywillig loßzulaſſen: er wartete immer, daß Cato appelliren oder bitten ſollte, und ließ ihn daher weiter fortführen, bis er, von Schaam über dieſe unedle Handlung überwunden, einen Zunftmeiſter anſtiftete, welcher Kraft der Gewalt ſeines Amts befohl,

dem

dem Cato die Freyheit wieder zu geben. Der groſſe Hauffen war unterdeſſen dem Cäſar völlig zugethan: daher fiel es ihm leicht, die Statthalterſchaft von Illyricum und Gallien, das heißt vom obern Italien, und einem Stücke des heutigen Franckreich, nebſt dem Befehle über vier Legionen, auf fünf Jahre zu erlangen. Vergebens ſagte Cato den Römern voraus, daß ſie ſich durch dieſe Anſtalten in dem wichtigſten Theile des Reichs einen Oberherrn ſezten. Sie hatten deren eigentlich ſchon damals drey, indem Craſſus, der reichſte unter allen Römern, einerley Maaßregeln mit dem Cäſar und Pompejus folgte. Die mächtige Parthey dieſer Verbundenen ließ den Clodius wider die Geſeze zum Zunftmeiſter ernennen, und ein paar Conſuls wählen, die ihnen völlig zu Gebote ſtanden. Dieſes alles ohngeachtet, fürchteten ſie ſich doch vor dem einzigen Cato. Sie dachten immer daran, wie ſchwer es ihnen gefallen ſey, denſelben zu überwältigen, wie wenig ihnen dabey faſt die äußerſte Gewalt gedienet habe. Clodius inſonderheit hatte gar keine Hoffnung, ſo lange derſelbe noch zugegen war, den Cicero mit Nachdruck verfolgen zu können.

Er erfann daher folgenden Kunſtgriff, den Cato auf die Seite zu ſchaffen. Er hatte das Römiſche Volck zu bereden gewußt, daß es den Ptolemäus, König von Cypern, unter dem nichtigen Vorwande, weil er ſehr übel regierte, ſeines Reichs verluſtig erklärte, und ſich daſſelbe zueignete: eine der gröſſeſten Ungerechtigkeiten, welche jemals von den Römern begangen worden iſt. Man mußte nun einen angeſehenen Mann nach Cypern ſchicken, um dieſe Inſel im Nahmen des Staats in Beſiz zu nehmen. Clodius trug dieſe Geſandſchaft dem Cato an; er ſezte hinzu, er halte ihn vor den rechtſchaffenſten unter allen Römern, und daher

her wollte er ihm dieſe Ehre, nach welcher viele ſtrebten, zuwenden. Der Fallſtrick war zu ſichtbar gelegt, als daß Cato demſelben nicht hätte ausweichen können. Er nannte daher ſogleich dieſen Auftrag eine Art von Nachſtellung und Beſchimpfung, die man ihm zufügen wollte. Wenn er Dir nicht gefällt, ſagte Clodius trozig, ſo wird man Dich zwingen, dahin zu gehen: und er würckte darauf einen Schluß des Volcks aus, durch welchen dieſes Geſchäfte dem Cato auferlegt wurde. Zu meiner großen Verwunderung ſagen die Geſchichtſchreiber nichts davon, was Cato über dieſe ganze Angelegenheit gedacht, ob er ſich den ungerechten und eigennüzigen Maaßregeln, welche ganz Rom hierinne ergriff, nicht widerſezt, oder ob er geglaubt habe, daß dieſelben einigermaaßen gerechtfertigt werden könnten. Vielleicht erſchöpfte er ſeine Beredſamkeit vergebens, um dieſelben zu hintertreiben, da ſie von der herrſchenden Parthey empfolen wurden: und nachdem es ihm einmal durch einen öffentlichen Schluß war aufgetragen worden, dieſelben auszuführen, ſcheinet es ihm noch weniger möglich geweſen zu ſeyn, davon befreyet zu bleiben. Ich werde mich wenigſtens wohl hüten, ihn mit neuern Schriftſtellern zu tadeln, daß er ſich zu einem Werckzeuge der Gewaltthätigkeit habe brauchen laſſen, weil ich nicht weiß, wie viel er dagegen mag gekämpft haben. Beklagen muß ich ihn deſto mehr: wenn ich ihn in dieſer Verrichtung betrachte, ſo glaube ich den ſtrengſten und tugendhafteſten Richter einer Stadt vor mir zu ſehen, den einige Rotten des Pöbels nöthigen, ihren Anführer abzugeben, indem ſie ein Haus erbrechen und plündern.

Clodius begnügte ſich nicht daran, den Cato auf eine ſchimpfliche Art von Rom wegzubringen: er machte ihm auch ſeine Geſchäfte auf alle Weiſe beſchwerlich.

Er

Er verhinderte, daß ihm weder ein Schiff, noch Soldaten, noch einige Bedienten auf öffentliche Koſten mitgegeben wurden; zween Schreiber ausgenommen, davon der eine ein bekannter Böſewicht, der andere ein Vertrauter des Clodius war. Und damit Cato deſto länger abweſend ſeyn möchte, ſollte er auch noch eine innerliche Uneinigkeit zu Byzantium beylegen. Bey ſeiner Abreiſe bat Cato den Cicero, welcher ſchon vom Clodius angegriffen wurde, ſich ſeinen Feinden nicht zu heftig zu widerſezen, damit es nicht zu einem bürgerlichen Kriege käme; ſondern durch Nachgeben, welches die damaligen Umſtände nothwendig machten, ſein Vaterland noch einmal zu erhalten. Nach Cypern ſchickte er den Canidius voraus, welcher dem zu Rom abgeſezten Könige vorſtellen ſollte, es ſey für ihn am rathſamſten, den Römern von ſelbſt zu weichen; zumal da ſie ihm das Prieſterthum der Venus zu Paphos, als eine angeſehene und einträgliche Stelle, geben wollten; einen ſonderbaren Tauſch mit einem Königreiche. Cato ſelbſt blieb auf der Inſel Rhodus, um auf die Antwort des Königs zu warten, und Anſtalten zu ſeiner fernern Reiſe zu treffen.

Eben da er ſich zu Rhodus befand, landete auch daſelbſt der König von Aegypten, Ptolemäus. Dieſer Fürſt reiſete nach Rom, wo er den Pompejus und Cäſar bitten wollte, ihn mit einem Heere in ſein Reich zurück zu bringen, aus welchem er wegen einer Streitigkeit mit ſeinen Unterthanen gewichen war. Da er hörte, daß Cato in der Nähe zugegen wäre, ließ er ihm ſeine Ankunft melden, und hoffte, daß er ihn beſuchen würde. Cato war eben über einer natürlichen Handlung begriffen, die man nicht zu nennen pflegt; die aber daraus ſehr begreiflich wird, daß ſie ihn hinderte aufzuſtehen. Er ließ alſo dem Ptolemäus ſa-

gen,

gen, er möchte, wenn es ihm gefiele, zu ihm kommen. Der König kam, und erstaunte anfänglich sehr über den anscheinenden Stolz des Cato bey so wenigem äusserlichem Gepränge: denn dieser blieb unverrückt auf der besondern Art von Stuhle sizen, die er eingenommen hatte, und ließ den König nur neben sich Platz nehmen. Allein da er den Cato mit ihm von seinen Angelegenheiten überaus weise und freymüthig sprechen hörte; wie ihm dieser Vorwürfe darüber machte, daß er mit Verlassung seines bisherigen glücklichen Zustandes, sich zu Rom den unanständigsten und beschwerlichsten Bemühungen, und der Nothwendigkeit, ungeheure Summen zur Befriedigung des Geizes der Grossen zu verschwenden, aussezen wollte, welche kaum, sagte Cato, durch den Werth von ganz Aegypten gesättigt werden könnten; wie er ihm ferner rieth, nach Aegypten zurück zu seegeln, und sich mit seinen Unterthanen auszusöhnen, wobey er sich anbot, ihn selbst zu begleiten, und ihm zu einem Vergleiche behülflich zu seyn: da kam Ptolemäus gleichsam aus einer Art von Wahnwitz wieder zu sich selbst, erkannte die Wahrheit und Klugheit dieser Erinnerungen, und entschloß sich, denselben zu folgen. Allein seine Staatsbedienten brachten ihn bald wieder auf seinen ersten Entschluß zurück, weil ihnen vermuthlich mehr daran gelegen war, ihr Ansehen bey ihm nicht zu verlieren, als ihm das Beste zu rathen. Kaum aber war der König zu Rom angelangt, und hatte die erste obrigkeitliche Person besucht: so beklagte er seine Thorheit, daß er nicht sowohl den Rath eines verständigen Mannes, als vielmehr in demselben beynahe einen Götter-Ausspruch verachtet hätte.

Der König von Cypern nahm den Antrag des Cato noch weniger an. Er besaß aber weder Muth noch

Stärcke genug, ſich gegen die Römer zu vertheidigen, und ſtarb wenigſtens noch als König, indem er ſich ſelbſt vergiftete, nachdem er verſucht hatte, ſich auf einem Schiffe mit allen ſeinen Schätzen im Meere zu verſencken, und dennoch zur Ausführung dieſes Entſchluſſes nicht herzhaft genug geweſen war. Auf dieſe Nachricht ſeegelte Cato, nachdem er noch vorher die Byzantiner unter einander vereinigt hatte, nach Cypern, wohin er außer dem Canidius, zu mehrerer Sicherheit des hinterlaſſenen königlichen Schatzes, den Brutus, ſeiner Schweſter Sohn, voraus ſchickte. Er fand denſelben an Edelgeſteinen, Hausgeräthe und vielen andern Koſtbarkeiten, ſehr anſehnlich, und ließ ihn gänzlich verkauffen. Dabey wandte er eine ſo mühſame Sorgfalt an, und ſuchte ſo eifrig hohe Preiſe herauszubringen, als wenn er ſein eigenes Vermögen, nicht die Einkünfte des Staats, dadurch vermehrte. Weil er bey dieſem Verkaufe faſt niemanden als ſich ſelbſt, trauete, beleidigte er wider ſeinen Willen manche von ſeinen Freunden, und unter andern den Munatius, welcher der allervertrauteſte war. Dieſer glaubte vom Cato verachtet zu werden, weil ihn derſelbe nicht vor ſich ließ, als er eben mit dem Canidius geheime Geſchäffte ausmachte. Munatius beſchwerte ſich darüber glimpflich; allein Cato rechtfertigte ſein Betragen mit Hitze; daher reiſte jener im Unwillen fort, und verharrte lange in demſelben. Die zweyte Gemahlinn des Cato, Marcia, legte nachmals den Grund zu ihrer Verſöhnung, und es gereicht dem Cato zum Ruhm, daß er dabey die erſten Schritte gethan hat. Er brachte gegen ſieben tauſend Talente Silbers, das iſt über acht Millionen Reichsthaler, von dem verkauften Schatze zu Schiffe. An jede Kiſte, in welche er das Geld vertheilte, ließ er einen langen Strick, und an das Ende von dieſem ein großes Stück Pantoffelholz befeſtigen,

damit man, wenn eines von den Schiffen untergienge, den Ort, wohin es verſuncken wäre, durch das obenſchwimmende Holz erkennen möchte. Das Geld kam beynahe alles glücklich nach Rom; hingegen verlor er die Rechnungen über daſſelbe, von welchen er zwo Abſchriften hatte machen laſſen: die eine derſelben gieng in einem Schiffbruch ſeines Freygelaſſenen; die andere in einem Brande, welcher ihn ſelbſt betraf, zu Grunde. Es verdroß ihn dieſes nicht deswegen, als wenn er hätte befürchten müſſen, daß ſeine Feinde nunmehr ſeine Treue verdächtig machen könnten: denn er hatte die Rechnungen nicht zu ſeiner Rechtfertigung aufgeſezt, zu welcher die Aufſeher der königlichen Schäze, welche er mit ſich führte, ſchon hinlänglich waren; ſondern um andern ein Beyſpiel der fleißigſten Genauigkeit bey Verrichtungen dieſer Art zu geben.

Sobald man zu Rom die Nachricht erhielt, daß Cato in die Mündung der Tiber eingelauffen ſey, giengen ihm alle obrigkeitliche Perſonen und Prieſter, der ganze Senat und eine Menge Volcks entgegen; beyde Ufer des Flußes waren beſezt, und er ſchien im Triumphe einzuziehen. Deſto ſeltſamer kam es manchem vor, daß er nicht an demjenigen Orte ausſtieg oder anhielt, wo ſich die Conſuls und andere Großen befanden; ſondern bey ihnen vorbey fuhr, und erſt in dem eigentlichen Hafen ans Land trat. Wenn er dieſes Bezeigen, das man gar wohl geringſchäzig nennen konnte, darum angenommen hat, weil Rom nicht ſowohl ihm, als der großen Geldſumme, welche er mitbrachte, entgegen zu gehen ſchien: ſo war daſſelbe ſeinem Charakter gemäß, und gefällt mir beſſer, als die ganze Mühe, welche er in Cypern ausgeſtanden hatte. In der That bewunderte das Volck, das ſeine Verdienſte ſonſt wenig erkannte, die Menge Geldes, welche

er mitbrachte; der Senat lobte ihn deswegen in öffentlicher Versammlung, und ertheilte ihm das Stadtrichter-Amt außerordentlich, nebst noch andern Ehrenbezeigungen. Allein Cato nahm diese Belohnungen nicht an; vielleicht weil er glaubte, eben nichts Vortrefflicheres ausgerichtet zu haben.

Damals war Philippus, der Vater seiner Gemahlinn Marcia, Consul; sein Amtsgenosse bezeigte dem Cato nicht weniger Ehrerbietung: und dadurch geschahe es, daß dieser eigentlich ihr Consulat leitete. Um eben dieselbe Zeit war auch Cicero von seiner Verweisung zurückgekommen, welche ihm Clodius, in der Abwesenheit des Cato, hatte zuerkennen lassen. In der Absicht, sich an demselben zu rächen, wollte er alle Schlüße und andere öffentliche Handlungen, welche Clodius während seines Tribunats zu Stande gebracht hatte, vor ungültig erklären lassen; unter dem Vorwande, daß derselbe den Gesezen zuwider Zunftmeister geworden wäre. Allein Cato vertheidigte den Clodius. „Er hat zwar, sagte er, unter seinem Tribu„nate gar nichts Vernünftiges und Gutes ausgerichtet; „allein wenn man alles umstoßen wollte, was er damals „gethan hat, so müßte auch das Geschäfte, welches „mir in Cypern aufgetragen wurde, mit gleichen Au„gen angesehen werden: und ich hätte dabey in keinem „Stücke rechtmäßig gehandelt, wenn er wider die Ge„seze Zunftmeister gewesen ist. Doch dieses lezztere „kann man nicht behaupten, weil ihm die Gesezze er„laubten, sich in eine Familie des Volcks aufnehmen „zu lassen, ob er gleich ein Patricier war. Hat er sein „Zunftmeister-Amt, wie mehrere andere, schlecht ver„waltet: so muß man ihn deswegen angreifen, nicht „aber das Amt, welches zugleich darunter gelitten hat.“ Diese Vorstellung erregte in dem Herzen des Cicero

einen

allen Theil wider den Cato, der eine Zeitlang fortgedauert hat. Man kann auch hier fragen, ob nicht Cato in dieser Rede noch mehr auf seine eigene Ehre, als auf die Würde des Zunftmeister-Amtes gesehen habe? Ich gestehe wenigstens, daß ich die Bewegungs-Gründe nicht anzugeben weiß, welche ihn so sehr wünschen ließen, daß seine unrühmliche Eroberung in Cypern nicht möchte gemißbilligt werden. Glaubte er etwan, daß, nachdem er zu derselben genöthigt, und der Staat dadurch bereichert worden wäre, es unnüz sey, dem Römischen Volcke darüber einen öffentlichen Schandfleck anzuhängen?

Bald darauf widersezte sich Cato allein den drey mächtigsten Römern seiner Zeit, die man schon die Fürsten des Reichs nennen konnte, und deren Absichten er immer auf das eifrigste nachspürte. Pompejus und Crassus beschlossen, um das Consulat anzuhalten: im Besize dieser Würde wollten sie für sich und den Cäsar, mit welchem sie dieses verabredeten, solche Anstalten treffen, daß die höchste Gewalt im Staate zwischen ihnen auf lange Zeit, und vielleicht auf immer, getheilt seyn möchte. Viele rechtschaffene Männer, welche sich um das Consulat hatten bestreben wollen, wurden sogleich abgeschreckt, als sie jene beyden Mitbewerber sahen. Den einzigen Domitius, seinen Schwager, bewog Cato, ihnen nicht zu weichen, noch sich vor einem Streite mit ihnen zu scheuen, weil es hierbey nicht bloß auf das Consulat, sondern selbst auf die Freyheit des Römischen Volcks ankomme. Ein Theil der Stadt dachte eben dieses, und munterte den Domitius noch mehr durch die Vorstellung auf, daß sich viele, welche jezt aus Furcht stille schwiegen, wenn es zum Sammeln der Stimmen käme, für ihn erklären würden. Dieses befürchtete eben Pompejus:

daher ließ er seine zween Gegner, sobald sie auf dem Wahlfelde erschienen, durch einen gedungenen Haufen angreiffen. Ihr Gefolge wurde zerstreuet; Cato bekam selbst eine Wunde, und wollte gleichwohl nebst dem Domitius allein den Tyrannen so lange, wie er sagte, widerstehen, als ein Leben in ihnen wäre. Aber seinen Schwager verließ der Muth. Nach seinem Abzuge machte niemand mehr dem Pompejus und Crassus das Consulat streitig.

Cato hielt es nunmehr vor desto nothwendiger, sich wider sie in eine feste Verfassung zur Gegenwehre zu sezen. Er bewarb sich daher um die Prätur, oder das Stadtrichter-Amt, damit er als eine obrigkeitliche Person, mit desto mehr Nachdruck die Geseze gegen sie vertheidigen könnte. Um dieses zu verhindern, wandten sie alle ersinnliche Mühe, alle schlimmen Kunstgriffe an: und doch leuchtete die Tugend des Cato so sehr hervor, daß sich das Volck schämte, sich für andere bestechen zu lassen. Es fieng bereits an, ihm seine Stimmen zu geben, als Pompejus plözlich ausrief, er habe donnern gehöret. Die Römer pflegten dieses als ein Zeichen von dem Mißfallen der Götter an ihren öffentlichen Verrichtungen anzusehen: daher wurde die Wahl des Cato sogleich unterbrochen. An seine Stelle wurde nachmals Vatinius zum Prätor ernannt, welchem eine große Summe Geldes und neue Gewaltthätigkeiten den Weg dazu bahnten. Es gab noch Römer genug, welche dieses alles verabscheueten: und einer von den Zunftmeistern gab dem Cato die Erlaubniß, eine Rede an das versammelte Volck zu halten. In derselben verkündigte er alles Unglück, welches dem Staate bevorstünde, gleichsam weissagend voraus; er zeigte insonderheit offenbar, daß die neu ernannten Consuls sich fürchteten, in ihren gefährlichen Entwürfen

gestört

gestört zu werden, wenn Cato die Prätur erlangte. Er wurde darauf von einer so großen Menge Bürger nach Hause begleitet, als allen neuerwählten Prätoren zusammen genommen nicht nachfolgte: das Volck mochte ihm nun entweder völlig Beyfall geben; oder zum wenigsten von seinem hohen und patriotischen Geiste gerührt worden seyn.

Er fuhr unterdessen fort, auch ohne das Ansehen einer neuen Würde, die Freyheit zu verfechten. Da die neuen Consuls verlangten, daß ihnen gewisse Länder als sogenannte Provinzen, welche sie besonders regieren sollten, zugetheilt, und zugleich die Macht eingeräumt werden sollte, nach ihrem Belieben Krieg zu führen; widersprach ihnen niemand von denen, welche diesen Vorschlag mißbilligten: denn sie sahen dieses vor einen fruchtlosen Versuch an. Nur Cato stritt öffentlich dagegen; allein seine Feinde liessen ihn mit Gewalt von der Redner-Bühne herunter reißen: und da er doch mitten unter dem Volcke seine Stimme erhob, wurde er völlig von dem Marcktplatze weggeschafft. Kaum aber hatten ihn die Gerichtsbedienten loßgelassen, so kehrte er wieder dahin zurück, und rief dem Volcke zu, ihm beyzustehen. Er that dieses mehr als einmal, bis endlich der Zunftmeister Trebonius befohl, ihn ins Gefängniß zu bringen. Indem man ihn wegführte, sprach er noch immer mit gleichem Muthe fort; das Volck begleitete ihn, und hörte ihm zu. Daher ließ ihn Trebonius, aus Furcht vor demselben, in Freyheit sezen. Einige Tage nachher wurde doch der Vorschlag wegen der consularischen Provinzen, durch die äußerste Gewalt unterstüzt, in eine Verordnung verwandelt. Viele übten deswegen an den Bildsäulen des Pompejus eine ohnmächtige Rache durch Steinwerfen aus, von welcher sie Cato, der dazu kam, wie-

der abzog. Als hierauf von den neuen Conſuls auch die heimlich entworfenen Verfügungen zur Erhaltung und Vergrößerung der Macht des Cäſar, dem Volcke vorgetragen wurden: wandte ſich Cato nicht mehr an dieſes, ſondern an den Pompejus ſelbſt. Er nehme jezt, ſagte er zu ihm, ohne daß er es mercke, den Cäſar auf ſeine Schultern; wenn er aber von ihm würde niedergedrückt werden, und dieſe Laſt weder ertragen noch abwerfen werde können, alsdenn werde er ſich mit derſelben auf den Staat ſtürzen, und ſich an die Warnungen des Cato zu ſpäte erinnern. Pompejus hörte dergleichen Reden öfters; aber er verließ ſich zu ſehr auf ſein Glück und ſeine Macht: er glaubte auch nicht, daß Cäſar ſeine Geſinnungen jemals verändern werde.

Im folgenden Jahre wurde Cato Stadtrichter. So ernſthaft und gerecht er dieſes Amt verwaltete, ſo glaubte man doch, er erniedrige daſſelbe dadurch, daß er in einem zu nachläßigen Anzuge auf dem Richterſtuhle erſcheine. Er nahm ſich damals vor, die Seuche der Beſtechungen, welche von allen, die ſich um Aemter bewarben, ungeſcheut angewandt, und von dem Volcke, wie der Verdienſt eines Handwerckes, öffentlich angenommen wurden, aus dem Grunde zu tilgen. Daher rieth er dem Senate, ein Geſez zu geben, nach welchem die ernannten obrigkeitlichen Perſonen, wenn ſie gleich nicht angeklagt würden, ſich doch ſelbſt vor geſchwornen Richtern ſtellen, und Rechenſchaft ablegen ſollten, wie ſie zu ihrem Amte gelangt wären. Dieſer Vorſchlag machte ihn ſowohl bey denen, welche ſich um Aemter bewarben, als bey der feilen Menge ſehr verhaßt. Er wurde des andern Tages, da er ſich auf den Richterſtuhl verfügen wollte, von einem groſſen Hauffen mit Schimpfworten und Steinen verfolgt; ſo daß er ganz allein blieb, und kaum aus dem Gedränge

drange auf die Redner-Bühne kommen konnte. Hier sah er sich mit einem so standhaften und zuversichtlichen Gesichte um, daß er das Getümmel sogleich stillte: und durch seine Reden machte er auch der ganzen Bewegung ein Ende. Der Senat lobte ihn deswegen; allein er antwortete demselben: „Und ich lobe Euch „nicht, weil ihr Euren Prätor in der Gefahr verlassen, „und ihm keine Hülfe geleistet habt.“

Er hatte jezt diejenigen, welche um Aemter anhielten, in eine ausnehmende Verlegenheit gesezt. Sie getraueten sich nicht, Geld auszutheilen; und mußten doch befürchten, daß ihre Mitbewerber die Stimmen erkauffen möchten. Daher kamen sie mit einander darinne überein, daß ein jeder eine gleich starcke Geldsumme niederlegen, daß sie alle die Bedienungen im Staate auf eine rechtmäßige Weise suchen, und daß derjenige sein Geld verlieren sollte, der das Volck würde bestochen haben. Sie wollten das gesammte Geld dem Cato anvertrauen: dieser sollte auch ihr Schiedsrichter, der Zeuge und Beschüzer ihres Vertrags seyn. Er willigte darein; nur an Statt des Geldes nahm er bloß Bürgschaft an. Da endlich die öffentliche Wahl angestellet wurde, beobachtete er, daß einer von dieser Gesellschaft seinen Vergleich listiger Weise breche. Er befohl ihm daher, das niedergelegte Geld seinen Mitbewerbern zu zahlen; diese aber erließen ihm die Geldstrafe, weil er beschimpft genug war, und priesen die Rechtschaffenheit des Cato. Unter den übrigen Römern that dieser sein ungemeiner Eifer für die Gerechtigkeit eine ganz andere Würckung. Man beneidete ihn auf das heftigste, weil er gleichsam die ganze Ehre aller obrigkeitlichen Personen zu Rom an sich zog. Plutarch macht hierbey die wahre Anmerckung, daß keine Tugend dem Neide mehr ausgesezt sey, als die

Liebe zur Gerechtigkeit. Sie verschafft nicht nur Hochachtung und Verehrung; sondern noch mehr Liebe und allgemeines Vertrauen, mithin die angenehmsten Belohnungen, nach welchen Männer von Ansehen trachten können. Man schämt sich keines Lasters so sehr als der Ungerechtigkeit; aber man sieht auch Personen, welche in dem gegründeten Ruf stehen, Recht und Billigkeit niemals zu übertreten, nicht gerne neben sich. Die vornehmsten zu Rom also waren dem Cato nicht günstig, weil er sie durch diese Tugend alle beschämte, und in der Meinung des Volcks herunter sezte.

Auch Pompejus befand sich unter dieser Anzahl; doch hauptsächlich darum, weil er fühlte, daß seine Macht durch den Ruhm des Cato geschwächt werde. Er schickte daher öfters Leute über ihn, welche ihm öffentliche Vorwürfe machen mußten. So beschuldigte ihn Clodius, er habe einen großen Theil von dem Schatze des Königs von Cypern für sich behalten, und widersezе sich nur deswegen dem Pompejus, weil dieser seine Tochter nicht habe heyrathen wollen. Cato antwortete darauf, er habe dem Staate so viel Geld aus Cypern mitgebracht, da ihn derselbe doch dabey gar nicht unterstüzt hätte, als Pompejus durch alle seine Siege dem gemeinen Schatze nicht zugewandt habe. Diesen habe er sich niemals zu seinem Anverwandten gewünscht: nicht, als wenn er ihn dessen unwürdig hielte; sondern, weil sie beyde in ihren Grundsäzen über das gemeine Wesen uneins wären. „Ich habe, fuhr „Cato fort, eine mir als Prätor angebotene Provinz „abgelehnt; dieser aber hat sich selbst Provinzen ge„nommen, oder andern gegeben. Eben jezt hat er dem „Cäsar eine Legion nach Gallien geliehen, ohne daß „man euch, ihr Römer, um eure Erlaubniß dazu ge„beten, oder euren Befehl erwartet hätte. Privatper„sonen

„ſonen unter euch theilen jezt Heere, Waffen und Pro„vinzen aus: man nennt den Pompejus einen Feld„herrn, weil er ſich dieſes zu thun unterſteht; er ſelbſt „aber ſizt in der Stadt, um eure Wahlen durch auf„rühreriſche Bewegungen zu ſtören, und man ſieht wohl, „daß er ſeine Herrſchaft auf die öffentliche Verwirrung „gründen wolle.“ Alles dieſes war ſehr richtig; aber es waren auch zu ſpäte Klagen, denen nicht mehr abgeholfen werden konnte, und zu welchen immer neue Urſachen gehäufft wurden.

Zugleich war doch Cato auch auf die Angelegenheiten ſeiner Freunde aufmerckſam. Unter dieſe gehörte Favonius, welcher ohngefähr eben einen ſolchen Nacheiferer von ihm abgab, als ehemals Apollodorus Phalereus vom Socrates, wenn er durch die vortrefflichen Reden deſſelben nicht bloß gerührt, ſondern fortgeriſſen und beynahe außer ſich gebracht wurde. Favonius hielt um das Baumeiſter-Amt an, und wurde abgewieſen. Allein Cato, welcher bey der Wahl zugegen war, bemerckte, daß mehrere Täfelchen, durch welche die Stimmen geſammelt wurden, von einerley Hand beſchrieben waren; er zeigte dieſen Betrug an, brachte es dahin, daß eine neue Wahl angeſtellt, und ſein Freund Baumeiſter wurde. Bey dieſem Amte ſtand er demſelben nicht nur überhaupt bey, ſondern beſorgte auch in ſeinem Nahmen die öffentlichen Spiele auf dem Theater, welche er als Baumeiſter halten laſſen mußte. Er theilte aber den Schauſpielern keine goldenen Kronen aus, wie ſonſt gewöhnlich war, ſondern, wie bey den Olympiſchen Spielen, Kronen aus Oelblättern: und an Statt der prächtigen Geſchencke anderer Baumeiſter, gab er den Griechen Kohl und Obſt, den Römern aber Wein, Schweinefleiſch, andere Eßwaaren, und Bündel Holz. Viele lachten

über

über dieſe ſchlechten Geſchencke; andere hingegen fanden ein Vergnügen daran, zu ſehen, daß ſich Cato von ſeinen großen und ernſthaften Beſchäftigungen zu ſolchen Kleinigkeiten herabließe. Favonius ſelbſt ſtellte ſich unter die Zuſchauer, bezeigte ihm mit Händeklatſchen ſeinen Beyfall, und rief ihm zu, daß er diejenigen, welche es verdienten, belohnen möchte. Der andere Baumeiſter Curio gab zwar ein ſehr koſtbares Schauſpiel auf einem andern Theater; allein das Volck verließ ihn, um die ſonderbare Feyerlichkeit des Favonius zu ſehen. Indem Cato dabey dieſe außerordentliche Perſon vorſtellte, war es ſeine Hauptabſicht, die vornehmen Römer zu belehren, daß man bey dergleichen Spielen ſich auch ſpielend verhalten, und mehr eine gewiſſe leutſeelige, gemeinnüzige Gütigkeit an den Tag legen, als ungeheure Koſten, wie ſie zu thun pflegten, auf ſolche Kleinigkeiten verwenden müſſe.

Darauf aber zeigte er ſich wieder in deſto ernſthaftern und wichtigern Auftritten. Scipio, Hypſäus und Milo hielten um das Conſulat an: ſie bedienten ſich nicht mehr bloß der gewöhnlichen Künſte des Beſtechens; ſondern ſuchten einander durch Waffen und Blutvergießen zu verdrängen. In dieſer Unordnung waren einige der Meinung, man ſollte dem Pompejus die Aufſicht über die Wahl der Conſuls ertheilen. Cato weigerte ſich Anfangs, ihnen beyzutreten: denn es müſſen, ſagte er, nicht die Geſeze vom Pompejus, ſondern er muß von den Geſezen ſeine Sicherheit erhalten. Da aber täglich gleichſam drey Heere von eben ſo vielen Mitbewerbern, auf dem Marcktplaze gegen einander loßzogen, und man faſt kein Mittel mehr wußte, dieſe Gewaltthätigkeit zu dämpfen: ſo hielt es Cato vor zuträglich, die höchſte Gewalt, als eine Wohlthat des Senats, dem Pompejus zu übertragen, die gröſ-

ſeſten

ſeſten Uebel durch ein weit kleineres aufzuheben, und eher ſelbſt eine Art von Herrſchafft einzuführen, als zu geſtatten, daß ſie durch aufrühriſche Rotten feſtgeſezt würde. Er ließ alſo durch ſeinen Anverwandten Bibulus den Vorſchlag thun, man möchte den Pompejus allein zum Conſul ernennen: denn entweder würde er die gute Ordnung wieder herſtellen; oder, wenn er ſeine Gewalt mißbrauchte, würden die Römer doch den Troſt haben, dem rechtſchaffenſten Manne unter ihren Großen zu dienen. Wider die allgemeine Erwartung billigte Cato ſogleich dieſen Vorſchlag. Er zeigte, daß man lieber jede Art von Regierung, als gar keine Geſezmäßige Obrigkeit, wünſchen müſſe: und er ſezte hinzu, er hoffe vom Pompejus das Beſte zur Erhaltung des Vaterlandes. Cato hatte eigentlich ſeine Meinung von ihm nicht geändert: er kannte ſeinen Ehrgeiz und ſeine Herrſchſucht; das Heer, welches Pompejus zu ſeinen Befehlen hatte, machte ihn noch fürchterlicher; aber man konnte den Staat nicht anders, wenigſtens auf eine Zeitlang, retten. Pompejus, der an ſich kein böſer Mann war, ſuchte doch die Freyheit deſſelben nicht mit den Waffen in der Hand zu unterdrücken; er wollte nur allein in demſelben regieren, und erregte deswegen allen, die um Aemter anhielten, ſo viele Schwierigkeiten; er ſtörte die obrigkeitlichen Perſonen ſo oft in ihren Verrichtungen, und machte ſich das Volck durch ſeine Freygebigkeit ſo verbindlich, daß er ſich Hoffnung machen konnte, man werde ihm die Dictatur, oder die unumſchränckte Gewalt im Staate, freywillig antragen, um nur ruhig zu leben. Aber, weil ein Dictator nicht zur Verantwortung gezogen werden konnte, wollte ihn Cato lieber zum einzigen Conſul ernannt wiſſen.

Nachdem

Nachdem Pompejus dieſe Würde, welche noch niemals in Einer Perſon vereinigt geweſen war, erlangt hatte, erſuchte er den Cato, unter vielen Danckſagungen, ihm mit ſeinem Rathe beyzuſtehen. Cato verſicherte ihm, er habe niemals etwas aus beſondern Abſichten, ſondern lediglich aus Liebe zum gemeinen Beſten, entweder für oder wider ihn gethan; er ſey bereit ihm ſeinen Rath zu ertheilen, wenn er denſelben insgeheim verlangte; er werde ihm aber auch öffentlich ſeine Meinung freymüthig ſagen, wenn er ihn gleich nicht um dieſelbe fragen ſollte. Er hielt ſein Verſprechen würcklich. Denn da Pompejus gleich Anfangs wider diejenigen, welche das Volck bisher beſtochen hatten, neue Strafen und Geſeze ergehen laſſen wollte, rieth ihm Cato, das Vergangene auf die Seite zu legen, und nur für das Künftige zu ſorgen. „Denn es ſey gewiß nicht leicht zu beſtimmen, was vor Grenzen er der Unterſuchung über die ehemals im Staate begangenen Verbrechen ſetzen ſollte: überdieß würde es auch Unbilligkeit ſeyn, Laſter nach einem neu gegebenen Geſeze zu beſtrafen, welches durch dieſelben noch nicht verlezt werden konnte. Da ferner viele angeſehene Männer, und darunter auch Freunde und Verwandte des Pompejus, vor Gerichte angeklagt wurden, gegen welche ſich dieſer etwas zu nachgebend bezeigte: ſezte ihn Cato deswegen ſcharf zu Rede, und ermahnte ihn zu größerer Strenge. Pompejus hatte die Lobreden oder rühmlichen Zeugniße, welche man für die Beklagten vorzubringen pflegte, verboten; er gab aber ſelbſt dem Afranius Flaccus eines: als man es daher vorleſen wollte, verſtopfte ſich Cato mit den Händen die Ohren, und ließ ſolches nicht geſchehen, indem er ſelbſt einer von den Richtern war. Flaccus nahm ihn zwar in dieſer Würde nicht an; er verlor aber gleichwohl ſeine Sache. Ueberhaupt waren die Beklagten in Anſe-

hung

hung des Cato ſehr verlegen: ſie ließen ihm ungern einen Platz unter ihren Richtern; und unterſtanden ſich doch nicht, ihn davon auszuſchließen. Denn viele ſchadeten ſich dadurch vor Gerichte, daß ſie, im Mißtrauen auf ihre Unſchuld, den Cato auf die Seite zu ſchaffen ſchienen: und es wurde manchem als eine ſchimpfliche Handlung vorgeworfen, daß er denſelben nicht vor ſeinen Richter habe erkennen wollen.

Mittlerweile wurde der Zuſtand des Staats immer bedencklicher. Craſſus war in dem Feldzuge wider die Parther ums Leben gekommen: und mit ſeinem Tode hörte die Einigkeit der beyden übrigen Verbundenen, des Pompejus und Cäſar, gänzlich auf. Pompejus wollte jezt dem Cäſar die ungeheure Gewalt wieder entreiſſen, welche er ihm ſelbſt zugewandt hatte. Allein dieſer hatte die Statthalterſchaft von Gallien, wozu außer einem Stücke vom heutigen Franckreich, auch der obere Theil von Italien gehörte, in den Händen. Er ſammlete in derſelben große Reichthümer, welche er dazu anwandte, daß er nicht nur das gemeine Volck zu Rom, ſondern auch viele Vornehme daſelbſt, auf ſeine Seite zog; er bildete ſich durch beſtändige Kriege mit ſtreitbaren Nationen, ein ſehr geübtes, ihm ganz ergebenes Kriegsheer: und es war daher überaus ſchwer, ihn wieder in den Stand einer Privatperſon herab zu ziehen, zu welchem er auch wenige Luſt bezeigte. Pompejus traf zu langſame Anſtalten, als daß er ſich ihm mit Nachdruck hätte widerſezen können; ob er gleich nunmehr die Wahrheit der Warnungen des Cato einſehen lernte: er war auch ſelbſt weit mächtiger, als es den Vertheidigern der alten Freyheit von Rom gefiel. Daher entſchloß ſich Cato, den ſonſt der Glanz allein von einem Amte niemals reizte, um das Conſulat anzuhalten, damit er ſich beyden, inſonderheit aber dem

Cäſar,

Cäſar, von welchem am meiſten zu befürchten war, deſto ſtärcker widerſezen, und dieſen nöthigen könnte, entweder die Waffen niederzulegen, oder ſeine gefährlichen Abſichten deutlich an den Tag zu legen. Allein er wollte ſich um dieſe Würde nicht nach der gewöhnlichen Art bewerben, da man ſich auch durch ſeine Freunde und Anverwandten die Stimmen des Volcks ausbat, und demſelben Liebkoſungen erweiſen, oder Geſchencke geben ließ; ſondern er brachte eine Verordnung des Senats zuwege, daß ein jeder, der das Conſulat verlangte, allein das Volck darum erſuchen ſollte. Dieſe Neuerung machte ihn ſchon verhaßt: denn das Volck verlor durch dieſelbe nicht allein viel von ſeinem Anſehen, ſondern auch gewiſſe Belohnungen, die ihm bey dieſer Gelegenheit ertheilet wurden. Und da er ſelbſt nicht dazu aufgelegt war, ſich mit einer gefälligen, ſchmeichelnden Miene zum Conſulate zu empfelen, ſondern ſeine ernſthafte Würde auch damals beybehielt: ſo wurden ihm andere in der Wahl vorgezogen. Die Freunde des Pompejus und Cäſar trugen dazu ebenfalls das ihrige bey. Ordentlich ſah man diejenigen, welche ſo öffentlich in der Bewerbung um Aemter abgewieſen wurden, nebſt ihren Freunden eine Zeitlang beſchämt und traurig. Cato hingegen wurde durch dieſen Zufall ſo wenig beunruhigt, daß er an eben demſelben Tage, an welchem man ihn übergangen hatte, auf dem Marcktplaße ſpaßieren gieng, und vor den Augen des Volcks mit dem Ball ſpielte. Das Volck hatte ſich in der That zu ſchämen, daß es einen ſolchen Conſul verwarf; Cato aber konnte höchſtens nur Mitleiden gegen daſſelbe empfinden. Cicero tadelte ihn zwar deswegen, daß er, da er gewußt habe, wie ſehr der Staat eines Conſuls von ſeinen Eigenſchaften benöthiget ſey, ſich nicht eifriger um dieſes Amt beworben, dem Volcke nicht freundlicher begegnet ſey, und auch in der Folge

ſich

ſich wenige Mühe um öffentliche Ehrenſtellen gegeben habe: wie er denn auch abermals vergeblich um die Prätur anhielt. Allein Cato antwortete ihm darauf, das leztere Amt ſey ihm nicht von dem Volcke abgeſchlagen, ſondern dieſes ſey vielmehr genöthigt worden, es einem andern zu geben. Bey der Wahl der Conſuls aber habe er zwar keine Ränke, wohl aber wahrgenommen, daß ſeine ſtrengern Sitten dem Volcke zuwider wären: und da er dieſe andern zu Gefallen nicht ändern könne, ſo würde es auch vergebens ſeyn, ſich aufs neue um ein Amt zu beſtreben.

Die Siege des Cäſar machten damals zu Rom ein großes Aufſehen. Er hatte alle Galliſche Völcker, einen Theil der Germanier, die Helvetier und Britannier überwunden; ſein kriegeriſcher Geiſt ſuchte immer neue Gelegenheiten zu Feldzügen; er hatte ſogar die Germanier, wie es ſchien, mitten im Frieden angegriffen. Sein Ruhm und ſeine Macht nahmen durch alle dieſe glückliche Unternehmungen gleich anſehnlich zu. Als man zu Rom dieſe Thaten vernahm, waren viele der Meinung, daß man wegen derſelben ein öffentliches Danckfeſt halten ſollte. Cato hingegen ſagte, man müßte vielmehr den Cäſar denjenigen Völckern übergeben, gegen welche er ſo ungerechte Kriege geführt hätte, damit die Schuld und Strafe davon nicht auf den Staat zurück fiele; doch könne man auch den Göttern dafür dancken, daß ſie die unſinnigen Handlungen des Feldherrn nicht an den Soldaten rächten. Gegen dieſe harte Vorſtellung ſchickte Cäſar einen Brief an den Senat, welcher mit Schmähworten wider den Cato angefüllt war. Nachdem man denſelben vorgeleſen hatte, ſtund dieſer auf, und antwortete darauf ohne alle Heftigkeit, gleichſam als wenn er ſich dazu hätte vorbereiten können. Er zeigte, daß dieſer Brief nur ſpötti-

ſche und ſchimpfliche Vorwürfe, die keinen Grund hätten, enthielte: und zugleich erklärte er alle Abſichten und Anſchläge des Cäſar, wie er denſelben ſo lange nachgegangen wäre, nicht mit der Partheylichkeit eines Feindes; ſondern mit einer ſo augenſcheinlichen Richtigkeit, als wenn er ſelbſt mit demſelben verbunden geweſen wäre. Er beſchloß damit, daß man ſich nicht vor den Galliern und Britanniern, ſondern vor dem Cäſar allein zu fürchten habe. Die Freunde dieſes Feldherrn reuete es nunmehr, daß ſie ſeinen Brief bekannt gemacht hatten: zu ſo vielen wahren Beſchuldigungen wider ihn hatte Cato eben von demſelben Anlaß genommen. Der Senat erkannte würcklich die nahe Gefahr, und wollte den Cäſar durch einen andern Statthalter ablöſen laßen; allein das Volck, welches ſeine Freygebigkeit erfahren hatte, verlangte deſto eifriger, daß er ſeine ganze Größe beybehalten möchte, und ſeine Freunde begehrten, daß, wenn er ſeine Provinzen und Kriegsheere fahren laſſen ſollte, auch Pompejus ein gleiches thun möchte. Da Cato dieſes hörte, ſagte er zum voraus, daß Cäſar bald ſelbſt kommen, und ſich mit Gewalt im Beſize erhalten würde.

Er kam in der That, und rückte mit ſeinem Heere gegen Rom loß. In der allgemeinen Beſtürzung, welche dieſe Nachricht verurſachte, waren alle Augen auf den Cato gerichtet, als auf denjenigen, der allein dieſen Ausgang vorher geſehen und vor demſelben gewarnet hätte. Wenn ihr meinen Erinnerungen gefolgt wäret, ſagte Cato in der Verſammlung des Senats: ſo würdet ihr jezt nicht nöthig haben, euch vor Einem zu fürchten, noch auf Einen eure einzige Hoffnung zu ſezen. Da Pompejus hierauf verſezte, Cato habe allerdings ſchärfer, als er, in die Zukunft geſehen; er hingegen habe ſich mehr auf ſein freundſchaftliches Betragen

tragen gegen den Cäsar verlassen: so gab Cato den Rath, daß bey diesen Umständen die höchste Gewalt im Staate dem Pompejus möchte übertragen werden. Denn, sezte er hinzu, eben diejenigen, welche großes Uebel stiften können, sind auch im Stande dasselbe zu dämpfen. Pompejus hatte sich nicht in die gehörige Verfassung gesezt, um den Cäsar zu Rom erwarten zu können: er zog sich also mit seinen Soldaten, und allem was zu Rom groß und vornehm war, in den untern Theil von Italien. Dahin folgte ihm auch Cato nach, nebst seinem ältesten Sohne; den jüngern aber versteckte er bey einem seiner Freunde. Und damit sein Haus und seine Töchter unter einer sichern Aufsicht stünden, heyrathete er die Marcia wieder, welche er ehemals dem Hortensius überlassen hatte.

Sie war die zweyte Gemahlinn des Cato gewesen, und hatte ihm bereits einige Kinder gebohren, als es einem sehr angesehenen und rechtschaffenen Manne unter seinen Freunden, dem Hortensius, aus Begierde, mit dem Cato verwandt zu werden, einfiel, zu begehren, er möchte ihm seine Tochter, welche bereits an den Bibulus verheyrathet war, zur Frau geben. Es sey dieses zwar, sagte er, nach der gewöhnlichen Denckungsart ein ungereimtes Begehren; dagegen aber sey es der Natur und dem Besten der menschlichen Gesellschaft gemäß, daß man eine junge Frau weder in der Blüte ihres Alters unfruchtbar bleiben, noch durch sie eine Familie mit zu vielen Kindern beschwert werden lasse: und eine solche Vereinigung mehrerer tugendhafter Männer durch eine Frau von bewährten Sitten, sey ihnen sowohl als dem Staate vortheilhaft und rühmlich. Wenigstens verlangte er die Gemahlinn des Bibulus nur so lange, bis er ein Kind mit ihr gezeugt hätte. Cato mißbilligte die Absichten seines Freundes nicht; allein

da seine Tochter einmal verheyrathet war, wollte er von diesem Vorschlage nichts wissen. Darauf hielt nun Hortensius aus gleichen Bewegungsgründen um die Gemahlinn des Cato selbst an, indem sie noch jung wäre, und er bereits erwachsene Kinder von ihr hätte. Cato liebte die Marcia; man sagt sogar, daß sie damals von ihm schwanger gewesen sey; allein er schlug seinem Freunde dieses Begehren nicht ab, wenn nur ihr Vater Philippus damit zufrieden wäre: und dieser verlobte sie auch in Gegenwart des Cato mit dem Hortensius. Man muß ein Cato seyn, das ist ein Mann, bey dem die Liebe zum Vaterlande alle andere Arten von Liebe in sich gezogen, und beynahe verschlungen hat, um eine geliebte tugendhafte Frau, die unzertrennliche Freundinn des Lebens, das größte Gut, dessen man in der menschlichen Gesellschaft genießen kann, gleichgültig von sich zu lassen. Bey ihm siegte eine Art der Freundschaft über die andere; aber über diejenige, die kein solches Schicksal verdiente. Hortensius gieng endlich mit Tode ab; die Kinder, welche er von der Marcia bekommen hatte, starben gleichfals; sie wurde die Erbinn seines großen Vermögens, und brachte es wieder dem Cato zu. Man hat nicht unterlassen, daraus einen Vorwurf wider ihn herzunehmen, als wenn er sich ihres Reichthums wegen mit ihr wieder verbunden hätte. Allein nach seiner Denkungsart, die sich mehr durch Handlungen als Worte geäußert hat, war der größte Ueberfluß an Gelde für ihn kein wahres Vergnügen: er konnte es am wenigsten zu einer Zeit seyn, da er die Marcia mehr als eine Gefährtinn der bevorstehenden Unglücksfälle, als zu einem gemeinschaftlichen Genusse von Glückseeligkeit heyrathete. Die rührende, fast tragische Beschreibung, welche Lucanus von der Erneuerung dieser Ehe, im zweyten Buche seines Gedichts vom Pharsalischen Kriege macht, ver-

verdienet von jedermann geleſen zu werden: und ich würde ſie hieher ſezen, wenn ſie entweder abgekürzt werden könnte; oder wenn ſie nicht noch mehr auf der Kunſt des Dichters, als auf dem Grunde der Geſchichte, zu beruhen ſchiene.

Von dem Tage an, da er ſich in den bürgerlichen Krieg begeben mußte, nahm Cato die öffentlichen Zeichen der Trauer und Betrübniß an, und hat ſie niemals wieder abgelegt. Seitdem ließ er ſeine Haare und ſeinen Bart wild fortwachſen: es kamen auch keine Blumenkränze mehr auf ſeinen Kopf. Er allein war empfindlich und unpartheyiſch genug, das Unglück ſeines Vaterlandes, und mit demſelben, der Welt überhaupt zu beweinen. Andere wurden durch Ehrgeiz, Liebe oder Haß gegen einen von den beyden Anführern, durch Eigennuzen und beſondere Betrachtungen geleitet; aber Cato ſtellte gleichſam die Perſon des ſonſt freyen und glückſeeligen Staates vor: er hielt es für denſelben gleich traurig und ſchmerzlich, zu überwinden oder überwunden zu werden, weil ihn beydes ſein eigenes Blut koſten mußte. Er hatte ſich auf alles gefaßt gemacht, und erwartete gar keinen Wohlſtand mehr. Wenn Cäſar die Oberhand behielt, ſo war er entſchloſſen zu ſterben; erlangte ſie Pompejus, ſo wollte er ſich freywillig von Rom verbannen. Da er voraus ſah, daß der Sieger, es möchte ſeyn welcher es wollte, ſeine ſchlimmen Abſichten erſt recht an den Tag legen würde: ſo war es ihm, obgleich Pompejus die Sache der Republik zu führen ſchien, und das Vertrauen des Senats beſaß, für ſich ſelbſt faſt gleichgeltend, ob dieſer oder Cäſar die Freyheit von Rom ſtürzen ſollte; nur ſein armes Vaterland preßte ihm Kummer und Thränen aus. Unveränderlich in ſeinen Maaßregeln, fochte er auf derjenigen Seite, wo mehr Recht, aber nicht

mehr Hoffnung für das gemeine Beste vorhanden war.

Zuerst gieng er nach Sicilien, und als daselbst Asinius, einer von den Befehlshabern des Cäsar, mit einem Heere landete, ließ er denselben fragen, in welcher Absicht er käme; erhielt aber von demselben keine andere Antwort, als daß ihn dieser hinwiederum fragen ließ, wer der Stifter des ganzen Krieges sey? Er hörte hierauf, daß Pompejus aus Italien nach Macedonien habe überschiffen müssen. Dieses Schicksal, sagte er, zeige, wie dunckel und ungewiß die Vorsehung der Götter sey: denn so lange Pompejus nichts Edles und Ruhmwürdiges im Sinne gehabt, sey er unüberwindlich gewesen; jezt aber müsse er fliehen, da er seinem Vaterlande zu Hülfe kommen wollte. Cato hätte den Asinius aus Sicilien vertreiben können; allein weil derselbe leicht verstärckt werden konnte, wollte er diese Insel nicht in den allgemeinen Krieg verwickeln. Er rieth also den Syracusanern, sich auf die stärckere Seite zu wenden, und für ihr Bestes besorgt zu seyn; er selbst aber schiffte zum Pompejus.

Diesem gab er den wichtigen Rath, den Krieg in die Länge zu spielen: er hoffte, daß man auf diese Art desto eher zum Frieden gelangen könnte, und wünschte durchaus nicht, daß sich der Staat durch seine eigenen Kräffte aufreiben möchte. Außerdem war es dem Pompejus eben so leicht und nüzlich, durch einen langsamen Feldzug sich immer mehr zu befestigen, als Cäsar hingegen, der lange so viele Hülfsmittel nicht um sich sah, auf hizige und geschwinde Unternehmungen bedacht seyn mußte. Es geschah ebenfals auf das Anrathen des Cato, daß bey dem Heere des Pompejus der Schluß gefaßt wurde, keine den Römern unterworfene Stadt

in

in dieſem Kriege zu plündern, noch einen Römiſchen Bürger außer der Schlacht umzubringen. Dergleichen Geſinnungen erwarben ihm Ruhm, und brachten zugleich viele auf die Seite des Pompejus. Er wurde von demſelben nach Aſien geſchickt, um das Anwerben der Soldaten und die Ausrüſtung der Schiffe daſelbſt zu beſchleunigen. Auf dieſer Reiſe führte er ſeine Schweſter Servilia mit ſich, welche ehemals durch ihre unordentliche Aufführung in einen ſchlimmen Ruf gerathen war; nunmehr aber, da ſie als Wittwe nicht von der Seite des Cato wich, durch dieſen Umgang alle vorige Schandflecken ihres Lebens in Vergeſſenheit brachte. Auch die Rhodier, die beſten Seeleute der damaligen Zeit, wußte Cato durch ſeine Leutſeeligkeit zu gewinnen, und kehrte darauf zum Pompejus zurück, der unterdeſſen ein anſehnliches Kriegsheer verſammlet hatte. Dieſer war ſchon im Begriff, den Cato zum Befehlshaber über ſeine Flotte zu ernennen, welche aus fünfhundert Kriegsſchiffen und faſt unzähligen kleinern Fahrzeugen beſtand. Allein da er bedachte, oder auch von ſeinen Freunden daran erinnert wurde, daß es die Hauptabſicht des Cato ſey, den Staat von der Herrſchaft eines einzigen Mannes zu befreyen; und daß derſelbe, wenn er eine ſo große Macht in die Hände bekäme, den Pompejus an eben demſelben Tage, wenn er den Cäſar überwinden würde, nöthigen dürfte, die Waffen niederzulegen, und ſich den Geſezen zu unterwerfen: ſo änderte er ſeinen Entſchluß, ob er gleich mit dem Cato bereits davon geſprochen hatte, und gab dieſe Stelle dem Bibulus.

Cato ließ darum von ſeinem Eifer für den Pompejus nicht das geringſte nach. Vor dem berühmten Gefechte bey Dyrrachium, welches jezt Durazzo in Albanien heißt, munterte Pompejus nicht allein ſelbſt

ſein Heer zu einem tapfern Angriff auf; ſondern verlangte auch, daß ein jeder ſeiner Feldherren ſolches noch beſonders thun ſollte. Die übrigen wurden von den Soldaten ziemlich kaltſinnig und mit einem trockenen Stillſchweigen angehört. Als aber Cato unter allen zulezt, aus dem Innerſten ſeiner Philoſophie, und mit einer ſichtbaren Bewegung des Gemüths, von Freyheit, Tugend, Ehre und Todt gegen ſie zu reden anfieng, wie es die damalige Gelegenheit erforderte; als er endlich die Götter um ihren Beyſtand anrief, und ſie als gegenwärtig vorſtellte, wie ſie den bevorſtehenden Kampf für das Vaterland betrachten würden: ſo erregte das Heer ein ſo muthiges Geſchrey, es zeigte ſich ſo außerordentlich gerührt, daß die Befehlshaber eine gewiſſe Hoffnung des Sieges daraus ſchöpften. Dieſer würde auch zur Endigung des ganzen Krieges entſcheidend geworden ſeyn, wenn ſich Pompejus der erfochtenen Vortheile mit mehrerer Lebhaftigkeit und Zuverſicht bedienet hätte. Unterdeſſen war doch der Sieg beträchtlich genug, um ein allgemeines Frohlocken bey dem Heere zu veranlaſſen. Nur Cato blieb dabey traurig, und beklagte den unſeeligen Ehrgeiz, dem ſo viele redliche Bürger aufgeopfert würden, welche er von einander getödtet vor ſich liegen ſah. Pompejus verfolgte darauf den Cäſar nach Theſſalien, und ließ bey Dyrrachium viele Leute von ſeinem Heere, die ihm eben keine großen Dienſte leiſteten, viele Vornehme, mit denen er nicht völlig einig war, und eine Menge Kriegsgeräthe zurück: die Bedeckung davon übergab er dem Cato mit einigen tauſend Soldaten. Dieſer Auftrag war zwar ein Beweis des Vertrauens, welches er auf ihn ſezte; allein der geringe Hauffen, den er ihm unterwarf, zeigte zugleich, daß er ſich vor ihm fürchtete. Er wußte, daß ihm, wenn er überwunden werden ſollte, niemand getreuer bleiben würde als Cato;

aber

aber als Sieger hatte er auch von niemanden mehr Widerstand gegen seine herrschsüchtigen Gedancken zu erwarten.

Von ihm entfernt, vergaß er den heilsamen Rath desselben, den er sich auch selbst gegeben hatte, seinen Feind, der weit geübtere Soldaten hatte, mehr einzuschränken als anzugreiffen; ließ sich mit Uebereilung, von seinem Heere genöthigt, in die Schlacht bey Pharsalus ein, und verlor mit derselben alle Hoffnung, sich dem Cäsar weiter entgegen stellen zu können. Auf die Nachricht von dieser Niederlage, beschloß Cato, wenn Pompejus in derselben umgekommen wäre, die Kriegsvölcker, welche unter seinem Befehl standen, nach Italien zu führen, und sein übriges Leben weit von Rom als ein Verwiesener zuzubringen; wäre er aber am Leben geblieben, so wollte er diese Kriegsvölcker zu seinem Dienste erhalten. Er begab sich daher auf die Insel Corcyra, welche jezt Corfu heißt, wo die Flotte des Pompejus lag, und bot daselbst dem Cicero, weil dieser Consul, er selbst aber nur Prätor gewesen war, die Befehlshaberstelle über dieses kleine Heer an. Cicero aber nahm dieselbe so wenig an, daß er sich vielmehr fertig machte, nach Italien zurück zu schiffen. Der Sohn des Pompejus gerieth darüber gegen ihn und andere, die eben denselben Enschluß gefaßt hatten, in die äußerste Erbitterung: ja er würde den Cicero umgebracht haben, wenn Cato ihn nicht besänftiget hätte. Dieser muthmaaßte bald, daß sich Pompejus nach Aegypten oder Africa möchte geflüchtet haben: daher gieng er eilig mit seinen Soldaten zu Schiffe, um ihm Hülfe zu bringen. Allein da er längs der Africanischen Küste seegelte, erfuhr er vom Sextus, dem jüngern Sohne des Pompejus, daß sein Vater auf Befehl des Königs von Aegypten, zu welchem er seine

Zuflucht genommen hatte, ermordet worden ſey. So ſehr alle diejenigen, welche dem Cato folgten, dieſes traurige Ende eines der größten Männer, welche Rom gehabt hatte, beklagten: ſo wenig wollten ſie nun von einem andern Feldherrn etwas wiſſen, als vom Cato. Er übernahm daher dieſe Stelle aus Mitleiden, ja ſelbſt aus Erkenntlichkeit gegen ſo viele rechtſchaffene Leute, welche ſich ihm ganz vertraueten, und in fremden Gegenden ohne allen Beyſtand und Anführer waren. Er ſtieg mit ihnen in der Landſchaft Cyrenaica, (dem jezigen Königreiche Barca in Africa,) ans Land; die Einwohner von Cyrene öffneten ihm auch alsbald ihre Thore, ob ſie gleich dieſelben wenige Tage vorher dem Labienus, einem andern Feldherrn des Pompejus, verſchloſſen hatten. Daſelbſt bekam er Nachricht, daß Scipio, der Schwiegervater des Pompejus, der König von Mauritanien Juba, und Appius Varus, den Pompejus zum Statthalter von Africa beſtellt hatte, dieſe Parthey mit einem ſehr zahlreichen Heere unterſtüzten. Er entſchloß ſich ſogleich zu ihnen zu ſtoßen; allein er hatte den ſchrecklichſten Weg von der Welt zu ziehen, um dahin zu gelangen.

So groß auch die Beſchwerlichkeiten waren, welche auf ihn warteten; ſo war doch die Standhaftigkeit des Cato noch größer. Er mußte viele Tagereiſen in abſcheulichen Wüſteneyen zubringen, in welchen keine Einwohner, nichts als Sand und Staub, weder Waſſer noch einige Kräuter anzutreffen waren. Deſto mehr waren ſie mit giftigen Schlangen, und andern ſchädlichen oder wilden Thieren angefüllt. Von Zeit zu Zeit erhoben ſich ſo heftige Sturmwinde, daß die Soldaten ſich nicht mehr aufrecht erhalten konnten, und Gefahr liefen von ganzen Sandwolcken, welche ſich in die Höhe thürmeten, bedeckt zu werden. Sie hatten gar kei-

nen

nen gebahnten Weg vor ſich, und mußten ſich mehr nach der Sonne und den Geſtirnen richten: oft konnten ſie nicht einmal gewiſſe Schritte thun, weil ſie in der Nähe der berühmten Waſſer-Strudel und Sandbäncke, welche Syrtes hießen, fortzogen, die das Erdreich des feſten Landes ſelbſt faul und beſtändig nachgebend machten. Wenn ſich aber die Winde legten, ſo verſchmachteten ſie vor unerträglicher Hitze und Durſt. Cato hatte ihnen dieſe Mühſeeligkeiten nicht verborgen: er wandte auch alles mögliche an, ſie ihnen zu erleichtern. Er ließ eine Menge Eſel dem Heere Waſſer und Lebensmittel nachtragen. Es folgten auch viele Wagen, und eine Anzahl ſogenannter Pſyllen, welches Africaner waren, die eine beſondere Geſchicklichkeit beſaßen, die Schlangenbiſſe zu heilen, ja ſich rühmten, die Schlangen durch Beſchwörungen entkräften zu können.

Allein das vornehmſte, was Cato zur Aufmunterung ſeines Heeres that, war ſein eigenes Beyſpiel. Er gieng ſtets vor demſelben mit den Waffen in der Hand, zu Fuße her, und theilte alles Ungemach mit den Soldaten. Sie hatten bald Mangel an Waſſer; aber wenn ſie zuweilen eine kleine Quelle antrafen, ſo wartete er, bis alle getruncken hatten. Eines Tages, da ſie bey brennender Hitze ihren Durſt nicht löſchen konnten, entdeckte ein Soldat eine kleine elende Pfütze. Er lief ſogleich hin, ſammlete das Waſſer aus derſelben in ſeinen Helm, und reichte es dem Cato dar. Allein dieſer vortreffliche Mann wollte mitten unter ſo vielen mit Staub bedeckten und ſchmachtenden Menſchen nicht allein eine geringe Erquickung genießen, um welche ſie ihn, wie er ſah, beneideten; er ſagte zu dem Soldaten: „Siehſt du mich allein vor ſo weichlich in „dieſer ganzen Menge an, daß ich einige Hitze nicht ertragen

„tragen könnte? du verdienteſt zur Strafe und Be„ſchämung allein zu trincken, wenn das ganze Heer „durſten muß.“ Und bey dieſen Worten goß er das Waſſer weg. Bey einem noch dringendern Durſte fand das Kriegsheer in der Folge zwar eine ſehr Waſſerreiche Quelle; aber ſie war mit einer unglaublichen Menge Schlangen beynahe bedeckt. Am Rande ſaßen Ottern, und das Waſſer ſelbſt war voll von einer andern Art derſelben, die durch ihren Biß einen Durſt erregten, der niemals gelöſcht werden konnte, und durch eine verzehrende innerliche Hitze tödtlich wurde. Kein Soldat unterſtand ſich von dieſem Waſſer zu trincken: gleichwohl mußten ſie vor Durſt umkommen, wenn ſie ſich dieſer Gelegenheit nicht bedienen durften. Darauf trat Cato hin, und ſprach ihnen Muth zu, aus der Quelle zu trincken. Nur der Biß der Schlangen, ſagte er, iſt fürchterlich, wenn ſie ihr Gift mit unſerm Blute vermiſchen können; allein das Waſſer, in welchem ſie ſich aufhalten, iſt unſchädlich. Wenn ja eine Gefahr damit verknüpft wäre, ſo wollte er den Verſuch davon an ſich machen, und er tranck zuerſt vor den Augen des Heeres von dieſem gräulichen Waſſer: er, der ſonſt immer zu warten pflegte, bis alle Soldaten ihren Durſt geſtillt hatten. Sie trancken jezt, durch ſein großmüthiges Beyſpiel aufgemuntert; aber verſchiedene unter ihnen verloren doch durch den Biß der Schlangen ihr Leben.

Auf eben dieſem Zuge gelangte Cato an den berühmten Tempel des Jupiter Ammon, welcher mitten in unermeßlichen Wüſteneyen ſtand, und in dieſer ganzen Gegend das einzige Wäldchen, und eine friſche Quelle hatte. Man ſchickte von allen Orten zu demſelben hin, um die vermeinten Antworten des Gottes zu hören, welche er den Fragenden ertheilte. Und hier

zeigte

zeigte sich Cato, wenn man einem Dichter glauben darf, der wenigstens seine Gesinnungen vollkommen getroffen hat, sollte er sie auch in Reden von seiner eigenen Erfindung abschildern, erhabener als jemals. Die Freunde des Cato ermahnten ihn, ein Orakel von so großem und langem Ansehen ebenfals um Rath zu fragen: am meisten drang deswegen Labienus in ihn. „Das Schicksal, sagte er, welches dich auf diesen Weg „geführet hat, bietet dir Gelegenheit an, die Aussprüche und Lehren des größten Gottes zu hören: unter „einem so erhabenen Anführer können wir diese gefährliche Straße desto sicherer gehen, und den Ausgang „dieses Krieges von ihm erfahren. Wem sollten die „Götter wohl ihre Geheimnisse lieber eröffnen als dem „unsträflichen Cato? Dein Leben war ja stets nach den „Gesezen des Himmels eingerichtet, und du ahmest „Gott nach. Da du nun jezt frey mit dem Jupiter „sprechen kannst: so frage ihn um das Schicksal des „schlimmen Cäsar, um den künftigen Zustand unsers „Vaterlandes. Erkundige dich, ob die Römer dereinst „wieder nach ihren Gesezen und Freyheiten werden leben können, oder ob dieser bürgerliche Krieg vergebens geführet wird? Fülle dein Gemüth mit dieser „heiligen Stimme an! Wenigstens frage den Jupiter, da du ein Liebhaber der strengsten Tugend bist, „was eigentlich die Tugend sey, und begehre von ihm „die Vorschrift zu einem untadelhaften Leben!“

Auf diese Anrede gab Cato eine Antwort, welche, wie Lucanus sagt, zeigte, daß Gott in seinem Herzen wohne, und welche man selbst einen Götter-Ausspruch hätte nennen können. „Was, sagte er, willst du, o „Labienus, daß ich fragen soll? Etwan, ob ich lieber wünschte, bewaffnet, aber frey, umzukommen, „als meine Mitbürger in der Knechtschaft zu sehen?

„Ob

„Ob das Leben an ſich keinen Werth habe? oder ob es „einen bekomme, wenn es lange währet? und ob die „Dauer darinne einen Unterſcheid mache? Ob Gewalt„thätigkeiten einem rechtſchaffenen Manne ſchaden kön„nen? Ob die Drohungen des Unglücks verſchwinden, „wenn man ihm die Tugend entgegen ſezt? Ob es ge„nug ſey, ſich zu vortrefflichen Thaten zu entſchließen? „und ob ein tugendhafter Vorſaz dadurch niemals ſchäz„barer werde, wenn er von einem glücklichen Erfolge „begleitet wird? — Alles dieſes weiß ich längſt, und „der Ammoniſche Jupiter kann es mir nicht tiefer „in das Herz eindrücken. Wir hängen alle von den „Göttern ab; und wenn wir ihnen gleich keinen äuſſer„lichen Dienſt im Tempel erweiſen, ſo thun wir doch „nichts ohne ihren Einfluß. Gott iſt keiner ausdrück„lichen Worte benöthigt, um uns zu belehren: er hat „uns einmal, da er uns gebohren werden ließ, alles „geſagt, was wir wiſſen ſollen. Er hat gewiß nicht „dieſe unfruchtbaren Sandwüſten dazu ausgeſucht, um „hier einigen wenigen ſeinen Willen kund zu thun; in „dieſen Staub hat er gewiß die Wahrheit nicht vergra„ben. Wo anders hat die Gottheit ihren Siz, als auf „der Erde, im Himmel, Luft und Meer, und in der „Tugend? Warum ſehen wir uns denn noch weiter „um, wo die Götter ſeyn mögen? Du magſt hinſehen, „dich begeben wohin du willſt, ſo iſt Jupiter daſelbſt. „Nur diejenigen, welche immer wanckend ſind, und „wegen der künftigen Zufälle in Sorgen ſtehen, mögen „Wahrſager nöthig haben; mich machen nicht Orakel„ſprüche, ſondern der gewiſſe Todt macht mich gewiß. „Der Furchtſame muß endlich eben ſowohl fallen, als „der tapfere Mann. Es iſt genug, daß uns Jupiter „ſo viel geſagt hat.“ In dieſer Denckungsart, welche für einen Heyden unverbeſſerlich ſchön war, verließ Cato den Tempel, ohne ſich in demſelben umgeſehen

zu

zu haben. Nach zween Monathen kam er in dem eigentlichen Africa an, wohin er ohngefähr zehn tausend Soldaten brachte. Er hatte nicht nur einerley Elend mit diesen ausgestanden; sondern auch die Zeichen seiner Trauer über das allgemeine Unglück, seit dem Tage, an welchem er die Nachricht von der Pharsalischen Schlacht vernommen, damit vermehret, daß er niemals mehr liegend, wie die Alten zu thun pflegten, sondern sitzend seine Mahlzeit einnahm, und sich nur zum Schlafen, dessen er sich ebenfals mäßiger als alle andere bediente, niederlegte.

Nachdem er sich mit dem Scipio und Varus vereinigt hatte, fand er, daß diese beyden Feldherren sich mit dem Könige Juba schlecht vertrugen. Dieser Mauritanische Fürst bezeigte zwar einen großen Eifer für die Parthey des Pompejus, welche nunmehr vollkommen die Parthey der Freyheit geworden war; allein seine Macht und seine Reichthümer flößten ihm einen unerträglichen Stolz ein: er gieng mit den Römischen Feldherren wie mit seinen Statthaltern um. Bey dem ersten Gespräche mit dem Cato, setzte er sich zwischen diesen und den Scipio. Cato, den dieses verdroß, trug seinen Stuhl auf die Seite des Scipio, und verschaffte dadurch diesem, ob er gleich wußte, daß derselbe sein Feind sey, und eine anzügliche Schrift wider ihn ausgestreuet habe, den mittelsten Platz. Er stellte auch das gute Vernehmen zwischen dem Juba und den Römischen Befehlshabern wieder her. Gleichwohl hat man es diesem Manne, der so willig seinem Feinde die geehrteste Stelle überließ, verarget, daß er einstmal im Spazierengehen einen Philosophen, aus Hochachtung gegen seine Wissenschaft, in die Mitte genommen habe: so alt und allgemein sind die Thorheiten des Cäremoniels.

Man

Man trug ihm darauf einmüthig die Anführung des ganzen Kriegsheeres an: selbst Scipio und Varus wollten ihm hierinne weichen. Allein da Cato nur Prätor gewesen, und Scipio hingegen Proconsul war: so weigerte er sich diese Stelle anzunehmen, weil er dadurch der Verfassung des Staates und eben denjenigen Gesezen zuwider handeln würde, welche sie gegen den Cäsar vertheidigten. Ausserdem sah auch das gemeine Volck den Nahmen des Scipio als eine glückliche Vorbedeutung für diesen Krieg in Africa an, wo sich zween andere Scipionen gegen die Carthaginenser einen so großen Ruhm erworben hatten. Allein dieser ihr Nachkomme hatte mit dem Nahmen ihre Klugheit nicht geerbt. Kaum hatte er die oberste Befehlshaber-Stelle übernommen, so entschloß er sich, dem Juba zu Gefallen, alle Einwohner von Utica, unter dem Vorwande, daß sie dem Cäsar zugethan wären, umbringen, und die Stadt zerstören zu lassen. Cato hatte ungemeine Mühe, diese Grausamkeit, welche auch der Kriegs-Rath billigte, abzuwenden. Das Bitten der Einwohner von Utica, und das Verlangen des Scipio, bewogen ihn endlich, die Beschüzung dieser Stadt selbst auf sich zu nehmen. Sie lag sehr vortheilhaft am Meere, und gab ihren Besizern allen Ueberfluß in die Hände; Cato aber sezte sie noch in einen stärckern Vertheidigungsstand. Er schaffte eine Menge Getreyde hinein, ließ die Mauern ausbessern, Thürme längst denselben aufführen, und umgab sie mit tiefen Gräben und Schanzen. Den erwachsenen Uticensern wies er ihren Aufenthalt in den Verschanzungen an, nachdem sie ihm vorher ihr Gewehr hatten übergeben müssen; die übrigen aber ließ er in der Stadt bleiben, und war sehr dafür besorgt, daß ihnen von den Römern kein Leid zugefügt würde. Er schickte auch aus dieser Stadt eine Menge Waffen, Geld und Lebensmittel

mittel in das Römische Lager. Auf diese Art hatte er Utica zu dem vornehmsten Waffen-Platze seiner Parthey gemacht.

Dabey vergaß Cato nicht, dem Scipio eben denjenigen Rath zu ertheilen, den er ehemals dem Pompejus gegeben hatte, er möchte sich mit einem so kriegerischen und hizigen Feldherrn, als Cäsar wäre, in keine Schlacht einlassen; sondern Zeit zu gewinnen suchen, mit welcher sich die tyrannische Gewalt desselben von selbst verzehren würde. Allein Scipio verachtete diese Erinnerung so sehr, daß er den Cato in einem Schreiben fragte, ob es ihm nicht genug sey, selbst innerhalb der Mauern zu sitzen, und ob er auch andere verhindern wollte, kühnere Maaßregeln zu ergreifen? Darauf antwortete ihm Cato, er sey bereit mit denjenigen Soldaten, welche er nach Africa gebracht habe, nach Italien überzuschiffen, und dadurch den Cäsar zu nöthigen, sich ebenfals dahin zu wenden. Dieser Rath, der desto weiser war, je mehr man erwarten konnte, daß viele tausende in Italien sich gegen den Cäsar, zumal unter einem Anführer, wie Cato war, erklären würden, wurde vom Scipio nur verlacht. Daher reuete es nun den Cato, daß er demselben die höchste Befehlshaber-Stelle überlassen hatte: er hoffte weder, daß derselbe den Krieg geschickt führen, noch daß er, wenn er wider alles Vermuthen den Sieg erhalten sollte, sich desselben mit Mäßigung bedienen werde. Er war auch schon entschlossen, im Fall daß Cäsar geschlagen würde, nicht zu Rom zu leben; sondern der Härte und Grausamkeit des Scipio, die er schon damals gegen viele mercken ließ, auszuweichen. Allein bald darauf kam die Nachricht nach Utica, daß alles verloren sey, und daß in einer entscheidenden Schlacht bey Thapsus, die drey Heere des Scipio,

Varus und Juba, völlig zu Grunde gerichtet worden wären, wenige ausgenommen, die sich mit dem Scipio und Juba flüchten konnten.

Um die Bestürzung, welche diese Nachricht erregte, zu stillen, gieng Cato selbst an dem Abende, da sie angekommen war, in der Stadt herum, und sprach dem Volcke, das mit einem kläglichen Geschrey herumlief, Trost und Muth zu. Des andern Morgens aber ließ er die dreyhundert Römischen Bürger, welche zu Utica wohnten, und Kaufleute oder Wechsler waren, nebst den Römischen Rathsherren und ihren Söhnen, welche sich daselbst befanden, zusammen rufen. Während daß sie sich versammleten, las er vor ihnen mit völliger Ruhe des Gemüths ein Verzeichniß von allem, was zu Utica zur Erhaltung und Vertheidigung der Stadt vorhanden war. Er fieng darauf mit den Dreyhunderten zuerst zu reden an; lobte die Bereitwilligkeit, mit welcher sie bisher das gemeine Beste befördert hätten, und ermahnte sie, in ihren Entschlüssen nicht ein jeder für sich, sondern gemeinschaftlich zu verfahren. Wenn sie zusammen hielten, sagte er, so werde Cäsar, sie möchten gegen ihn fechten, oder ihn um Gnade bitten, desto mehr Achtung gegen sie bezeigen. Er überließe es ihren eigenen Berathschlagungen, welches von beyden sie thun wollten. Würden sie sich nach dem veränderten Glücke richten: so werde er ihre Gesinnungen der Nothwendigkeit zuschreiben. Wollten sie aber dem Cäsar widerstehen, und sich für die Freyheit in Gefahr begeben: so werde er ihre Großmuth nicht allein loben, sondern auch bewundern, und sich selbst zu ihrem Anführer und Mitstreiter anbieten, bis sie die lezten Versuche für das Vaterland gewagt hätten. Dieses sey nicht Utica, oder eine andere Africanische Stadt, sondern Rom, welches sich durch seine Größe schon

oft

oft aus weit schwerern Unglücksfällen wieder aufgerichtet hätte. Unter vielen vortheilhaften Umständen, auf welche sie in Ansehung ihrer Rettung vertrauen könnten, sey dieses der vornehmste, daß sie sich gegen einen Mann zu wehren hätten, der Africa gar bald würde verlassen müssen. Spanien habe sich schon für den jüngern Pompejus erklärt. Rom selbst sey des Jochs noch nicht gewohnt, welches er ihr aufgelegt habe; und werde bey jeder wichtigen Veränderung sich ebenfals bewegen. Vor der Gefahr müßten sie sich nicht scheuen: das lehre sie selbst das Beyspiel ihres Feindes, welcher seines Lebens desto weniger schone, je größere Verbrechen er begehen wolle. Allein er habe keinen gleichen Ausgang des Kriegs mit ihnen zu erwarten: denn, wenn sie siegten, so könnten sie das glückseeligste Leben hoffen; würden sie aber überwunden, so werde ihr Todt sehr rühmlich seyn. Sie wären es, sagte er zuletzt, welche dieses alles wohl überlegen und wünschen müßten, daß ihnen jeder Entschluß, den sie ihrer bisherigen tugendhaften Gesinnung gemäß fassen würden, glücklich gelingen möge.

Diese Ermahnungen des Cato machten einigen der Anwesenden würcklich Muth. Die meisten aber bewunderten seinen unerschrockenen und großmüthigen Geist, und seine Menschenliebe; sie sahen ihn als den einzigen unüberwundenen, über das Glück selbst erhabenen Feldherrn an, und boten ihm ihr Vermögen und Leben an, weil sie lieber beydes verlieren, als einen so vortrefflichen Mann ohne Hülfe lassen wollten. Einer unter ihnen that auch den Vorschlag, welchen die meisten annahmen, man möchte zur Beschützung der Stadt alle Sclaven frey lassen; allein Cato willigte darein nur unter der Bedingung, wenn ihre Herren solches freywillig thun wollten, weil man sonst eine Ungerech-

tigkeit dadurch begehen würde. Die Rathsherren thaten dieſes ſogleich. Allein die Dreyhundert, deren meiſtes Vermögen eben in ihren Sclaven beſtand, blieben nicht lange ſtandhaft. Die Rede des Caro hatte ſie erhizt; ſobald ſie ihn aber nicht mehr ſahen und hörten, erkalteten ſie. Diejenigen unter ihnen, die ſich noch zu mäßigen wußten, ſagten: „Wer ſind wir, daß wir „uns allein dem Cäſar, der die ganze Macht des Römiſchen Volcks in ſeinen Händen hat, widerſezen ſollten? Keiner unter uns iſt ein Scipio, ein Pompejus, oder ein Caro. Und wir ſollten zu einer Zeit, „da ſich alle Menſchen aus Furcht unter ihre Würde „erniedrigen, für die Römiſche Freyheit aus Utica „wider denjenigen fechten, vor welchem Caro mit dem „großen Pompejus aus Italien fliehen mußte? Wir „ſollten unſere Sclaven freylaſſen, und wider den Cäſar bewaffnen? Sie haben gewiß ſchon ſo viel Freyheit, als es ihm gefällt, ihnen zu laſſen. Wir Elende ſollten uns jezt ſchon kennen lernen, den Sieger „vielmehr um Gnade bitten, und Abgeordnete deswegen zu ihm ſchicken.“ Allein die meiſten unter den Dreyhunderten dachten nicht bloß kleinmüthig, ſondern auch boshaft: ſie wollten ſich der Römiſchen Senatoren zu Utica bemächtigen, und hofften den Zorn des Cäſar dadurch zu beſänftigen, daß ſie ihm dieſelben überlieferten. Als Caro dieſes merckte, widerrieth er dem Scipio und Juba, welche ſich in der Nähe aufhielten, und ihn fragen ließen, ob ſie ihm mit den übrig gebliebenen Kriegsvölckern zu Hülfe kommen ſollten, dieſen widerrieth er ſich nach Utica zu begeben, weil er den Dreyhunderten nicht mehr trauen konnte. Er hätte ſie zwar leicht durch eine Anzahl Soldaten im Zaum halten, oder gar aus dem Wege räumen können; und dieſes würde vielleicht jeder andere Befehlshaber an ſeiner Stelle gethan haben; allein Caro, der mit ihrer

Furcht

Furcht Mitleiden hatte, und ſie nicht ganz mißbilligen konnte, war einer ſolchen Begegnung nicht fähig.

Unterdeſſen näherte ſich eine Anzahl Reiter, welche aus der Schlacht bey Thapſus entflohen waren, der Stadt. Sie waren unter ſich uneins, ob ſie ſich zum Juba, oder zum Cato wenden ſollten: ſie verlangten daher mit dieſem zu ſprechen, weil ſie ſich zu Utica ſelbſt nicht vor ſicher hielten. Cato ließ den Rubrius in der Stadt zurück, mit dem Befehl, auf die Dreyhunderte acht zu geben, diejenigen in der Stille aufzuſchreiben, welche ihre Sclaven frey laſſen wollten; aber niemanden dazu zu zwingen. Er ſelbſt gieng nebſt den Senatoren den Reitern entgegen, und bat ihre Befehlshaber, daß ſie doch dieſe edle Römer nicht verlaſſen, nicht ſtatt ſeiner den Juba zu ihrem Anführer wählen, ſondern vielmehr zum gemeinſchaftlichen Beſten das ihrige beytragen, und in die Stadt kommen möchten. Dieſe ſey nicht leicht zu erobern, indem ſie Vorrath von aller Art auf viele Jahre habe. Eben dieſes baten die Rathsherren mit Thränen, und Cato wartete nebſt ihnen auf die Entſchließung der Soldaten. Indeſſen meldete ihm Rubrius, daß die Dreyhundert eine große Verwirrung in der Stadt ſtifteten, und ſie offenbar zur Empörung zu verleiten ſuchten. Cato ließ ihnen ſagen, daß ſie noch eine kurze Zeit Geduld haben möchten; er tröſtete die Gegenwärtigen, welche ſich nach dieſer Nachricht vor verloren hielten, und wollte vors erſte die Geſinnungen der Reiter vernehmen. Allein dieſe ließen ihm zwar verſichern, daß ſie gewiß nicht in den Sold des Juba treten, daß ſie ſich auch unter der Anführung des Cato vor dem Cäſar nicht fürchten würden; aber mit den Einwohnern von Utica, von denen gar keine Treue zu erwarten wäre, wollten ſie nicht in Einer Stadt bleiben. Wenn ſich dieſe gleich jezt

ruhig verhielten, so würden sie doch bey der Ankunft des Cäsar auf nichts als auf Verschwörung und Verrätherey dencken. Sie müßten daher aus der Stadt gejagt oder umgebracht werden; alsdann wollten sie dieselbe besezen und vertheidigen. Ein so hartes Mittel, ich brauche es kaum hinzu zu sezen, gefiel dem Cato nicht: er versprach also nur, daß er mit den Dreyhunderten sich berathschlagen wollte.

Er unterredete sich auch mit ihnen; allein sie bezeigten ihm nicht mehr die alte Ehrerbietung. Sie ließen ihren Zorn gegen alle diejenigen mercken, welche sie nöthigen wollten, sich zur Gegenwehr zu sezen; einige sagten sogar, man müsse die Rathsherren bis zur Ankunft des Cäsar in der Stadt zurückhalten. Doch Cato stellte sich, weil er ohnedieß ein schweres Gehör hatte, als wenn er dieses leztere nicht vernommen hätte. Desto mehr war er für die Sicherheit dieser seiner verlassenen Freunde besorgt, und erschrack nur ihrentwegen, als man ihm meldete, daß die Reiter im Begriff wären fortzuziehen. Er jagte ihnen sogleich nach; sie nahmen ihn nicht nur mit Freuden auf, sondern baten ihn auch, daß er sich in ihrer Gesellschaft retten möchte. Cato bat sie weinend und demüthig, sich der Senatoren anzunehmen; er lenckte sogar einigen die Pferde um, ergriff ihre Waffen, und brachte sie endlich dahin, daß sie noch diesen Tag daselbst verbleiben wollten, damit dieser kleine Hauffen standhafter und Freyheitliebender Römer sich mit Sicherheit flüchten könnte. Er gab ihnen darauf die Thore und das Schloß ein.

Ueber diese Anstalten des Cato zitterten die Dreyhunderte: sie kannten ihn so wenig, daß sie befürchteten, er würde sich der Reiter dazu bedienen, ihre Unbeständigkeit zu bestrafen. Sie ließen ihn daher bitten, zu ihnen zu kommen. Die Rathsherren wollten dieses durchaus

durchaus nicht zugeben, daß ſich ihr Beſchützer unter dieſe Treuloſe wagen ſollte. Allein er danckte ihnen für ihren Eifer, und gieng allein zu denſelben hin. Ganz Utica erkannte damals die Großmuth des Cato und ſeine unverfälſchten Tugenden am allerdeutlichſten. Er hatte ſchon ſeit einiger Zeit den Vorſaz gefaßt, ſein Leben ſelbſt zu endigen: man merckte ſolches auch, obgleich wider ſeine Abſicht. Und gleichwohl ſtand er noch ungemeine Sorgen, Arbeiten und ſchmerzhafte Bewegungen für andere aus, um ſie eher als er ſtürbe, in Sicherheit zu ſezen. Die Dreyhunderte boten ihm bey allen übrigen Gelegenheiten ihre treuen Dienſte an; nur in den gegenwärtigen Umſtänden baten ſie ihn um Verzeihung ihrer Schwachheit, daß ſie ihm nicht ähnlich werden könnten. Sie hätten ſich, ſagten ſie, entſchloſſen, den Cäſar durch Abgeordnete um Gnade zu bitten, und für ihn zuerſt und am meiſten darum anzuhalten. Wenn Cäſar ihm nicht verzeihen würde: ſo wollten ſie auch für ſich ſelbſt die Gnade, welche ſie erhalten könnten, nicht annehmen, ſondern für ihn ſtreiten, ſo lange noch ein Leben in ihnen wäre. Cato lobte ihre guten Geſinnungen; ja er gab ihnen den Rath, ihre Abgeordnete eiligſt abzuſchicken; allein er verlangte zugleich, daß ſie für ihn gar keine Fürbitte einlegen möchten. Nur Ueberwundene, ſezte er hinzu, und diejenigen, welche einen Fehler begangen hätten, müßten um Verzeihung bitten. Er hingegen ſey niemals vom Cäſar beſiegt worden; ſondern es ſtehe vielmehr in ſeinem Gefallen, ſich als den Ueberwinder deſſelben durch gute und gerechte Handlungen, zu betrachten. Cäſar ſey in der That überwunden und gefangen; denn jezt werde er vor den Augen der Welt derjenigen Unternehmungen wider ſein Vaterland überführet, welche er vorher immer geleugnet hätte.

Als man hierauf dem Cato hinterbrachte, daß Cäsar mit seinem ganzen Kriegsheere im Anzuge gegen die Stadt begriffen sey, rief er im Scherze aus: Ey! gegen was vor tapfere Männer kommt er angezogen! Sodann wandte er sich gegen die Rathsherren, und ermahnte sie, ihre Flucht zu beschleunigen, so lange noch die Reiter zugegen wären, um dieselbe zu bedecken. Er ließ daher alle Thore verschließen, bis auf dasjenige, welches zum Meere führte, theilte unter seine Freunde Schiffe aus, und sorgte dafür, daß es bey der Einschiffung ordentlich zugienge. Wo einige Gewaltthätigkeiten und Unruhen vorfielen, da stillte er sie sogleich; er gab auch den Dürftigern Geld zur Reise. Unter den Kriegsvölckern, die sich aus der Schlacht bey Thapsus gerettet hatten, befanden sich noch zwo Legionen, mit welchen sich Marcus Octavius bey Utica lagerte, und vom Cato verlangte, daß er es mit ihm ausmachen möchte, auf was Art sie sich beyde in die Befehlshaberstelle theilen könnten. Allein Cato, welcher sah, wie vergeblich dergleichen Anstalten seyn würden, gab darauf gar keine Antwort, sondern sagte nur zu seinen Freunden: Dürfen wir uns wohl noch wundern, daß unsere Angelegenheiten zu Grunde gerichtet sind, da wir mitten im Untergange selbst noch einen unzeitigen Ehrgeiz beybehalten! Die Reiter zogen nunmehr fort, plünderten aber vorher die Einwohner von Utica. Auf diese Nachricht eilte ihnen Cato nach, und entriß einigen das Geraubte mit eigener Hand. Die übrigen warfen geschwinde alles, was sie mitgenommen hatten, weg, und alle standen beschämt, stumm und mit niedergeschlagenen Augen vor ihm. Er ließ darauf die Einwohner von Utica zusammen kommen, um sie zu bitten, daß sie den Cäsar nicht gegen die Dreyhunderte aufbringen, sondern auf das allgemeine Beste sehen möchten.

Welt

Weit mehr aber war er um seine Freunde bekümmert, die auch in gröſserer Gefahr vor dem Feinde ſtanden. Er ſah ihnen daher zufrieden zu, als ſie die Schiffe beſtiegen, und nahm von ihnen Abſchied. Seinem Sohne rieth er nicht, ſich mit ihnen zu flüchten: er ſah, wie unzertrennlich ihm derſelbe nachfolgte, und wollte dieſer kindlichen Pflicht keine Gewalt anthun. Hingegen verlangte er durchaus, daß ſich ſein Freund Statilius mit den andern in Sicherheit begeben ſollte. Dieſer war ein Mann in ſeinem beſten Alter, und hatte ſeinen Haß gegen den Cäſar ſehr merklich an den Tag gelegt: er war aber entſchloſſen, die Standhaftigkeit des Cato in allen Stücken nachzuahmen. Da ihn dieſer vergebens ermahnte, übergab er ihn zween umſtehenden Philoſophen mit den Worten: „Euch kommt „es zu, ſeinen Trotz zu erweichen: und ihn zu demje„nigen zu leiten, was ihm am nüzlichſten iſt.“ Er brachte noch die ganze Nacht und einen Theil des folgenden Tages damit zu, allen denjenigen beyzuſtehen, die ſeine Hülfe brauchten. Ein Anverwandter des Cäſar war im Begriff, als Abgeordneter der Dreyhunderte zu demſelben zu reiſen: er bat den Cato, ihm ſeinen Rath über die Rede zu ertheilen, welche er für dieſelben an den Cäſar halten wollte, und ſezte hinzu, er werde ſich nicht ſchämen, dem Cato zum Beſten, dieſem ſogar zu Füßen zu fallen. Cato verbot ihm, dieſes leztere zu thun. „Wenn ich, ſagte er, der Gna„de des Cäſar meine Sicherheit zu dancken haben wol„te: ſo müßte ich ſelbſt zu ihm gehen. Allein ich mag „einem Tyrannen für ſeine Verbrechen keine Verbind„lichkeit ſchuldig ſeyn. Denn darinne begeht er aller„dings ein Verbrechen, daß er denen als ihr unum„ſchränckter Herr das Leben ſchenckt, über welche ihm „gar keine Herrſchaft gebühret. Was aber die Rede „für die Dreyhunderte betrift, ſo wollen wir uns über

„dieſelbe unterreden.“ Er that auch ſolches, und empfol dem Anverwandten des Cäſar beym Abſchiednehmen ſeinen Sohn und ſeine Freunde. Nachdem er hierauf dieſe hatte zuſammen kommen laſſen, verbot er ſeinem Sohne, niemals an den Staatsgeſchäften einen Antheil zu nehmen, weil es ihm nicht möglich ſeyn werde, ſie als ein Cato zu verwalten, und eine jede andere Art unanſtändig ſey. Gegen den Abend erinnerte er ſich an den Statillius, und fragte einen von den Philoſophen, ob er demſelben ſeinen hohen Eigenſinn benommen, und ihn bereits zur Abreiſe bewogen habe. Als er aber hörte, daß ſein Freund noch immer bey dem Vorſaze bleibe, ſeinem Betragen in allem nachzufolgen, ſagte er lächelnd: „Dieſes wird ſich bald zeigen.“

Am lezten Abende ſeines Lebens ſpeiſte Cato in der Geſellſchaft einiger Freunde und der obrigkeitlichen Perſonen von Utica. Man ſprach während der Mahlzeit von allerhand philoſophiſchen Materien mit vieler Lebhaftigkeit. Cato fiel endlich auf die ſogenannten Paradoxa der Stoiker, unter andern auf ihre Lehre, daß nur ein rechtſchaffener Mann frey, hingegen alle Laſterhafte Sclaven wären. Da ihm ein Ariſtoteliſcher Philoſoph hierinne widerſprach: ſo vertheidigte er dieſen Satz ſo weitläuftig und ſo heftig, daß jedermann merckte, er ſey Willens, ein Beyſpiel von der Freyheit zu geben, welche dem Weiſen, nach ſeiner Meinung, niemand rauben könnte, indem er ſich ſelbſt umbringen würde. Um die Gäſte von dieſem Verdachte abzuziehen, den ſie durch ein trauriges Stillſchweigen verriethen, fieng er von ſeinen abreiſenden Freunden zu reden an, welche, wie er befürchtete, ſowohl auf der See als auf dem feſten Lande mancher Gefahr ausgeſezt ſeyn dürften. Nach der Mahlzeit umarmte er ſeinen Sohn und ſeine Freunde mit weit mehrerer Hize als er ſonſt

zu

zu thun pflegte: und auch daraus schlossen sie, daß er auf einen nahen Todt bedacht sey.

Cato saß jezt allein in seinem Schlafzimmer. Voll von dem Entschlusse, sein Leben abzukürzen, suchte er sich auf die neue Welt vorzubereiten, in welche er eingehen wollte. Er fieng daher an, den Phädon des Plato zu lesen. Diesen Nahmen führt eines der vortrefflichsten Gespräche dieses großen Mannes, in welchem er seinen Lehrer, den Socrates, über die Natur und Würde der menschlichen Seele, und sonderlich auch über ihre Unsterblichkeit, erhaben und überzeugend reden läßt. Man hat es als einen sonderbaren Umstand angemerckt, daß Cato, indem er mit dem Selbstmorde umgieng, eine Schrift zu lesen gewählt habe, in welcher derselbe getadelt wird. „Wir Menschen, sagt „Socrates darinne, sind von Gott gleichsam auf ei„nen Wach-Posten gesezt, den wir nicht nach unserm „Gefallen verlassen dürfen. Wir gehören unter die „Besitzungen der Götter, und sie müssen sich daher eben „so sehr darüber erzürnen, wenn wir uns selbst umbrin„gen, als sich ein Herr von seinem Leibeigenen, der „sich das Leben genommen hat, beleidigt hält, und ihn „dafür, wenn er könnte, strafen würde. Jedoch, fährt „Socrates fort, wenn uns Gott eine nothwendige „und gerechte Ursache zuschickt, aus der Welt zu gehen, „wie diejenige ist, die ich jezt vor mir habe," (er saß unschuldig im Gefängnisse, und war verurtheilt den Giftbecher zu trincken,) „alsdenn kann man sich derselben bedienen." Cato glaubte ebenfalls, wie Cicero im ersten Buche seiner Tusculanischen Untersuchungen sagt, eine solche dringende Ursache, sein Leben aufzugeben, von Gott bekommen zu haben: und er freuete sich darüber.

Nachdem

Nachdem er das Gespräch beynahe durchgelesen hatte, sah er sich nach seinem Schwerdte um, und fand es nicht mehr über seinem Kopfe hängen: denn sein Sohn hatte es heimlich weggenommen. Er fragte darauf einen Sclaven, wer es weggetragen hätte, fieng wieder an zu lesen, und befohl sodann mit einer gleichgültigen Miene, es wieder hereinzubringen. Da dieses aber nicht geschah, rief er über eine Weile alle Sclaven, verlangte mit mehrerer Heftigkeit sein Schwerdt, schlug im Verdruß über ihren Ungehorsam, einen unter ihnen so gewaltsam, daß er sich die Hand verwundete. er beklagte sich zugleich laut, daß ihn sein Sohn und seine Sclaven unbewaffnet an den Feind verrathen wollten. Sein Sohn kam hierauf nebst seinen Freunden herbeygelauffen, umarmte ihn, und bat ihn mit kläglicher Stimme, seinen Vorsaz zu ändern. Allein Cato sagte mit finstern Blicken zu ihm: „Wenn habe ich denn „jemals eine offenbare Thorheit begangen? Oder warum giebt man mir nicht Erinnerungen, wenn ich einen „unvernünftigen Entschluß fasse, und sucht mich durch „Gründe davon abzuziehen; sondern hindert mich nur „schlechterdings an meinen Absichten, und beraubt mich „meiner Waffen? Binde lieber gar deinem Vater die „Hände auf den Rücken, damit Cäsar, wenn er ankommt, mich gänzlich außer Stande finde, mich zu vertheidigen. Ich brauche endlich auch das Schwerdt „nicht nothwendig, um mir das Leben zu nehmen: und „ich kann es eben so leicht verlieren, wenn ich nur den „Athem eine kurze Zeit an mich halte, oder den Kopf an „die Wand stoße.“ Der feste Vorsaz des Cato, der aus diesen Worten hervorleuchtete, machte, daß sein Sohn und seine Freunde das Zimmer weinend verließen.

Es blieben nur zween Philosophen bey ihm, welche er in einem gelindern Tone anredete. „Wollt ihr etwan

„wan auch, sagte er, einen Mann von meinen Jahren „mit Gewalt beym Leben zurückhalten, und gleichsam „stillschweigend hier bewachen? Wollt ihr mir vielleicht „beweisen, daß es für den Cato nicht unanständig und „schimpflich sey, da er von keiner Seite mehr Heil er„wartet, dasselbe von seinem Feinde zu hoffen? Belehret „und überzeugt mich lieber davon, daß ich die Grund„säze, denen ich so viele Jahre hindurch gefolgt bin, „verwerfen, durch den Cäsar weiser werden, und ihm „dafür noch Danck sagen soll. Ich habe noch nichts „über mich beschlossen; aber es muß wenigstens in mei„ner Gewalt stehen, was ich nach genugsamer Ueberle„gung beschließen werde, auszuführen. Mit euch selbst „will ich mich darüber berathschlagen, indem ich die „Lehren zu Rathe ziehen werde, welche ihr empfelet. „Gehet also getrost, und sagt meinem Sohne, er möchte „seinen Vater in solchen Dingen, in welchen er ihn kei„nes andern überzeugen kann, auch nicht zu zwingen „suchen.“ Die Philosophen konten hierauf nichts antworten, weil er sie mit ihren eigenen Waffen bestritt: sie giengen daher mit Thränen von ihm weg.

Ein kleiner Knabe brachte ihm hierauf sein Schwerdt zurück. Er zog es aus der Scheide, fand es scharf genug, und rief mit einer Art von Zufriedenheit aus: „Nun bin ich endlich mein eigener Herr!“ Darauf las er nochmals das Gespräch des Plato. So gewiß ich bin, daß er dem Inhalte desselben Beyfall gegeben habe; so sehr wünschte ich doch, daß man seine Gedancken über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, und über ihren Zustand nach dem Tode, etwas genauer wüßte. Nach dieser Beschäftigung verfiel er in einen so tiefen Schlaf, daß man ihn vor der Thüre schnarchen hörte. Um Mitternacht ließ er seinen Freygelassenen Cleanthes, der ihm zum Arzte diente, und den Butas, welchen

chen er bey öffentlichen Angelegenheiten zu gebrauchen pflegte, zu sich kommen. Diesen schickte er ans Meer, um zu erfahren, ob alle seine Freunde abgesegelt wären; von jenem aber ließ er sich die verwundete Hand verbinden. Alle Anwesenden schöpften daraus eine fröliche Vorbedeutung, daß Cato weiter nicht ans Sterben dächte; er scheinet aber mehr dadurch sie in ihrer Meinung haben stärcken wollen, damit sie seinen Entschluß nicht hindern möchten. Butas brachte ihm hierauf die Nachricht, daß alle seine Freunde abgesegelt wären, den Crassus ausgenommen, der durch einige Geschäfte bisher zurückgehalten würde: doch ebenfals im Begriff sey, ins Schiff zu steigen: zugleich meldete er ihm, daß sich ein großer Sturm auf der See erhoben habe. Cato seufzete darüber aus Mitleiden gegen seine Freunde, und schickte den Butas wieder in den Hafen, um zu sehen, ob etwan einer von den Abgereiseten aus Noth zurückgekommen wäre, dem er helfen könnte. Er fieng hierauf abermals zu schlafen an. Da er endlich von dem Butas erfuhr, daß in dem Hafen eine große Stille regiere, befohl er ihm die Thür zu verschließen, und legte sich auf das Bette, gleichsam als wenn er die übrige Nacht des Schlafs genießen wollte.

Aber jezt war er zu dem Ziele gekommen, welches er seinem Leben selbst gesezt hatte. Seine Freunde waren gerettet; die Ruhe und Ordnung war in der Stadt wieder hergestellet: und nachdem diese Absichten erfüllt waren, konnte er nach seinen Grundsäzen die Stunde seines Todes desto weniger entfernen, da Cäsar an dem eben anbrechenden Tage gewiß bey Utica eintreffen mußte. Kaum war er also allein gelassen, so stieß er sich sein Schwerdt durch die Brust. Der Stoß wurde nicht gleich tödtlich, weil er ihn mit der schwachen Hand geführt hatte: er rang daher mit dem Tode, fiel vom

Bette

Bette herab, und stieß zugleich eine daneben stehende geometrische Tafel um. Auf das Geräusche, welches dadurch entstand, erhub das Gesinde, welches in der Nähe war, ein starckes Geschrey: und sogleich drangen sein Sohn und seine Freunde in das Zimmer hinein. Sie fanden ihn zu ihrem Schrecken verblutet, und einen Theil seiner Eingeweide aus dem Leibe gefallen; doch holte er noch Athem, und sah sie an. Der Arzt eilte herzu, um die Eingeweide, welche nicht verlezt waren, wieder an ihre Stelle zu bringen, und die Wunde zuzunähen. Allein sobald Cato zu sich kam, stieß er den Arzt von sich, riß seine Wunde von neuem auf, und beschleunigte dadurch seinen Todt. Er starb in einem Alter von acht und vierzig Jahren, im siebenhundert und siebenten Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, das ist, einige vierzig Jahre vor dem Anfange der christlichen Zeitrechnung.

Sein Todt wurde mit einer unglaublichen Geschwindigkeit ruchbar. Die Dreyhunderte versammleten sich sogleich vor seinem Hause, und bald nach ihnen die Einwohner von Utica. Alle nannten ihn mit Einer Stimme ihren Wohlthäter und Erretter: er allein, sagten sie, war frey und unüberwindlich. Sie fuhren noch fort, diese Zeichen ihrer Ehrfurcht und Danckbarkeit abzulegen, als man ihnen schon meldete, daß Cäsar vor den Thoren sey. Weder die Furcht, noch die Nothwendigkeit, sich vor dem Ueberwinder zu demüthigen; nicht einmal ihre eigene Uneinigkeit unter einander, hielt sie ab, dem Verstorbenen vor allen Dingen die letzte Ehre zu erweisen. Sie schmückten seinen Leichnam prächtig aus, und begruben ihn mit großen Feyerlichkeiten. Erst hierauf sorgten sie für ihre eigene Wohlfahrt, und für das Beste ihrer Stadt.

Cäsar

Cäſar hatte dieſes Ende des Cato nicht vermuthet. Er vernahm zwar von verſchiedenen, daß derſelbe, an Statt ſich auf die Flucht zu begeben, nur andere in Sicherheit brächte, und mit ſeinem Sohne und einigen vertrauten Bekannten allein und unerſchrocken zu Utica zurückbliebe; allein er begriff nicht, was bey dieſem Verhalten ſeine Abſichten wären. Deſto mehr eilte er mit ſeinem Heere nach Utica, weil ihm ungemein viel am Cato gelegen war, als an dem einzigen, vor welchem er ſich, auch ohne alle Unterſtüzung betrachtet, perſönlich zu fürchten hatte. Als ihm aber ſein Todt hinterbracht wurde, ſagte er nur dieſe Worte: „Ich „mißgönne dir, o Cato! den Todt, weil du mir deine „Rettung und Wohlfahrt nicht gegönnet haſt.“ Er ließ dagegen dem Sohne deſſelben kein Leid wiederfahren. Dieſer lebte in ſeinen jüngern Jahren etwas üppig; er wiſchte aber dieſen Flecken durch ein rühmliches Ende aus, indem er in der Schlacht bey Philippi, welche der lezte Verſuch der ſterbenden Freyheit der Römer war, ſich für dieſelbe tödten ließ. Die Tochter des Cato, Porcia, die an den berühmten Brutus verheyrathet war, zeigte bey der Verſchwörung ihres Gemahls wider den Cäſar, einen bewundernswürdigen Muth, mit der höchſten Verachtung von Gefahren und Schmerzen verbunden. Auch der Freund des Cato, Statillius, blieb ſeiner würdig. Die Philoſophen hinderten ihn zwar, ſich mit demſelben umzubringen; er verlor aber nachmals auch bey Philippi das Leben.

Die Römer behielten nach dem Tode des Cato noch eine ungemeine Ehrerbietung gegen ſein Andencken: ſie erkannten erſt damals, was ſie an ihm verloren hatten. Cicero verfertigte eine eigene Lobſchrift auf ihn, welcher Cäſar einen Anti-Cato entgegen ſezte: mehr vermuthlich, um ſich als ein Redner gegen dieſe Schrift, die

ſeinem

seinem heftigsten Feinde zu Ehren aufgesezt war, zu vertheidigen, als daß er, wie Plutarch etwas zu hart muthmaaßet, dadurch ein Merckmal seines Hasses, eine Probe von der Art, wie er demselben würde begegnet seyn, wenn er ihm lebendig in die Hände gerathen wäre, abgelegt hätte. Als dieser große Feldherr nach Rom zurückgekommen war, stellte er wegen seiner Eroberungen und Siege in so vielen Ländern, einen viersachen Triumph, mit außerordentlicher Pracht, kurz nach einander an. Der vierte war der Ueberwindung seiner Feinde in Africa gewiedmet: man trug dabey die Bildsäulen der vornehmsten unter ihnen, welche ums Leben gekommen waren, öffentlich zur Schau; aber da das Römische Volck den Cato darunter erblickte, wie er sich in sein Schwerdt stürzte: so wandte es die Augen weg, und konnte sich der Thränen nicht enthalten. Pope hat diesen Auftritt in seinem Prologus zu Addißons Cato, so vortrefflich geschildert, als es immer ein Römischer Dichter, der dabey zugegen gewesen wäre, hätte thun können. „Da der stolze Cäsar, sagt er, mit„ten unter seinen Triumphwagen, mitten unter der „Beute der Nationen, und dem ganzen Kriegsgepräng„ge, unedel, stolz und ohnmächtig groß, Rom die Ge„stalt des Cato zeigte, und sie im Triumph aufführte: „so verlor sich auf einmal das Licht, der Pomp wurde „verdunckelt, als das ehrwürdige Bild ihres todten „Vaters vorbey gieng. Der Triumph hörte jezt auf; — „Thränen ergossen sich aus jedem Auge, und der große „Weltbezwinger gieng nun unbemerckt vorüber. Das „niedergeschlagene Rom verehrte seinen lezten redlichen „Mann, und hatte mehr Ehrfurcht für den Dolch des „Cato, als für das Schwerdt des Cäsar.“

Eben dieses Bild von dem Leben und Tode des Cato, ist jezt hier vorbeygeführet worden; aber es ist ge-

wiß meine Absicht nicht, deutsche Leser zu Römischen Gesinnungen zu erhitzen. Für diese ist kein Platz mehr in den meisten unserer Staaten übrig; und wir wollen uns auch darüber nicht beklagen: denn die Freyheit ist, wie der Dichter zu den Zeiten des Augustus sagte, niemals schätzbarer und angenehmer, als unter einem weisen und guten Fürsten. Allein wir müssen doch die Stelle der Römer einnehmen, wenn wir vom Cato urtheilen wollen: wir müssen uns in seine Zeiten, in die Denckungsart und Religion, welche ihm eigen war, unter seine Freunde und Feinde versezen. Schon stieß ich an diesem Orte: und nun finde ich in dem ganzen heydnischen Alterthume niemanden, der mir größer und ehrwürdiger vorkäme, als er. Mich rührt die Weisheit und Heiterkeit der Seele am Socrates, der Patriotismus des Cicero, der hohe kriegerische Geist des Cäsar, fast mit der menschenfreundlichen Güte des Titus vereinigt. Aber Cato ist mein Held: er allein besaß alle ihre Tugenden zusammen, und wenn sie ihm nicht menschlich, nicht herablassend genug gewesen zu seyn scheinen, so muß man sein Zeitalter darüber zur Rede sezen — nicht ihn.

Rom war, da es den Cato besaß, aber weder kannte, noch nüzte, nicht mehr der alte, verehrungswürdige Staat, in welchem die Liebe zum Vaterlande, zur Tugend und zur Freyheit, alle Bürger unter einander verbunden, und ihn unüberwindlich gemacht hatte. Reichthum und Ueppigkeit hatten zuerst angefangen, diese Gesinnungen zu ersticken. Der unbegränzte Ehrgeiz der Großen folgte darauf, und fand dadurch seinen Weg schon gebahnet, um das Volck, das zu jeder Absicht leicht zu erkaufen ist, zum Werckzeuge seiner Herrschsucht zu machen. Endlich brachten Gewaltthätigkeiten und bürgerliche Kriege das Verderben nur geschwinder zur Reife,

Reise, das ohne dieselben als ein langsames Gift gewürckt haben würde. Die schönste Regierung, die es jemals gegeben hat, ihrer Fehler ohngeachtet, wurde durch ihre eigene Kräffte — denn andere konnten sie nicht zerstören — zu Grunde gerichtet. Es war nicht mehr die Frage, ob Rom frey bleiben, und ob seine Gesetze gelten sollten? man konnte nur noch untersuchen, was vor einen Herrn man lieber zu wählen oder zu wünschen hätte; welcher von beyden, die sich die Herrschaft streitig machten, die Gesetze weniger übertreten würde? In diesen letzten Stunden des sterbenden Staats trat Cato auf, und suchte ihn mit Gewalt ins Leben zurückzuführen. Er setzte sich fast allein zum Damm gegen die allgemeine Zerrüttung, rufte vergebens andere auf, um ihn zu verstärcken, und wurde zulezt von den Fluthen, die schon das ganze Vaterland überschwemmt hatten, auch mit fortgerissen.

Hier sage man noch, wenn man kann, daß Cato durch Glimpf und Nachgeben die Wunden des Staats sicherer würde geheilt haben, als durch eine unbarmherzige Schärfe. Große, fast verzweifelte Krankheiten erfordern auch Mittel, die gewaltsam und geschwind entscheiden. Die Gelindigkeit, der Wanckelmuth, und die süßen Hoffnungen, mit welchen so viele andere damals die öffentlichen Angelegenheiten betrachteten, dienten würcklich nur dazu, die noch in den Rechtschaffenen übrigen Kräfte unbrauchbar zu machen. Wenn es mehrere Catonen, nur mehrere Nachahmer von ihm gab: so war der Staat gerettet. Andere haben seinen Sinn störrisch, unbiegsam, zu streng für die unglücklichen Zeiten, in denen er gelebt hat, gefunden; ich aber halte ihn vor die lezte Hülfe, die seinem Vaterlande geschenckt wurde, und deren es sich nicht bedienen wollte.

Wenn man glauben könnte, daß gewiße Menſchen mit großen und edeln Geſinnungen gebohren werden: ſo würde ich dieſes vom Cato behaupten. Er war wenigſtens von der kleinen Anzahl derer, in denen die Seele faſt gar keine Hinderniſſe antrifft, ſich frühzeitig und hoch über das Körperliche empor zu ſchwingen: einer von den glücklichen Sterblichen, bey welchen die Kindheit kurz und unmercklich iſt. Als ein bejahrter Mann widerſtand er allein den gefährlichen Abſichten des Pompejus und Cäſar, das iſt, der halben Welt: und als ein Knabe war er ſchon bereit, Rom von ſeinen Tyrannen zu befreyen.

Aber iſt es auch wahre Tugend geweſen, welche die Handlungen des Cato beſeelt hat? Ich fürchte mich nicht vor dem Ausſpruche eines alten Kirchenlehrers, welcher mehr gutmeinend als philoſophiſch geurtheilt hat: „Die Tugenden der Heyden wären nur glänzende Sünden geweſen.“ So lange es durch die Geſchichte ausgemacht bleibt, daß das Geſez der Natur, welches in die menſchlichen Gemüther eingegraben iſt, Millionen Menſchen, nach der göttlichen Abſicht, den Begriff von Religion und Pflicht, allein habe vorzeichnen müſſen: ſo lange kann es nicht vor unmöglich gehalten werden, daß ſich unter eben dieſen Menſchen viele würklich Tugendhafte gefunden haben. Die Tugend des Cato war ſo rein, als ſie nach ſeiner vernünftigen Erkenntniß von Gott, von dem Verhältniſſe der Menſchen gegen ihn, ſeinen Forderungen an dieſelben, und ihrem künftigen Zuſtande; aber auch, als ſie es nach den beſondern Grundſäzen der Stoiſchen Weltweisheit ſeyn konnte. Sie ſaß tief in ſeinem Herzen, gebauet auf Ueberzeugung und Neigung; nicht auf Abſichten; nicht nach beſondern Veranlaſſungen gedreht, welche bey den meiſten Menſchen täglich neue Richtungen der Triebe,

neue

neue Arten zu dencken, hervorbringen können. Und hierinne suche man die Ursache, warum seine Tugend so unveränderlich und so fruchtbar gewesen ist. Ich sage, so fruchtbar; damit niemand die gewöhnliche aber seltsame Frage thun möge, welche Tugenden er gehabt, und welche ihm gefehlet haben. Alle Tugenden machen nur Einen Stamm aus; sie können nicht von einander getrennt werden; sie sind den Gliedern an einem schönen regelmäßigen Körper gleich: man haue einige derselben ab; es wird nicht mehr der vollkommene, zu seiner Bestimmung so tüchtige Körper seyn, und er läuft Gefahr, ganz zu vertrocknen und zu Grunde zu gehen. Nur Eine Tugend also regierte im Cato; aber sie zeigte sich auf allen Seiten würcksam, und auf manchen mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit. Wenn es das Ansehen haben sollte, daß hier von dem Herzen und der innern Tugend des Cato entscheidender geurtheilt worden sey, als es Menschen zu thun im Stande sind: so dient wenigstens sein Leben zu einiger Entschuldigung, das ganz aus der reinsten Quelle geflossen zu seyn scheinet.

Niemand glich ihm an der ausnehmenden Liebe zum Vaterlande, an der großmüthigen Aufopferung für das gemeine Beste. Unaufhörliche, fast immer vergebliche Arbeiten eines ganzen Lebens zu diesem Endzwecke; Gefahr, Schaden, Beschimpfung, den gewissen Todt selbst, alles dieses glaubte er dem Staate schuldig zu seyn. Der Gedancke von diesem machte, daß er alle andere Vortheile und Verbindungen, sich selbst am ersten, vergaß. Mit Abscheu und Schmerzen nahm er an dem bürgerlichen Kriege einen gezwungenen Antheil; aber nur darum, weil er noch in demselben eine Rettung für Rom zu finden hoffte. Freyheit und Gesetze wurden von ihm mit einem Muthe ohne Beyspiel verfochten: und beyde wußte er vortrefflich zu verbinden; denn frey seyn hieß

bey ihm, niemanden als den Geſezen gehorchen. Er war der unerbittlichſte Feind von Laſtern; in der Ausübung der Gerechtigkeit unbeweglich ſtrenge; noch eher gegen fremde Schwachheiten herablaſſend und nachſichtlich, als daß er ſich ſelbſt die geringſte Abweichung von der rauhen Bahn des Rechtes vergeben hätte. Und dennoch ſieht man ihn, bey ſo vieler Schärfe, voll von Menſchenliebe, von gütigem Wohlwollen gegen andere, immer bereit, ihnen mit eigener Beſchwerlichkeit und Nachtheil nüzlich zu werden. Soll ich meine Leſer noch erinnern, wie tapfer, wie mäßig, wie erhaben über die falſchen Einbildungen von Ehre und Hoheit, was vor ein eifriger Freund, mit einem Worte, wie groß Cato in allen Stellungen des Lebens geweſen ſey? Ein ſolches trockenes Verzeichniß von Tugenden würde ſie weniger rühren, als das wiederholte Leſen ſeiner Geſchichte: es würde auch zu viele Aehnlichkeit mit einer Lobſchrift bekommen.

Große Meiſter in der Zeichnung der Charaktere haben dasjenige längſt verdunckelt, was ich vom Cato zu ſagen im Stande bin. „Er war ein wahrhaftes „Ebenbild der Tugend, ſagt Vellejus, der niemals „deswegen recht handelte, damit er das Anſehen davon „haben möchte; ſondern weil er nicht anders handeln „konnte; der bloß dasjenige vernünftig fand, was ge„recht war, frey von allen menſchlichen Fehlern, und „immer Herr über ſein Schickſal.“ Lucanus, der ihn in mehrern Auftritten unvergleichlich ſchildert, hat vielleicht in folgender Stelle das vollſtändigſte Gemählde von ihm hinterlaſſen: „Hier ſieht man die Sitten, „die unbeweglichen Grundſäze des ſtrengen Cato; ſtets „das Maaß und die Grenzen des Rechtes zu beobach„ten, der Natur zu folgen, ſein Leben dem Vaterlande „zu wiedmen, und nicht zu glauben, daß man für ſich

„allein,

„allein, sondern daß man für die ganze Welt gebohren „sey. Seine Gastmahle waren nichts weiter als eine „Stillung des Hungers; war er vor dem schlimmen „Wetter beschüzt, so wohnte er prächtig genug; ein rau„hes Kleid über seinen Körper, wie es die gemeinsten Rö„mer trugen, war für ihn ein köstbarer Anzug; er ge„noß die Freuden der ehelichen Liebe nur um Kinder zu „erhalten; nur für die Stadt war er Vater und Ehe„mann geworden; er verehrte die Gerechtigkeit, und hielt „über der strengsten Ehrbarkeit; sein gütiges Herz war „ganz dem gemeinen Besten ergeben, und nie hat sich „die eigennüzige Wollust in irgend eine Handlung des „Cato eingeschlichen, oder einen Gewinn von derselben gezogen.“

Dieser so tugendhafte Geist war auch der standhafteste, der sich jemals im Unglücke und unter einem Heere von Hindernissen gezeigt hat. Jene Stärcke der Seele, die nichts aus ihrer Fassung bringen, nichts befremden kann, die den innerlichen Widerstand eben so leicht überwindet, als die äußerlichen Bestürmungen, diese hatte im Cato ihren höchsten Grad erreicht. Sein Betragen war unter allen heftigen Erschütterungen, die das Vaterland und ihn selbst betrafen, gleich herzhaft und gelassen: und zu einer Zeit, da es kaum mehr schimpflich war, sich unter das allgemeine Joch zu beugen, erhielt er sich allein frey. „Die ganze Welt war über„wunden, wie Horaz sagt; nur nicht der trozige Sinn „des Cato.“ Es ist schwer, sich gegen plözliche und wiederholte Anfälle von Ungemach mit Geduld zu wehren; wie viel mehr scheint es die Kräfte der menschlichen Natur zu übersteigen, daß man unter dem viele Jahre anhaltenden Elende des Vaterlandes, welches man stärcker als sein eigenes empfindet, und bey der traurigen Erfahrung, alle seine Bemühungen demselben zu

helfen, verachtet und umgestürzt zu sehen, doch einen unbezwinglichen Muth beybehalte. Hier steht die berühmte Stelle des Seneca an ihrem rechten Orte. „Sehet da, ruft er aus, ein Schauspiel, welches würdig „ist, daß Gott, wenn er seine Wercke betrachtet, die „Augen auf daßelbe richte! sehet da ein Paar, das Gottes würdig ist! einen tapfern Mann, der mit dem Un„glück kämpfen muß; besonders wenn er es sogar her„ausgefordert hat. Ich wiederhole es, ich weiß nichts „schöneres, worauf Jupiter seine Aufmerckſamkeit in „der Welt wenden könnte, als daß er den Cato an„schaue; wie er noch immer, obgleich seine Parthey „schon mehr als einmal zu Boden geworfen ist, doch „unter den öffentlichen Trümmern aufrecht steht.“

Gerne würde ich den Auftritt seines Todes in der Entfernung liegen laſſen, wenn es mir nicht vorkäme, als wenn mich meine Leſer bereits dabey erwarteten. Dieſer Ausgang war, überhaupt genommen, der Perſon, welche Cato in der Welt vorgeſtellt hatte, anſtändig. Nach den Römiſchen Begriffen von Freyheit und Vaterland, welche ſeine ganze Bruſt erfüllten; nach den Stoiſchen Lehren, das Leben zu verachten, und es freywillig aufzugeben, wenn es zu den wichtigſten Pflichten untauglich geworden iſt; nach dem unheilbaren Elende ſeiner Zeiten, und nach andern Triebfedern, die den Römer und den Philoſophen, vielleicht auch den edeln Ehrgeizigen gegen ſich ſelbſt waffneten, beurtheilt, muß man den grauſamen Entſchluß des Cato wider ſein Leben faſt mehr beklagen, als tadeln. Er war ein unglücklicher Märtyrer ſeines Patriotiſmus und ſeiner Philoſophie. Allein ſo viele Würde er ſich auch dabey zu geben gewußt hat; ſo groß ihn Seneca in dem Augenblicke findet, da er ſich ſelbſt mit dem Schwerdte in Freyheit ſezt; ſo iſt es mir doch, nach vieler Mühe, gelungen, dieſen

dieſen blendenden Schimmer auf die Seite zu ſchaffen. Cato ſchämt ſich, ſein Leben als eine Gnade des Cäſar zu erhalten. Schämte er ſich auch, von ihm die Erlaubniß zu bekommen, ſeinem Vaterlande noch nüzlich zu werden? Nicht nur die Möglichkeit, ſondern auch die Gelegenheiten dazu, zeigten ſich alle Tage: und weil die Verfaſſung des Staats umgeſtoßen war, durfte ihm deswegen ein guter Bürger alle ſeine Dienſte aufſagen? Wo war hier ein göttlicher Winck an den Cato, ſein Leben zu verlaſſen? Der große Geiſt irrte da, wo es am leichteſten und gefährlichſten iſt: in der Abwägung des Lebens und Todes gegen einander. Socrates der mit ihm ſo vieles gemein hat, glänzte zwar auf einem weit kleinern Schauplaze; aber er ſtarb ſchöner und rühmlicher als Cato.

Ich berühre dieſe Vergleichung nur, die in einer Lebensbeſchreibung des Socrates ſo lehrreich ausgeführt werden könnte; beſonders, da die Römer, vielleicht aus Nationalſtolz, vielleicht durch den Unterſchied griechiſcher und römiſcher Sitten verführt, in einer Art von Sprüchworte ſagten: Ein Cato ſey ihnen lieber, als dreyhundert Socrates. Allein man hat den Cato zween großen Männern ſeiner Zeit gegen über geſtellt: es iſt der Mühe werth, ihren Unterſchied und ihre Aehnlichkeit bey einerley Staatsgeſchäften, zu bemercken. Salluſtius vergleicht ihn folgendergeſtalt mit dem Julius Cäſar: „Beyde waren faſt von glei„cher Herkunft, Alter und Beredſamkeit; ſie hatten „einen gleich großen Geiſt und Ruhm; aber ſie betra„ten einen ſehr verſchiedenen Weg. Cäſar wurde we„gen ſeiner Wohlthätigkeit und prächtigen Freygebig„keit; Cato aber wegen ſeines untadelhaften Lebens vor „einen großen Mann gehalten. Jener war durch Sanft„muth und Mitleiden berühmt geworden; dieſer hin-

Er war ein bewundernswürdiger Mann, höre ich oft sagen; aber man kann ihm nicht nachahmen. Mir gefällt diese Sprache nicht. Ich sollte nichts nachahmen können, wo ich alles bewundere? Man nehme die außerordentliche Strenge vom Cato weg, die seine Gemüthsart und seine Zeiten nothwendig machten; man entkleide ihn von der harten Schale der Stoischen Grundsätze; man betrachte ihn nicht unter seinen besondern Verhältnissen, als einen Römischen Bürger, sondern als einen großmüthigen Freund des menschlichen Geschlechtes, der unendlich mehr für dasselbe als für sich selbst lebte; als einen der weisesten und gerechtesten Männer, welche die Liebe zum Vaterlande verzehrt hat. Wenn wir gleich in unsern Staaten keine Catonen brauchen; so sind uns doch seine Tugenden in einem gemäßigten Gange unentbehrlich: Tugenden, die zu allen Zeiten sehr selten waren und bleiben werden.

Gleichwohl ist es noch am Ende dieser Lebensbeschreibung erlaubt, und sogar zur Ehre der Geschichte nothwendig, einen Blick auf dieselbe zurück zu werfen, um zu sehen, ob sie nicht durch den betrüglichen Schein des Außerordentlichen, der dabey zu übereilt zum Muster der Abbildung genommen seyn konnte, mißlungen sey. Cato erscheint beym ersten Anblicke als ein über die meisten Menschen sehr erhabener und unvergleichlicher Mann; aber hat er nicht vielleicht unter allem Geräusche, das ihn umgab, und ihm Bewunderung erworben hat, einen herrschsüchtigen, hartnäckigen und heuchlerischen Sinn verborgen? Es könnte seyn, daß er sich nur das blendende Ansehen der strengsten Tugend und eifrigsten Liebe zum Vaterlande gegeben hätte, um desto sicherer alle seine Absichten im Staate zu erreichen. Wenn dieses ist, so kann man ihn einen der verabscheuungswürdigsten Männer nennen; so müssen aber auch die Spuren dieser Gesinnungen tief und augenscheinlich in

seiner

seiner Geschichte eingedrückt seyn. Ich habe sie darinne gesucht, und nicht gefunden. Stolz, wie die größten unter den Römern; ehrgeizig, wie die großen Männer aller Zeiten; unbiegsam und störrisch durch seine Gemüthsart, durch philosophische Grundsäze, und durch den Zustand seines Vaterlandes; so kenne ich den Cato: und aus diesen Eigenschaften flossen seine Fehler. Allein den Elenden, der nicht rechtschaffen, sondern nur scheinheilig ist; der seine Mitbürger betrügt, um sie unumschränckt regieren zu können, ohne daß sie es empfinden; diesen zeigt — mir wenigstens — keine Handlung seines Lebens. Der geschickteste Heuchler wird doch unvermeidlich ein Verräther von sich selbst. Das Alterthum, das den Cato vor sich sah, hat nie ein solches Urtheil von ihm gefällt: Schriftsteller und Große von der Gegenparthey selbst, haben den aufrichtigen Patrioten wenigstens an ihm erkannt; ich begnüge mich an ihren Einsichten.

* * *

Die eigentliche historische Gerechtigkeit gegen das Andencken des Cato, muß man in Plutarchs Lebensbeschreibung von ihm suchen. Die meinige folgt ihr auf dem Fuße nach, und ist oft nur eine Uebersezung von derselben; was sie noch mehr sagt, gebühret mir nicht anzumercken. Mit diesem vortrefflichen Geschichtschreiber habe ich noch die Nachrichten des Dio Cassius und Appianus verbunden.

Sallustius und Vellejus Paterculus zeigen den Cato, außer einer allgemeinen Abbildung, nur von der Seite der Catilinarischen Verschwörung; allein das Wenige, was sie von ihm beybringen, ist mit so vieler Einsicht gewählt und bearbeitet, daß ich es mir ganz eigen gemacht habe.

In

In dem Pharſaliſchen Gedichte des Lucanus iſt Cato der wahre Held, und niemand hat die Hoheit ſeines Geiſtes glücklicher geſchildert als dieſer Dichter. Er iſt zugleich Geſchichtſchreiber: auch alsdenn, wenn er ſeinen Helden durch Hülfe einiger Erdichtungen preiſet, ſtüzt er ſich doch auf einen hiſtoriſchen Grund. Nur ſelten hat er ſich ihm zu Gefallen unter die Wolcken verloren.

Seneca in ſeinen moraliſchen Schriften und Briefen hat Witz und Beredſamkeit noch mehr erſchöpft, um den Cato über alles, was unter den Menſchen groß und edel geweſen iſt, zu erheben. Viele dieſer Stellen ſind ſehr ſchön und richtig; andere hingegen ſpielen mit einem Gedancken ſo lange, daß er dem Leſer endlich abgeſchmackt wird. Man muß ſich erinnern, daß es ein Stoiſcher Weltweiſer iſt, der ſeinen philoſophiſchen Mitbruder mit Blumen beſtreuet; man muß aber auch, wenn man das Lob des Cato beym Seneca zuerſt leſet, auf ſeiner Hut ſeyn, um nicht für eine falſche Größe eingenommen zu werden.

Unter den neuern Schriftſtellern hat Addiſon in ſeinem Trauerſpiele, Cato, den Schatten des großen Römers mit einer recht zauberiſchen Kunſt von neuem belebt.

Leben des Kayſers Otto des Großen.

Ein großer Mann iſt nicht bloß derjenige, der, nachdem er alle Erwartungen ſeiner Zeitgenoſſen übertroffen, auch der ſtrengern Nachwelt nichts zu ſonderwürdig gelaſſen hat. Er iſt ſchon dieſes Nahmens würdig, wenn er faſt alles ausgeführet hat, was unter den Umſtänden der Zeit, zu welcher er lebte, möglich war; wenn er die wichtigſten und dringendeſten Angelegenheiten, die ſeinem Geiſte winckten, und ſein ganzes Leben verlangten, ohngeachtet der mächtigſten Hinderniße, vor allen Dingen glücklich zu Stande gebracht; bey der übrigen Verfaſſung der Welt aber, wo ihn das allgemeine Wohl noch von mehrern Seiten um Hülfe anrief, in der Unvermögenheit dieſelbe völlig zu leiſten, wenigſtens den Zuſtand, welchen er vor ſich fand, auf eine nach ſeinen Begriffen edle Art zu nützen geſucht hat. Man kann, wenn man als Geſchichtſchreiber die Verdienſte eines berühmten Helden, zumal viele hundert Jahre nach ihm, richtet, immer genug finden, was er noch ausrichten, worinne er richtiger hätte dencken und handeln ſollen. Aber wo unendlich viel zu thun war, da darf der Maaßſtab der menſchlichen Kräfte nicht

willkührlich verlängert werden: und wo sich alles vereiniget hatte, die Seele nieder zu drücken, da begehrt man nicht, daß sie sich eben so hoch, als in bessern Zeiten, hätte erheben sollen.

Otto der Erste, welcher Deutschland im zehnten Jahrhunderte regierte, hat noch bey seinem Leben den Nahmen des Großen erhalten, und führt ihn in der Geschichte immer fort. Bey einer solchen Ehrenbenennung kann sich die Welt irren; besonders wenn sie von den Geschichtschreibern ohne alle Untersuchung fortgepflanzt wird. Allein sie irrt sich darinne selten, und die Nachkommenschaft niemals lange, weil sich die wahre Bedeutung von dergleichen Beynahmen gar bald entwickelt. Niemand stellt mehr die beyden Ludwige, den Frommen im neunten Jahrhunderte, und den Gerechten im siebzehnten, zu Beyspielen der Frömmigkeit und Gerechtigkeit auf; ob man gleich nicht leugnet, daß sie es nach der Denckungsart ihrer Zeit, oder doch ihres Hofes, gewissermaaßen haben seyn können. Der Nahme des Großen ist fast immer kriegerischen Fürsten und glücklichen Eroberern beygelegt worden. Daß in diesen Eigenschaften eine gewisse Größe liege, wird niemand bestreiten können; und daß diese Art der Größe vor allen andern bewundert worden ist, davon sind die Ursachen bekannter, als daß ich sie aufsuchen sollte. Noch weiser hat die Welt geurtheilt, wenn sie zuweilen solche Fürsten mit dem Nahmen der Großen bezeichnet hat, welche neben dem Ruhm von Tapferkeit und Siegen, auch durch alle Gaben der Regierung dem menschlichen Geschlechte ausnehmende Dienste erwiesen, und ein Muster, das über die gemeine Laufbahn hinausgeht, hinterlassen haben. Sollten wir also aufhören, unsern Otto den Großen zu nennen, weil er es fast nur im Kriege gewesen ist? Nein, und solches

deſto weniger, da wir ſehen, daß es ſeine würckliche Beſtimmung geweſen ſey, beynahe lauter blutige Schritte zu thun, um bald ſeine Rechte zu behaupten, bald die öffentliche Ruhe wieder herzuſtellen, bald Beleidigungen und Verbrechen zu ſtrafen. In einem ſolchen Leben, deſſen ganze Anſtrengung den Waffen gewiedmet werden mußte, kann es uns nicht befremden, für die Religion, die Geſeze, Wiſſenſchaften und fruchtbare Einrichtungen im Staate, nur hin und wieder eine glänzende Stelle anzutreffen. Otto hatte in jeder dieſer Betrachtungen erhabene Abſichten: und vielleicht hätte er ſie doch, ohngeachtet einer ſo gewaltſamen und langen Zerſtreuung erreicht, wenn er in einem andern Jahrhunderte gelebt hätte.

Man hat in der vorhergehenden Geſchichte Gelegenheit gehabt, den Caro zu beklagen, daß er in dem unglücklichſten Zeitalter ſeines Vaterlandes hat auftreten müſſen. Allein die Zeiten des Otto waren noch weit unglücklicher. Unſere Vorfahren fühlten damals nicht den Verluſt einer äußerlichen Freyheit, welche ſie ſchon lange nicht mehr kannten; ſondern die traurigere Knechtſchaft des Verſtandes und Gewiſſens. Die Religion, oder, um dem Chriſtenthum Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, der Aberglaube, der an die Stelle derſelben getreten war, drückte dem menſchlichen Geſchlechte lauter ſchändliche Zeichen einer blinden Unterwürfigkeit ein. Das liebenswürdige Bild der Religion war faſt in eine eben ſo ſchreckliche Geſtalt verwandelt worden, als Lucretius von der Religion der Griechen vor den Zeiten des Epicurus entwirft. Die Geiſtlichkeit war ihrer allgemeinen Regierung über die Europäiſche Welt ſchon ſehr nahe gekommen. Man wußte nicht mehr, was eine freye Denckungsart, was gründlicher Geſchmack an den Wiſſenſchaften, und gemeinnüzige Gelehrſam-

geben, vortreffliche Anſtalten zur Vertheidigung gegen die Einfälle der barbariſchen Völcker gemacht, den kriegeriſchen Muth der Nation mit guter Zucht und Klugheit geleitet, viele Städte angelegt, bevölckert und befeſtiget, faſt alle Feinde des Staats überwunden, ſeine Gerechtſame ausgeführet, und auch die Wildheit der Sitten zum Theil gemildert. Er war Herzog von Sachſen und Thüringen, da er den Thron beſtieg: von jenem alten Sachſen, das einen groſſen Theil von dem jezigen Niederſachſen und Weſtphalen ausmacht; aber er führte aus dieſen Ländern zahlreiche Schaaren Einwohner in die Meiſniſchen Gegenden, zwiſchen der Saale und Elbe, nachdem er in denſelben die heydniſchen Serben überwältigt hatte: und durch dieſe Vermiſchung beyder Nationen bekam hier die chriſtliche Religion und die deutſche Sprache an Statt der Wendiſchen die Oberhand. Doch dieſer Herr ſtarb mitten unter eben ſo großen und nüzlichen Entwürfen, als er bereits ausgeführet hatte. Sein Nachfolger fand noch für das längſte Leben genug zu thun übrig. Die Kayſerwürde und die Anſprüche auf Italien, waren von den deutſchen Königen ſeit geraumer Zeit vernachläßigt worden. So viele heydniſche Völcker, welche das deutſche Reich noch umgaben, und demſelben durch ihre Streifereyen deſto beſchwerlicher fielen, weil ſie einen großen Theil vom jezigen nordlichen und öſtlichen Deutſchlande einnahmen, machten einen wachſamen und tapfern Anführer gegen ſie nothwendig. Bey den neubekehrten Völckern ſelbſt in Deutſchland, fehlte noch viel daran, daß die Neigung zum Chriſtenthum auf einen dauerhaften Grund erbauet geweſen wäre. Die Römiſchen Biſchöfe, welche ſich nun allein Päpſte, das heißt, Väter nannten, wie ſonſt alle Biſchöfe geheißen hatten, ſchickten Befehle an die deutſche Kirche, und verachteten unſere Könige. Die Geiſtlichkeit, welche ſich mehr vor Rom, als vor

ihrer

ihrer natürlichen Obrigkeit erniedrigte, wurde dieser immer gefährlicher. Unter den deutschen Völckern waren die Sachsen, Francken, Schwaben, Lothringer und Bayern die vornehmsten. Ihre Herzoge folgten zwar noch nicht erblich auf einander, obgleich manchen Häusern solches beynahe vergönnt wurde; allein sie versuchten zuweilen mit Gewalt, sich in dem Besize der väterlichen Länder zu erhalten: und wenn sie gleich noch nicht die Rechte der Landeshoheit erlangt hatten; so waren sie doch mächtig genug, um sich den Königen zu widersezen. Sie und die Großen von Deutschland überhaupt erregten häuffige Unruhen, und überzogen einander feindseelig, ohne auf die höchste Gewalt im Staate zu achten. Der streitbare Geist der Deutschen brauchte ein strenges Oberhaupt, und eine gemeinschaftliche Richtung. Im Grunde war die Nation nicht barbarisch: nicht ohne Einsicht über ihre wahren Vortheile: vielleicht auch nicht einmal so lasterhaft als die spätern Zeiten; aber ohne Gefühl der Reizungen des gesellschaftlichen Lebens: ohne Wohlstand, Künste und Wissenschaften: ganz rauh und kriegerisch, überall mehr zum Gewaltthätigen als zum Sanften geneigt. Allein sie war nicht im Ganzen betrachtet, an diesem finstern und unbiegsamen Charakter Schuld; diejenigen, welche es über sich genommen hatten, sie zu unterrichten und aufzuklären, die Geistlichen müssen deswegen am meisten angeklagt werden. Sie hatten die Religion auf Zwang und Furcht gegründet; den Verstand von wahrer Wissenschaft und eigenem Dencken abgehalten, und das Herz mit abergläubischer Andacht erfüllt. Einer Nation, die so erzogen, in einer solchen sittlichen Unterwürfigkeit erhalten wurde, blieb, bey den größten Gaben, nichts mehr übrig, als sich durch ihren Arm und Muth hervorzuthun.

deſto weniger gleichgültig bleiben, je mehr es zu befürchten war, daß die franzöſiſchen Könige bey einer ſolchen Gelegenheit einen Verſuch gegen daſſelbe machen dürften. Otto erklärte ſich alſo zum Vormunde des jungen Königs; nahm dieſe Würde durch ein Heer in Beſiz, und behauptete ſie bis zum Jahr 969, indem er den König unter ſeiner genauen Aufſicht behielt.

Der Herzog von Bayern, Arnulf, ſtarb ebenfals im Jahr 937. Sein älteſter Sohn Eberhard bemächtigte ſich hierauf des Herzogthums, ohne es erſt, wie damals erfordert wurde, von der Gnade des Königs zu verlangen. Er hatte noch zween Brüder, welche zwar gleichfals einen Antheil an dem Herzogthum begehrten; allein eben ſo wenig als er, die Belehnung darüber von dem Könige bitten wollten. Otto nahm es daher ihnen allen, und gab es Arnulfs Bruder, dem er durch ein Kriegsheer zum Beſiz verhalf. Wenn ſie ihre Nachfolge in dem Herzogthum nicht als ein Erbrecht, ſondern als eine freye Gunſt des Königs, zu behaupten geſucht hätten: ſo würde er ihnen dieſelbe nicht ſtreitig gemacht haben. Mehrere Herzoge hatten zwar ſchon ein gleiches, und manchmal glücklich, verſucht: ſein eigener Vater hatte, da er noch bloß Herzog war, ſich Thüringen wider den Willen des Königs Conrad erhalten: die Söhne des verſtorbenen Herzogs konnten auch ſich auf die freye Wahl berufen, welche die Stände von Bayern ſeit langer Zeit ausübten. Allein Otto war vornemlich darauf bedacht, das königliche Anſehen durch keine unabhängige Handlungen der Herzoge verringern zu laſſen: zumal da es ohnedieß durch die deutſchen Stände von vielen Seiten eingeſchränckt wurde. Er ertheilte unterdeſſen doch Arnulfs Söhnen einen anſtändigen Unterhalt:

der

der zweyte insonderheit, Arnulf, bekam die Pfalzgrafschaft von Bayern, die Grafschaften Scheyren und Wittelsbach, und von ihm stammen die nachmaligen Kurfürsten von Bayern und Pfalz ab. Der älteste Sohn hingegen führte den Herzoglichen Titel auch wider den Willen des Königs; der Papst selbst nahm sich die Freyheit, ihn in dieser Würde zu erkennen; und Otto konnte ihn nicht gleich Anfangs demüthigen, weil ihn noch wichtigere Händel auf die Seite riefen.

Dieses waren Zwistigkeiten zwischen den Sachsen und Francken. Beyde Völcker hegten einen alten Groll gegen einander; die erstern aber waren insonderheit stolz darauf, daß sie Deutschland Könige gaben, und weigerten sich, die Gerichtsbarkeit eines andern Herzogs zu erkennen. Eberhard, Herzog von Francken und Pfalzgraf am Rhein, gerieth darüber mit dem jüngern Bruder des Königs, Heinrich, in Uneinigkeit. Um sich zu rächen, verbrannte er ein Heßisches Städtchen eines Sächsischen Freyherrn, und ließ alle Einwohner desselben niederhauen. Otto unterließ nicht, ihn sogleich zu bestrafen. Er mußte eine gewisse Anzahl Pferde liefern, und seine vornehmsten Anhänger wurden zum Hundetragen verurtheilt. Mit dieser Strafe wurden damals der höhere Adel und die Kriegsbedienten belegt, wenn sie die öffentliche Ruhe gestört hatten. Eberhards Anhänger mußten vor jedermanns Augen eine gute Strecke Weges bis nach Magdeburg, wo sich der König befand, Hunde auf ihren Schultern tragen. Das Andencken von dieser beschimpfenden Gewohnheit, an deren Stelle bey dem niedrigen Adel ein Sattel, bey den Geistlichen ein großes Meßbuch, und bey den Bürgern ein Pflug gesezt war, ist noch in einigen unserer Redensarten übrig.

bieten mußte, und deſſen Heer ſich täglich verminderte, weil viele Vornehme nicht über die beſtimmte Zeit zu dienen bleiben wollten, andere aber ſeine Parthey gänzlich verließen, ſtand in Gefahr unterzuliegen. Allein ſeine Standhaftigkeit rettete ihn. Er ſezte die Belagerung von Breyſach fort, ob es gleich ſehr unwahrſcheinlich war, daß er dieſen Plaz erobern ſollte. Und da einer ſeiner oberſten Kriegsbedienten, welcher glaubte, daß Otto in dieſer Verfaſſung alles eingehen müſſe, eine Abtey von ihm begehrte, ſo antwortete der König darauf: „Man bilde ſich nicht ein, daß ich die Kirchengüter den Layen ertheilen werde: wenn du mir aber „nicht mehr dienen willſt, ſo kannſt du hingehen, wo„hin es dir beliebt.“ Er überwand endlich, wie man bereits geſehen hat, die deutſchen Fürſten, und nöthigte darauf auch den König von Franckreich, durch einen Einfall in ſein Land, im Jahr 942. zum Frieden, welcher durch die Vermählung deſſelben mit der Schweſter des Otto beſeſtiget wurde.

Sobald Ludwig mit dem deutſchen Könige wieder ausgeſöhnet war, hatte er den gewiſſeſten und eifrigſten Freund an ihm: und einen ſolchen brauchte er kurz darauf. Richard, Herzog von der Normandie, und Hugo, Graf von Paris, hielten ihn eine Zeitlang gefangen; ſie gaben ihm auch nur unter harten Bedingungen ſeine Freyheit wieder. Er wünſchte nun, ihren Uebermuth zu bändigen; allein er konnte es nicht ohne fremde Hülfe thun. Otto, den er um dieſelbe bat, war gleich bereit dazu: er drang mit einem mächtigen Heere in Franckreich ein. Um ein paar Züge von den Sitten und ſcherzhaften Einfällen dieſer Zeit einzuſchalten, nehme ich mir die Freyheit anzuführen, daß Hugo, auf die Nachricht von dem Anzuge dieſes Heers, dem Otto durch einen Abgeſandten, mit einem Schwur

bey

bey seines verstorbenen Vaters Seele, habe versichern lassen, er werde ihm so viele Soldaten entgegenstellen, als der König noch niemals gesehen hätte, und er wolle mit Einem Truncke sieben sächsische Pfeile verschlucken. Otto aber gab ihm zur Antwort, er werde ihm so viele Stroh-Hüte vorstellen lassen, als weder er, noch sein Vater, jemals erblickt hätten: denn in der That hatten sich alle königliche Soldaten mit Stroh-Hüten bedeckt. Der erste Anfall des Otto war glücklich; allein da er auf das Zureden des Grafen von Flandern, Rouen belagerte, widerstand ihm diese feste Stadt so muthig, daß er sich entschließen mußte, von ihr abzuziehen. Dieser Rückzug mitten in einem feindlichen Lande konnte nicht so leicht vorgenommen werden. Es gab ein Mittel denselben zu erleichtern, wenn der König den erstgedachten Grafen dem Herzoge Richard in die Hände gegeben hätte: und er fragte darüber würcklich seine Kriegsbedienten um ihre Meinung. Sie brachten ihn aber bald von einem Schritte ab, durch welchen Otto seinen Ruhm würde befleckt haben. Unglücklicher Weise erfuhr der Graf von Flandern, was man wider ihn im Sinne gehabt hatte. Er wollte sich von den Sachsen und Franzosen unvermerckt in der Nacht trennen; diese aber hielten die Bewegung in seinem Lager vor das Anrücken eines feindlichen Heeres, und flüchteten sich in der größten Unordnung. Auf diese Art zog Otto, von seinen Bundsgenossen schlecht geführet, und von seinen Soldaten fortgerissen, nach Deutschland zurück. Er hörte jedoch nicht auf, dem Könige von Franckreich wichtige Dienste zu leisten. Nachdem er zwischen ihm und seinen Feinden einen Vergleich vermittelt, und sich vergebens bemüht hatte, diesen Händeln durch die Aussprüche der Kirchenversammlungen zu Verdün, Ingelheim und Trier, ein Ende zu machen: schickte er ihm unter den Befehlen

Con-

Hauſe zu erhalten. Ihm gehörte von Sachſen nur ein ſehr kleiner Theil eigenthümlich zu: über das ganze Herzogthum gebot er nur im Nahmen des Otto, und führte die Kriegsvölcker darinne an. Aber da daſſelbe in ſeiner Familie erblich geworden war, und eine Reihe Billungiſcher Herzoge, hundert und funfzig Jahre hindurch, daſſelbe inne hatten, gelangten ſie nach und nach zum völligen Beſize deſſelben. Von dieſen kam es, nachdem es eine kurze Zeit in ein paar andern Häuſern geweſen war, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, an die Grafen von Aſcanien, oder Anhalt, welche zugleich Kurfürſten von Sachſen wurden; und als dieſe ausſtarben, wurde ſowohl die Kurwürde als das Herzogthum Oberſachſen, (denn das eigentliche Herzogthum Sachſen, oder das jezige Niederſachſen und Weſtfalen, war ſchon unter dem Anhältiſchen Hauſe zertrümmert worden, und an andere Herren gekommen,) im funfzehnten Jahrhunderte den Marckgrafen von Meiſſen, in der Perſon Friedrichs des Streitbaren, ertheilt. Eben dieſer Hermann wurde auch mit der Pfalz Sachſen belehnt, welches ſchon zu den Zeiten Otto des Großen eine anſehnliche Würde war. Die Pfalz-Grafen hatten ſeit den Carolingiſchen Kayſern die Aufſicht über alle Kayſerliche Cammer-Güter und Palläſte, welche in den verſchiedenen Landſchaften des Reichs zerſtreuet waren; außerdem aber ſtellten ſie noch die oberſten Richter am Kayſerlichen Hofe vor, an welche man ſich bey den Streitigkeiten wandte, die zwiſchen den deutſchen Fürſten und den geringern Vaſallen der Crone entſtanden: und zuweilen berief man ſich auf ihren Ausſpruch, wenn man mit der Entſcheidung der Untergerichte nicht zufrieden war. Zuerſt gab es nur einen Pfalzgrafen der Francken; allein, da die Sachſen, ohngeachtet ſie ſich der Fränckiſchen Monarchie unterwerfen mußten, doch ihre

Rechte

Rechte und Gebräuche beybehielten: so bekamen sie auch ihren eigenen, und die Sächsischen Kayser haben demselben, zur Ehre ihrer Nation, das meiste Ansehen verschafft. Die Menge der Geschäffte und der weite Umfang des Reichs hat endlich noch mehrere untergeordnete Pfalzgrafen hervorgebracht; bis diese Würde nach und nach ihre erste Bedeutung verloren hat.

Eben so frühzeitig, als sich Otto mit dem Böhmischen Kriege beschäftigen mußte, beunruhigten auch die Ungarn sein Reich. Dieses kriegerische Volck aus dem nördlichen Asien, war kaum seit vierzig Jahren an die Stelle der Hunnen und Avaren in Pannonien eingerückt, dem sie ihren Nahmen gaben. Sie waren zwar von dem Vater des Otto, einige Jahre vorher, mit großem Verluste zurückgeschlagen worden; allein sie fielen schon im Jahr 937 in Francken, und nachdem sie damals in die Flucht gejagt worden, im folgenden Jahre wieder in Sachsen ein. Hier erlitten sie an der Bode eine so starcke Niederlage, daß sie sich seitdem in Sachsen nicht mehr sehen ließen. Dagegen streiften sie durch andere Gegenden von Deutschland, und richteten überall die größte Verwüstung an. Sie verheerten unter andern Bayern im Jahr 944. allein die Herzoge dieses Landes erlegten ihrer abermals eine ungemeine Anzahl. Im Jahr 954. brachen sie von neuem in Bayern ein, sezten ihren Zug bey Worms über den Rhein fort, und kehrten ungehindert durch Franckreich und Italien in ihr Vaterland zurück. Es war bey der damaligen Verfassung dieser Länder unmöglich, sich einem so zahlreichen und gleich den Heuschrecken forteilendem Schwarme von Reiterey zu rechter Zeit zu widersezen. Endlich erschienen sie im Jahr 955. in so ungeheurer Menge, daß sie selbst sagten, sie könnten nicht anders überwunden werden, als wenn der Him-

mel über ihnen einfiele, oder die Erde ſie verſchlänge. Otto konnte nur ein ſchwaches Kriegsheer bey Augsburg, welches ſie belagerten, verſammeln. Aber er ſuchte den Muth ſeiner Soldaten durch Hoffnungen dieſes und des zukünftigen Lebens anzufriſchen. Er ſelbſt genoß vorher das heilige Abendmahl, und that ein Gelübde, daß er, wenn ihm der Heyland der Welt auf die Fürſprache des heiligen Laurentius, an deſſen Feſte die Schlacht geliefert wurde, den Sieg verleihen wollte, dieſem Märtyrer zu Ehren, ein Biſchthum und eine Kirche zu Merſeburg ſtiften werde. Dergleichen Zeichen der Frömmigkeit, wenn man ſie gleich nicht erleuchtet nennen kann, bey einem ſolchen Helden zu ſehen, muß dem Leſer in jeder Betrachtung gefallen; am meiſten aber in dem Falle, wenn ein Feldherr, der ſich ſeiner und ſeines Kriegsheers Stärcke bewußt iſt, gleichwohl nicht vergißt, noch eine höhere Hülfe anzurufen. Das Heer des Otto lief Gefahr, von den Feinden umringt zu werden; allein er ſtellte durch ſein perſönliche Beyſpiel von Tapferkeit, welches er ihnen gab, alles wieder her, und erhielt den vollkommenſten Sieg. Eine groſſe Menge der flüchtigen Ungarn erſoff in dem Fluße Lech. Seitdem hat dieſe Nation niemals mehr einen Einfall in Deutſchland gewagt.

Ein anderes rohes und heydniſches Volck, oder eigentlich viele Nationen, unter einem gemeinſchaftlichen Nahmen bekannt, welche den Sächſiſchen Ländern um dieſe Zeit vielen Schaden zufügten, waren die Slaven, welche die jezige Lauſiz, die Marck Brandenburg, Mecklenburg und Pommern bewohnten. Otto ſetzte gegen ſie, beſonders in der heutigen Niederlauſiz, den Feldherrn Gero zum Marckgrafen; oder, welches einerley iſt, zum Befehlshaber und Beſchützer der Gränzen: und die nachmalige Marckgrafſchaft

Lauſiz

Lauſiz nahm vermuthlich von dieſer Zeit an ihren Anfang. Dieſer tapfere Mann trieb die Slaven glücklich in die Enge, und bis an die Pohlniſchen Gränzen wurde dem Könige alles zinsbar. Dieſer überwand ſie auch mehrmals ſelbſt, unter andern noch im Jahr 955, nachdem er die Ungarn geſchlagen hatte, und noch in ſpätern Zeiten, bis ſie mit ſeiner Herrſchaft auch die chriſtliche Religion annahmen.

Noch weniger konnte Otto den Einfall der Dänen ungeahndet laſſen. Sie hatten den Marckgrafen von Schleswig, der von ſeinem Vater geordnet worden war, umgebracht, und die Colonie von Sachſen, welche gleichfals Heinrich der Erſte in die dortige Gegend geführt hatte, zu Grunde gerichtet. Otto drang daher im Jahr 948. mit ſeinem Heere in Jütland ein, und kam bis an die äußerſten Gränzen dieſer Däniſchen Provinz, welche er verwüſtete. Daſelbſt warf er, wie man ſagt, zum Zeichen ſeiner erlangten Herrſchaft, ſeine Lanze in das Meer: daher glaubt man, daß noch ein Theil des Lymfurter Meerbuſens den Nahmen Otteſund führe. Als ihm hierauf der Däniſche König Harald bey Schleswig entgegen rückte, beſiegte er ihn in einer Schlacht, und nöthigte ihn, ſich auf ſeine Schiffe zu retten. Der Friede zwiſchen beyden Königen war nun bald geſchloſſen. Harald wurde dem Otto zinsbar: wenigſtens erzählt dieſen Umſtand, über welchen die Deutſchen noch mit den Dänen ſtreiten, ein Schriftſteller des folgenden Jahrhunderts, Adam von Bremen; und wenn er auch nichts von demſelben ſagte, ſo würden die darauf folgenden Zeichen der Abhängigkeit der Däniſchen Könige von dem deutſchen Reiche, auch noch unter dem Kayſer Friedrich dem Rothbart im zwölften Jahrhunderte, ein hinlängliches Zeugniß davon ablegen. Otto behauptete zugleich die

nel über ihnen einſtele, oder die Erde ſie verſchlänge. Otto konnte nur ein ſchwaches Kriegsheer bey Augsburg, welches ſie belagerten, verſammeln. Aber er ſuchte den Muth ſeiner Soldaten durch Hoffnungen dieſes und des zukünftigen Lebens anzufriſchen. Er ſelbſt genoß vorher das heilige Abendmahl, und that ein Gelübde, daß er, wenn ihm der Heyland der Welt auf die Fürſprache des heiligen Laurentius, an deſſen Feſte die Schlacht geliefert wurde, den Sieg verleihen wollte, dieſem Märtyrer zu Ehren, ein Bißthum und eine Kirche zu Merſeburg ſtiften werde. Dergleichen Zeichen der Frömmigkeit, wenn man ſie gleich nicht erleuchtet nennen kann, bey einem ſolchen Helden zu ſehen, muß dem Leſer in jeder Betrachtung gefallen; am meiſten aber in dem Falle, wenn ein Feldherr, der ſich ſeiner und ſeines Kriegsheers Stärcke bewußt iſt, gleichwohl nicht vergißt, noch eine höhere Hülfe anzurufen. Das Heer des Otto lief Gefahr, von den Feinden umringt zu werden; allein er ſtellte durch das perſönliche Beyſpiel von Tapferkeit, welches er ihm gab, alles wieder her, und erhielt den vollkommenſten Sieg. Eine groſſe Menge der flüchtigen Ungarn erſoff in dem Fluße Lech. Seitdem hat dieſe Nation niemals mehr einen Einfall in Deutſchland gewagt.

Ein anderes rohes und heydniſches Volck, oder eigentlich viele Nationen, unter einem gemeinſchaftlichen Nahmen bekannt, welche den Sächſiſchen Ländern um dieſe Zeit vielen Schaden zufügten, waren die Slaven, welche die jetzige Lauſitz, die Marck Brandenburg, Mecklenburg und Pommern bewohnten. Otto ſetzte gegen ſie, beſonders in der heutigen Niederlauſitz, den Feldherrn Gero zum Marckgrafen; oder, welches einerley iſt, zum Befehlshaber und Beſchützer der Gränzen: und die nachmalige Marckgrafſchaft

Lauſitz

Lauſiz nahm vermuthlich von dieſer Zeit an ihren Anfang. Dieſer tapfere Mann trieb die Slaven glücklich in die Enge, und bis an die Pohlniſchen Gränzen wurde dem Könige alles zinsbar. Dieſer überwand ſie auch mehrmals ſelbſt, unter andern noch im Jahr 955, nachdem er die Ungarn geſchlagen hatte, und noch in ſpätern Zeiten, bis ſie mit ſeiner Herrſchaft auch die chriſtliche Religion annahmen.

Noch weniger konnte Otto den Einfall der Dänen ungeahndet laſſen. Sie hatten den Marckgrafen von Schleswig, der von ſeinem Vater geordnet worden war, umgebracht, und die Colonie von Sachſen, welche gleichfals Heinrich der Erſte in die dortige Gegend geführt hatte, zu Grunde gerichtet. Otto drang daher im Jahr 948. mit ſeinem Heere in Jütland ein, und kam bis an die äußerſten Gränzen dieſer Däniſchen Provinz, welche er verwüſtete. Daſelbſt warf er, wie man ſagt, zum Zeichen ſeiner erlangten Herrſchaft, ſeine Lanze in das Meer: daher glaubt man, daß noch ein Theil des Lymfurter Meerbuſens den Nahmen Otteſund führe. Als ihm hierauf der Däniſche König Harald bey Schleswig entgegen rückte, beſiegte er ihn in einer Schlacht, und nöthigte ihn, ſich auf ſeine Schiffe zu retten. Der Friede zwiſchen beyden Königen war nun bald geſchloſſen. Harald wurde dem Otto zinsbar: wenigſtens erzählt dieſen Umſtand, über welchen die Deutſchen noch mit den Dänen ſtreiten, ein Schriftſteller des folgenden Jahrhunderts, Adam von Bremen; und wenn er auch nichts von demſelben ſagte, ſo würden die darauf folgenden Zeichen der Abhängigkeit der Däniſchen Könige von dem deutſchen Reiche, auch noch unter dem Kayſer Friedrich dem Rothbart im zwölften Jahrhunderte, ein hinlängliches Zeugniß davon ablegen. Otto behauptete zugleich die

Marckgrafſchaft Schleswig. Harald verſprach, ſich mit den ſeinigen taufen zu laſſen, welches bald darauf geſchah, und der deutſche König ſtiftete zur Ausbreitung der chriſtlichen Religion in dieſen Gegenden, die Bißthümer Schleswig, Ripen und Aarhus, welche er dem Erzbiſchof von Hamburg untergab.

Nach ſo vielen muthigen Unternehmungen, um Deutſchlands Gränzen zu ſichern, die Ruhe darinne, und ſein Anſehen auch außerhalb demſelben zu erhalten, fand Otto eine Gelegenheit, die verlornen Rechte der Deutſchen auf Italien und die Kayſerwürde geltend zu machen. Heinrich, ſein Vater, würde ſchon einen Feldzug dahin vorgenommen haben, wenn ihn nicht der Todt zurückgezogen hätte. Aber Otto wußte ſich einer glücklichen Einladung tapfer und ſtandhaft zu bedienen. Die beyden lezten Könige von Italien, Hugo, und ſein Sohn Lotharius, beſaßen wenig mehr als den Nahmen der königlichen Gewalt. Dieſe wurde würcklich vom Berengarius, Marckgrafen von Eporedien oder Ivrea, ausgeübt. Und da Lotharius im Jahr 950 geſtorben war, erhielt Berengarius, unter dem Zunahmen der Zweyte, die Crone. Er ließ jezt ſeinen Laſtern freyen Lauf, die er unter den vorigen Regierungen verſteckt hatte, zu welcher Zeit er auch als ein Verfolgter vom Otto in Schuz genommen worden war. Man glaubte ſogar, daß er den Lotharius mit Gifte ums Leben gebracht habe. In der Abſicht, ſich im Beſize des Reichs zu befeſtigen, wollte er die Witwe deſſelben, Adelheid, mit ſeinem Sohne vermählen. Allein dieſe Prinzeßinn bezeigte eine beſtändige Abneigung dagegen: ſie wurde daher ſehr gemißhandelt, und gefangen geſezt. Da ſie endlich ein Mittel gefunden hatte, aus ihrem Verhafte zu entwiſchen, und ſich auf das Schloß Canoſſa zu flüchten;

ten; wurde sie zwar vom Berengarius darinne belagert; sie rief aber den König Otto zu Hülfe, und erbot sich zugleich, ihn zu heyrathen. Er hatte vor kurzem seine Gemahlinn Editha, eine Engländische Prinzeßinn, verloren, und diese neue Verbindung versprach ihm große Vortheile. Desto mehr eilte er im Jahr 951 nach Italien, befreyte die Adelheid, und heyrathete sie. Er war schon damals gesonnen, sich nach Rom zu begeben, und die Kayserwürde daselbst anzunehmen; allein, die Gewalt, welche Alberich, Marckgraf von Toscana, und Consul zu Rom, dort behauptete, ließ dem Papste die Freyheit nicht, seiner Neigung hierinne zu folgen, und nach einem neuern Rechte, das seine Vorgänger an sich gebracht hatten, dem deutschen Könige die Kaiserkrone aufzusezen. Otto gieng also mit seiner neuen Gemahlinn im Jahr 952 nach Deutschland zurück. Er ließ aber seinen Eydam, den Herzog von Lothringen, Conrad, in Italien, um diesem Kriege, in welchem die Bahn bereits glücklich gebrochen war, ein Ende zu machen.

Berengar sah sich bald genöthigt, sich nebst seinem Sohne dem Könige völlig zu unterwerfen: sie folgten ihm daher nach Deutschland. Bey ihrer Ankunft zu Magdeburg, wo Otto seinen Sitz hatte, wurden sie zwar als Fürsten aus königlichem Stamme eingeholt und empfangen; allein sie durften in drey Tagen nicht vor ihn kommen. Diese kleine Demüthigung scheint ihnen hauptsächlich von Seiten der Königinn, welche sie am härtesten beleidigt hatten, wiederfahren zu seyn. Sie mußten daher von ihrer Rache alles befürchten. Allein Otto und Adelheid waren gleich großmüthig, und die beyden Fürsten, denen es nicht unerwartet hätte vorkommen können, wenn sie nichts von ihrer vorigen Hoheit beybehalten hätten, wurden

vermuthlich lebhaft gerührt, da ſie dieſelbe gröſtentheils wieder erhielten. Otto belehnte ſie im Jahr 952 auf dem Reichstage zu Augsburg mit dem Königreiche Italien. Der Vater und Sohn legten ihre vereinigten Hände in die Hand des Königs, und ſchwuren ihm gehorſam und treu zu bleiben; ſie bekamen zugleich die Erinnerung, ihre Unterthanen liebreicher als bisher, zu regieren. Nur die Marck Verona und Aquileja wurden von ihrem Königreiche getrennt, und dem Bruder des Königs, Heinrich, gegeben.

Dieſes Betragen des Otto iſt von Tadel nicht frey geblieben. Man hat geſagt, daß er dabey mehr Gütigkeit als Klugheit bezeigt habe. Er konnte damals, wie man ihm vorwirft, Berengarn gänzlich aus Italien entfernen: dadurch würde er dieſem Lande und ſich ſelbſt viele Unruhen und Uebel erſparet haben. Und da ihm ſeine Vermählung den Beſiz von Italien gleichſam zuführte: ſo ſcheinet er ſelbſt die Früchte ſeines Siegs ſeinem Feinde überlaſſen zu haben. Ich will nicht ſuchen, ihn durch das Vorgeben einer, vielleicht falſchen, Mäßigung zu vertheidigen. Dieß iſt nicht die herrſchende Tugend derer, welche man vor ausgemachte Eroberer hält; obgleich Otto würcklich unter ſie nicht gehört. Aber man kennet ihn ſchon aus Thaten von ſechszehn Jahren: und man hat noch nicht geſehen, daß er ſorglos gegen ſeine Rechte, oder ungeſchickt im Gebrauch vortheilhafter Gelegenheiten, geweſen wäre. Man muß alſo glauben, daß ihn wichtige Urſachen abgehalten haben, damals weiter zu gehen. Es ſcheinet, daß er es noch nicht vor leicht gehalten habe, Italien für ſich allein zu behaupten. Deutſchland, wo immer Bewegungen entſtanden, verlangte ſeine Gegenwart, und der mächtige Alberich zu Rom war ſeinen Abſichten in Italien nicht günſtig. Er hoffte auſſerdem

ſeitdem mit einigem Grunde, daß ſein neuer Vaſall, Berengar, aus Danckbarkeit und Pflicht ihm zugethan bleiben, und zufrieden mit ſeinem Schutze, ihm die Mittel erleichtern würde, Deutſchland ſeine Oberherrſchaft über Italien zu erhalten. Auf allen Fall behielt er ſich die Marck Verona und die von Aquileja vor, um einen offenen Weg nach Italien zu haben, wenn er vor nöthig finden würde, dahin zu ziehen. Er nannte ſich auch ſeitdem in einigen Urkunden einen König der Langobarden: ein Nahme, der kein bloßer Titel, ſondern bereits der Grund zu ſeiner nachmaligen Größe in Italien war.

Dasjenige, was gleich nach ſeiner Rückkunft aus dieſem Lande, in Deutſchland vorfiel, rechtfertigt eben denſelben vorſichtigen und nachgebenden Glimpf, den man getadelt hat, zur Genüge. Ludolf, ſein Sohn, Herzog von Schwaben, verſchwor ſich wider ihn. Er war mit den Kriegsvölckern ſeines Herzogthums, bey dem erſtgedachten Feldzuge, noch vor ſeinem Vater in Italien eingerückt; allein ſein Vetter, Heinrich, bereitete ihm bey den Großen dieſes Landes, eine ſo ſchlechte Aufnahme, daß er ſich zurück ziehen mußte, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Otto war deswegen übel mit ihm zufrieden, und trauete ihm bey dieſem frühzeitigen Zuge nur ehrgeizige Abſichten zu. Noch mehr Mißvergnügen empfand Ludolf über die Heyrath ſeines Vaters mit der Adelheid: denn er befürchtete, die Kinder dieſer zweyten Ehe möchten ihm bey der Nachfolge auf dem Throne vorgezogen werden. Mit ihm verband ſich der Eydam des Königs, Conrad, welchen es verdroß, daß Berengar, den er doch beredet hatte, nach Deutſchland zu kommen, keine beſſern Bedingungen des Vergleiches erhalten hatte. Beyde beklagten ſich auch darüber, daß der Herzog von Bay-

uthlich lebhaft gerührt, da sie diesel
der erhielten. Otto belehnte sie
n Reichstage zu Augsburg mi
talien. Der Vater und Sob
n Hände in die Hand des Kö
gehorsam und treu zu bleiben
Erinnerung, ihre Unterth
zu regieren. Nur die
wurden von ihrem Kö
der des Königs,

Dieses Be
geblieben.
tigkeit als
wie man
lien e
selbst
be

gegeben
allein die Unte
sich weigerten, die
...rung auszuliefern. Bey di
machte der Herzog Heinrich seinem V
bittere Vorwürfe, daß dieser auf eine
ihr bedacht war. Er begab sich nach
ihm viele von dem Heere des Herzog
Aufstand, welcher sich daselbst erh
Ludolf Regensburg einnehmen, u
milie verjagen konnte. Er rief so
beschuldigte, die Ungarn nach De
den Ländern der Königlichen Bun
lichste Verwüstung anrichteten;
behauptete, daß er nichts weiter
sie durch Geld von seinem Gebiet

Otto mußte also den Länd
Hülfe kommen. Allein sein
es viele seiner Vasallen, die n
Kriege zu dienen schuldig war
daher in Bayern wenig aus
gleicher Zeit an seinem Brud

„würde es noch leiden, ſagte er, wenn der Unwille mei„nes Sohnes, und der übrigen, welche mir nachſtellen, „nur mich allein quälte; nicht aber auch alle chriſtliche „Völcker beunruhigte. Es wäre etwas geringes für „mich, daß meine Städte gleichſam wie von Straßen„räubern überfallen, und ganze Länder meiner Gewalt „entzogen worden ſind, wenn ſich meine Feinde nur nicht „an dem Blute meiner Anverwandten und liebſten Gra„fen geſättigt hätten. Sehet mich hier meiner Kinder „beraubt ſitzen, indem ich meinen Sohn zum ärgſten „Feinde habe, den ich doch ſo ſehr geliebt, und aus „einem mittelmäßigen Stande zu der höchſten Ehre er„hoben habe. Meinen einzigen Sohn habe ich wider „mich. Dieſes alles wäre auch noch erträglich, wenn „nur nicht Gottes und der Menſchen Feinde in dieſe „Händel wären hineingezogen worden. Noch haben „ſie mein verwüſtetes Reich inne, wo die Einwohner „gefangen oder umgebracht, die Städte zerſtört, die „Kirchen verbrannt, und die Geiſtlichen ausgerottet „ſind. Die Straßen ſind noch mit Blute befeuchtet, „und die Feinde Chriſti gehen jezt mit dem Gold und „Silber, mit welchem ich meinen Sohn und Eydam „bereichert hatte, angefüllt in ihr Land zurück. Ich „kann gewiß weiter keine Bosheit und Untreue erſin„nen, die noch übrig wäre.“ Ein ſolcher Fürſt, der mehr das Vaterland und die Seinigen als ſich ſelbſt beklagte, verdiente es, daß man ſich ihm unterwarf: dieſes thaten auch alle Anführer der Empörung; nur ſein Sohn blieb ungerührt. Er warf ſich in Regensburg, wurde eine Zeitlang von ſeinem Vater darinne belagert, entwiſchte aus dieſer Stadt, und kam endlich um Gnade bittend. Otto wollte ihn erſt auf einem Reichstage, nach vorhergegangener Unterſuchung, feyerlich in ſeine Gewogenheit wieder aufnehmen. Allein Ludolf wartete nicht ſo lange. Als ſein Vater

bald darauf sich auf der Jagd befand, erschien er plözlich vor demselben mit bloßen Füßen, warf sich vor ihm mit allen Zeichen der Reue nieder, und redete ihn so beweglich an, daß Otto zuerst, und darauf alle Anwesende in Thränen ausbrachen. Er erhielt eine völlige Verzeihung, und wanckte nicht mehr in seiner Treue, ob er gleich das Herzogthum Schwaben verlor. Es geschah eben zur gelegensten Zeit, daß Otto alle diese Unruhen auf dem Reichstage zu Arnstadt im Jahr 954. gänzlich beylegte: denn gleich darauf hatte er gegen die Ungarn und Slaven jene Feldzüge vorzunehmen, die bereits oben beschrieben worden sind.

Kaum hatte er die Ruhe in Deutschland einigermaaßen wieder hergestellt, als man ihn von neuem nach Italien rief. Berengar regierte daselbst so tyrannisch und rachgierig, daß man vom Otto wider ihn Hülfe begehrte. Dieser war noch in den Krieg mit den Slaven verwickelt, und konnte daher nicht selbst nach Italien ziehen; er schickte aber seinen Sohn im Jahr 956. dahin. Der Erzbischof Bruno hatte ihm gerathen, dem kriegerischen und ehrgeizigen Jünglinge diese Gelegenheit sich hervorzuthun, zu verschaffen. Ludolf, dem sein Vater das Königreich Italien versprochen hatte, machte in der That durch die Ueberwindung des Adelbert, einen glücklichen Anfang; allein er starb bereits im folgenden Jahre.

Um diese Zeit war Otto durch ganz Europa zu einem so ausgebreiteten Ruhm gelangt, daß die entferntesten Fürsten seine Freundschaft suchten. Ein Arabischer Emir in Spanien, Abderram, schickte ihm unter andern Gesandte und Geschencke zu. Dieser sah bald darauf auch Gesandte des Königs bey sich ankommen, und fällte gegen sie sein Urtheil von der Regierung des

Otto.

Otto. „Alles übrige, ſagte er, billige ich an derſel„ben; nur darinne hat er ſich nicht vorſichtig genug be„wieſen, daß er die Provinzen ſeines Reichs, die er „für ſich behalten konnte, andern in der Hoffnung er„theilt hat, ſie dadurch getreuer zu machen; die aber „durch dieſen Beſitz nur ſtolzer und zu Empörungen ge„neigter worden ſind.“ Dieſer Vorwurf ſcheint durch die bürgerlichen Kriege, welche Otto auszuſtehen hatte, gerechtfertigt zu werden; wenn man aber bedenckt, daß er die deutſchen Herzogthümer nicht ſogleich in bloße Statthalterſchaften habe verwandeln können, und daß er ſie ſeinen nächſten Anverwandten ertheilt habe: ſo muß man doch geſtehen, daß er den ſicherſten Weg gegangen iſt. Von ſeinen Brüdern hatte er den einen zum Herzoge von Bayern, den andern zum Erz-Biſchof von Cölln und Herzoge von Lothringen gemacht: ſein Sohn war Herzog von Schwaben; ein anderer Sohn, den er mit einer edeln Slavinn gezeugt hatte, Wilhelm, war Erzbiſchof von Maynz, und ſein Schwiegerſohn war Herzog von Lothringen. Er war betrübt, aber doch unerwartet für ihn, daß er in ſeiner eigenen Familie ſo wenig treue Ergebenheit gegen ſich fand.

Eine andere Geſandſchaft erhielt er im Jahr 959. von der Großfürſtinn der Rußen, Helena, welche ſich zu Conſtantinopel zum Chriſtenthum bekannt hatte. Sie bat ihn um Biſchöffe und Geiſtliche, welche ihre Unterthanen gleichfals in dieſer Religion unterrichten möchten. Otto ließ einen Mönch, Adelbert, zum Biſchof der Rußen weihen, und gab ihm einige Gefährten zu. Allein ſie erfuhren, daß ein Volck, welches ſeinem Aberglauben eifrig zugethan iſt, und weder milde Sitten noch Wiſſenſchaften hat, überaus ſchwer zu bekehren ſey. Einige von ihnen wurden von den Rußen

um-

umgebracht, und Adelbert entgieng mit vieler Mühe einer gleichen Gefahr. Doch diese ganze Erzählung hat noch einige Zweifel wider sich.

Nachdem endlich Otto sich aller Kriege entledigt hatte, gab er den neuen Bitten der Italiäner, sie wider den Berengar zu schützen, im Jahr 960. Gehör. Der Papst Johann der Zwölfte ersuchte ihn selbst darum: und mit diesem schloß er, um seiner desto mehr gewiß zu seyn, vorläufig einen Vergleich, durch welchen er versprach, wenn er nach Rom käme, ihn und die Römische Kirche nach seinem Vermögen zu erhöhen; sein beständiger Vertheidiger zu seyn; ohne sein Vorwissen zu Rom keine Verordnung herauszugeben; dem Lande des heil. Petrus (so beliebten die Päpste diejenigen Besitzungen zu nennen, welche sie, ganz wider die Absicht des Apostels Petrus, seit dem achten Jahrhunderte, durch allerley Künste von den Fränckischen Königen erlangt hatten,) alles wieder einzuverleiben, was demselben wäre entrissen worden, und denjenigen, den er zum Könige von Italien ernennen würde, mit einem Eyde zu verbinden, daß er das gedachte Land stets beschützen wolle. Otto mußte einen so mächtigen Bischof, als der Römische schon damals war, nothwendig auf seine Seite ziehen; allein, ob er gleich seine Verheissungen gegen ihn erfüllte, so war er doch, wie man bald sehen wird, gar nicht gesonnen, ihm noch mehrere Gewalt in die Hände zu geben. Ehe Otto nach Italien zog, ließ er noch seinen siebenjährigen Sohn Otto zu Worms im Jahr 961. zum Könige von Deutschland wählen und salben, und übergab ihn der Aufsicht der Erzbischöffe von Maynz und Cölln. Er wollte, weil seine Abwesenheit allem Ansehen nach lang währen durfte, die Thronfolge wenigstens sicher stellen.

In

In Italien hatten seine Waffen den glücklichsten und geschwindesten Fortgang. Berengar, der es seiner Grausamkeit verdancken mußte, daß er sich auf seine Kriegsvölcker nicht verlassen konnte, wagte es nicht, sich im freyen Felde zu widersezen: er flüchtete also nebst seiner Familie in feste Schlösser. Otto ließ sich hierauf zu Mayland von dem Erzbischof dieser Stadt mit der eisernen Crone, welche ihren Nahmen von einem eisernen Ringe führet, zum Könige von Italien krönen. Im folgenden Jahre 962. wurde er auch zu Rom von dem Papste zum Römischen Kayser gekrönt. Der Besiz von Rom und ganz Italien, den untern Theil ausgenommen, von welchem noch ein ansehnliches Stück den Griechischen Kayſern zugehörte, und die Unterwerfung aller Großen dieses Landes, welche Berengarn seiner Rechte an die Crone verlustig erklärten: beydes machte, daß diese Erneuerung der Kayserwürde in Otto kein bloßer Titel war. Er gab ihm bald alle Stärcke und Bedeutung, die derselbe unter Carln dem Großen gehabt hatte, und er hatte Recht, diesen grossen Zuwachs seines Ansehens mit einer besondern Zufriedenheit zu betrachten. Das Kayserthum ist seitdem mit dem deutschen Reiche stets verbunden geblieben. Otto ließ sich zugleich von dem Papste und den Vornehmsten zu Rom schwören, daß sie ihm mit beständiger Treue zugethan seyn wollten. Darauf kehrte er zurück, um Berengarn in seine Gewalt zu bekommen.

Mit diesem Abzuge des Kaysers nahm auch die Verstellung ein Ende, in welche der Papst seine Freundschaft gegen ihn eingewickelt hatte. Es scheinet, Johann der Zwölfte habe die Absichten desselben nur so lange unterstützen wollen, als es bloß auf Höflichkeiten und beyderseitige Hülfe ankam; so bald er aber merckte, daß er am Otto einen auf seine Rechte aufsehersamen

Herrn

Heren haben würde, suchte er sich von demselben, seinem Eyde zum Trotz, loß zu machen. Der Kayser schickte vergebens Gesandte an ihn, um ihn zu bessern Gesinnungen zu bringen; er wußte alle ärgerliche Ausschweifungen, denen sich dieser Papst, der in einem Alter von kaum zwanzig Jahren die Kirche zu regieren bekam, überlassen hatte; es war ihm bekannt, daß er den Kayser zu Constantinopel, und sogar die Ungarn, wider ihn zu einem Angriff reizte; allein Otto zog immer noch den Weg der Gelindigkeit vor. Er war, wie er selbst sagte, entschlossen, dem Papste väterliche Vorstellungen zu thun, und ihn durch sein Ansehen wenigstens zu einer äußerlichen Beobachtung seiner Pflichten zurück zu führen, wenn gleich sein Herz dabey unverändert bliebe. Es ist ein junger Mensch, sagte er, der sich durch das Beyspiel rechtschaffener Männer leicht ändern wird. Da aber der Papst endlich Adelberten, Berengars Sohn, nach Rom rief, und sich mit ihm verband, erschien der Kayser mit seinem Heere so plözlich vor dieser Hauptstadt, daß sich seine beyden Feinde kaum auf die Flucht begeben konnten. Die Römer erneuerten darauf ihren Eyd gegen ihn, und versprachen ihm noch insbesondere, daß sie niemals ohne seine und seines Sohns Einwilligung einen Papst wählen oder einweihen wollten. Otto machte von ihrer Versicherung und von seinen Rechten sogleich einen würdigen Gebrauch. Er ließ im Jahr 963. eine Kirchenversammlung zu Rom halten, die aus vielen deutschen und italiänischen Bischöffen bestand. Auf derselben wurde Johann der Zwölfte vieler abscheulichen Laster angeklagt. Sein Haupt-Verbrechen war zwar damals die Empörung wider den Kayser; allein auch die übrigen Beschuldigungen hatten einen nur gar zu gewissen Grund: er wurde daher abgesezt, und der Kayser bestätigte den neuen Papst, Leo den Ach-

ten,

In Italien hatten seine Waffen [illegible] eistlichen ge-
und geschwindesten Fortgang. [illegible]
seiner Grausamkeit verdancken m[illegible]
seine Kriegsvölcker nicht verlass[illegible] gt zu haben, als
sich im freyen Felde zu wider[illegible] wohner von Rom
seiner Familie in feste Sc[illegible] Papstes verführen
auf zu Mayland von de[illegible] ser zu ergreiffen, und
der eisernen Crone, [illegible] Seine leutseelige Ge-
eisernen Ringe füh[illegible] in die größte Gefahr: denn
nen. Im folg[illegible] iegsvölcker aus Rom gezogen,
Rom von dem [illegible] nicht zur Last fallen möchten. Aber
Der Besitz [illegible] en Ueberbleibsalen derselben gieng
Theil aus[illegible] ffen des Volcks herzhaft entgegen,
ches S[illegible] mit leichter Mühe. Die Soldaten
Unte[illegible] den treulosen Ueberwundenen mit aller
re[illegible] gegnen; allein Otto hielt sie zurück: und
[illegible] Römer von neuem treu zu seyn schwuren,
[illegible] Unterpfande ihres Gehorsams hundert Geiseln
[illegible] vornehmsten Familien stellten, gab er ihnen
[illegible] diese wieder.

Man hätte dencken sollen, daß Otto durch alle [illegible] Zeichen der Sanftmuth ihre Herzen müßte gewon-
[illegible] haben. Gleichwohl blieben ihm noch so viele Feinde
zu Rom übrig, daß sie, nachdem er wieder abgereiset
war, um einige vom Adelbert besezte Städte zu bela-
gern, Johann den Zwölften zurück beriefen, und
den neuen Papst nöthigten, zu dem Kayser zu flüchten.
Jener starb zwar bald darauf; sie wählten aber an sei-
ne Stelle Benedict den Fünften, welcher ehemals
selbst mit andern eydlich versprochen hatte, daß keine
päpstliche Wahl ohne Vorwissen des Kayſers vollzogen
werden sollte. Otto hatte dieses kaum erfahren, als
er bereits mit seinem Heere vor Rom stand, und es
nöthigte, sich ihm zu ergeben. Weit gefehlt, daß er
dieſer

hrische Stadt seinen Zorn mit verdienter
fühlen lassen, legte er die Unruhen in der
einen gerichtlichen Schluß bey. Er
henversammlung, welche im Jahr
n wurde, Benedict den Fünf-
näßige Erwählung selbst gestand,
Rechten wieder herstellen. Zu
auch den Berengar nebst der
in seine Gewalt. Er schickte diese
nach Deutschland, wo sie keine Unruhen
konnten, und doch leidlich gehalten wurden.
Der ehemalige König von Italien beschloß sein Leben mit den seinigen zu Bamberg; Benedict aber starb zu Hamburg. Erst nunmehr saß Otto auf dem Römischen Kayser-Throne unumstößlich fest, und kehrte ohne einige Furcht wegen Italien, im Jahr 965. nach Deutschland zurück.

Es ist aus dieser ganzen Geschichte der Thaten des Otto in Italien offenbar, daß er die neue Hoheit und Macht, welche er in diesem Lande erlangte, sich selbst und allein erworben hat. Rom rief ihn zwar zu Hülfe, übertrug die ehemaligen Rechte der Fränckischen Könige über diesen Staat auf ihn, und leistete ihm den Eyd der Treue; aber daß er im Besitze von diesen Vorzügen blieb, ja daß er sich dieselben nur zueignen konnte; dieses hat er bloß seiner Klugheit und Tapferkeit zu dancken. Darum braucht man nicht zu leugnen, daß ihm der Schluß der lezten Römischen Kirchenversammlung, auf welcher zugleich der Römische Adel gegenwärtig war, vor den Augen der Welt ein noch Gesezmäßigeres Ansehen verschafft habe. Man ertheilte durch diesen Schluß ihm und seinen Nachfolgern in dem Königreiche Italien die Gewalt, nicht nur sich selbst ihre Nachfolger zu bestimmen, sondern auch Päpste, Erz-

bischöfe und Bischöfe zu setzen. Mit dieser Bewilligung stellte man nur die Rechte der Carolingischen Kayser wieder her: und wenn gleich die Gestalt dieses Schlusses, wie wir sie jezt in dem Gesezbuche der Päpste, das ist in der Sammlung des Canonischen Rechts, finden, in neuern Zeiten entstanden zu seyn scheinet; so ist doch die Grundlage desselben keinem Zweifel unterworfen. Es giebt mehrere Urkunden aus diesen ältern Zeiten, bey denen wir uns begnügen müssen, nur so viel davon zur Glaubwürdigkeit der Geschichte retten zu können.

Doch aller Siege des Kaysers ohngeachtet, hatte der Saame der Empörungen in Italien noch nicht ganz vertilgt werden können. In eben demselben Jahre, da er nach Deutschland zurück gieng, fand Adelbert in der Lombardey einen starcken Anhang. Allein Otto schickte sogleich den Herzog von Schwaben, Burchard, wider ihn, von welchem er völlig geschlagen wurde. Auch die Regierung des neuen Papstes, Johann des Dreyzehnten, welcher in Beyseyn der von den Römern selbst verlangten Gesandten des Kaysers gewählt worden war, wurde unruhig. Er gerieth mit den Grossen zu Rom über die weltliche Gerichtsbarkeit in Händel: und diese jagten ihn nach Campanien. Darauf zog der Kayser im Jahr 966. abermals nach Italien. Er merckte endlich, daß die Gelindigkeit, welche er bey den unaufhörlichen Meutereyen der Italiäner bisher bezeigt hatte, sie nur troziger und verwegener gemacht habe: es war Zeit, daß er ihnen auch Strenge sehen ließ. Obgleich also die Römer, aus Furcht vor ihm, den Papst wieder aufgenommen hatten; so stellte er doch eine genaue Untersuchung über die Urheber des Aufruhrs an, und befohl, dreyzehn der Vornehmsten aufzuhängen. Seitdem blieb ihm Rom und Italien

ruhig

ruhig unterworfen. In diesem erwünschten Zustande nahm er, um sich eine neue Stütze seines Ansehens zu verschaffen, seinen Sohn, Otto den Zweyten, zum Reichsgehülfen an. Dieser Prinz, welcher bereits Deutscher König war, hatte zwar erst sein vierzehntes Jahr erreicht; allein er war von seinem Vater frühzeitig mit den Regierungsgeschäften, durch Mittheilung der Briefe und anderer Aufsätze, welche dieselben betrafen, bekannt gemacht worden. Er berief ihn also jezt nach Rom, wo er von dem Papste zum Kayser gekrönt wurde.

Bey eben diesem lezten Aufenthalte in Italien, bot sich dem Kayser eine Gelegenheit dar, seine Herrschaft auch bis auf den untern Theil dieses Landes, welcher noch zum Theil den Griechischen Kaysern, theils aber deutschen Fürsten und den Saracenen gehorchte, zu erweitern. Die Fürsten von Benevent und Capua begaben sich im Jahr 967. in seinen Schutz. Der Kayser zu Constantinopel, Nicephorus, welcher sie, ohngeachtet aller Schwäche seiner Regierung in diesen Gegenden, vor seine Unterthanen ausgab, bezeigte darüber seinen Verdruß. Er war lange schon über Otto den Großen unwillig, daß dieser sich die Kayserwürde, Rom und viele andere Städte zugeeignet hatte. Denn auf dieses alles machten die Griechischen Kayser alte Ansprüche, ob sie gleich seit zweyhundert Jahren ganz unvermögend waren, dieselben auszuführen. Nicephorus schickte Gesandten an den Kayser, deren Antrag eben die noch übrigen Besitzungen der Griechen in Italien betraf. Otto, welcher ihre Forderungen so wenig Willens war einzugehen, daß er sich vielmehr deutlich mercken ließ, er hoffte, wenn es zum Kriege mit den Griechen käme, ihnen noch Apulien und Calabrien dazu abzunehmen, trat doch mit diesen Gesand-

ten, sowohl wegen eines Bündnisses, als wegen einer Vermählung des jüngern Otto mit der Stieftochter des Griechischen Kayſers, Theophania, in Unterhandlung. Da dieſe einen guten Fortgang zu gewinnen ſchien, ſandte er ebenfals Geſandte nach Conſtantinopel, und ein anſehnliches Gefolge, welches die Braut ſeines Sohnes abholen ſollte. Allein die Griechen überfielen dieſe Geſandtſchaft plözlich auf dem Wege, brachten verſchiedene, welche dazu gehörten, um, und führten andere in die Gefangenſchaft. Dieſes verrätheriſche Bezeigen wurde vom Otto ſogleich gerächt. Seine Sächſiſchen Heerführer, Günther und Siegfrid, fielen in Calabrien ein, ſchlugen viele Griechen todt, und ſchickten eine Menge anderer mit abgeſchnittenen Naſen zurück. Er ſelbſt bemächtigte ſich einiger Städte in Apulien. Unterdeſſen wurde doch ein Stillſtand zwiſchen beyden Theilen getroffen, und Luitprand, Biſchof von Cremona, gieng im Jahr 968. als Geſandter des Kayſers, nach Conſtantinopel, um am Frieden zu arbeiten. Er wurde daſelbſt ſehr hart und ſchimpflich empfangen. Nicephorus wiederholte ſeine Forderungen und Beſchwerden: er verſprach ſogar dem Adelbert wider den deutſchen Kayſer Hülfe. Dieſer rückte daher abermals in das griechiſche Gebiete ein, wo er Eroberungen machte, und Verwüſtungen anrichtete. In dieſem Feldzuge des Otto gerieth ſein Heer über eine große Sonnenfinſterniß, welche am 22. December des Jahrs 968. vorfiel, in unglaubliches Schrecken. Eben diejenigen Soldaten, welche ſo viele Städte erobert, und ſo viele Völcker bezwungen hatten, verkrochen ſich jezt in Weinfäſſer, Kaſten und Wagen: ſie glaubten, der jüngſte Tage breche herein, und ein jeder wünſchte nur für die darauf folgende Nacht einen Schlupfwinckel zu finden. Mir wäre weit mehr daran gelegen, zu wiſſen, was bey dem Anblick dieſer

großen

großen Verfinſterung, in der Seele des Otto vor Bewegungen vorgefallen ſind. Vermuthlich wußte er ihre natürliche Urſachen eben ſo wenig als ſein Kriegsheer; aber, wenn ich ihn recht kenne, ſo erwartete er den Untergang der Elemente unerſchrocken. Sein Feldherr, der Herzog Pandolf von Capua, dem er die weitere Führung dieſes Kriegs überließ, war zwar unglücklich, und wurde ſelbſt gefangen; allein Otto erſetzte den erlittenen Verluſt nachdrücklich durch einen neuen Einfall. Mittlerweile kam Nicephorus durch eine Verſchwörung ums Leben; ſein Nachfolger, Johann Tzimiſces, erneuerte die Freundſchaft mit dem abendländiſchen Kayſer, und Theophania wurde im Jahr 972. die Gemahlinn Otto des Zweyten. Otto der Große wurde zugleich als Kayſer erkannt, und behielt die Oberherrſchaft über Capua und Benevent; den Griechen aber wurden ihre übrige Beſitzungen in den dortigen Gegenden gelaſſen.

Während daß der Kayſer die Italiäniſchen Angelegenheiten auf allen Seiten zu ſeinem Ruhme endigte, brachen in Deutſchland noch einige kleine Ueberbleibſale der alten Unruhen aus. Seine Abweſenheit machte den Grafen Wichmann, einen Neffen des Herzogs von Sachſen, Hermann, kühner als er jemals geweſen war. Er war ein ſehr tapferer Mann; aber, wie man es von ſo vielen andern ſagen kann, nur zum Schaden ſeines Vaterlandes, welches er zu wenig liebte. Aus Haß gegen ſeinen Oheim hatte er ſchon ehemals die Slaven aufgewiegelt, war überwunden, und vom Kayſer begnadigt worden. Jezt ſtand er dieſen Völckern in einem neuen Kriege, den ſie wider den Herzog und unter ſich ſelbſt führten, bey; er verlor aber darinne im Jahr 967. das Leben. Der Kayſer ſchenckte ſeine Güter ein paar Klöſtern; vielleicht hätte er mit

den Einkünften derſelben eine Anzahl Wittwen und Wayſen verſorgen ſollen, die es durch ſeine Kriege geworden waren. Einige Jahre darauf gerieth auch der Marckgraf von der Lauſiz, **Udo**, in einen Krieg mit dem Pohlniſchen Herzoge **Micislaus**. Die Sächſiſchen Kriegsvölcker erlitten dabey eine harte Niederlage. Otto ließ daher beyden Fürſten befehlen, ſich ſo lange friedlich gegen einander zu betragen, bis er aus Italien zurückkäme, und ihre Händel entſcheiden könnte. Er that dieſes auch würcklich zu Quedlinburg, im Jahr 973. kurz vor ſeinem Tode.

So wurde die ganze Regierung des Otto durch unaufhörliche Kriege, Empörungen und Zwiſtigkeiten in einem ungeſtümen Lauf fortgetrieben. Kaum hatte er endlich eine, dem Anſchein nach, dauerhafte Ruhe erlangt, als er den Todt ſich nähern ſah. In den kurzen Zwiſchenräumen, da er gleichſam ſtille ſtehen, und auf den innern Wohlſtand des Reichs bedacht ſeyn konnte, fand er immer noch Zeit genug zu vielen heilſamen oder doch wohlgemeinten Anſtalten. Er übergab die Provinzen deſſelben ſolchen Fürſten, auf welche er das beſte Vertrauen zu ſetzen berechtiget war: und wenn ſie ſeine Erwartung hintergiengen, ſo war ſeine Wahl bald verbeſſert; ja ſein Betragen gegen ſie, änderte oft ihre Gemüthsart zum Vortheil des Vaterlandes. Man ſieht inſonderheit, daß er ſie in einer gewiſſen Abhängigkeit zu erhalten geſucht hat, welche ihn in den Stand ſezte, ſie nach ihren Verdienſten zu gebrauchen. Alle deutſche Herzoge und Grafen waren zu ſeiner Zeit noch nicht viel mehr als Statthalter des Kayſers; obgleich einige ſich dem Anſehen würcklicher Landesherren näherten, oder zu nähern verſuchten. Er durchreiſte das Reich häuffig: ſeine Gegenwart half die gute Ordnung, ſo viel es eine ganz kriegeriſche Regierung zuließ, erhalten oder wieder herſtellen. Er

konnte

konnte zwar die Befehdungen und Ausschweifungen der Privat-Rache bey einer Nation, die fast beständig den Degen in der Hand führte, nicht ausrotten; aber er mißbilligte und bestrafte sie. Noch weniger war dieses die Zeit, da er neue Gesetze hätte geben; oder die alten mehr nach den natürlichen Rechten und Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft hätte einrichten können. Die Verordnungen oder Capitularien der Fränckischen Könige kamen in Abnahme; man bestimmte jezt das Recht nur nach Gewohnheiten oder Aussprüchen der Richter. Zuweilen aber kamen so streitige Fälle vor, daß Otto glaubte, sie könnten nicht würdiger entschieden werden, als durch einen Eydschwur, oder Zweykampf. Von dieser leztern Art sieht man ein merckwürdiges Beyspiel auf dem Reichstage zu Stella, welchen er im Jahr 942. halten ließ. Man war uneinig, ob Kinder, deren Eltern gestorben waren, die aber noch ihre lebende Großeltern hatten, von diesen leztern erben könnten? oder ob sie die Erbschaft derselben den Brüdern ihrer Eltern überlassen müßten, weil sie nicht als unmittelbare Söhne zu betrachten wären? Der Kayser befohl, daß beyde Theile eine Anzahl Kämpfer stellen, und sich durch dieselben um ihr Recht schlagen sollten. Dieses geschah, und die Parthey der Enckel behielt die Oberhand. Otto scheinet dabey, nach der Denckungsart seines und der frühern Jahrhunderte, darauf Rechnung gemacht zu haben, daß Gott die gerechtere Parthey selbst unterstützen, und sie im Zweykampfe nicht unterliegen lassen werde. Ich weiß aber überhaupt nicht, ob es viel gewagt seyn würde, wenn man in dem vielleicht nicht seltenen Falle, da über eine fast offenbare Ungerechtigkeit der Gesetze oder der Richter, zuweilen auch über die anstößige Verschiedenheit in den Meinungen der Rechtslehrer bey wichtigen Streitigkeiten geklagt werden kann, es beyden Partheyen erlaubte, ihre

Anforderungen mit den Waffen, nur nicht mit ihrem Leben, zu behaupten. Doch die Dienſte, welche Otto den Geſezen nicht leiſten konnte, weil ſie Kinder des Friedens ſind, der ihn faſt niemals beſuchte, erwies er ſeinen Unterthanen durch Beſchüzung ihrer gewiſſeſten Rechte. Er verſchönerte auch manche Gegenden von Deutſchland durch ſeine Wohlthaten, vor allen aber die Stadt Magdeburg. Seine erſte Gemahlinn hatte dieſelbe zu ihrem Leibgedinge bekommen. Er ſelbſt warf ſo viele Liebe auf dieſe Stadt, daß er ſie zu ſeinem Hauptſize machte, ſie erweiterte und befeſtigte, mit Vorrechten, Freyheiten, Stiftungen und öffentlichen Gebäuden bereicherte. Die Einwohner von Magdeburg erinnern ſich noch täglich bey ſeiner Bildſäule zu Pferde, welche ſie auf ihrem Marckte vor den Augen haben, an dieſen zweyten Stifter und Wohlthäter ihrer Stadt. Seine Regierung iſt auch noch durch die Entdeckung der erſten Silber-Gruben in Deutſchland auf dem Harze, merckwürdig geworden. Allein die Ausmünzung des Geldes ſelbſt bekam niemals eine ſchlechtere Geſtalt: und die ſogenannten Blech- oder Hohl-Münzen, welche damals aufkamen, ſcheinen gleichſam das Gepräge eines an Ruhe und Kunſt armen Zeitalters an ſich zu führen. Auch die wenigen geſchickten Künſtler konnten damals nicht unterſtüzt werden.

Noch weit mehr als auf alle dieſe Theile der Staatsverwaltung hatte Otto, mitten unter ſo vielen Kriegen, ſeine Sorgfalt auf die Religion, Kirche und Geiſtlichkeit zu wenden gewußt. Nach ſeinen Siegen über heydniſche Völcker, war die Annehmung des chriſtlichen Glaubens faſt immer, wenn es möglich war, eine von den Bedingungen des Friedens, den er ihnen vorſchrieb. Um die Ausbreitung und Erhaltung deſſelben deſto mehr

bey

bey ihnen zu versichern, legte er in ihren Ländern eine Anzahl Bißthümer an: und diese dienten zugleich dazu, daß die neuen Christen durch eine Art von geistlicher Furcht in der Unterwürfigkeit gehalten wurden. Sein Vater war eher gestorben, als er unter den überwundnen und bekehrten Wendischen Völckern im Meisner Lande Bißthümer, wie er sich vorsezte, hatte errichten können. Otto stiftete also zuerst im Jahr 938. das Bißthum Meisen, und im Jahr 968. die Bißthümer zu Merseburg und Zeitz, welches leztere in der Folge nach Naumburg verlegt wurde. Eben so sezte er unter den übrigen Slavischen Nationen, die Bischöfe zu Brandenburg im Jahr 939. zu Havelberg im Jahr 946. und zu Altenburg in Wagrien (oder im jezigen Holsteinischen,) im Jahr 956. ein. Das Bißthum zu Posen in Pohlen ist ebenfals von ihm im Jahr 967. angelegt worden. Aus allen diesen neuen Stiftern, das einzige Altenburgische ausgenommen, welches an den Erzbischof von Hamburg gewiesen, und nachher nach Lübeck verlegt wurde, wollte Otto ein ansehnliches geistliches Gebiet für ein neues Erzbißthum errichten, und sein geliebtes Magdeburg wurde zu dem Sitze desselben bestimmt. Er fand dabey anfänglich einige Schwierigkeiten, weil weder der Bischof von Halberstadt, in dessen Kirchensprengel Magdeburg lag, noch sein Metropolitan, der Erzbischof von Maynz, in diese Erhebung willigen wollte. Endlich wurde dieses neue Erzbißthum im Jahr 968. eingeweiht; es erhielt den Primat oder den obersten Rang unter den Stiftern in Deutschland, und wurde von dem Kayser mit ungemein vielen Gütern beschenckt. Alle diese deutschen Stifter des Otto sind seit zweyhundert Jahren nach und nach in weltliche Besizungen unserer Fürsten verwandelt worden, nachdem man wieder eingesehen hat, daß die christliche Gemeine

nicht von reichen, mächtigen und fürstlichen Prälaten; sondern von Lehrern, die im Mittelstande den sicherſten Weg zu einem tugendhaften Beyſpiel finden, regiert werden müſſe. Otto belehnte auch den erſten Biſchof zu Prag, deſſen Bißthum der Herzog Boleslav II. im Jahr 966. aufrichtete: und von den Bißthümern, welche er in Dänemarck geſtiftet hat, iſt bereits oben Nachricht ertheilt worden. Verſchiedene Abteyen, Kirchen und Klöſter haben ihm gleichfals ihren Urſprung zu dancken. Er brachte die Abtey Quedlinburg im Jahr 937. völlig zu Stande. In eben dieſem Jahre legte er zu Magdeburg ein Benedictiner-Kloſter an, welches er mit fürſtlichen Einkünften und Rechten überhäufte; er nahm ſie aber demſelben nachmals größtentheils, um ſie dem neuen Erzbißthum zu ertheilen. Die Benedictiner bekamen ein anderes Kloſter auf einem kleinen Berge nahe bey Magdeburg; und von dieſer Veränderung ſchreibt ſich das berühmte Kloſter Bergen her, das ſchon lange weit gemeinnüzigere Abſichten erfüllt, als ihm der gute Kayſer zugedacht hatte, und in welchem ich ſelbſt, (wenn es erlaubt iſt, dieſes hinzuzuſezen,) den erſten beſſern Geſchmack an den Wiſſenſchaften gefaßt habe. Hier darf ich auch eines der vornehmſten Wercke des Otto, und eines der ſchönſten Denckmäler der alten Bauart, die Domkirche zu Magdeburg, nicht vorübergehen. Zwar die von ihm erbauete Kirche iſt nicht lange nach ſeinen Zeiten verbrannt, und die ſich jezt ſo prächtig und ehrwürdig erhebt, ſchreibt ſich aus dem dreyzehnten Jahrhunderte her. Aber doch ruhen noch ſeine Gebeine in derſelben neben dem Körper ſeiner erſten Gemahlinn. Als ich im Jahr 1751. bey ſeinem Grabmahl ſtand, welches in den neuern Zeiten etwas verändert worden iſt, war es bloß der Nahme eines alten Kayſers, der mich einige Augenblicke aufmerckſam machte; ich ſah nur, wie

es

es den meisten zu gehen pflegt, welche dahin kommen, den Fürsten vor mir liegen, der eine große Kirche gebauet hat: jezt, da ich den Otto kenne, würden mich die Betrachtungen über seine Geschichte länger an einem Orte zurückhalten, wo eine solche Größe in so wenigen Staub aufgelöset ist.

Die Geistlichkeit allein wäre berechtigt gewesen, ihn aus Danckbarkeit den Großen zu nennen: denn seine Freygebigkeit gegen sie war königlich. Von ihm kommen hauptsächlich die ungemeinen Reichthümer und die daraus entstandene Macht der deutschen Clerisey her. Mit einer Art von Verschwendung schenckte er den Erzbischöfen und Bischöfen ganze Herzogthümer und Grafschaften, und den Klöstern eine Menge von Städten, Dörfern, und landesherrlichen Vorrechten. Er wollte, daß die größern Geistlichen den weltlichen Fürsten in nichts nachstehen, und noch gewissermaassen den Vorzug vor diesen haben sollten. Es ist glaublich, daß ihn außer den Trieben der Frömmigkeit, auch ein besonderes Vertrauen auf die Geistlichkeit, dazu bewogen habe, sie durch so außerordentliche Gaben und Erhöhungen gleichsam außer den Kreis ihrer einzigen wahren Bestimmung zu ziehen. Die meisten Herzoge und andere große deutsche Herren seiner Zeit hörten nicht auf, seine Regierung zu beunruhigen. Allein die Geistlichen blieben ihm weit unterthäniger, und er konnte auch hoffen, daß Leute, welche das Beste der Religion, die Bekehrung der Heyden, die Beförderung der Gottseeligkeit, zu ihrem vornehmsten Endzwecke machten, in der Treue gegen ihn und seine Nachfolger niemals wancken würden. Diese Erwartung schien desto gegründeter zu seyn, je genauer ein unverheyratheter Geistlicher, der seine Gewalt und seine Schätze, nicht wie weltliche Fürsten, seinen Erben hinterlassen

lassen kann, mit dem Staate und dessen Oberhaupte verbunden ist. Allein die folgenden Jahrhunderte haben gelehret, wie übel die Wohlthätigkeit des Otto bey dem geistlichen Stande angelegt worden sey.

Er war unterdessen doch immer Herr über denselben: und weit gefehlt, daß er die Geistlichen durch so viele Bereicherungen und Vergrößerungen ihres Ansehens, von sich unabhängig hätte machen wollen, übte er vielmehr alle Rechte, die einem Landesherrn zustehen, an ihnen aus. Die Bischöfe zu Rom hatten schon lange, unter Begünstigung schwacher Regenten, und unruhiger, abergläubischer Zeiten, einen großen Anfang gemacht, geistliche und weltliche Fürsten zu werden. Otto aber führte sie zum Theil in ihre alte Gränzen zurück; er behauptete die Aufsicht bey ihrer Wahl, das Recht sie zu bestätigen, die oberste Herrschaft über Rom, und über ihre Personen selbst; er ließ diesen bischöflichen Thron niemals durch übelgesinnte und unruhige Personen besteigen; sezte diejenigen ab, welche es wider seinen Willen thaten; bestrafte die Päpste mit Zuziehung ihrer geistlichen Mitbrüder, doch so, daß er sich stets die höchste Gewalt dabey vorbehielt; und er blieb ihnen fürchterlich, ohne sich jemals ungerecht gegen sie zu bezeigen. Die übrige Geistlichkeit durfte sich den Befehlen des Kayserς noch weit weniger entziehen. Er belehnte die Bischöfe und Aebte mit dem Ring und Stab, und also selbst mit den Zeichen ihrer geistlichen Gewalt. Die Bischöfe waren verbunden, ihn entweder selbst auf seinen Feldzügen mit den Soldaten aus ihrem Gebiete zu begleiten, oder doch diese zu stellen. Er entschied nicht nur die streitigen Wahlen dieser Prälaten, und bestätigte sie, wenn sie ihm anders gefielen; sondern er sezte auch manche aus eigenem Gefallen ein, richtete ihre Streitigkeiten, nahm

ver-

verſchiedenen, wegen eines üblen Verhaltens, ihre Würde, oder belegte ſie mit Strafen. Der erſte Erzbiſchof von Magdeburg hatte den Herzog von Sachſen, Hermann, mit eben ſolchen Ehrenbezeigungen aufgenommen, als man dem Kayſer zu erweiſen pflegte. Dafür mußte er zur Strafe eben ſo viele Pferde liefern, als er bey der Ankunft deſſelben Kronleuchter hatte anzünden, und Glocken läuten laſſen. Die Erzbiſchöfe brauchte Otto zu ſeinen Erz-Canzlern, und, wenn er in Italien gegenwärtig war, ließ er ebenfals durch Biſchöfe dieſes Amt verſehen, zu deſſen Ausübung ſich ſeine kriegeriſche Hofleute nicht ſchickten. Er war bey vielen Kirchenverſammlungen zugegen, und beſtätigte die Schlüße derſelben. Inſonderheit aber ſchränckte er die Herrſchſucht der großen Geiſtlichen dadurch ein, daß er ihnen ſogenannte Vögte (advocatos) an die Seite ſetzte. Dieſe Schutzherren der Stifter und Klöſter waren anſehnliche weltliche Herren, welche dieſelben nicht allein gegen alle Gewalt vertheidigen, ſondern auch ihre bürgerliche obrigkeitliche Gerichtsbarkeit verwalten, die Aufſicht über ihre Güter und Einkünfte führen, und bereit ſeyn mußten, dem Kayſer davon Rechenſchaft abzulegen. So behielt unter andern Otto die Stifts-Vogtey von Quedlinburg ſeiner Familie auf immer vor. Die Geiſtlichkeit ſah dieſe Anſtalt, welche ſich ſchon von Karln dem Großen herſchreibt, als ein Joch an, durch welches ſie mehr als ſie wünſchte, der oberſten Gewalt der Kayſer unterworfen blieb: und ſie hat es endlich von den Zeiten Friedrichs des Zweyten an, im dreyzehnten Jahrhunderte, abzuſchütteln gewußt.

Am wenigſten konnte Otto den Wiſſenſchaften einige Aufmerckſamkeit wiedmen: ſeine große Unternehmungen ließen ihm keine Muße dazu übrig; und die Zeit,

Zeit, zu welcher er lebte, munterte ihn durch keine besondern Reizungen dazu auf. Gleichwohl hat er sie nicht gänzlich versäumet. Bey seiner Erziehung war daran so wenig gedacht worden, daß er erst nach dem Tode seiner ersten Gemahlinn lesen lernete. Er brachte es so weit, daß er die lateinische Sprache verstand, aber doch nicht sprach: er konnte auch die sogenannte Romanische, eine Ausartung des Lateinischen, woraus die Französische Sprache entstanden ist, und die Slavische reden; allein er bediente sich ihrer selten. Bey einer so geringen Kenntniß war er doch den Gelehrten günstiger, als es die meisten kriegerischen Helden zu seyn pflegen. Diesen Geschmack brachte ihm sein Bruder, der Erzbischof von Cölln, Bruno bey, welcher damals der gelehrteste Prälat von Deutschland war. Otto zog ihn an seinen Hof, so bald er König geworden ward, und machte ihn zu seinem Canzler und Erz-Caplan. Mit der Verwaltung dieser Würden verband Bruno die Untersuchungen in den Wissenschaften beständig. Da er dem Hofe von einem Orte zum andern nachfolgte, so führte er immer eine kleine Bibliothek mit sich, die aus griechischen und lateinischen Schriftstellern bestand; verschiedene Gelehrte begleiteten ihn: und mit diesen stellte er öfters Unterredungen über allerhand Theile der Gelehrsamkeit an, denen Otto selbst bisweilen beywohnte. Auch in dem Eifer, mit welchem die Wissenschaften, so weit sie nemlich damals reichten, unter der Regierung dieses Kayſers in manchen Bischöflichen und Kloster-Schulen, unter andern zu Corvey, Reichenau, Cölln, Würzburg, und selbst in dem Nonnen-Kloster Gandersheim getrieben wurden, sieht man Spuren genug, daß er dieselben befördert habe.

Unter allen diesen Beschäftigungen erreichte Otto das Ziel seines Lebens in dem Kloster Memleben, an der

der Unstrut, am 7 May des Jahrs 973. Er hatte mit seiner ersten Gemahlinn, Editha, der Tochter des Königs von England Eduard I. den Ludolf, Herzog von Schwaben, und die Luitgard, welche Conrads, Herzogs von Lothringen, Gemahlinn wurde, gezeugt; sie starben aber beyde vor ihm. Aus seiner zweyten Ehe hingegen mit der Adelheid, einer Tochter Rudolphs II. Königs von Burgund, und Wittwe des Italiänischen Königs Lotharius, hinterließ er seinen Nachfolger in der Regierung, Otto den Zweyten, und eine Prinzeßinn, Mathildis, welche Aebtißinn von Quedlinburg geworden ist. Adelheid wurde von ihm vorzüglich geliebt; selbst an den Regierungs-Geschäften bekam sie einen beträchtlichen Antheil. Sie hat ihm auch, allem Ansehen nach, sehr viel Wohlwollen und freygebige Gesinnungen gegen die Geistlichkeit beygebracht: denn sie selbst war eine ungemeine Freundinn derselben. Man zählt eine Menge Stiftungen von Klöstern und Schenckungen an die Kirchen, welche von ihr herrühren. Diese haben ihr vermuthlich mehr als die Wunder, welche ihr die Leichtgläubigkeit der ältern Zeiten zuschrieb, das Recht erworben, unter die Heiligen der Römischen Kirche zu kommen. Wenn sie bey dem Kayser, auch in den öffentlichen Angelegenheiten des Staats einen ungewöhnlich großen Einfluß behauptet hat: so rechne ich ihm dieses nicht bloß als eine der verzeihlichsten Schwachheiten, sondern als eine rühmliche Theilung seiner Gewalt und Herablassung zu freundschaftlichen Rathschlägen, an. Die Fürsten sezen, bey der Regierung ihrer Länder, auf Staatsbediente, an denen sie Einsichten und einen patriotischen Geist gefunden haben, ein oft unumschränctes Vertrauen. Warum sollten sie desselben nicht eben so sehr eine Gemahlinn würdig halten, so bald sie ihrer Liebe und Klugheit versichert sind? Aber von ihr gänzlich

lich beherrſcht zu werden, ſcheint eben ſo wenig rühmlich zu ſeyn, als wenn ſie völlig unter dem Einfluße ihrer Staatsbedienten ſtehen.

Nun betrachte man ein ſolches Leben als Otto geführt hat: hier Brüder, dort einen Sohn und Eydam; um ihn herum Böhmen, Slaven, Ungarn, Lothringer, Franzoſen, Dänen, und Italiäner; einheimiſche und auswärtige Feinde; alle überwunden, überall Ruhe und Recht hergeſtellt; für die Religion und den Staat nach beſtem Wiſſen geſorgt; faſt keinen ungeſchäftigen und unnüzen Tag in einer Regierung von ſieben und dreyßig Jahren, und eine immerwährende Aufopferung zum gemeinen Wohl. Alsdenn wird man ſagen: er hat doch große Dinge gethan, und alle ſeine Kräfte erſchöpfet, um ſeine Beſtimmung zu erfüllen, wenn ſie ihn gleich noch mehr zum Schrecken der Völcker, als zu ihrem Seegen, ſezte. Aber, wenn wir ſein Verdienſt und ſeinen wahren Ruhm ganz kennen wollen, ſo iſt es nicht genug zu wiſſen, zu was vor Thaten ihn die Umſtände ſeiner Zeit und ſein ihnen gemäſſer Muth, fortgeriſſen haben; man muß auch ſehen, mit welchen Empfindungen und Abſichten er dieſelben verrichtet; was er noch vor andere Fähigkeiten unter den Menſchen habe blicken laſſen, die nicht völlig wirckſam werden konnten, und wodurch er ſich von dem gemeinen Eroberer unterſcheide.

Seit Karln dem Großen hatte kein ſo würdiger Fürſt über Deutſchland geherrſcht, als Otto: und beyde haben ſo vieles mit einander gemein, daß es nicht unwahrſcheinlich iſt, der leztere habe ſich den erſtern zum Muſter vorgeſezt. Eine lange, aber unruhige Regierung, und in jedem Zeitraum, welchen die auf einander folgende Kriege ledig ließen, ſehr lebhafte Bemü-

mühungen, der Kirche und dem Staate, nach allen ihren Bedürfnissen, aufzuhelfen: dieses macht kurz die Geschichte von beyden aus. Was Karl in Ansehung seiner Gesetze und weisen Anstalten im gemeinen Wesen, insbesondere aber auch derjenigen, welche er zur Aufnahme der Wissenschaften getroffen, voraus hat, kommt, wenn ich richtig urtheile, von seiner etwas häufigern Muße, von seinen mehr erleuchteten Zeiten, und vielleicht am meisten davon her, weil er im Ganzen angesehen, ein größerer Geist, als Otto, war. Aber in den Eigenschaften des Herzens scheinet Otto hinwiederum den Vorzug zu behaupten. Karl brachte die Kayser-Crone auf die Fränckische Monarchie; Otto stellte sie wieder her, und verband sie mit dem deutschen Königreiche. Jener bahnte sich den Weg dazu durch die Zerstörung des Langobardischen Reichs in Italien; dieser durch die Ueberwindung des Berengars, welcher die Langobardische Crone trug. Beyde wurden nach Italien gerufen; waren tapfer, schnell in ihren Unternehmungen, und siegreich. Beyde legten den Völckern, welche sie durch Kriege bezwangen, die christliche Religion als ein Gesez auf; aber Otto mit größerer Mäßigung. Er sowohl als Karl, ehrte und beschenckte die Geistlichkeit überaus freygebig, aber hielt sie zugleich in den gebührenden Schrancken: beyde stifteten auch viele Bißthümer, und liebten die Religion aufrichtig. Doch kannte sie Karl so wie auch die Gelehrsamkeit, weit besser als Otto. Endlich regierten beyde mit einem Ansehen, an welchem ihnen bis auf Karln den Fünften wenige Kayser gleich gekommen sind.

Otto fand den Weg, welchen er betreten sollte, nicht ganz ungebahnt. Sein Vater Heinrich hatte ihm nicht nur ein Beyspiel hinterlassen, das von allen

Seiten nachahmungswürdig war, und ihm gleichsam in der Ferne gezeigt, was noch für ihn zu thun übrig bleibe; sondern er hatte ihm auch durch seine vorsichtige Einrichtungen die dazu nöthigen Mittel erleichtert. Man hat ihn mit Philipp von Macedonien verglichen, weil er eben so wie dieser, seinem Sohne geübte Kriegsvölcker bildete, mit welchen derselbe größere Unternehmungen, als er selbst, ausführen konnte. Ich bekümmere mich hier um die Aehnlichkeit dieser beyden Könige nicht, welche kaum in dem angeführten Umstande sehr sichtbar ist; aber, wenn man ihre Söhne neben einander stellt, so gebe ich es niemals zu, daß sie deswegen in Eine Classe gesezt werden, weil sie beyde den Nahmen der Großen führen. Alexander war ein tapferer und glücklicher Verwegener, unersättlich in der Begierde, ein Bezwinger von Völckern, von mehr als einem Welttheile zu werden; er maaß seine Angriffe nicht nach Recht und gegründeten Ansprüchen ab; sondern sezte sie in einer unsinnigen Hitze bis an das äusserste Ende Asiens fort: und er wurde oft selbst von seinen Lastern überwunden. Otto ist durch seine Thaten in der Geschichte eben so berühmt geworden, als er, oder er sollte es doch seyn; aber er hat sich weit über alle diese Arten des Tadels erhoben.

Das ist eben der Ruhm, der seltenere Glanz des deutschen Helden, kein Krieger aus Neigung gewesen zu seyn, und mitten unter Schlachten und Siegen doch den sanftesten Charakter beybehalten zu haben. Die Nachwelt, die Fürsten, welche noch kommen sollen, können es nicht genug hören: Otto hat sein ganzes Leben hindurch gekriegt; aber — er hat lauter gerechte Kriege geführt: er hat sie nicht gesucht, nicht mit sinnreicher Fruchtbarkeit an Vorwänden und Ursachen, hervorwachsen lassen; sondern als unvermeidliche Uebel ergriffen,

griffen, und immer zu ihrer Endigung fortgeeilet. Wenige also sind unter den Eroberern, die es verdienten, mit ihm verglichen zu werden. Man sehe von einer so großen Menge nur Ludwig den Vierzehnten an; er hat hauptsächlich wegen seiner glücklichen Kriege den Nahmen des Großen erlangt: viele edle Handlungen und Anstalten hätten ihn desselben würdiger gemacht; aber alle seine Kriege, vielleicht nur den lezten ausgenommen, waren ungerecht.

Die Eroberung von Italien und die Erwerbung der Kayserlichen Würde leuchtet, wie man gesehen hat, unter den Thaten des Otto insonderheit hervor. Nach der herrschenden Gewohnheit der Geschichtschreiber, würde man beydes auch alsdenn mit ausnehmenden Lobsprüchen belegen, wenn er es, ohne ein Recht daran zu haben, bloß durch kühne Tapferkeit zu Stande gebracht hätte. Allein ein großer Mann ist immer gerecht, und ohne diese Eigenschaft können ihm auch die glücklichsten und schimmerndsten Unternehmungen nicht für Ehre gereichen. Otto wurde von der verfolgten Erbinn des Italiänischen Königreichs, und von den unterdrückten Einwohnern nach Italien gerufen; er hatte dabey noch die Ansprüche des deutschen Reichs zu unterstüzen: und was er schon als Beschüzer verdiente, wurde ihm noch durch die freywillige Ergebenheit der Gemüther zu Theil. Er bediente sich auch dieser neuen Hoheit mit vielem Glimpf; und befestigte sie durch Klugheit, oder, wo es nöthig war, mit den Waffen. Daß diese Verbindung Italiens mit Deutschland die folgenden Kayser gezwungen hat, viele beschwerliche Züge in jenes Land vorzunehmen; daß darunter der innere Wohlstand von Deutschland gelitten; daß die Kayser bey diesen Gelegenheiten von manchen Päpsten die unanständigste Begegnung erfahren, und endlich ihre

Macht in Italien, und sonderlich über Rom, schimpflicher eingebüßt haben, als ihnen die Behauptung derselben eine Zeitlang rühmlich war; alles dieses kann man nicht ohne große Unbilligkeit dem Otto vorwerfen. Bey ihm war die Oberherrschaft über Italien kein leerer Titel, um den man sich, einer eingebildeten Ehre zu Gefallen, stets wieder von neuem hätte streiten müssen. Sein Ansehen war daselbst völlig gegründet; er hatte den Eingang von Italien in seiner Gewalt; viele deutsche Herren, auf deren Treue er sich verlassen konnte, waren von ihm an statt der großen Stände in diesem Lande, mit geringern Lehen versehen worden: er würde auch, allem Ansehen nach, noch andere kräftige Anstalten, um Italien im Gehorsam zu erhalten, getroffen haben, wenn er länger gelebt hätte. Seine meisten Nachfolger hingegen hatten wenig von der Stärke seines Geistes: und zu ihren Fehlern kamen Unglücksfälle, aus denen sie sich nicht, wie er, herausziehen konnten. Selbst die Vortheile, nicht bloß der Ruhm von Deutschland, wurden dadurch vermehrt, daß Otto sich Italien unterwarf. Wenn man seinen Maaßregeln hierinne gefolgt wäre: so würde unser Vaterland den Einfluß der römischen Bischöfe in seine geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, niemals so sehr zu seinem Schaden empfunden haben.

Otto besaß alle Eigenschaften eines großen Feldherrn: Unerschrockenheit und Tapferkeit; standhaften Muth in den verworrensten und gefährlichsten Umständen; die Geschicklichkeit kluge Entwürfe zu Feldzügen zu machen; ungemeine Geschwindigkeit in der Ausführung derselben; Gegenwart des Geistes, die von allen Zufällen Gebrauch zu machen weiß; und die Gewißheit der Liebe und des Vertrauens von seinem Heere. Aber indem ich sehe, daß so anhaltende Kriege und

Un-

Unruhen seine Seele niemals mit einer harten und rauhen Schale umzogen haben, wie sie es bey vielen andern fast unmerklich thun: so liebe ich ihn desto mehr. Sein gütiges Herz blieb sich immer gleich. Er war nach seinen Siegen und gegen seine heftigsten Feinde eben so gnädig, gelind und versöhnlich, als gegen kleine Versehen seiner Freunde; bisweilen sogar nachgebender, und bereitwilliger, Beleidigungen zu vergessen, als es seiner Sicherheit zuträglich war. Ob er gleich das Schwerdt wenig aus den Händen legen durfte; so war er doch immer friedliebend. Es fehlte ihm nicht an Ehrgeiz; aber daß er ihn nicht bloß auf Eroberungen gerichtet habe, beweiset die großmüthige Freygebigkeit, mit welcher er dieselben vertheilte. Sein festes Verharren bey gefaßten Entschließungen, (eine der männlichsten Tugenden;) seine treue Beobachtung von Bündnissen und Freundschaften, und die lebhafteste Danckbarkeit, welche er diejenigen empfinden ließ, die sich um ihn verdient gemacht hatten, sind noch einige der gefälligsten Züge zu seinem Bilde. Wie es möglich gewesen sey, daß man in den neuesten Zeiten auf den Argwohn habe gerathen können, Otto müsse etwas Widerliches an sich gehabt haben, weil er so vielen mißfallen, sich so viele Feinde zu machen gewußt habe, wie man sagt, ist mir nicht völlig erklärbar. Der gütigste Fürst kann durch sein sanftes und versöhnliches Betragen eine Menge unruhiger Köpfe aufmuntern, sich ihm zu widersezen, weil sie entweder nicht genugsam erhoben und belohnt zu seyn glauben; oder eben dieses von ihm zu erzwingen hoffen. Das so kriegerische Zeitalter des Faustrechtes, in welchem Otto lebte, und die getheilte Aufmerksamkeit, welche er, mit den Waffen in der Hand, auf alle Seiten wenden mußte, machen es noch begreiflicher, warum so viele in seiner Familie, und unter seinen Großen, die Ruhe seiner Regierung

gestört haben. Aber schon das einzige ist zur Widerlegung jenes Verdachtes hinreichend, daß ihn seine würckliche Geschichte als einen sehr gütigen und nachgebenden Fürsten darstellt.

Die einzige schwache Seite dieses großen Fürsten ist seine Denckungsart über die Religion. Er war überaus wohlgesinnt gegen dieselbe; aber er kannte sie zu wenig. Und man sieht nicht, wer sie ihn hätte kennen lehren sollen. Nicht die Geistlichkeit, von welcher ihre Verfälschung allein herrührte. Wenn sie gleich die meisten Hauptheile derselben hatte stehen lassen; so hatte sie doch die Ausübung derselben fast auf lauter neuersonnene Vorschriften gebauet, welche ihr einträglich waren, aber die christliche Tugend auf äusserliche Kleinigkeiten zogen, und zum Theil entehrten. Der Eifer des Otto um die Ausbreitung des Glaubens, seine Begierde der Kirche zu dienen, und die gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten, alles dieses zeigt einen tiefen Grund von Religion in seinem Herzen an. Doch seine Frömmigkeit war sehr oft nichts als Aberglauben. Man hatte schon lange die Meinung eingeführt, daß man sich bey Gott durch nichts beliebter machen könne, als wenn man seinen Dienern, den Geistlichen, und sonderlich den Mönchen, ungemein viel schenckte, eine Menge Gebäude aufrichtete, wo er eifrig verehrt würde, und durch eben solche Zeichen der Ehrfurcht und Freygebigkeit sich den Heiligen zu empfehlen suchte. Daher hielt Otto, welcher dieses aufrichtig glaubte, und königlich ins Werck sezen wollte, weder Maaß noch Ziel in der Stiftung gottesdienstlicher Oerter, in der Austheilung von liegenden Gründen, Einkünften und Rechten, an jene scheinheilige Schleicher. Man kann sich nicht enthalten zu lächeln, wenn man

sieht,

sieht, wie viel er bloß dem heiligen Märtyrer Moriz zu Magdeburg, das heißt, dem Kloster und nachmahligem Erzbißthum daselbst, geschenckt hat. Die Mönche, welche keine Vollmacht aufweisen konnten, daß sie so viele Reichthümer im Nahmen dieses Heiligen in Besiz nehmen sollten, gaben dem Otto desto gewissere Versicherungen, daß er sich dadurch im Himmel ein ungemeines Verdienst erwerbe. Da er dieses gar nicht in Zweifel zog: so glaubte er nicht genug von seinen Besizungen, die er ohnedieß bald verlassen mußte, an Leute, welche bey Gott und bey den Heiligen so viel galten, weggeben zu können. Diese falsche Andacht des Otto, die aber damals unumschränckt in der Christenheit regierte, hat selbst seine Staatsklugheit erstickt. Die Gewalt seiner gottseeligen Empfindungen hinderte ihn einzusehen, wie gefährlich es sey, Leute, die durch ihren Stand von der Welt abgesondert sind, in dieselbe hineinzuziehen; die ihnen angemessene Gleichgültigkeit gegen Macht, ausnehmende Ehrenbezeigungen und Schätze, in Ehrgeiz, Herrschsucht und Geldbegierde zu verwandeln, und sie ganz vergessen zu machen, was sie sind und seyn sollen. Ihre Sitten wurden nicht nur dadurch verdorben; sondern sie wurden auch nach und nach für die Ruhe von Deutschland und das Ansehen der Kayser fürchterlich. Die Nachfolger des Otto haben die traurigen Wirkungen davon erfahren. An ihnen sind die unermeßlichen Wohlthaten desselben gegen die Geistlichkeit, von dieser mit der strafbarsten Undanckbarkeit belohnt worden. Wenn man ihn hier entschuldigen will: so muß man seine Ergebenheit gegen die Religion, seine liebenswürdige Gutherzigkeit, die finstern Begriffe seiner Zeit, und endlich auch die Absicht, welche er niemals vergessen hat, diejenigen, welche er groß und sehr begütert machte, doch in der Unterwürfigkeit zu erhalten; man muß alles dieses mit ein-

ander verbinden: und doch wird man ihn von einer dabey begangenen Unvorsichtigkeit nicht frey sprechen können. Man hat vergebens in den neuesten Zeiten zu beweisen gesucht, er sey nicht abergläubisch gewesen, weil er doch Herr über seine Geistlichen geblieben sey. Andere Kaiser nach ihm sind freylich weit abhängiger von der Geistlichkeit gewesen; allein schon das war Abhängigkeit von derselben, daß er die Begriffe einer ausgearteten Gottseeligkeit von ihr nehmen mußte: und wenn diese nicht Aberglauben, das heißt eigenmächtig verunstaltetes Christenthum, heißen soll, so weiß man nicht, wo derselbe zu suchen sey.

Wie er vor den Augen der Welt erschien, so war er auch in seinem täglichen Leben und Umgange: gütig und edel. Seine Familie hatte an ihm den liebreichsten Ehemann, Vater, Bruder und Sohn. Er wurde zwar einmal gegen seine Mutter mit falschen Beschuldigungen aufgebracht, und hielt es zum Besten des Staats vor nothwendig, ihr in einem Kloster den Aufenthalt anzuweisen; kaum aber sah er, daß man ihn hintergangen hatte, als seine Reue und das ehrerbietigste Bezeigen gegen sie, der kindlichen Liebe von neuem ihren Lauf gaben. Sein Ansehen war majestätisch; seine Lebensart überaus mäßig, und nur an gewissen feyerlichen Tagen prächtig. Er bediente sich niemals einer fremden Tracht, und fand an Ritterspielen und Jagden seine vornehmste Belustigung. So viele Würde und Tugend breitete sich zugleich über seinen ganzen Hof aus, an welchem jede Art von Ausschweifungen unbekannt war.

Nur glücklichere Zeiten, und ein hellerer Schauplatz, haben ihm gefehlet, um sich der Nachwelt

in

einem noch vortheilhaftern Lichte zeigen zu kön-
n. Alsdenn hätten ihn sein hoher Geist, die vor-
efliche Anlage zu großen Unternehmungen, welche
besaß, und der ächte deutsche Sinn, der in ihm
bte, uns noch bewundernswürdiger gemacht.

* * *

Es fehlet wenig, so hätte mich dieser erste
Versuch in der sogenannten mittlern Geschichte, von
rselben auf immer abgeschreckt. Der gänzliche
Mangel, den sie an wahren Geschichtschreibern hat,
ld der dem Andencken großer Männer aus die-
n Zeiten so nachtheilig geworden ist, könnte noch
tragen werden, wenn die historischen Sammler,
rzähler und Lobredner, welche damals in ungeheu-
r Menge schrieben, nur Ordnung, Vollständig-
it und Genauigkeit beobachteten. Unpartheylich-
it, Geschmack in der Wahl und im Vortrage
r Begebenheiten, und eine reine Schreibart,
nn man ohnedieß von ihnen kaum erwarten.
enn diese Schriftsteller sind meistentheils Geistli-
e von sehr geringer Kenntniß, welche durch die
orurtheile ihres Standes verleitet, die niemals
ßer waren als damals, alles nur im Verhält-
ß gegen die Kirche betrachten, und, wenn sie es
eit bringen, in barbarischen Ausdrücken als Pre-
ger oder Schullehrer declamiren. Allein man
ulert bey ihnen selbst den Stoff der Geschichte
rch die Verwirrung, in welche sie ihn größten-
ils gesezt haben. Man hätte längst eine kriti-
he Anweisung zum Gebrauch aller dieser Schrift-
ller aufsezen sollen: und nachdem unsere Ge-

schichtskundige sie so fleißig gelesen, so mühsam mit einander verglichen, auch von manchen, einzeln genommen, so richtige Urtheile gefällt haben; so könnte es nicht mehr schwer fallen, im Ganzen und Allgemeinen, zugleich aber in der Verbindung derselben untereinander, ein solches Werck zu verfertigen. Herr D. Semler hat dazu im Jahr 1762. einen schönen Anfang gemacht.

Bey diesen Klagen über die trüben Quellen der mittlern Geschichte, muß man gleichwohl nicht alle Schriftsteller auf Einen Haufen werfen. Ausser so vielen schlechten und elenden, giebt es darunter auch einige mittelmäßige, und, gegen die übrigen gehalten, sehr brauchbare; ob sie uns gleich lange nicht alles sagen, was wir zu wissen wünschten. Von dieser Art sind verschiedene, welche die Thaten Otto des Großen beschrieben haben. Wenn wir sie aber lesen, dencken wir immer, was dieser Fürst vor Geschichtschreiber verdienet hätte.

Der vornehmste unter denselben ist Wittichind oder Witekind, ein Mönch aus dem Closter Corvey an der Weser, der zu den Zeiten des Otto selbst gelebt hat. Er ist einer der erträglichsten historischen Schriftsteller der mittlern Zeiten. Er hat sogar eine nicht geringe Anlage zum Geschichtschreiber, und sein Ausdruck ist weit besser als bey den meisten seiner Zeitgenossen. Auch in Ansehung der Glaubwürdigkeit hat er bey dieser Geschichte den ersten Rang. Seine Sächsischen Jahrbücher, das älteste Werck in der Sächsischen Ge-

Geſchichte, beſchreiben die Regierung des Otto im zweyten und dritten Buche.

Luitprand, Biſchof zu Cremona, welcher zuerſt beym Berengar, und ſodann beym Otto in Dienſten war, iſt jenem in keiner Betrachtung nachzuſezen, und übertrifft ihn noch ſehr mercklich an Gelehrſamkeit und Freymüthigkeit. Er hat eine Europäiſche Geſchichte, und eine Nachricht von ſeiner Geſandtſchaft nach Conſtantinopel hinterlaſſen, welche Bücher die Hauptquellen zu den Italiäniſchen Begebenheiten unter der Regierung des Otto ausmachen. Man geräth in ein angenehmes Erſtaunen, ihn ziemlich rein und zierlich, ja ſogar wizig und mit Merckmalen der Gelehrſamkeit, im Lateiniſchen ſchreiben zu ſehen.

Der Biſchof zu Merſeburg, Ditmar, der einige Zeit nach dem Tode des großen Otto ſchrieb, hat in ſeiner Chronik von den Kaiſern aus Sächſiſchem Stamme, die Geſchichte dieſes Fürſten mit vielem Fleiß; aber mit weit mercklichern Spuren ſeines Standes, als die beyden vorhergehenden, ſowohl in der Denckungsart, als im Ausdrucke, beſchrieben.

Bald nach dem Tode des Otto verfertigte auch die Nonne zu Gandersheim, Roswitha, ihr hiſtoriſches Lobgedicht auf denſelben. Als Geſchichte betrachtet, iſt es erheblich genug, um mit den erſtgenannten Schriftſtellern verglichen zu werden.

Die übrigen viel ſpätern Schriftſteller, aus denen die Geſchichte des Otto geſchöpft und ergänzt werden

werden kann, brauchen hier nicht angeführt zu werden. Unterdessen beruht doch zuweilen auf einem derselben ein Theil der Erzählung, wie unter andern auf dem Zeugniße Adams von Bremen, der erst hundert Jahre nach Otto dem Großen geschrieben hat, die Nachricht von demjenigen, was dieser Kaiser wider den Dänischen König Harald ausgeführet hat: eine Nachricht, gegen welche man einiges einwenden; die man aber nicht ganz umstoßen kann.

Ob es gleich unter allen diesen Schriftstellern keinen würdigen Biographen des Otto giebt; so enthalten sie doch so viele glaubhafte Umstände und Züge, daß man mit Hülfe derselben das Leben dieses großen Kaisers ziemlich glücklich abschildern kann. Gleichwohl ist dieses noch nicht versucht worden, und am wenigsten, wie es am ersten hätte geschehen sollen, in deutscher Sprache. Man muß also die Ehrenbezeigungen, welche die Neuern seinem Andencken erwiesen haben, bloß in ihren Geschichtbüchern der deutschen Reichshistorie suchen.

Struv hat in seinem großen Wercke nichts zu sammeln vergessen, was die ältern Schriftsteller vom Otto erzählen. Er schüttet ihre Stellen sehr reichlich aus, und webt sie oft, sogar bis auf ihre Sprachfehler, in seinen Vortrag ein. Er schreibt zwar meistentheils ohne Geschmack und Beurtheilung; man ist ihm aber doch für seinen unermüdeten Fleiß Danck schuldig. Diejenigen, welche nach ihm die Geschichte dieser oder jeder andern deutschen Regierung beschrieben haben, und

noch

noch beschreiben, wissen es wohl, wie viele Arbeit er ihnen durch seine Anführungen erspart habe.

Ohngefähr auf gleiche Art hat Hahn in seiner deutschen Staats- Reichs- und Kaiser- Historie die Handlungen Otto des Großen beschrieben. Er citirt und excerpirt noch gewaltiger als Struv; seine kurze Erzählung wird in einem Ocean von Anmerckungen ersäuft. Vor jenem hat er viele besondere nüzliche Erläuterungen der Geschichte, und des Staatsrechtes, auch einige Versuche selbst zu urtheilen, voraus; aber seine Schreibart ist eckelhaft und buntscheckigt. Dergleichen zusammentragende Schriftsteller sind immer die ersten bey einer Nation, welche die Geschichtskunde bearbeitet; wenn würckliche Geschichtschreiber nach und nach auf sie folgen, legt man sie zwar auf die Seite; allein wenn sie den Stoff zur Geschichte brauchbar gesammlet haben, werden sie doch niemals ganz vergessen.

Mascov, einer der größten Kenner der Geschichte und des Staatsrechtes von Deutschland, wäre vorzüglich im Stande gewesen, eine pragmatische Lebensbeschreibung von Otto dem Großen zu schreiben. Allein man kann demjenigen, was er in seinen Commentariis von demselben erzählet, diesen Nahmen nicht beylegen. Man sieht wohl, daß solches auch seine Absicht nicht gewesen sey. Dieses sein Werck enthält mehr als bloß gesammlete Nachrichten vom Otto: und doch behauptet es die Würde der Geschichte nicht. Sein Ausdruck ist edel; an Genauigkeit kommt ihm niemand gleich; desto mehr aber bedauert man, daß

es

es ihm nicht gefallen hat, tiefer in die Urſachen und Bewegungsgründe der Begebenheiten zu dringen, und den Geiſt des Otto mit ſtärckern Farben zu ſchildern.

Daß der P. Barre die Geſchichte von Deutſchland unter der Regierung Otto des Großen am vollſtändigſten und angenehmſten beſchrieben habe, kann freylich nicht geleugnet werden; allein er hat manche unrichtige Vorſtellungen, und den Charakter dieſes Fürſten wird man von ihm nicht kennen lernen.

Endlich hat der Hr. Hofrath Schmidt, im zweyten Theil ſeiner Geſchichte der Deutſchen, die Regierung dieſes Kaiſers, und noch mehr den Zuſtand der Deutſchen während derſelben, genau und würdig gezeichnet. Doch ſcheint er ihm, ſoviel ich wenigſtens ſehe, nicht alle Gerechtigkeit erwieſen, und harten Vermuthungen über ihn zu viel eingeräumt zu haben.

Leben Heinrichs des Großen.

Ich habe wenige Regierungen in der ganzen Geschichte so oft und mit so ausnehmendem Vergnügen betrachtet, als die Regierung Heinrichs des Vierten, Königs von Franckreich, den alle Europäische Nationen, so willig als die seinige, den Großen nennen. Sie stellt nicht nur beinahe alle Eigenschaften eines großen und vortrefflichen Fürsten beysammen dar; sondern sie zeigt ihn auch auf einer außerordentlichen Bahn, welche keiner von den Königen, die mit ihm verglichen werden könnten, betreten hat, und welche ihm einen wahren Vorzug vor ihnen allen giebt. Heinrich mußte sich erst viele Jahre vor den Augen der Welt, und seines Volcks insonderheit, des Thrones, der ihm zugehörte, durch seine Tugenden würdig beweisen, ehe er ihn besteigen konnte: er hielt eine der rühmlichsten und schwersten Proben aus, die man einem Menschen auflegen kann, indem er die seltene Fähigkeit, Völcker zu beherrschen und glücklich zu machen, mitten unter den zahlreichsten und gefährlichsten Hindernissen, am meisten sehen ließ. Der Dichter, welcher seine Thaten so sinnreich gepriesen hat, fängt mit einer Abschilderung an, welche so historisch wahr ist, daß

daß ſie auch den Eingang zu einer Lebensbeſchreibung abgeben kann. „Ich beſinge, ſagt er, jenen Helden, „der ſowohl durch das Recht der Geburt, als durch das „Recht der Eroberung, über Franckreich herrſchte; der „durch lange Unglücksfälle regieren lernte; alle Par„theyen dämpfte; zu ſiegen, aber auch zu verzeihen „wußte; und der ſowohl der Ueberwinder als der Va„ter ſeiner Unterthanen war.“

Heinrich ſchien durch ſeine Geburt nur zur Regierung eines kleinen Staats beſtimmt zu ſeyn. Sein Vater war Anton von Bourbon, Herzog von Vendome, und König von Navarra. Er ſtammte von Robert, Grafen von Clermont, dem ſechsten Sohne des heil. Ludwigs, Königs von Franckreich im dreyzehnten Jahrhunderte, in gerader männlicher Linie ab. Robert war durch ſeine Gemahlinn Baron von Bourbon geworden; er behielt aber das Franzöſiſche Wappen bey: und dieſe Vorſichtigkeit hat ſeinen Nachkommen, nicht weniger als ihre Herkunft, ihre Verbindungen und ihr edles Betragen, geholfen, dreyhundert Jahre nach ihm die Crone von Franckreich zu erlangen. Unter den jüngern Seitenlinien des Hauſes Bourbon, wurde die von Vendome die anſehnlichſte. Aus derſelben war Heinrichs Vater, Anton, entſproſſen, welcher ſich mit Johanna von Albret, der Tochter und Erbinn Heinrichs von Albret, Königs von Navarra, vermählte. Dieſer König beſaß zwar nur Nieder-Navarra mehr, das iſt, den geringern und auf der franzöſiſchen Seite der Pyrenäiſchen Gebürge gelegenen Theil dieſes Königreichs, indem die Spanier ſeinem Vater Ober-Navarra entriſſen hatten. Allein er hatte außerdem noch Bearn, Albret, Foix, Armagnac, und andere große Herrſchaften inne, welche ſeinen Staat einigermaaßen beträchtlich, und wegen ſeiner

ner Lage in den bergichten Gegenden zwischen Franckreich und Spanien, auch wichtig machten. Seine Tochter, welche man die Geliebte der Könige zu nennen pflegte, weil ihr Vater und ihrer Mutter Bruder, Franz I. König von Franckreich, sie gleich zärtlich liebten, wurde von dem Kayser Carln dem Fünften für seinen Prinzen Philipp zur Gemahlinn begehrt. Allein Franz wollte einen so fürchterlichen Feind seines Reichs sich in demselben nicht festsezen lassen: er verlobte sie also mit dem Herzoge von Cleve, und da dieser sein Wort zurücknahm, an Anton von Bourbon. Aus dieser Ehe waren bereits zween Prinzen gekommen, welche aber durch besondere Zufälle ihr Leben in der ersten Kindheit verloren. Auf diese Art wurde Heinrichen der Weg zum Besiz des Königreichs Navarra gebahnt, und zugleich brachte er ein gegründetes Recht, aber eine nur entfernte Hoffnung zur Französischen Krone auf die Welt.

Sobald der König von Navarra Nachricht erhielt, daß seine Tochter abermals schwanger sey, berief er sie zu sich, damit sie den jungen Prinzen und Erben, den er von ihr erwartete, in seinem Lande zur Welt bringen, und er selbst für die Erziehung desselben sorgen könnte. Sie verließ also ihren Gemahl, bey welchem sie sich damals in einem Lager von Kriegsvölckern in der Picardie, welche er als Statthalter dieser Provinz gegen die Spanier anführte, befand, reiste gegen den Anfang des Winters im Jahr 1553. bis an das andere Ende von Franckreich, und kam den 13. December dieses Jahrs zu Pau, der Hauptstadt von Bearn, mit unserm Heinrich nieder. Es war ein Vortheil für ihn, daß sein Großvater, von seiner Geburt an, eine besondere Aufmerckſamkeit auf ihn wandte. Dieser Herr hatte den Ruhm eines leutseeligen, klugen und tapfern Für-

ſten; da hingegen ſein Vater von einem ſchwachen und unentſchloßenen Charakter war. Der König von Navarra wollte die Natur ſeines Enckels auf alle Art ſtarck und herzhaft bilden. Seine Tochter mußte ihm bey ihrer Niederkunft ein Liedchen ſingen, damit ſie ihm, wie er ſagte, nicht ein zum Weinen geneigtes und mürriſches Kind gebähren möchte. Gleich nach der Geburt rieb er ihm die Lippen mit Knoblauch, und flößte ihm etwas Wein ein, in der Meinung, ſeine Lebensbeſchaffenheit dadurch Kraftvoller zu machen. Er ließ ihn auf dem Schloſſe zu Coaraße, mitten in den Gebürgen, und ganz der zärtlichen Begegnung zuwider, deren junge Prinzen gewohnt ſind, erziehen, um ſeine Seele nicht durch Weichlichkeit verderben zu laſſen. Er verbot, ihm andere als gemeine Speiſen und Kleidungen zu geben, ihn mit Puppen ſpielen zu laſſen, oder ihm Schmeicheleyen vorzuſagen. Man gewöhnte ihn vielmehr an, Hitze, Kälte und Regen zu ertragen, oft mit entblößtem Kopfe und bloßen Füßen auf den Felſen herum zu klettern, und zu jagen. Sein Körper wurde dadurch beyzeiten zu allen Beſchwerlichkeiten des Lebens abgehärtet, die auch nicht leicht auf einen Fürſten in ſo großer Menge gewartet haben, als auf ihn.

Ob er gleich ſeinen Großvater ſchon im zweyten Jahre ſeines Alters verlor; ſo wurde doch ſeine Erziehung nach dem angefangenen Entwurfe forgeſezt. Seine Mutter, eine Prinzeßinn von großem Verſtande und Muthe, führte darüber die vornehmſte Aufſicht. Da ſein Vater, der jezt König von Navarra, und erſter Prinz von Geblüte war, unter der Minderjährigkeit Carls des Neunten, zum Statthalter von Franckreich, neben der Mutter des jungen Königs, die aber alle Gewalt in den Händen behielt, war beſtellt worden: ſo brachte er ſeinen Sohn an den Franzöſiſchen Hof;

Hof; er selbst aber kam in der Belagerung von Rouen im Jahr 1562. ums Leben. Er war zur römischkatholischen Religion übergetreten, und bekriegte zulezt seine ehemaligen Glaubensgenoßen; blieb aber, ob es ihm gleich an Tapferkeit nicht fehlte, beyden Partheyen verächtlich. Die Königinn Johanna kehrte darauf nach Bearn zurück, und ließ ihren Prinzen am Hofe. Er hatte daselbst einen Lehrmeister, la Gauchiere, der nicht unwürdig ist, gekannt zu werden, weil er dem jungen Heinrich nüzliche Wissenschaft und tugendhafte Empfindungen sehr geschickt einzuprägen wußte. Es waren insonderheit kurze und faßliche Sittensprüche, welche er ihm geläufig machte, wie unter andern diesen: „Es ist besser mit Ruhm zu sterben, als mit Un„recht zu siegen;“ ingleichen folgendes aus dem Horaz: „Ein Fürst herrscht zwar mit großer Macht über „seine Völcker und Länder; aber Gott behält über ihn „doch die Oberhand.“ Dergleichen weise Lehren scheinen bey dem jungen Prinzen einen bleibenden Eindruck verursacht zu haben.

Nach dem Tode des la Gaucherie, nahm die Königinn Johanna ihren Sohn im Jahr 1566. nach Bearn zurück. Sie hatte sich, nachdem ihr Gemahl gestorben war, öffentlich zur Protestantischen Religion bekannt, und ließ jezt auch ihren Prinzen ebenfals in derselben erziehen. Dazu war ihr Florens Christian, ein berühmter Gelehrter, der ihn zugleich zu den Wissenschaften anführte, behülflich. Heinrich las vor andern Büchern, Plutarchs Lebensbeschreibungen, in der Uebersetzung des Amyot, die eben herausgekommen war, sehr fleißig: und die Jugend wird auch schwerlich ein nüzlicheres Lesen finden können, als das Leben großer und verdienter Männer, wenn es nach diesem Muster beschrieben ist. Er erlangte zu-

gleich in allen ritterlichen und kriegeriſchen Uebungen, denen ſich junge Prinzen und Edelleute damals mit weit mehrerer Anſtrengung als jezt, ergeben mußten, eine ungemeine Fertigkeit. Gern ſprach er inſonderheit von den Mitteln, Spanien dereinſt Navarra zu entreiſſen, das ſein Haus verloren hatte. Als er, dreyzehn Jahre alt, ſich einige Zeit zu Bourdeaux aufhielt, zog er eine ungemeine Liebe und Bewunderung der Einwohner auf ſich; und wenn es ihm daſelbſt zuweilen an Gelde fehlte, ſchickte er kleine Quittungen an diejenigen, welche er vor ſeine Freunde und Freundinnen hielt: worauf ſie ihn reichlich verſorgten.

Die bürgerlichen Kriege, welche um dieſe Zeit in Franckreich geführt wurden, zogen ihn ſchon in einem Alter von ſechszehn Jahren zu Unruhen, Gefahren und Leiden fort, welche ſeitdem den größten und ſchönſten Theil ſeines Lebens erfüllten. Dieſe Kriege nahmen ihren Vorwand von der Verſchiedenheit der Religion her, und wurden durch dieſelbe in der That am meiſten angefeuert; aber ihr wahrer Grund iſt in der Regierungsart und Verfaſſung des Staats ſeit dem Tode Heinrichs des Zweyten im Jahr 1559. zu ſuchen. Unter ſeinen ſehr jungen, zum Theil unmündigen Söhnen und Nachfolgern, bekamen die Herren aus dem lothringiſchen Hauſe Guiſe die höchſte Gewalt in die Hände. Sie hätte mit weit mehrerm Rechte dem Könige von Navarra, unſers Heinrichs Vater, gebühret: allein er war zu ſchläfrig, als daß er ſeine Anſprüche hätte behaupten können. Sein jüngerer Bruder hingegen, der Prinz von Conde, empfand das Unrecht, welches ſeinem Hauſe wiederfuhr, deſto lebhafter, und ſuchte die Guiſen mit Gewalt aus dem Beſize der Regierung zu vertreiben. Die Nachſtellungen und Feindſeeligkeiten, welche darüber begangen wur-

urden, ſchlugen endlich in einen offenbaren Krieg
us. Conde bekannte ſich zur Reformirten Religion:
aher traten alle ſeine Glaubensgenoſſen, welche bis
ahin, vierzig Jahre in Franckreich, unter dem Nah-
en der Hugonotten, auf das grauſamſte waren ver-
agt worden, auf ſeine Seite. Der Haß gegen die-
ben piente den Herzogen von Guiſe, die Römiſch-
holiſchen wider dieſe Parthey mit einem wütenden
er anzuführen, und aus Händeln, welche ihr Ehr-
z erregt hatte, Religions-Kriege zu machen. Man
ferte einander Schlachten; in der dritten derſelben,
y Jarnac, im Jahr 1569. kam der Prinz von
onde ums Leben.

Seine Parthey brauchte nun ein neues Oberhaupt
us dieſem Hauſe. Die Königinn Johanna bot ih-
n Sohn Heinrich, welchen man nur den Prinzen
n Bearn nannte, dazu an, und man erkannte ihn
ohr. Er hatte ſchon gezeigt, daß er zum Feldherrn
ohren ſey. Als die Proteſtanten ſich in die Schlacht
y Jarnac einließen, war er zugegen, und glaubte
lmehr, daß ſie dieſelbe vermeiden müßten, weil ihr
riegsheer noch zerſtreuet war, die Feinde hingegen
s ihrige beyſammen hatten. Man erkannte nach-
als zu ſpäte, daß der funfzehnjährige Prinz den be-
n Rath gegeben hatte. Was ihm unterdeſſen an
iſſenſchaft und Erfahrung im Kriegsweſen fehlte,
ete er von dem Admiral von Coligny. Dieſer war
er der größten Feldherren ſeiner Zeit; zwar unglück-
h in Schlachten, aber deſto glücklicher und uner-
öpflicher in neuen Hülfsmitteln, ſeinen Verluſt wie-
r zu erſezen. Nach dem Tode des Prinzen von
onde, hatte er unter den Proteſtanten das meiſte An-
hen. Heinrich konnte ihn als ſeinen Vater betrach-
n, und bildete ſich unter ſeiner Anführung zu einem

vollkommenen Befehlshaber; ob er gleich zuweilen ſchon weiter ſah als dieſer. Der Admiral lieferte noch im Jahr 1569. die Schlacht bey Montcontour, und wurde wiederum überwunden. Er erlaubte dem Prinzen von Navarra nicht, an derſelben Antheil zu nehmen; ſondern ließ ihn, um für ſeine Perſon Sorge zu tragen, nicht weit davon auf einem Hügel, unter einer Bedeckung einiger Reiterey, halten. Heinrich war voll Begierde, die Feinde anzugreifen: es zeigte ſich auch eine Gelegenheit, ſolches mit einem gewiſſen Erfolge zu thun, indem ihr Vordertreffen bereits in Unordnung gebracht war, und es eben Zeit war, auf das mittlere mit allen Kräften loßzugehen. Allein der Prinz Ludwig von Naſſau, Befehlshaber der gedachten Reiterey, hatte einmal ſeine Befehle wegen derſelben empfangen: er hielt ihn alſo davon zurück. Heinrich rief vergebens: „Wir verlieren unſern Vor„theil, und mit demſelben die Schlacht.“ Erſt nachdem ſeine Prophezeiung eingetroffen war, geſtand man, daß man ihm freye Hände hätte laſſen ſollen.

Er begleitete hierauf den Admiral, welcher ſein Heer bald wieder verſtärckte. Sie giengen ſogar durch einen großen Theil von Franckreich den deutſchen Hülfsvölckern entgegen, und vereinigten ſich mit denſelben, nachdem ſie einen großen feindlichen Hauffen, der ſolches verhindern wollte, geſchlagen hatten. Bey dieſer Gelegenheit, in dem Gefechte bey Arnai le Duc im Jahr 1570, legte Heinrich die erſte Probe ſeiner Tapferkeit ab: eine deſto merckwürdigere, da er ohne Canonen gegen einen Feind fochte, der damit verſehen war; auch im Fall, daß er ſich zurückziehen mußte, weit um ſich herum keinen Ort zur Zuflucht hatte. Er ſezte mit dem Admiral den Krieg in verſchiedenen Provinzen ſehr muthig und heftig fort, und drang mit ſeinem

Heere

Heere bis vor Paris; allein der Friede, welchen der Französische Hof im Jahr 1570. mit den Hugonotten eingieng, unterbrach seine Thaten.

Dieser verrätherische Friedensschluß wurde nur zum Verderben Heinrichs und seiner ganzen Parthey errichtet. Der Hof merckte, daß er dieselbe mit offenbarer Gewalt nicht unterdrücken würde: er beschloß also, sie durch eine treulose List zu Grunde zu richten. Der König Carl IX. ein Meister in der abscheulichsten Verstellungskunst, begegnete den Hugonotten, und sonderlich ihrer Stütze, dem Admiral Coligny, seit diesem Frieden, so gütig und gefällig, daß sie beynahe alles Mißtrauen fahren ließen. Er ließ der Königinn von Navarra anbieten, ihrem Sohne seine Schwester Margaretha zur Gemahlinn zu geben: und obgleich diese Vermählung der Königinn, wegen der Verschiedenheit der Religion, nicht gefiel; ob sie gleich befürchtete, man möchte davon Gelegenheit nehmen, ihren Prinzen bey Hofe zu behalten, und ihn, wie es ehemals mit seinem Vater geschehen war, von seiner Religion abzuziehen; so konnte sie doch einen Antrag, der, dem Anscheine nach, ihrem Hause so viele Ehre machte, nicht ausschlagen. Die wahre Absicht des Königs aber, seiner Mutter, Catharina von Medicis, welche seine Gemüthsart gänzlich verdarb, und der Herren des Hauses Guise, bey dieser Verbindung, war keine andere, als auf Veranlassung derselben, die Häupter der Protestanten, und einen großen Theil ihres Adels nach Paris zu ziehen, wo man sie mit einem male vertilgen könnte. Einige Schriftsteller haben zwar zeigen wollen, dieser Entwurf sey erst kurz vor seiner Ausführung angelegt worden; allein sie haben alle Wahrscheinlichkeit und die wichtigsten Zeugnisse wider sich. Die Königinn von Navarra kam zuerst in der Hauptstadt im

Jahr 1572. an. Kaum sah diese tugendhafte Fürstinn die ausschweifende Ueppigkeit des Hofes, des lasterhaftesten, den es damals in Europa gab, als sie sich entschloß, ihren Sohn, gleich nach seiner Vermählung, in ihr Reich zurück zu führen. Allein sie starb plözlich, und nicht ohne Vermuthung, daß man ihr Gift beygebracht hätte, weil sie ihr Eifer für die Reformirte Religion dem Hofe sehr verhaßt gemacht hatte; wiewohl sich diese Beschuldigung nicht gehörig erweisen läßt.

Heinrich, ihr Sohn, nahm nunmehr den Titel eines Königs von Navarra an. Er wurde endlich im August des Jahrs 1572. mit der Schwester des Königs vermählet; aber unter lauter unglücklichen Vorbedeutungen. Die Liebe verband sie beyde nicht: der König hatte sogar seine Schwester, welche ihre Neigung auf seinen Bruder, den Herzog von Alencon, geworfen hatte, durch Drohungen genöthigt, seinem Willen zu gehorchen; und das Brautpaar mußte sich unter den Feyerlichkeiten der Trauung selbst, wegen des Unterschieds im Glauben trennen. Diese Ehe nahm auch zulezt ein trauriges Ende.

Mitten unter den Freudensbezeigungen, welche über dieselbe angestellt wurden, und welche die Hugonotten nur noch sicherer machten, wurde man mit den Anstalten zu ihrem Untergange fertig. Auf ein gegebenes Zeichen mit der Glocke beym Anbruch des Tages vom Bartholomäus-Feste, oder vom 24. August des Jahrs 1572, wurden die Protestanten in ihren Betten angegriffen und ermordet; viele tausend zu Paris, und fast zu gleicher Zeit gegen hundert tausend in den Provinzen, wohin der Hof eben solche geheime Befehle geschickt hatte. Man nennet diese entsezliche Schandthat, welche

che in der Geschichte keiner Zeit und keiner Nation ihres gleichen hat, die Pariser Blut-Hochzeit, oder die Bartholomäus-Nacht. Umsonst ruhten viele Freunde und Bediente des Königs von Navarra, neben ihm, in dem Königlichen Palaste, in völliger Sicherheit. Sie wurden alle umgebracht, und verschiedene derselben bis in sein Schlafzimmer verfolgt, wo sie vor seinem Bette sterbend niederfielen. Er selbst befand sich in der äußersten Gefahr eines gleichen Schicksals. Es wäre auch gar nicht befremdlich, wenn in einem Palaste, aus welchem der König von Franckreich selbst, von einem wütenden Religions-Haß angeflammt, auf seine vorbeyflüchtende Protestantische Unterthanen, die sich vor der Grausamkeit ihrer Mitbürger halbnackend retten wollten, schoß, auch sein Schwager, der, wenn bloß die Anhänglichkeit an seine Religion des Todes würdig macht, eben so strafbar war, als der geringste Hugonotte, ums Leben gekommen wäre.

Man hatte würcklich bey Hofe darüber berathschlagt, ob man den König von Navarra nicht ebenfals mit so vielen seiner Glaubensgenossen aufopfern sollte. Die Unmenschen, welche so viele tausend Unschuldige ermorden ließen, bedachten gleichwohl die persönliche Schande, welche Heinrichs Todt dem Könige von Franckreich zuziehen würde, seine Jugend und Leutseeligkeit: es wurde also beschlossen, ihm sowohl als seinem noch jüngern Vetter, dem Prinzen von Conde, das Leben zu erhalten. Allein das Mitleiden und die Billigkeit, welche man hierinne hätte suchen können, offenbarte sich gleich darauf, als eine versteckte Ungerechtigkeit von einer andern Art. Am Morgen nach dieser blutigen Nacht ließ sie Carl IX. beyde vor sich kommen, zeigte ihnen aus seinem Fenster einen Haufen von Leichnamen ihrer Glaubensgenossen, und for-

Religionen, und selbst der Herzog von Alencon, Bruder des Königs, um die Mutter deßelben, und die Herren von Guise, von der Regierung zu entfernen. Dieser Verbindung trat auch der König von Navarra bey, weil er sie als ein Mittel ansah, sich seine Freyheit wieder zu geben. Allein sie wurde entdeckt, und die beleidigte Königinn ließ ihn seitdem mit Soldaten bewachen. Er sollte sogar von dem Canzler über die gedachte Verschwörung abgehört werden; aber Heinrich vergaß seiner königlichen Würde nicht so sehr, daß er sich dieser Beschimpfung unterworfen hätte. Er zeigte vielmehr der Königinn in einer nachdrücklichen Rede, wie groß die Unordnung in der Staatsverwaltung sey: und diese hatte sie bisher fast allein geführet.

Da endlich Carl der Neunte sich dem Tode näherte, erkannte er, daß der König von Navarra, dem er am wenigsten sein Vertrauen geschenckt hatte, es durch seine Redlichkeit am ersten verdient hätte. Er unterredete sich noch sehr freundschaftlich mit ihm, und bezeigte ihm seine Reue über die Härte, mit welcher er ihm und den Protestanten begegnet war. Die Königinn Catharina, welche befürchtete, ihr Sohn möchte Heinrichen die Regierung übertragen, suchte diesen in Furcht zu sezen, als wenn unter dem Verlangen des Königs ihn zu sprechen, ein Anschlag wider sein Leben verborgen läge: sie ließ die Leibwache, durch deren Reihen er gehen mußte, dergestalt stellen, daß es schien, sie werde ihn sogleich über den Hauffen stossen; es fehlte auch wenig, daß er nicht zurückgetreten wäre; aber sein Muth führte ihn diesen verdächtigen Gang hindurch.

Nunmehr kam der Bruder des verstorbenen Königs, der bereits König von Pohlen war, unter dem Nahmen Heinrichs des Dritten, auf den königlichen Thron.

Thron. Er ließ dem Könige von Navarra die Wache abnehmen; ohne ihn doch völlig in Freyheit zu ſezen. In kurzem aber gewann er ein beſonderes Vertrauen zu ihm, nachdem er eine Verſchwörung ſeines Bruders, des Herzogs von Alencon, welcher nach der Krone ſtrebte, entdeckt hatte. Und da er bald darauf einen Ausſaz zu einem Ohrgeſchwüre bekam, an welchem auch ſein Bruder Franz der Zweyte, und wie man glaubte, durch Gift, geſtorben war: ſo zog er den Herzog in Verdacht, ihm daſſelbe beygebracht zu haben. In dieſen Gedancken befohl er dem Könige von Navarra, ſeinen Bruder aus dem Wege zu räumen, weil er doch eben ſo wenig vor den Nachſtellungen dieſes boshaften Prinzen ſicher ſeyn würde.

Aber hier offenbarte ſich Heinrichs großmüthige und tugendhafte Seele. Er wäre nach den gemeinen Begriffen berechtiget geweſen, den Herzog von Alencon umzubringen, weil es der König forderte, und jener Prinz den Todt verdient zu haben ſchien, auch von dem ganzen Hofe gehaßt wurde. Sein eigener Vortheil konnte ihn dazu noch mehr anfriſchen: denn wenn dieſe beyden Brüder ohne männliche Erben, welche ſie noch nicht hatten, ſtarben; ſo war er ihr rechtmäßiger Nachfolger auf dem Franzöſiſchen Throne. Wenigſtens würde es bey vielen andern, die ſich in ſeiner Stelle befunden hätten, Staatsklugheit geheißen haben, wenn er die Feindſchaft zwiſchen den königlichen Brüdern unterhalten, und bis zu Gewaltthätigkeiten gereizt hätte. Ueber alle dieſe niederträchtige Abſichten und Beſchönigungen erhaben, beſänftigte vielmehr Heinrich den König gegen ſeinen Bruder, und zog ſich darüber beynahe den Zorn deſſelben zu; bis der König die Ungerechtigkeit ſeines Verdachtes erkannte. Dieſe einzige Vorſtellung hätte ihn bewegen ſollen, den

König

König von Navarra zu seinem vornehmsten Rathgeber anzunehmen.

An Statt diesen Vorzug zu erlangen, wurde Heinrich seines Aufenthalts bey Hofe, wo er ohne Freunde, entfernt von seinem Lande, und in einer gezwungenen Uebung der Religion lebte, außerdem verachtet, und von der Mutter des Königs insgeheim bey demselben angeschwärzt wurde, immer überdrüßiger. Er bediente sich also im Jahr 1576. einer Jagdlust, um von demselben zu entfliehen. Darauf bekannte er sich öffentlich wieder zu der Protestantischen Religion, welche er ehemals nur mit dem Munde, und um sein Leben in Sicherheit zu setzen, abgeschworen hatte. Er forderte auch sogleich seine Schwester vom Hofe zurück, welche sich ihrer Freyheit auf gleiche Art bediente. Der Herzog von Alencon und der Prinz von Conde hatten sich unterdessen mit den Hugonotten vereinigt, und ein starckes Kriegsheer wider den Hof zusammengebracht. Zu diesem verfügte sich auch der König von Navarra; weniger aus Neigung zum Kriege, als weil es die natürliche Parthey war, welche er ergreiffen mußte. Allein der König von Franckreich schloß mit den Protestanten, deren Macht er fürchtete, durch die Kunstgriffe seiner Mutter, einen für sie ungemein vortheilhaften Frieden: und ihre Anführer gewonnen insonderheit dabey, nur Heinrichen ausgenommen, der mit dem blühenden Zustande, in welchen seine Glaubensgenossen jezt gekommen waren, zufrieden, bloß darauf bedacht war, der Ruhe zu genießen.

Allein eben dieser Friedensschluß, welcher eine Wohlthat für das Reich zu seyn schien, gab Gelegenheit zu einer fast unheilbaren Spaltung. Der König von Franckreich Heinrich der Dritte, hatte sich eine allge-

allgemeine Verachtung zugezogen. Er zeigte eben so viele Schwäche beym Gebrauch gewaltsamer Mittel, durch welche er die Protestanten unterdrücken wollte, als bey der Bewilligung eines abgenöthigten Friedens. Seine weichliche und unbeschreiblich üppige Lebensart, die Verschwendung, womit er die Einkünfte des Staats zerstreuete, seine Ergebenheit gegen einige Lieblinge, und die schlechten Maaßregeln, durch welche er sich ein Ansehen zu verschaffen suchte, machten die vornehmsten Häuser des Königreichs und den größten Theil der Bürger beherzt, sich wider seinen Willen gegen die Protestanten mit einander zu verbinden. Der Herzog Heinrich von Guise legte dazu den Grund. Unter dem Vorwande, daß die Römischcatholische Religion durch den lezten Frieden, der den Hugonotten so günstig war, in Gefahr gerathen sey, stifteten sie im Jahr 1576. das unglückliche Bündniß, das unter dem Nahmen der Ligue berüchtigt geworden ist. Die Anhänger desselben wollten den König nöthigen, die Rechte und Freyheiten, welche er den Hugonotten ertheilt hatte, zu widerrufen, und den Krieg wider dieselben mit den äussersten Kräften zu erneuern. Sie machten selbst den Anfang dazu, indem sie denselben alles, was ihnen zugestanden worden war, versagten, sie verfolgten und beschimpften. In dieser Verwirrung wählte der König von Franckreich ein Mittel, welches sie noch verschlimmerte. Um diese furchtbare Parthey, welche bald die heilige Ligue genannt wurde, weil sie der Papst bestätigte, unter sein oberstes Ansehen zu ziehen, erklärte er sich zum Oberhaupte derselben; allein sie wurde dadurch nur verwegener und bekriegte die Protestanten im Nahmen des Königs, ohne daß er es befohl, oder verwehren konnte. Sie nöthigte ihn endlich auf der Versammlung der Stände zu Blois, welche gegen das Ende des Jahrs 1576. ihren Anfang nahm, den Entschluß

ſchluß zu faßen, daß die Reformirte Religion im ganzen Reiche verboten und aufgehoben werden ſolle.

Der König von Navarra — doch ich hätte den weit liebenswürdigern und berühmtern Nahmen Heinrich niemals mit dem königlichen vertauſchen ſollen — Heinrich, ſage ich, wurde durch einige Abgeordnete dieſer Verſammlung eingeladen, ſich bey derſelben einzufinden, zu dem Verbote der Proteſtantiſchen Religion ſeine Einwilligung zu geben, und ſie ſelbſt zu verlaſſen. Man war verſichert, daß er nichts von dieſem allem thun würde; allein dieſer Antrag ſollte auch nur ein Fallſtrick ſeyn, den man ihm legte: wenn er denſelben ausſchlüge, ſo glaubte man ein ſcheinbares Recht zum Kriege wider ihn zu haben. Er antwortete darauf mit vieler Mäßigung, daß er die Religion, in welcher er erzogen worden, vor die beſte halte; daß man ihn durch nichts weniger als durch den Krieg, eines andern überzeugen würde, und daß er ſeine Parthey zu einer Zeit, da man den mit ihr geſchloſſenen Frieden übertrete, nicht mit Sicherheit verlaſſen könne. Unterdeſſen willigte er doch in einige Einſchränckungen des gedachten Friedensſchluſſes. Auch nachdem der König, von den Anhängern der Ligue genöthigt, Feindſeeligkeiten gegen die Hugonotten angefangen hatte, bot er doch zu dem neuen Frieden, der im Jahr 1577. mit ihnen errichtet wurde, ſogleich die Hände.

Dieſen Frieden hatte eigentlich die Mutter des Königs geſtiftet: denn er gehörte zu dem Entwurfe, welchem ſie beſtändig folgte, weder die Römiſchcatholiſche noch die Proteſtantiſche Parthey zu mächtig werden zu laſſen, damit ihre Gewalt deſto weniger einen Stoß leiden möchte. Sie that hierauf eine Reiſe nach Guienne, unter dem Vorwande, den Frieden daſelbſt vollſtrecken

ſtrecken zu laſſen, und Heinrichen ſeine Gemahlinn, die bey Hofe zurück geblieben war, zuzuführen. In der That aber wollte ſie verſuchen, ob ſie ihn zu ihrer Parthey und an den Hof bringen, oder wenigſtens zwiſchen ihm und den übrigen Oberhäuptern der Hugonotten Uneinigkeit anrichten könnte. Die beyden Eheleute kamen ſehr kaltſinnig wieder zuſammen. Die Königinn Margaretha war an die Luſtbarkeiten des Hofs und an beſtändige Liebeshändel gewohnt: daher verlangte ſie nicht zu ihrem Gemahl, und wurde von ihm auch nicht begehret. Unterdeſſen bediente er ſich doch ihrer zu ſeinem Vortheil. Die verwittwete Königinn ſuchte ihn durch ihre Hoffräulein zu berücken; allein Margaretha betrog ſie auf einer Seite, auf welcher ſie es gar nicht vermuthete: ſie nahm ihren vornehmſten Staatsbedienten, den Pibrac, welcher ſonſt wegen ſeiner Klugheit in großem Ruf ſtand, durch ihre Reizungen dergeſtalt ein, daß er den Hugonotten weit günſtigere Bedingungen geſtattete, als die königliche Mutter willens geweſen war. Doch machte ſie auch viele katholiſche Edelleute von Heinrichs Parthey abwendig.

Ohngeachtet aller dieſer Unterhandlungen und Vergleiche, mußte Heinrich endlich doch zu den Waffen greifen, um nicht unverſehens überfallen zu werden. Die Gegenparthey band ſich an den Frieden nicht, und nahm den Proteſtanten verſchiedene Städte ab. Dieſe fiengen alſo ebenfals an, ſich anderer zu bemächtigen. Heinrichs erſte große Unternehmung im Jahr 1580, die ihm ungemein viele Ehre brachte, und beynahe in die Reihe der unglaublichen Thaten geſezt werden kann, war die Eroberung der Stadt Cahors in Guienne, von welcher Landſchaft er Statthalter war. Dieſe große Stadt hatte außer einer feſten Lage, einen tapfern Befehlshaber, eine Beſazung von zwey tauſend Mann

und eifrige Römiſchcatholiſche Einwohner, welche die Waffen nicht aus den Händen legten. Heinrich griff ſie mit einem geringern Hauffen Soldaten an: er ſprengte zwar die Thore auf; allein er mußte ſowohl gegen die Beſazung, als gegen die Bürger, welche ihn aus den Häuſern anfielen, fechten; jede Straße mit der äußerſten Gewalt einnehmen, und unter dieſen Gefahren fünf Tage und eben ſo viele Nächte beynahe unaufhörlich zubringen; ſo daß er während dieſer Zeit nebſt ſeinen Soldaten, die er immerfort anführte, kaum einige Stunden zur Nahrung oder zur Ruhe anwenden konnte. Es wurde noch gar an keine Uebergabe gedacht; vielmehr näherte ſich der Stadt ein Entſaz, und Heinrichs ermüdete Soldaten ſchienen es gegen die überlegene Anzahl der Feinde nicht länger aushalten zu können. Seine Befehlshaber baten ihn daher, ſich zurück zu ziehen; allein er antwortete ihnen, obgleich verwundet, mit allen Merckmalen der Zuverſicht: „Es iſt einmal dort „oben geſchrieben, was bey dieſer Gelegenheit aus mir „werden ſoll. Bedenckt, daß mein Rückzug aus dieſer Stadt, ohne ſie unſerer Parthey unterworfen zu „haben, auch der Auszug meines Lebens aus dieſem „Körper ſeyn würde. Es liegt meiner Ehre gar zu viel „daran, anders zu handeln; man rede mir alſo von „nichts mehr vor, als vom Fechten, Ueberwinden oder „Sterben.“ Eine kleine Anzahl Hülfsvölcker, welche ihm zugeführt wurden, ſezte ihn endlich in den Stand, ſich von der Stadt Meiſter zu machen, und den zu gleicher Zeit anrückenden Entſaz zurück zu ſchlagen. Dieſe Eroberung war an ſich keine der wichtigſten; aber Heinrich erwarb ſich durch den ungemeinen Muth und die Standhaftigkeit, welche er dabey bewies, in ganz Franckreich, und ſonderlich bey den Proteſtanten, das gröſte Anſehen: man ſah in ihm einen ſehr tapfern und glücklichen Anführer, und eben um ſein erſtes Unternehmen

nehmen glänzend zu machen, hatte er von demselben nicht abstehen wollen.

Er konnte jedoch keinen Vortheil davon ziehen, weil sein Heer sehr schwach war, und auch durch die Trennung des Prinzen von Conde, welcher sich von den übrigen Protestanten unabhängig machen wollte, war verringert worden. Der König von Franckreich hätte ihn sogar völlig unterdrücken können, wenn er den Krieg mit mehrerer Lebhaftigkeit hätte führen lassen. Er schloß aber vielmehr einen neuen Frieden mit ihm, welchen sein Bruder, der nunmehr der Herzog von Anjou hieß, vermittelte: denn dieser hoffte hierauf, bey seinem Bestreben nach der Oberherrschaft der Niederlande, welches die Königinn Margaretha durch eine eigene Reise in dieselben zu befördern gesucht hatte, von beyden Theilen unterstüzt zu werden. Heinrich wies damals auch die Anbietungen des Königs von Spanien ab, welcher durch ihn die innerlichen Unruhen in Franckreich fortgesezt sehen wollte: er zernichtete überdieß die Absichten des Prinzen von Conde; und der König von Franckreich erkannte von dieser Zeit an seine Redlichkeit, ohne ihm doch sein Vertrauen zu schencken.

Seit diesem Frieden des Jahrs 1581. folgte für Heinrichen eine Ruhe von einigen Jahren. Sie war seinen großen Gaben nicht zuträglich, indem sie ihn zu einem gemächlichen und wollüstigen Leben zu reizen anfieng. Er hat nachmals gestanden, er sey seinen Feinden vielen Danck schuldig, daß sie ihn aus der Trägheit seines Aufenthalts in Guienne durch harte Anfälle gezogen hätten, weil er sonst untüchtig geworden wäre, die Krone zu behaupten. Unterdessen vergaß er doch seine Angelegenheiten nicht gänzlich: er bemerckte das Wachsthum der Ligue, welche sich immer mehr zum

Schaden des Königs von Franckreich und der Protestanten auszubreiten ſuchte. Er ſchickte daher ſeinen Vertrauten, den Baron von Rosny, der nachher als Herzog von Sülly ſo berühmt geworden iſt, und bereits zu Cahors mit ihm gefochten hatte, nach Hofe, um ihm von allem, was daſelbſt vorfiel, Nachricht zu geben.

Der Todt des Herzogs von Anjou im Jahr 1584. ermunterte ihn am meiſten. Heinrich hatte den übeln Fortgang deſſelben in den Niederlanden vorhergeſagt, weil es ein Prinz war, dem faſt alle Gaben, ſich beliebt zu machen, oder etwas Großes zu verrichten, fehlten. Sie waren auch Nebenbuhler bey dem Frauenzimmer geweſen, das den König immer mehr begünſtigte; und da dieſer bey einer ſolchen Gelegenheit ſich die natürliche Ungeſchicklichkeit des Herzogs dergeſtalt zu Nutzen machte, daß er ſich eine Beule an den Kopf ſtieß, wäre beynahe ein Zweykampf zwiſchen ihnen erfolgt. Durch ſeinen Todt wurde Heinrich der nächſte Kron-Erbe von Franckreich; allein die Ligue bereitete ſich ſogleich, ihm dieſes Recht unter dem Vorwande, daß er der Ketzerey zugethan wäre, ſtreitig zu machen. Sie beredete ſeines Vaters Bruder, den Cardinal von Bourbon, den Titel des erſten Prinzen von Geblüte anzunehmen, und machte ihm Hoffnung zur Thronfolge; obgleich ihre Anführer ſich derſelben im Grunde ſelbſt zu verſichern ſuchten. Der König von Franckreich ſchien jezt aus ſeiner Schlafſucht zu erwachen: er ermahnte ſeinen Schwager, um die Abſichten der Ligue zu hintertreiben, ſich zur Römiſchcatholiſchen Religion zu bekennen, und an ſeinen Hof zu kommen. Allein Heinrich erklärte ſich, daß er ſeinen Glauben nicht eher verlaſſen würde, als bis man ihn eines Irrthums überzeugt hätte; er könnte ſich

an

an den Hof nicht verfügen, wo man ihm so übel begegnet wäre, und wo seine Feinde so viele Macht in den Händen hätten; er werde sich aber auch der Waffen niemals, als im höchsten Nothfalle, zu seiner Vertheidigung bedienen. Diese Unterhandlungen konnten weiter nicht fortgesezt werden: denn an Statt, daß der König von Franckreich die noch schwache Ligue gedämpft hätte, gerieth er vor derselben dergestalt in Furcht, daß er seine Mutter mit ihr im Jahr 1585. einen Vergleich eingehen ließ, durch welchen alle bisherige Freyheiten der Protestanten aufgehoben, und ihre Religion aus dem Reiche verbannt wurde. Heinrich vertheidigte sich nicht nur durch Schriften gegen die Ligue; sondern er that auch den großmüthigen Vorschlag, daß er sich, um einen Krieg zu verhüten, mit ihrem Oberhaupte, dem Herzoge von Guise, in einen Zweykampf einlassen wollte, und daß noch mehrere von beyden Theilen diesen großen Handel auf gleiche Art mit einander ausmachen möchten. Der Herzog hingegen blieb immer bey seinem Vorwande, er habe über nichts mit dem Könige von Navarra zu streiten; sondern nur die Sache der catholischen Religion zu führen.

Zu eben dieser Zeit gab der Papst Sixtus der Fünfte eine Bulle wider Heinrichen und den Prinzen von Conde heraus, in welcher er sie als Ketzer mit Bannflüchen belegte, sie und ihre Nachkommen aller ihrer Länder und Würden beraubte; insonderheit aber sie vor unfähig erklärte, den Französischen Thron zu besteigen, und ihre Unterthanen von dem Eide der Treue gegen sie lossprach. Die Ligue hatte diese Bulle verlangt, und der herrschende Religionshaß gab einem so abscheulichen Mißbrauche des geistlichen Ansehens nur zu viele Stärcke. Doch Heinrich wehrte sich dagegen mit aller Unerschrockenheit. Zuerst stellte er dem

Könige von Franckreich vor, daß dieſe Verwegenheit des Römiſchen Biſchofs, die Thronfolge zu entſcheiden, ihn ſelbſt noch mehr beleidigte, und endlich bis zur Abſezung des Königs fortſchreiten könnte. Zu Rom aber ließ er an vielen öffentlichen Orten eine Schrift anſchlagen, in welcher er, nebſt dem Prinzen von Conde, ſich von dem Urtheil des Papſtes auf den Ausſpruch der Pairs von Franckreich berief; alle, die ihnen eine Ketzerey Schuld gäben, Lügner nannte; ſich vorbehielt, auf einer allgemeinen Kirchenverſammlung das Gegentheil zu erweiſen, und den Papſt ſowohl als ſeine Nachfolger mit ihrer Rache bedrohte. Sixtus, der eine ausnehmende Klugheit beſaß; aber in dieſer Angelegenheit nach den Grundſäzen der päpſtlichen Würde hatte handeln müſſen, bewunderte den muthigen Schritt, den Heinrich vor ſeinen Augen gethan hatte, und ſagte nachmals öfters, dieſer Fürſt und die Königinn von England, Eliſabeth, wären die einzigen chriſtlichen Regenten, denen er ſeine größten Entwürfe offenbaren würde, wenn ſie nicht Ketzer wären.

Unterdeſſen nöthigte die Ligue den König von Franckreich, ſeinen Schwager, der unter allen Groſſen des Reichs ihm am aufrichtigſten ergeben war, dem er aber vergebens einen neuen Antrag von der oben beſchriebenen Art hatte thun laſſen, zu bekriegen. Heinrich verſtärckte ſich, ſelbſt durch den Beytritt vieler Catholiſchen von Adel, und bewarb ſich auch um deutſche Kriegsvölcker. Er vertheidigte ſich in den Jahren 1585. und 1586. gegen die Uebermacht der königlichen Heere glücklich; ja, da er bereits von dem Herzoge von Mayenne und dem Marſchall von Matignon auf allen Seiten eingeſchloſſen war, entgieng er ihnen doch wider alles Vermuthen.

Es

Es folgte ein neuer Waffenstillstand, den die königliche Mutter auswürckte, deren Sohn zwar den Krieg getilgt wissen wollte; aber selbst unvermögend war, solches zu bewerckstelligen. Sie unterredete sich darüber mit Heinrichen im Jahr 1586. auf dem Schlosse St. Brix. Da sie sich vor der Macht der Ligue fürchtete: so wollte sie ihn bereden, seine Religion zu verändern, und sich darauf mit ihrem Sohne genau zu verbinden. Einige von seinem Gefolge versuchten es, die Römischcatholischen während des Stillstandes zu Feindseeligkeiten aufzubringen: dadurch würde Heinrich berechtigt geworden seyn, die Königinn in Verhaft nehmen zu lassen; er verbot aber den seinigen diese Ränke, sobald er von denselben hörte. Bey der Unterredung war er überaus wohl auf seiner Hut. Die Königinn fragte ihn, was er haben wollte? „Madame," antwortete er, und sah die Hoffräulein an, welche sie zu bekannten Absichten mitgebracht hatte, „es „giebt hier nichts, was ich haben wollte." Sie suchte weiter, ihn von seiner Parthey abzuziehen, und bot ihm daher vieles für seine Person allein an; er beharrte aber immer darauf, daß er alles mit seinen Freunden überlegen müßte. Als sie endlich fragte, ob alle ihre Mühe vergeblich seyn sollte, da sie doch nichts so sehr als die Ruhe wünschte, sagte er zu ihr, immer in einerley lebhaftem und aufrichtigem Tone: „Madame, daran bin „ich nicht Schuld; ich bin es nicht, der Sie hindert, „ruhig in Ihrem Bette zu liegen; Sie sind es, die „mich hindern in dem meinigen zu schlafen. Die viele „Mühe, die Sie sich geben, gefällt ihnen und nähret „sie: die Ruhe ist die größte Feindinn Ihres Lebens." Der Herzog von Nevers stellte ihm ebenfals vor, es würde ihm weit mehr Ehre bringen, sich bey dem Könige aufzuhalten, als unter Leuten, über welche er kein Ansehen hätte, und wenn es ihm zu Rochelle an Gelde

fehlen ſollte, dürfte er daſelbſt nicht die geringſte Auflage machen. „Mein Herr, antwortete ihm Heinrich „etwas trozig, ich thue zu Rochelle alles was ich will, „weil ich nichts daſelbſt will, als was ich ſoll.“

Dieſe Unterredung brachte keinen Nutzen hervor, und man ſah deſto deutlicher, daß ſie von der Königinn nicht aus Liebe zum Frieden angeſtellt worden ſey, weil ſie zu gleicher Zeit ihren Sohn von den Unterhandlungen, in welchen er bereits mit Heinrichen begriffen war, wieder abgezogen hatte; obgleich bereits ein Vergleich zwiſchen beyden Königen geſchloſſen war, kraft deſſen Heinrich den König von Franckreich mit ſeinen Kriegsvölckern und mit einer Anzahl Schweizer gegen die Ligue unterſtüzen ſollte. Sie vermehrte dagegen ſeine Furcht vor der Ligue, welche von dieſer Verbindung eine neue Gelegenheit genommen haben würde, ihn als einen Freund der Ketzer vorzuſtellen. Er ſchickte daher den Herzog von Joyeuſe mit einem Kriegsheere nach Guienne wider ihn, und ſchmeichelte ſich, daß, wenn Heinrich von demſelben würde überwunden ſeyn, auch die Ligue ſich ihm unterwerfen werde. Heinrich war in der That nicht im Stande, ins Feld zu rücken; ſondern mußte ſich begnügen, die Städte zu beſezen. Allein da Joyeuſe eine Reiſe nach Hof thun mußte, verſtärckte er ſich unterdeſſen, und ſchlug einen Theil des königlichen Heeres. Joyeuſe kam mit einem neuen Zuwachs von Kriegsvölckern zurück: ſogleich entſchloß er ſich die Hugonotten anzugreifen. Auf der andern Seite befand ſich Heinrich in einiger Verlegenheit: denn, wenn er die Schlacht verlor, ſo war ſeine Parthey faſt gänzlich zu Grunde gerichtet; wenn er aber länger wartete, bis der Marſchall von Matignon, der ſchon in der Nähe war, mit ſeinem Heere zu den Feinden ſtieß, ſo lief er Gefahr, völlig eingeſchloſſen

zu

zu werden. Sein Muth und die Streitbegierde der seinigen gaben ihm ein, die Schlacht zu wagen.

Die beyden Heere trafen im October des Jahrs 1587. bey Coutras, einem Flecken in Guienne, zwischen Bourdeaux und Perigueux, auf einander. Das königliche war gleichsam mit Gold und Silber bedeckt, indem es die prächtigsten Rüstungen führte; es war etwas stärcker als das Hugonottische, und hatte sonderlich eine weit bessere Reiterey. Heinrichs Heer hingegen war nur auf Stärcke und Dauer eingerichtet: es bestand meistentheils aus alten versuchten Soldaten, tapfern und zu allen Beschwerlichkeiten abgehärteten Anführern, und war an eine strenge Kriegszucht gewöhnt; es hatte außerdem einen klugen und sehr angesehenen Fürsten zum Oberhaupte: lauter Eigenschaften, die dem königlichen Heere fehlten. Joyeuse besaß nichts als Hitze und Uebereilung: er hielt sich des Siegs so gewiß, daß er schon eine Zeitlang vorher sich von dem Papste die Erlaubniß ausgebeten hatte, Heinrichs Erbländer einzuziehen. Dieser sein Gegner aber stützte sich auf ein weit gegründeteres Vertrauen. Er munterte sein Heer durch eine kurze Anrede auf; nahm Gott zum Zeugen, daß er nicht wider den König, sondern für die Religion und für seine Rechte streite, und sagte darauf zu dem Prinzen von Conde und dem Grafen von Soißons: „Ihnen will ich weiter nichts sagen, als daß Sie aus „dem Hause Bourbon sind, und so wahr Gott lebt, ich „will Ihnen zeigen, daß ich der älteste darunter bin.“ Das Heer war darauf im Begriff, sein Gebet zu verrichten, als einer von den Predigern ihm ein Vergehen gegen die Keuschheit eines jungen Frauenzimmers zu Gemüthe führte, welches den Reformirten zu Rochelle ein großes Aergerniß gegeben hatte, und ihn ermahnte, Gott deswegen öffentlich um Verzeihung zu bitten, wenn

er anders hoffen wollte, ſeine Waffen geſegnet zu ſehen. Heinrich that dieſes würcklich, indem er knieend ſein Gebet ablegte, und der beleidigten Familie Genugthuung zu leiſten verſprach. Dieſe Demüthigung mag unſerm Zeitalter klein und unanſtändig, zumal bey einem Fürſten, vorkommen; allein das Niederträchtige ſteckt nicht in einer ſolchen öffentlichen Büſſung, ſondern in der Entehrung eines tugendhaften Frauenzimmers, davon die Folgen deſto unglücklicher ſind, je weniger derjenige, der ſie begangen hat, gezwungen werden kann, ſich um dieſelben zu bekümmern.

Heinrich gewann die Schlacht bey Coutras am 20. October durch die innere Stärcke und gute Anordnung ſeines Heeres, vornemlich aber durch ſeine eigene Tapferkeit, welche allen zum Beyſpiel diente. Um deſto kenntlicher zu bleiben, hatte er einen weiſſen Federbuſch auf ſeinen Helm geſteckt: und da ſich einige vor ihn ſtellten, um ihn zu bedecken, rief er ihnen zu; „Auf die Seite! ich bitte euch; verdeckt mich nicht! „ich will mich zeigen.“ Er machte ſelbſt Gefangene, und faßte unter andern einen feindlichen Kriegsbedienten mit den Worten an: „Ergieb dich, Philiſter!“ Sein Sieg war vollkommen: das ganze königliche Fußvolck wurde niedergehauen; der Herzog von Joyeuſe kam ſelbſt, nebſt ſeinem Bruder und den meiſten Anführern, ums Leben, und es rettete ſich nur einige Reiterey von dieſem Heere. Man meldete ihm, obgleich fälſchlich, nach der Schlacht, das Heer des Marſchalls von Matignon ſey im Anzuge; gleich ſagte er zu denen, die um ihn waren: „Fort, meine Freunde! das „wird eine unerhörte Sache werden; zwo Schlachten „an Einem Tage.“ Doch der Sieg war an ſich nicht das ſchönſte, deſſen ſich Heinrich rühmen konnte; es war die Großmuth, Mäßigung und Menſchenliebe, welche

welche er auch nach demselben beybehielt. So ungerecht ihm die Parthey, welche er überwunden hatte, begegnet war; so wenig bezeigte er sich nun hart und übermüthig gegen dieselbe. Er schickte fast alle Kriegsgefangene ohne Lösegeld zurück, gab einigen darunter Geschencke, vielen ihre Fahnen und ihr Geräthe wieder, und trug für die Verwundeten große Sorgfalt. An die Reformirten Gemeinen schrieb er gleich darauf, daß er nach einem so großen Vortheil, doch immer nur diejenigen Friedensbedingungen verlangte, welche er ehemals begehrt hatte. Er meinte auch dieses sehr ernstlich: denn er schickte schon den Tag nach der Schlacht einen Abgeordneten an den König von Franckreich, und erklärte sich zum Frieden willig. Ein solcher Mann mußte endlich die Herzen eben so wohl besiegen, als die Kriegsheere.

Es kam nunmehr darauf an, wie Heinrich seinen Sieg nützen sollte: und dieses schien gar nicht streitig zu seyn. Da ihm ein beträchtliches Heer von Deutschen und Schweizern zu Hülfe zog, und schon in Franckreich eingedrungen war: so mußte er demselben entgegen gehen, um sich mit ihm vereinigen zu können. Aber an Statt daß dieses geschehen wäre, zerstreuete sich sein Heer in kurzem; er selbst gieng mit einer Anzahl Reiter bis nach Bearn zurück. Ueber diese Aufführung, welche seinen Sieg gänzlich unnüz machte, hat man nicht auf einerley Art geurtheilt. Es ist jedoch gewiß, daß ein großer Theil des Adels, welcher unter Heinrichs Heere diente, sich auf einige Wochen von ihm getrennt habe, um seine häusliche Angelegenheiten zu besorgen, und daß er ohnedieß kaum im Stande gewesen sey, so weit vorzurücken, als es die Stellung seiner Hülfsvölcker erforderte. Die eigennüzigen Absichten verschiedener Großen unter seinem Heere hinderten ihn eben-

ebenfals, ſich ſeiner Vortheile nachdrücklich und geſchwind zu bedienen. Man erzählt auch, daß Heinrich zu ſeiner eilfertigen Reiſe nach Bearn durch die Begierde bewogen worden ſey, ſeine Geliebte, die Gräfinn von Guiche, welche ſich daſelbſt befand, zu ſehen, und ihr die eroberten Fahnen vorzulegen. Dieſer Umſtand iſt nicht unwahrſcheinlich: er brauchte bey dieſer Rückkehr die Vermählung des Grafen von Soiſſons mit ſeiner Schweſter zum Vorwande, welche er nachmals hintertrieb, da er erfuhr, daß dieſer Graf dadurch nur in ſeine Rechte treten wollte, welche er, wie derſelbe glaubte, als ein Proteſtant doch nicht lange würde behaupten können. Er begieng alſo nach ſeinem Siege einen wichtigen Fehler; aber er wurde zum Theil von andern dazu fortgeriſſen. Heinrich beſchloß jedoch, gleich nach der Wiederverſammlung ſeines kleinen Heeres, den Deutſchen entgegen zu ziehen. Unterdeſſen ſchickte er den Baron von Rosny ab, um dem Prinzen von Conty aufzutragen, daß er ſich zu denſelben begeben, und ſie anführen möchte. Allein Rosny erfuhr unterwegens, daß der König von Franckreich und der Herzog von Guiſe dieſes fremde Heer bereits ſehr in die Enge getrieben hatten: und bald darauf gieng es würcklich, kraft eines geſchloſſenen Vergleichs, nach Deutſchland zurück. Alle dieſe Nachrichten waren hier nöthig, um die Beſchuldigung, als wenn Heinrich zu Coutras zwar zu ſiegen, aber ſich ſeines Sieges nicht zu bedienen gewußt habe, wenigſtens nicht auf ihn allein fallen zu laſſen. Er verlor im folgenden Jahr ſeinen Vetter, den Prinzen von Conde, und betrübte ſich ungemein darüber. Die Reformirten bedauerten ſeinen Verluſt eben ſo ſehr, weil ſie glaubten, daß er ihrer Religion noch eifriger, als Heinrich ſelbſt, zugethan geweſen ſey.

Der

Der König von Franckreich wurde endlich im Jahr 1588. von der Ligue aufs äußerste gebracht; genöthigt aus Paris zu flüchten, und stand schon in Gefahr, die Krone zu verlieren. Er ließ vergebens den Herzog und den Cardinal von Guise, als seine beyden schlimmsten Feinde, umbringen; eben seit dieser That überschritt die Wuth der Ligue gegen ihn alle Schrancken. Man hatte Heinrichen öfters den Antrag gethan, den Herzog von Guise, der ihn am meisten haßte und verfolgte, zu ermorden; er hatte aber immer diese Art der Rache mit Abscheu von sich gewiesen. Jezt empfand er auch das große Vergnügen, daß sich der König von Franckreich doch zulezt noch an ihn, als an den einzigen Beschützer und Freund, der ihm übrig geblieben war, als an einen edelmüthigen Fürsten wandte, der so viele von ihm empfangene Beleidigungen vergessen konnte. Die beyden Könige vereinigten sich im Jahr 1589. unter der Bedingung, daß Heinrich dem Könige mit seinen Kriegsvölckern beystehen, dafür mit den seinigen die freye Ausübung der Protestantischen Religion genießen, und Saumür als einen festen Platz an der Loire besezen sollte: und doch wurde der Stillstand zwischen ihnen beyden nur auf Ein Jahr gesezt. Heinrich begab sich nicht ohne Mißtrauen zum Könige: die Pariser Bluthochzeit und der so oft gebrochene Friede, schwebten ihm immer noch vor den Augen: seine Freunde widerriethen ihm auch diesen Schritt. Allein er verließ sich auf die Wichtigkeit des Dienstes, den er dem Könige zu leisten in Bereitschaft war, und auf das natürlich gute Gemüth des Königs, dessen Mutter auch damals gestorben war, und noch vor ihrem Tode, aber viel zu spät, ihrem Sohne die Freundschaft mit dem Könige von Navarra, und die Gewissens-Freyheit für die Reformirten, empfolen hatte. Bey der ersten Unterredung, welche Heinrich mit dem Könige von Franck-

reich

reich zu Tours hielt, begleiteten ihn viele der seinigen; aber, um sein offenes Zutrauen zu bezeigen, besuchte er denselben, Tages darauf, nur mit einem einzigen Edelknaben.

Heinrich eilte darauf weg, um seine Kriegsvölker herbey zu ziehen: hätte er solches langsamer gethan, so würde der König von Franckreich doch verloren gewesen seyn. Der Herzog von Mayenne, welcher jezt das Oberhaupt der Ligue war, machte einen Entwurf, den König in Tours gefangen zu nehmen; es würde ihm auch derselbe gelungen seyn, wenn Heinrichs Heer nicht zur Hülfe in der Nähe gewesen wäre. Die Vereinigung der beyden Könige hatte bald die glücklichsten Folgen. In verschiedenen, sonderlich mittäglichen Provinzen des Reichs, fieng, sobald sich nur das Gerüchte ausbreitete, daß an derselben gearbeitet werde, die Erbitterung zwischen beyden Religionsverwandten an, nachzulassen, und sie legten daselbst die Waffen nieder. Allein die Ligue hatte in dem ganzen Königreiche eine Menge Städte inne; Paris war ihr Sitz, wo diese aufrührische Parthey bereits einen unabhängigen Staat errichtet, und den König der Krone verlustig erklärt hatte. Gegen diese Hauptstadt brachen beyde Könige mit einem ansehnlichen Kriegsheere auf. Sie bemächtigten sich in kurzem aller um Paris gelegenen Plätze. Bey diesen Eroberungen wurde der König von Franckreich durch seinen neuen Bundsgenossen ungemein verdunckelt, und man erzählt, daß er seine Eifersucht gegen denselben nicht gänzlich habe verbergen können. Die Städte, welche sich durch einen Vergleich ergaben, verlangten zur Versicherung desselben nur Heinrichs Wort: sie traueten demselben mehr, als allem schriftlichen Versprechen ihres eigenen Königs. Denn dieser hatte oft wider Treue und Glauben gehandelt, ja selbst

seine

seine Eydschwüre gebrochen; Heinrich hingegen hatte sein gegebenes Wort allemal, selbst mit seinem Schaden, gehalten. Er erwarb sich auch damals bey dem königlichen Heere viele Liebe und Hochachtung, indem er bey allen Unternehmungen selbst zugegen war, sich leutseelig und wohlthätig gegen die Soldaten bezeigte, und, wenn er an dem königlichen Lager Fehler bemerckte, sie mit so vieler Behutsamkeit anzeigte, daß man ihm Danck dafür sagen mußte.

Er sprach dem Könige von Franckreich auf diesem Anzuge nach Paris Muth zu, da ihn derselbe wegen eines päpstlichen Befehls, der ihm damals zu Gesichte kam, sincken lassen wollte. Der Papst hatte ihm durch denselben auferlegt, zween Prälaten, die er, weil sie die Empörung beförderten, gefangen hielt, in einer bestimmten Zeit loß zu lassen, und bedrohte ihn, wenn er nicht gehorchte, mit dem Kirchenbanne. Man konnte den König, welcher lasterhaft und schwach, mithin zu einer abergläubischen Furcht vor andern geneigt war, von seiner Bestürzung über diesen ungereimten Befehl nicht zurück bringen; aber Heinrich that es mit wenigen Worten. „Gnädiger Herr, sagte er — diese Anrede „schickte sich für ihn, ob er gleich König von Navarra „war; denn er war doch zugleich ein Vasall der Fran„zösischen Könige — Lassen Sie uns nur siegen, so „werden wir auch die Loßsprechung vom Banne erhal„ten; werden wir aber überwunden, so wird man uns „in den Bann thun, die Strafe vergrößern, und den „Bann immer wiederholen.“

Die beyden Könige lagerten sich nunmehr vor Paris. Mit einem Heere von mehr als dreyßig tausend Mann, meistentheils alter Soldaten, bey welchem sich Heinrich befand, konnten sie hoffen, diese Hauptstadt nächstens

ſtens einzunehmen: denn die zahlreiche Beſazung, welche ſich darinne befand, war nur aus Neugeworbenen zuſammengeſezt, und mußte den Mangel an Lebensmitteln, den man daſelbſt zu befürchten hatte, bald vermehren. Allein die Ligue rettete ſich durch den Dominicaner-Mönch, Jacob Clement, welcher den König von Franckreich am 1 Auguſt des Jahrs 1589. zu St. Cloud ermordete. Heinrich war in ſeinen lezten Stunden bey ihm gegenwärtig; der König umarmte ihn, nannte ihn ſeinen guten Bruder und rechtmäßigen Nachfolger, empfol ihm das Reich, und ermahnte die anweſenden Herren, ihn vor ihren König zu erkennen. Nach ſeinem Tode alſo gieng die Franzöſiſche Krone aus dem Hauſe Valois in die Familie von Bourbon über.

Aber ohngeachtet dieſes unſtreitigen Rechtes, wußte Heinrich noch nicht, wie bald er in der That König über Franckreich ſeyn würde. Es ſchien zwar, daß der Todt ſeines Vorgängers ſich eben am rechten Orte und zur rechten Zeit für ihn zugetragen habe. Denn wäre er nicht in Geſellſchaft deſſelben bis vor Paris gekommen, ſo würde es ihm unglaublich viele Mühe gekoſtet haben, aus Guienne oder Bearn ſo weit vorzudringen: und niemand hätte ihn auch ſo leicht zur Krone gerufen, wenn er nicht zugegen geweſen wäre, da ſie erledigt wurde. Außerdem hat man auch geurtheilt, daß es ſein Vortheil nicht würde geweſen ſeyn, länger an dem Hofe des Königs von Franckreich zu bleiben, weil dieſer Herr nicht nur ſehr unbeſtändig war; ſondern auch bereits angefangen hatte, ihm einige ſeiner getreuen Diener abſpenſtig zu machen, und ihn zulezt unter ſeine willkührliche Gewalt würde gezogen haben. Auf der andern Seite hatte Heinrich ungemein große Schwierigkeiten zu überwinden, wenn er den Franzöſiſchen

Thron

Thron behaupten wollte. Die furchtbare Ligue suchte ihn, unter dem Vorwande, daß er ein Ketzer wäre, mit allen Kräften von demselben zu entfernen. Ihm selbst fehlte es an Gelde und hinlänglichen Kriegsvölckern. Bey dem Heere aber konnte er sich, außer dem Reformirten Adel, nur auf wenige Anführer verlassen.

Einige katholische Herren unterwarfen sich ihm ohne alle Bedingungen. Der Marschall von Biron, der größte Feldherr in Franckreich nach dem Könige, leistete ihm dadurch einen wichtigen Dienst, daß er den Schweizern, die sich bey dem Heere befanden, den Eid der Treue abnahm. Er ließ sich zwar mercken, daß er die Grafschaft Perigord eigenthümlich zu besitzen wünschte; aber Heinrich, welcher voraus sah, daß dieses Begehren mehrere von gleicher Art nach sich ziehen würde, ließ dem Marschall, ob er ihn gleich schonen mußte, so nachdrückliche Vorstellungen darüber thun, daß er nicht nur von seinem Verlangen abstand; sondern sich auch erklärte, es niemals geschehen zu lassen, daß ein Stück vom Reiche abgerissen würde. Die übrigen katholischen Befehlshaber und vornehmen Herren wollten ihre Treue von dem Könige theuer erkaufen lassen, oder waren ihm aus besondern Ursachen abgeneigt; allen aber mußte die Religion zum Vorwande dienen. Der König unterzeichnete endlich gewisse Bedingungen, welche sie von ihm forderten, und welche hauptsächlich die Erhaltung der Römischcatholischen Religion im Range der herrschenden, und die Berufung einer Kirchenversammlung, deren Schlüßen er gehorchen wollte, betrafen. Allein der Herzog von Epernon, ein Liebling des vorigen Königs, der reich und mächtig geworden war, sich viele Feinde gemacht hatte, und von Heinrichen wenig geliebt wurde, verließ ihn gleichwohl mit mehr als siebentausend Mann, die er aus sei-

nen Statthalterſchaften herbeygeführt hatte: und ſeinem Beyſpiele folgten andere Herren nach.

Der König mußte es alſo geſchehen laſſen, daß ſich ein großer Theil dieſes ſchönen Heeres, welches ihn in kurzer Zeit auf dem Throne hätte befeſtigen können, zerſtreuete. Er wandte keine Bitten an, um die Mißvergnügten bey ſich zu behalten; vielmehr bezeigte er eine würdige Standhaftigkeit. Ueberzeugt von der Wahrheit der Reformirten Religion, konnte er ſich deſto weniger entſchließen, ſie zu verlaſſen; obgleich dieſes das einzige Mittel zu ſeyn ſchien, wodurch er alle Gemüther hätte gewinnen können. Er ſah aber auch deutlich, daß diejenigen unter den Römiſchcatholiſchen, welche die Religion gegen ihn ſtets im Munde führten, ihm darum nicht ergebener ſeyn würden, wenn er zu der ihrigen getreten wäre. Unterdeſſen war ſein Zuſtand einige Jahre hindurch deſto beſchwerlicher. Die Römiſchcatholiſchen hörten nicht auf ihn zu ermahnen, daß er ſich, nach ihrem Ausdrucke, bekehren möchte: und er durfte ihnen die Hoffnung dazu nicht ganz benehmen. Seine Glaubensgenoſſen wurden darüber mißtrauiſch, und beobachteten alle ſeine Handlungen. Er mußte mit beyden Theilen behutſam und gütig umgehen; da er wenig zu ſchencken hatte, ſie durch eine liebreiche Begegnung einnehmen, und durch ſeine Klugheit und Sanftmuth alle Uneinigkeit unter ihnen verhüten.

Nach dem Abgange ſo vieler Kriegsvölcker, war es ihm nicht länger möglich, Paris eingeſchloſſen zu halten. Er that zwar noch dem Herzoge von Mayenne Vorſchläge zu einem Vergleiche; allein dieſer wollte nebſt der Ligue von keinem andern Könige etwas wiſſen, als von dem Cardinal von Bourbon, welchem ſie den Nahmen Carls des Zehnten beygelegt hatten, den aber

Hein-

Heinrich gefangen hielt. Der König wandte sich hierauf mit einem Theil seines Heeres, in die Normandie, um daselbst die Hülfsvölcker, welche er aus England erwartete, aufzunehmen, und Paris, durch die Einnahme einiger vorrigen Städte, mehr einzuschränken. Er erreichte diese Absichten, und fieng sogar an, Rouen einzuschließen. Im Grunde war es ihm nicht möglich, diese große und feste Stadt zu erobern; es war mehr ein Versuch, den er auf Verlangen des Adels in der Normandie wagte. Auf einmal aber gerieth er in die äußerste Gefahr. Der Herzog von Mayenne rückte mit einem Heere von dreyßig tausend Mann, welches er in der Geschwindigkeit gesammlet hatte, gegen ihn an. Der König hatte kaum sechs tausend Soldaten beysammen. Er zog sich nach Dieppe, einem Seehafen, zurück, dessen Befehlshaber ihm ergeben war, und fand es weder vor rathsam, sich in diese Stadt einzuschließen, noch den Feinden im freyen Felde entgegen zu gehen. Wäre Mayenne, ohne Zeit zu verlieren, auf ihn losgegangen: so würde der König allem Ansehen nach haben suchen müssen zu entfliehen. Allein er glaubte ihn viel zu gewiß in den Händen zu haben, und kündigte seine bevorstehende Gefangenschaft schon überüberall an.

Würcklich war die Stellung des Königs so mißlich, daß ihm seine tapfersten Befehlshaber, aus Besorgniß für seine Person, riethen, sich zu Schiffe nach England oder nach Rochelle zu begeben, und seine Kriegsvölcker in Verschanzungen zurück zu lassen, in denen sie nicht überwältigt werden, sondern sicher Verstärckungen erwarten könnten. Er wäre beynahe ihrem Vorschlage beygetreten; allein Biron gerieth in einen edlen Unwillen, als er denselben hörte. „Wenn Sie, „sagte er unter andern zu dem Könige, bey dem jezigen

„Zuſtande Ihrer Angelegenheiten, Franckreich nur auf „vier und zwanzig Stunden verlaſſen: ſo iſt es eben ſo „viel, als wenn Sie Sich auf Lebenslang daraus ver„bannten. Es kommt hier auf ein Königreich an; dieſes muß man erobern, oder das Leben einbüßen.“ Der König hatte den Muth nicht verloren: er war nur durch den Rath ſeiner Freunde wanckend geworden; aber jezt beſchloß er, den Feind in einem vortheilhaften Poſten zu erwarten. Er verſchänzte ſich in dem Dorfe Arques nicht weit von Dieppe; Mayenne griff ihn an beyden Orten an, und wurde mit großem Verluſte zurückgeſchlagen. Der König und ſein ganzes Heer hatten durch ihre Tapferkeit zu dem glücklichen Ausgange dieſes Gefechtes ſo viel beygetragen, als das Heer der Ligue durch die Uneinigkeit ſeiner Anführer, durch ſeine langſame Anſtalten und ſchlechte Uebung im Kriege ſich ſelbſt geſchadet hatte. Heinrichs ruhiger und aufgeräumter Muth mußte ſeinen Soldaten gleiche Geſinnungen einflößen. Als er vor dem Treffen einen feindlichen Befehlshaber gefangen bekommen hatte, verwunderte ſich dieſer, ſo wenige Soldaten um den König zu ſehen. „Sie ſehen ſie nicht alle, antwortete der „König; denn Sie rechnen Gott und mein Recht nicht „darunter, welche mir beyſtehen.“

Unterdeſſen wartete man in Paris darauf, den König, oder, wie man ihn Schimpfweiſe nannte, den Bearner gefangen eingebracht zu ſehen. Heinrich, welcher dieſes erfuhr, und nunmehr ein anſehnliches Heer zuſammengebracht hatte, ſagte ſcherzhaft, er wolle die große Begierde der Pariſer, ihn zu ſehen, ſtillen. Er brach daher plözlich gegen dieſe Stadt auf, bemächtigte ſich beym erſten Angriff aller Vorſtädte der mittäglichen Seite, und würde die Stadt ſelbſt erobert haben, wenn ſein Geſchüz etwas zeitiger angelangt wäre.

So-

Sobald er die Vorstädte betrat, machte er allen Gewaltthätigkeiten ein Ende: zwey Stunden nach seiner Ankunft war die Ruhe daselbst wieder so vollkommen, daß seine Soldaten mit den Bürgern gemeinschaftlich die Kirchen besuchten. Er zog zwar von Paris weg, da der Herzog von Mayenne am folgenden Tage aus der Picardie wieder in dieser Hauptstadt angelangt war; allein nicht eher, als bis er demselben vergeblich eine Schlacht angeboten hatte, und er bemächtigte sich hierauf einer Menge Städte.

Unterdessen hatte ihn die Republik Venedig zuerst unter den Europäischen Staaten als König von Franckreich erkannt. Der Papst Sixtus V. nahm zwar die Parthey der Ligue, weil sie die Sache der Römischcatholischen Religion führte; allein im Grunde gefiel sie ihm nicht; und, nachdem er die Schläfrigkeit des Herzogs von Mayenne erfahren hatte, die Heinrichs unermüdet geschäftigem Betragen ganz entgegen gesezt war, sagte er zum voraus: „Der Bearner wird die „Oberhand behalten, weil er nicht länger im Bette „bleibt, als der Herzog von Mayenne an der Tafel.“ An der Königinn von England, Elisabeth, hatte Heinrich eine sehr eifrige Freundinn; sie unterstüzte ihn mit Geld und Kriegsvölkern, und beyde verbanden sich wider den König von Spanien, welcher, indem er die Ligue beschüzte, eine beständige Uneinigkeit in Franckreich zu unterhalten suchte. In den meisten Provinzen des Reichs war die Ligue die stärckste. Gleichwohl würde Heinrich dieselbe in kurzem unterdrückt haben, wenn es ihm nicht an Gelde gefehlt hätte. Dieser Mangel nöthigte ihn, sein Heer, wenn es einige Monathe gedient, und sowohl Sold als Beute aufgezehrt hatte, auseinander gehen zu lassen, damit es sich erholen, und in andern Gegenden die Städte gegen

die Ligue vertheidigen möchte. Dieſe beſondere Art Krieg zu führen, dähnte denſelben auf einige Jahre hinaus.

Eben deswegen aber ſuchte der König Gelegenheit zu entſcheidenden Treffen. Er eroberte immer mehr Städte in der Nähe von Paris, um den Herzog von Mayenne herbey zu locken, und hoffte ihn, wenn er zum Entſaz derſelben anrückte, zu einer Schlacht zu nöthigen. Dieſer Herzog aber gieng ihm deſto mehr aus dem Wege, weil er, ſeine Uebermacht ausgenommen, fühlte, wie ſehr er in jeder Betrachtung dem Könige und ſeinen Soldaten nachzuſezen ſey; bis ihn das ungeſtüme Verlangen der Einwohner von Paris, des päpſtlichen Geſandten und der Spanier, welche ihn aus den Niederlanden mit ſieben tauſend Mann ihrer beſten Völcker verſtärckten, zu einem andern Entſchluße brachten. Indem er alſo der Stadt Dreux, welche der König belagerte, zu Hülfe kam, befanden ſich auf einmal beyde Heere in einer offenen Gegend, bey Ivry, einem Flecken an dem Fluß Eure, ſo nahe bey einander, daß keines dem andern ohne ein Treffen ausweichen konnte.

Dieſe berühmte Schlacht bey Ivry fiel am 14. März des Jahrs 1590. vor. Der König hatte nur zehntauſend Soldaten; da hingegen das Heer der Ligue ſechszehn bis ſiebzehntauſend Mann ſtarck war. Als Heinrich die Feinde erblickte, rührte ihn der Gedancke, daß ſo viele tauſend Menſchen, meiſtentheils von Einem Volcke, von ſeinen Unterthanen, im Begriff waren, ſich bloß ſeinetwegen das Leben zu nehmen: er konnte ſich daher nicht enthalten, zu Gott zu ſeufzen, und nach dem öffentlichen Gebete, welches der Reformirte Prediger verrichtete, dieſe Worte laut zu ſagen: „Du, o Herr, deſſen göttliche Blicke durch alle Ver-

„ſtellun-

„ſtellungen und durch die dickſten Hüllen dringen, der „Du mein Herz und das Herz meiner Feinde bis auf „den Grund durchſchaueſt, und der Du alle Begeben„heiten und alle Dinge der Welt in den Händen ſowohl, „als vor den Augen haſt! wenn Du ſiehſt, daß meine „Regierung Deinen Ruhm und das Wohl Deines „Volcks befördern werde; wenn Du weißt, daß ich „keinen andern Ehrgeiz habe, als zu der Ehre Deines „heiligen Nahmens, und zu dem Beſten dieſes Staats, „etwas beyzutragen: ſo begünſtige, o großer Gott! die „Gerechtigkeit meiner Waffen; bringe jezt alle Anführer dahin, daß ſie denjenigen erkennen, den ihnen „Deine heilige Schlüße, und die rechtmäßige Reichsfolge zu ihrem Landesherrn ſezen. Wenn es Dir aber „gefallen hat, es anders zu ordnen; oder wenn Du „ſiehſt, daß ich von der Zahl derjenigen Könige ſeyn „ſollte, die Du in Deinem Zorne giebſt, ſo nimm mir „nebſt der Krone das Leben. Laß es geſchehen, daß „ich heute das Opfer Deines heiligen Willens werde; „mache, daß mein Todt Franckreich von dem Elende „des Kriegs befreye, und daß mein Blut das lezte ſey, „welches in dieſen Händeln vergoſſen werde.“ Dieſes Gebet munterte ſein Heer dergeſtalt auf, daß es mit einem unbeſchreiblichen Eifer rief: Es lebe der König! und wer es noch jezt lieſet, wird ſein Herz und ſeine Frömmigkeit hochſchätzen müſſen.

Nachdem Heinrich hierauf ſeinen Helm aufgeſezt hatte, auf welchem ein Buſch von drey weißen Federn in die Höhe ragte, redete er die Schwadrone, welche er ſelbſt anführte, mit den Worten an: „Meine Ge„fährten, wenn ihr heute euer Leben für mich wagt, ſo „wage ich auch das meinige für euch: ich will entweder „ſiegen, oder mit euch ſterben. Ich bitte euch, be„hauptet eure Stellung tapfer: und wenn die Hitze des

„Gefechtes macht, daß ihr sie verlaßt, so vereinigt „euch geschwind wieder; denn darauf kommt der Ge„winnst der Schlacht an. Thut dieses zwischen den „drey Bäumen, welche ihr hier oben zur rechten Hand „seht: und wenn ihr eure Fahnen und Standarten ver„lieren solltet, so verliert nur meinen weißen Federbusch „nicht aus dem Gesichte; ihr werdet ihn beständig auf „dem Wege der Ehre und des Siegs finden.“

Alles was er that und sagte, erweckte das Vertrauen und die Ehrerbietung seiner Soldaten gegen ihn: auch folgende großmüthige Handlung, die er noch vor dem Anfange der Schlacht vornahm. Der Oberste Schomberg, welcher einige Hauffen deutscher Reiter anführte, war den Tag vorher von ihnen genöthigt worden, ihren rückständigen Sold von dem Könige zu begehren, und ihm in ihrem Nahmen zu erklären, daß sie ohne denselben nicht fechten würden. Ueber diese Vorstellung gerieth der König in Zorn. „Wie, sagte er, „Oberster! schickt sich das für einen Ehrliebenden Mann, „daß er zu einer Zeit, da er den Befehl zum Treffen „holen sollte, Geld fordert!“ Der Oberste gieng beschämt von ihm fort. Allein am Tage der Schlacht erinnerte sich Heinrich, da er seine Kriegsvölcker stellte, daß er ihm übel begegnet sey; er gieng daher auf ihn loß, und sagte zu ihm: „Wir sind im Begriff uns „zu schlagen, Oberster; es kann seyn, daß ich dabey „umkomme; es wäre aber ungerecht, wenn ich die Eh„re eines so tapfern Edelmanns, als Sie sind, mit „mir nähme. Ich erkläre also hiemit, daß ich Sie vor „einen rechtschaffenen Mann halte, der nicht fähig ist, „eine niederträchtige Handlung zu begehen.“ Er umarmte ihn hierauf, und Schomberg konnte ihm seine Danckbarkeit nicht lebhaft genug ausdrücken: er verlor auch in der Schlacht das Leben.

Wie

Wie der König die Schlachtordnung angeordnet habe, ist für die Nachwelt nicht so wichtig zu wissen, als wie er selbst mitten unter den großen Hauffen der Spanischen Lanzen gedrungen sey, sich auf alle Seiten gewandt, wo Hülfe nöthig war, und durch seine ungemeine Tapferkeit sich hauptsächlich selbst den Sieg erworben habe. Der Marschall von Biron, welcher mit einem abgesonderten Hauffen nicht gefochten, sondern sich nur am gehörigen Orte gegen die Feinde gezeigt hatte, sagte zum Könige: „Es ist nicht recht, Sire, „daß Sie heute dasjenige gethan haben, was Biron „hätte thun sollen, und daß Biron das gethan hat, „was Eure Majestät hätten thun sollen.“ Er wagte in der That seine Person für einen König und obersten Feldherrn zu sehr; ob man gleich die edelmüthigen Ursachen, welche ihn dazu antrieben, nicht anders als loben kann.

Sein Sieg war ganz vollkommen. Es blieben von dem feindlichen Heere kaum viertausend Mann übrig, die nicht getödtet oder gefangen worden wären. Der Spanische Feldherr, der Graf von Egmont, kam selbst ums Leben. Heinrich sagte, als er die todten Spanier erblickte, lächelnd zu denen, welche ihn begleiteten: „Vor diesesmal muß mich der König von „Spanien vor einen König von Franckreich erkennen: „ich habe ihm einen guten Beweis gegeben, daß ich es „bin, indem ich eine so starcke Anzahl Spanier von den „Kröpfen geheilt habe.“

Er vergaß nicht, daß er sich in der traurigen Nothwendigkeit befinde, seine Unterthanen zu bekriegen, und als daher die seinigen ohne Unterscheid die Feinde niederhaueten, rief er ihnen zu: „Schont der Franzosen, „und macht die Ausländer nieder!“ Aber auch gegen

die Hauptſtadt ſeines Reichs nicht vor ſeinen Augen verwüſten laſſen wollte.

Es war bey Lebensſtrafe verboten worden, den Pariſern keine Lebensmittel zu verſchaffen; da man aber die Geſinnung des Königs wußte, kehrte ſich faſt niemand daran. Unterdeſſen war man doch eines Tages im Begriff, zween Bauern aufzuhängen, weil ſie ein paar Karren mit Brodte nach Paris führten. Heinrich kam dazu; ſie baten ihn um ihr Leben, indem ſie, wie ſie ſagten, kein anderes Mittel gehabt hätten, daſſelbe zu erhalten: und er ſchenckte es ihnen nicht nur, ſondern gab ihnen auch das Geld, welches er bey ſich hatte, mit den Worten: „Geht ruhig fort! der Bauer „ner iſt arm: wenn er mehr hätte, würde er euch mehr „geben.“ Solche Worte verlieren ſich niemals aus den Herzen der Unterthanen.

Man wandte ſich auch in einer andern Sache nicht vergebens an ſeine Gnade; obgleich dieſelbe ſeinem Vortheile zuwider lief. Er wurde von den Pariſern ſelbſt gebeten, einen Theil des Pöbels, und andere, die der Stadt zur Laſt waren, heraus zu laſſen. Er hatte ſolches auch bereits bewilligt; ſeine Räthe hingegen ſetzten ſich dawider. Eine kurze Zeit gab er ihnen nach; da er aber von dem Elende Nachricht bekam, welches die Hungersnoth in Paris ſtiftete, konnte er ſeine Thränen nicht zurückhalten: er ſagte zugleich mit Seufzen: „O Herr! Dir iſt bekannt, wer an dieſem Unglücke „Schuld iſt: zeige mir ein Mittel, wie ich diejenigen „retten kann, welche die Bosheit meiner Feinde auf „die hartnäckigſte Art ins Verderben ſtürzt.“ Seinen Räthen aber, welche ihn zur Unzeit mitleidig fanden, gab er zur Antwort: „Ich wundere mich gar nicht darüber, daß die Häupter der Ligue und die Spanier

„ſo

„so wenig Mitleiden mit diesen armen Leuten haben: „denn sie sind nur ihre Tyrannen. Aber ich bin ihr „Vater und ihr König, und kann die Erzählung ihres „Elendes nicht anhören, ohne davon auf das empfind„lichste gerührt zu werden.“ Es wurden also einige tausend Einwohner, und seitdem immer mehrere, herausgelassen.

Während daß Heinrich die Pariser von ihrem Untergange zu retten suchte, verbanden sie sich alle aufs neue durch einen Eyd, ihn, als einen Ketzer, niemals vor ihren König zu erkennen. Er war täglich mehr im Stande, sie zu überwältigen: sein Heer bekam einen beträchtlichen Zuwachs, und er hatte sich in einer Nacht aller Vorstädte von Paris bemächtiget. Gleichwohl erwartete er, daß sich diese Stadt ihm freywillig ergeben sollte: und in der That fieng man daselbst schon an, sich unnatürlicher Nahrungsmittel zu bedienen. Allein diese Hoffnung wurde durch den anrückenden Entsaz vereitelt. Der Herzog Alexander Farneſe von Parma, der geschickteste Feldherr, den es damals außer Franckreich gab, kam den Parisern mit funfzehn tausend Mann der besten Spanischen Kriegsvölcker aus den Niederlanden zu Hülfe. Heinrich zog ihm entgegen, und bot ihm eine Schlacht an; allein dieses war die Absicht des Herzogs nicht: er begnügte sich damit, daß er Paris befreyete und mit Lebensmitteln versorgte; darauf aber kehrte er in die Niederlande zurück, nachdem er der Ligue einen Theil seines Heeres hinterlassen hatte. Vergebens hatte sich Heinrich bemüht, alle Gemeinschaft zwischen dem Herzoge und Paris zu verhindern: er fieng damals an zu erfahren, daß ihm dieser Feldherr keineswegs nachzusezen sey.

Der König sah sich nun selbst in einer schlimmen Verfassung. Seine Soldaten bekamen keinen Sold noch

noch Kleidung; auch die Lebensmittel wurden bey ihnen seltner. Von seinen Einkünften kam das wenigste in seine Hände. Die Uneinigkeit zwischen beyden Religionsverwandten dauerte in seinem Heere fort, und die Römischcatholischen sagten, der König sey selbst an allem diesem Unglück Schuld, weil er sich nicht zu ihrer Religion bekehrte. Umsonst versuchte er noch ein paar geheime Unternehmungen auf Paris; er mußte endlich sein Kriegsheer, bis auf einen fliegenden Hauffen, mit welchem er der Ligue Abbruch that, in die Provinzen vertheilen.

In eben diesem Jahre 1590. zog sich Heinrich noch einen neuen Feind seiner Ruhe zu: die Liebe. Er sah auf seinem Feldzuge wider den Herzog von Parma, die Gabrielle d'Estrees, ein Frauenzimmer von ungemeiner Schönheit, und, welches in dem weiblichen Charakter noch mehr und länger gefällt, von einer sehr sanften Gemüthsart. Sie gewann und behielt seine ganze Zärtlichkeit bis an ihren Todt: und nach demselben hat der König nie wieder eine Leidenschaft von gleicher Stärcke empfunden. Man kennt sie auch unter dem Nahmen der Marquisinn von Monceaux und Herzoginn von Beaufort, Titel und Besitzungen, welche ihr der König nachmals ertheilte. An sie schrieb Heinrich, da er eben glaubte, daß es zum Treffen zwischen ihm und dem Herzog von Parma kommen werde, die bekannten Worte: „Wenn ich in der Schlacht „umkomme, so wird mein lezter Gedancke auf Gott „gerichtet seyn, und der vorlezte auf Sie.“

Heinrich konnte im Jahr 1591. nicht sogleich an große Unternehmungen dencken: er suchte nur einige Städte zu erobern. Als er in Chartres seinen Einzug hielt, bewillkommte ihn eine obrigkeitliche Person

mit

it einer langweiligen Rede, in welcher gesagt wurde, e Stadt sey dem Könige durch das göttliche und mensch- che Recht unterworfen. „Sezt noch hinzu, sagte der König, auch durch das Canonen-Recht,“ und ritt rauf weiter fort. Unterdessen erklärte sich der neue apst, Gregor der Funfzehnte, sehr eifrig wider n. Er gab nicht nur eine Bulle heraus, durch wel- er alle Anhänger desselben in den Bann that; sondern nterstüzte auch die Ligue mit Gelde und zwölf tausend oldaten. Allein die Parlements zu Tours und Cha- ns an der Marne ließen die Bulle durch den Scharf- chter verbrennen, und der Marschall von Lesdiguie- es schlug die päpstlichen Kriegsvölcker aus Dauphinee raus, so wie er bisher dem Könige gegen den Herzog n Savoyen große Dienste geleistet hatte.

Endlich belagerte Heinrich, nachdem er zahlreiche ülfsvölcker aus Deutschland und England erhalten atte, gegen den Anfang des Winters, mit einem Heere n fünf und dreyßig tausend Mann, Rouen, die auptstadt der Normandie. Die Königinn Elisa- eth von England hatte diese Unternehmung als eine edingung bey der Hülfe an Geld und Kriegsvölckern erlangt, die sie ihm reichlich leistete; und sie drohte hon, ihm dieselbe zu entziehen, weil er es von einer eit zur andern seinen Kräften und Absichten gemäßer and, den Krieg in andern Gegenden zu führen. Sie ber wollte eben hauptsächlich die Normandie in seinen änden sehen, damit die Schiffahrt und Handlung wischen England und Franckreich dadurch wieder er- ichtert würde. Diese Belagerung ist eine der berühm- sten, welche in der neuern Geschichte vorkommen: sie urde eben so tapfer geführt, als ausgehalten. Der Her- g Parma, welcher im Jahr 1592. wieder nach ranckreich zog, machte, daß sie aufgehoben werden mußte.

mußte. Heinrich wandte ſich alsbald gegen dieſen Feldherrn; aber er ſezte ſich in dem Gefechte bey Aumale, mit einigen hundert Reitern gegen das ganze feindliche Heer in große Gefahr: er bekam dabey die einzige Wunde, die ihm jemals beygebracht worden iſt. Die Geſchichtſchreiber nennen dieſes Gefechte einmüthig eine Verwegenheit des Königs; ſie geſtehen aber doch, daß die Maaßregeln, welche er ergriffen hatte, um ſich in Sicherheit zurück ziehen zu können, nicht beobachtet worden ſind. Er ſelbſt nannte dieſes Gefechte mit einer Art von Geſtändniß ſeiner fehlerhaften Hitze, den Irrthum von Aumale. Und da er den Herzog von Parma hatte fragen laſſen, was er von dieſem Rückzuge dächte, gab derſelbe zur Antwort, er wäre zwar ſchön; was aber ihn beträfe, ſo pflegte er ſich nicht an Oerter zu begeben, von welchen er genöthigt werden könnte, ſich zurück zu ziehen. Der Herzog von Parma wollte ihn ſeiner Seits auch angreifen, oder wenigſtens das Anſehen davon haben; allein er ließ ſich von dem Herzog von Mayenne bewegen, Statt deſſen Caudebec zu belagern. Heinrich ſah mit Vergnügen, daß ſich der feindliche Feldherr ſelbſt in eine Gegend einſchloß, wo ihm die Lebensmittel, und die Gemeinſchaft mit Paris ſowohl als mit den Niederlanden abgeſchnitten werden konnte. Dieſes geſchah würklich: der Herzog von Parma konnte nicht verhindern, daß ein Theil ſeines Heers geſchlagen wurde, und der übrige war einem faſt gewiſſen Verderben ausgeſezt. Aber als einer der klügſten Feldherren ſeiner Zeit, zog er ſich aus dieſer gefährlichen Stellung auf eine unerwartete Art heraus, indem er über die Seine an einem Orte gieng, wo es jedermann vor unmöglich hielt, Paris erreichte, und ſodann ſeinen Rückzug in die Niederlande antrat. Man erzählt, er habe nun auch den König fragen laſſen, wie ihm dieſer Rückzug gefiele; dieſer

ser aber habe etwas verdrießlich geantwortet, er verstehe sich nicht auf Rückzüge. Der Herzog würde jedoch alles dieses nicht ausgeführt haben, wenn ihn der Marschall von Biron zu der Zeit, da er sein Heer fast unfehlbar zu Grunde richten konnte, angegriffen hätte; allein dieser wollte lieber den Krieg fortgesezt wissen, in welchem er nach dem Könige das höchste Ansehen behauptete.

So sehr auch Heinrich die That des Herzogs von Parma bewunderte, der ihm so glücklich entwischte; so war er doch noch im Stande, demselben zuvor zu kommen, ehe er bey Paris anlangte, wenn er bey Pont de l'Arche oder Vernon über die Seine gieng. Er schlug dieses in einem Kriegsrathe vor; allein die meisten Mitglieder desselben sezten sich unter einem nichtigen Vorwande dagegen. Der König erkannte damals deutlicher als bisher, daß ihm viele nachfolgten, welche ihm nicht aufrichtig ergeben waren, und ihm keineswegs einen wichtigen Vortheil gönnten. Darunter gehörten viele katholische Herren, welche sich erklärt hatten, daß sie ihn, nebst den Soldaten, welche sie mitgebracht hatten, verlassen würden, wenn er sich nicht binnen einer bestimmten Zeit zu ihrer Religion wendete. Diese wünschten nichts weniger, als daß er entscheidende Siege davon tragen möchte, nach welchen er ihre Drohungen hätte verachten können, und würcklich die Macht eines Königs bekommen hätte. Und in der Absicht, um ihn stets in der Abhängigkeit von ihnen zu erhalten, ließ es ihm der Ober-Aufseher der Staats-Einkünfte, der Marquis von O, beständig an Gelde fehlen, welches er selbst hingegen sichtbarlich verschwendete. Auch damals hatten die Schweitzer und Deutschen bey dem königlichen Heere große Rückstände von ihrem Solde zu fordern, und sie sagten öffentlich, daß ihnen ent-

weder dieſelben bezahlt werden müßten, oder daß ſie dem Könige nicht weiter dienen würden. Die reformirten Befehlshaber fürchteten ſich vor der Religionsveränderung des Königs, und wollten daher erſt kräftig für ihre Sicherheit ſorgen, bis dahin aber ihn nicht allzumächtig ſehen. Unter dieſen Umſtänden ſah ſich Heinrich genöthigt, den Feldzug des Jahrs 1592. mit dem Ende des May zu beſchließen. Weil er ihn mitten im Winter angefangen hatte, ſehnte ſich das ganze Kriegsheer nach der Ruhe. Er ließ alſo den größten Theil deſſelben nach Hauſe gehen, vertheilte das wenige Geld, welches er hatte, unter die Ausländer, und lobte zugleich ihre treuen Dienſte. Für ſich behielt er nur ſechstauſend Mann, mit denen er der Ligue widerſtand. Er verlor jedoch bey der Belagerung einer kleinen Stadt, den Marſchall von Biron: zwar einen großen Feldherrn und treuen Unterthan; der aber äußerſt trozig und herrſchſüchtig war, und dem Heinrich, wegen ſeines ungemeinen Anſehens bey den Kriegsvölckern, vor allen andern ſchmeicheln mußte, wenn er gleich die von ihm begangenen Fehler merckte. Hingegen befreyete ihn auch der Todt noch in dieſem Jahre von dem Herzoge von Parma, welcher ſich eben rüſtete, zum drittenmal in Franckreich einzufallen.

Zu dieſer Zeit vereinigte ſich alles, den König zu einem Entſchluße in Anſehung ſeiner Religion zu bringen. Die Anhänger der Ligue gebrauchten dieſelbe allein zu einem Vorwande, warum ſie ihn nicht vor ihren König annehmen könnten. Die Spanier, von welchen ſie unterſtüzt wurden, beriefen ſich gleichfals darauf. Die Catholiſchen von ſeiner Parthey bezeigten öffentlich ihr Mißvergnügen darüber, daß Heinrich der Ketzerey, wie ſie ſeinen Glauben nannten, ſo hartnäckig anhienge, und leiteten davon alles Unglück her,

r, welches ihm begegnete: sie sprachen schon von der Wahl eines neuen Catholischen Königs. Seine Staatsräthe von beyden Religionen riethen ihm, zu der Römisch-Catholischen zu treten, indem er sonst niemals im ruhigen Besize seines Reichs gelangen werde. Rosny selbst, dem er sich am meisten vertrauete, sagte, daß ihm zwar sein Gewissen verbiete, dem Könige einen solchen Rath zu geben; aber gleichwohl sey kein besserer zu finden, wenn sein Zustand bloß als eine Staatssache betrachtet und gebessert werden sollte. Dazu kamen noch einige Vorfälle, welche dringende Bewegungsgründe abgaben. Der Cardinal von Bourbon, welchen die Ligue bisher vor ihren König ernannt hatte, starb in der Gefangenschaft des Königs. Es wurden darauf die Stände des Reichs von der Ligue nach Paris zusammen berufen, um einen neuen König zu wählen. Die Spanier verlangten dieses vermuthlich, weil sie ihre königliche Prinzeßinn mit diesem zu wählenden Könige vermählen wollten. Wenn Heinrich diese Anstalten vornehmen ließ: so war er mehr als jemals in Gefahr, die Krone zu verlieren. Besonders aber war für ihn die Entdeckung wichtig, daß selbst unter den Catholischen seines Hofs eine Parthey errichtet worden sey, deren Absicht war, ihn auf immer vom Throne auszuschließen.

Er faßte also endlich gegen den Anfang des Jahrs 1593. den Vorsaz, zu der Römischen Kirche überzugehen. Man mag alles, was er darauf in dieser Absicht gethan hat, auf das schärfste untersuchen: so wird man in dieser Entschließung doch nichts anders als eine Frucht seiner Staatsklugheit, und seiner gefährlichen Stellung, antreffen. Heinrich kannte die Reformirte Religion fast so genau, als ein Prediger seiner Gemeine; er liebte sie ungemein aufrichtig, und sehr wenige

Fürſten ſeiner Zeit konnten mit ihm hierinne verglichen werden. Ich will hier nicht ſagen, was ich mit allem Rechte anmercken könnte, daß es einem Proteſtanten, der mit ſeiner Religion bekannt iſt, ihr Gutes empfunden, und nur mäßig dencken gelernet hat, unmöglich fallen muß, im Ernſte und aus Ueberzeugung zu einer Kirche zu treten, die ihm alle Freyheit des Verſtandes und Gewiſſens entreißt, und ihm Lehren zu glauben befiehlt, die ſchon den vernünftigen Begriffen von der Verehrung Gottes, geſchweige denn dem erſten Entwurfe der chriſtlichen Religion, widerſprechen. Allein man beobachte bloß das Betragen Heinrichs gegen die Religion: denn ein Beweis von dem, was er in Abſicht auf dieſelbe hätte thun ſollen oder können, beweiſet eigentlich nichts in ſeiner Geſchichte. Man hatte ihn durch die Todesfurcht genöthigt, den Proteſtantiſchen Glauben abzuſchwören; kaum hat er ſich wieder in Freyheit geſezt, als er zu demſelben zurückkehrt. Er bekennt ihn immerfort ſtandhaft; obgleich derſelbe ein Hinderniß wird, durch welches man ihm die Thronfolge ſtreitig macht. Auch da er König geworden iſt, bleibt ſeine Religion die einzige Schwierigkeit, welche einen großen Theil des Reichs abhält, ſich ihm zu unterwerfen. Aber er denckt bis ins vierte Jahr nicht daran, ſie zu verlaſſen; ſo unerträglich ihm auch das ungeſtüme Anhalten der Römiſchcatholiſchen werden mußte, und ſo ſchädlich ihm ſeine Beharrlichkeit wurde. Erſt alsdenn, da die Verwirrung ſeiner Angelegenheiten aufs höchſte geſtiegen war; da weder Tapferkeit und Gewalt, noch Großmuth, Güte und friedfertige Vorſchläge, etwas zu ſeinem Vortheil würckten; nahm er zu dem einzigen übrigen Mittel, das ihm faſt alle Welt empfol, und ohne deſſen Gebrauch er Franckreich ſein ganzes Leben hindurch der Uneinigkeit und Zerrüttung, ſich ſelbſt aber unzählichen Gefahren, Kummer und

Un-

Unglück überlassen mußte, seine Zuflucht. Ein solches Verhalten verräth beym ersten Anblicke, daß es nicht die Wahrheit der neugewählten Religion, sondern ihr bequemer Gebrauch in der äußersten Verlegenheit, vielleicht auch der Gedancke, sie mit ihrer Vorgängerinn im Herzen einigermaaßen vereinigen zu können, gewesen sey, welche den König zu ihr geführet hat.

Das frühe Erkenntniß, welches er von der Vortrefflichkeit der Römischcatholischen Religion erlangt, aber, um nicht von den Reformirten verlassen zu werden, unterdrückt haben soll, und die Erleuchtung, die ihm Gott selbst hierüber habe wiederfahren laßen; dieses sind Vorzüge, welche ihm die Schriftsteller von der Römischen Kirche, ohne einige Spuren derselben aus seinem Leben, schencken. Man kann ihnen auch die fast durchgängig ausgebreitete Meinung entgegen sezen, die bis an seinen Todt in Franckreich fortgedauert hat, daß seine sogenannte Bekehrung die Neigung zu seiner ersten Religion keineswegs vertilgt, sie nur zu lebhaft übrig gelassen habe. Nichts ist schwerer zu beurtheilen, als das Gewissen eines andern Menschen; aber wahrscheinliche Vermuthungen müssen doch mehr gehört werden, als partheyische Lobsprüche, die der Eifer für die Religion eingegeben hat. Heinrichs Charakter, und so viele seiner Handlungen, machen es glaublich, daß er würcklich den Protestantischen Glauben insgeheim bey sich verwahrt, aber äußerlich sich zu den Lehren und Gebräuchen der Römischen Kirche gezwungen bekannt habe. Dieses sezt, wird man sagen, einige Verstellung bey ihm voraus. Ich gestehe es; allein es ist auch der sonderbarste Fall seines Lebens, wo vielleicht seine bekannte Aufrichtigkeit in Religionssachen dem allgemeinen Besten, nach seiner Einsicht, aufgeopfert werden mußte.

Man erzählt, daß er unter dieſen Geſinnungen der Religionsveränderung, zu ſeinen Freunden geſagt habe, Paris ſey wohl noch eine Meße werth. Dieſe wenigen Worte ſcheinen ſein Herz zur Genüge zu entdecken: und daher leugnen diejenigen, welche uns gerne überreden wollten, er ſey aus heißem Triebe eifrig Catholiſch geworden, daß er ſie ausgeſprochen habe. Sie ſind jedoch ſeiner Art zu dencken und zu ſcherzen angemeſſen. Seine vertrauten Räthe ſprachen in eben demſelben Tone mit ihm: ſie ermahnten ihn „die Ca„none der Meße zu gebrauchen, durch welche er die „Städte des Königreichs leichter erobern würde, als „durch alle Canonen ſeines Zeughauſes.“ Und er ſelbſt ſchrieb an ſeine geliebte d'Etrees, da er eben ſein neues Glaubensbekenntniß ablegen ſollte: „Morgen „werde ich den gefährlichen Sprung thun. Ich glau„be, daß mir dieſe Leute den heil. Dionyſius, (dieſes „iſt der Schutzheilige von Franckreich, ohne es ſelbſt „zu wiſſen,) eben ſo verhaßt machen werden, als Sie „den Teufel haſſen.“

Es iſt, wie mir däucht, ſo offenbar, daß Heinrich bey ſeinem Vorſaze, den Glauben der Römiſchen Kirche anzunehmen, faſt lediglich auf den ſichern Beſiz ſeiner Krone geſehen habe, daß man ihn nicht völlig von den Vorwürfen befreyen kann, welche ein Fürſt verdienet, der ein Königreich mit der Veränderung ſeiner Religion erkauft. Allein man muß auch, um dieſe Beſchuldigung ſehr zu vermindern, hinzuſezen, daß dieſes nicht ganz der Fall geweſen ſey, in welchem er ſich befunden hat. Er verließ ſeinen Glauben nicht deswegen, um ſeinen Ehrgeiz durch einen höhern Rang unter den Fürſten zu befriedigen; nicht freywillig, von keinem andern Bewegungsgrunde getrieben, als von Herrſchſucht und Eitelkeit, welche niemals eine Handlung

lung rechtfertigen können. Er war bereits König über Franckreich: sein natürliches Recht zu dieser Krone wurde durch den Uebertritt zur Römischen Kirche, weder gegründet noch bestätigt. Aber unglücklicher Weise stand die größere Hälfte seiner Unterthanen in dem Vorurtheil, daß ihn nur die Römischcatholische Religion des Thrones würdig machen könne. Seine Feinde feuerten dieses Vorurtheil bis zu einer glühenden und rasenden Schwärmerey an. Die Spanier bedienten sich desselben, um das Reich zu zerrütten und zu schwächen. Er selbst hatte eine geringe Anzahl treuer Diener, und eben so wenige Hülfsmittel, den Krieg für seine Rechte glücklich zu führen, ausgenommen seine Tapferkeit und Klugheit. In diesen Umständen mußte er eines von beyden wählen: entweder auf einen ungewissen Ausschlag die Waffen fortzuführen, und vielleicht sein ganzes Leben hindurch seine Unterthanen zu bekriegen; oder diejenige Religion abzulegen, welche der einzige Vorwand ihres Ungehorsam war. Hierbey kam nicht bloß seine eigene Wohlfahrt, sondern zugleich das Leben und die Glückseeligkeit vieler Millionen von seinen Unterthanen in Betrachtung. Die Staatskunst ist selten mit der Religion in einem solchen Streite begriffen gewesen. Als König konnte es Heinrich seinem Volcke fast nicht abschlagen, den einzigen Anstoß, den es an ihm fand, aus dem Wege zu räumen. Aber als Christ mußte er demselben, nach der Ueberzeugung, die er ohne Zweifel von der Wahrheit der protestantischen Religion gehabt hat, seinen Wunsch versagen. Allem Ansehen nach glaubte er, daß man mit gewissen Erklärungen und Einschränckungen, auch die Lehren der Römischen Kirche als wahr annehmen könne: zumal da bey derselben so viel auf äußerliche Gebräuche ankommt. Die geistigen Begriffe der protestantischen Religion scheinen aus seinem Herzen nicht verdrungen

worden zu seyn, indem er die an Cärimonien reiche Römische, wenigstens zum öffentlichen Bekenntnisse wählte. Ein außerordentlicher Held, dergleichen nicht in jedem Jahrhunderte auftritt, würde freylich, wenn er an seiner Stelle gewesen wäre, gesagt haben: Ich begnüge mich daran, König von Navarra zu seyn, weil ich mit der Religion, die ich vor die einzige richtige halte, nicht König von Franckreich seyn kann. Und gleichwohl würde die große Welt, welche Gewissen und Kronen nach einem falschen Gewichte gegen einander abwägt, diesen Entschluß eine niederträchtige Muthlosigkeit nennen.

Mir ist mehr als alles, was man über Heinrichs Glaubensveränderung geschrieben oder vielmehr gemuthmaaßt hat, diejenige Nachricht glaubwürdig, welche sein vertrautester Freund, der Herzog von Sülly, der damals noch Rosny hieß, davon hinterlassen hat. Dieser vortreffliche Staatsmann und eifrige Reformirte, wirft sich keineswegs zum Richter über das Gewissen des Königs auf; hingegen meldet er, wie vieles zusammengestoßen sey, wodurch der Hauptbewegungsgrund bey demselben noch kräftiger geworden ist. Er nennt das ungemeine Mitleiden, welches Heinrich gegen seine Unterthanen, (denen er den Nahmen seiner Kinder gab,) darüber empfand, daß sie dem beständigen Elende eines innerlichen Kriegs ausgesezt seyn sollten, wenn er seiner bisherigen Religion nicht entsagte; die unaufhörliche Gefahr, in welcher sein Leben und seine Freyheit schwebten, weil er beydes vielen verrätherischen Staats- und Kriegsbedienten vertrauen mußte; die starcken und spitzfindigen theologischen Gründe, mit welchen ihn der Bischof du Perron, der nachher als Cardinal so berühmt geworden ist, angriff; eben desselben angenehmen und sanften Umgang; die künstliche

Nach-

Nachsicht einiger Reformirten Prediger, und anderer von dieser Religion, welche, da sie einen vertrauten Zutritt bey dem Könige hatten, sich der Zeit zu bedienen suchten, es mochte kosten was es wollte; den ungetreuen Ehrgeiz vieler mächtigen Großen von der ebengedachten Religion, in deren willkührliche Begegnung er zurück zu fallen fürchtete, wenn ihn seine Römischcatholischen Anhänger verließen; seinen Unwillen gegen einige, welche sich als eifrige Catholiken stellten, ihn mit unverschämten und übermüthigen Reden, ja sogar mit Drohungen zur Veränderung der Religion zu nöthigen versucht hatten, und endlich einen geheimen Anschlag untereinander faßten, an Statt seiner den jüngern Cardinal von Bourbon auf den Thron zu setzen; seine Begierde, sich dieser Leute entschlagen, und ihnen dereinst ihre Verwegenheit empfinden zu lassen; die Furcht, welche ihn beunruhigte, daß die zu Paris versammleten Reichsstände den Cardinal von Bourbon zum Könige wählen möchten, welche Wahl, wegen ihrer feyerlichen Vollziehung, in und außer Franckreich einen für ihn nachtheiligen Eindruck hätte machen können; die Ermüdung und den Verdruß, den er endlich darüber fühlte, daß er seit seinem zwölften Jahre fast beständig gewaffnet hatte umher ziehen müssen, um sein Leben und Glück zu vertheidigen; das harte und traurige Leben, welches er seitdem geführt hatte; die Hoffnung und den Wunsch nach vergnügtern Tagen; und endlich das Anhalten einiger seiner Vertrauten und ergebensten Diener, (worunter man auch seine Geliebte rechnen kann,) die ihn theils durch Bitten und Thränen, theils durch Vorstellungen, theils durch kluge Anstalten dahin brachten, daß er sich entscheidend erklärte, die Römischcatholische Religion anzunehmen.

Doch der Rath des Baron von Rosny machte allein bey Heinrichen einen so starcken Eindruck, daß man ihm den Uebergang dieses Herrn zur Römischen Kirche vorzüglich zueignen kann. Rosny stellte ihm vor, der Grund aller Religionen, welche den Glauben an Jesum Christum lehrten, sey wesentlich einerley: und wenn also ein Protestant Catholisch, oder ein Catholischer ein Protestant würde, schiene er ihm nicht sowohl die Religion zu verändern, als zum Vortheil der Religion selbst, den von der Staatsklugheit darinne angebrachten Unterschied anzunehmen. Wenn er sich auch, sezte er hinzu, in dieser Meinung betrügen sollte, (und seine Besorgniß war freylich gegründet;) so sey es doch unwidersprechlich, daß man durch das Bekenntniß der Römischcatholischen Religion nicht schlechterdings genöthigt würde, alle andere zu verfolgen. Vielleicht leitete Gott vielmehr den König zu dieser Veränderung, um Europa ein neues und der Religion würdigeres Schauspiel zu geben. Franckreich sey seit langer Zeit durch den Religionshaß eines der unglücklichsten Länder geworden: Protestanten und Catholische würden von demselben gleich heftig angefeuert; aber der König könnte diesem Uebel abhelfen, indem er sie beyde durch Freundschaft und christliche Liebe vereinigte, und, wenn dieses nicht möglich wäre, könnte er ihnen doch die Gränzen ihrer Rechte zu ihrer Zufriedenheit vorschreiben. Heinrich wurde noch besonders durch die Anmerckung gerührt, welche Rosny machte, es würde ihm zur unsterblichen Ehre gereichen, wenn er ein verwüstetes Reich, das unwiederbringlich verloren zu seyn schien, in einen blühenden Zustand versezt haben würde. Auch beantwortete Rosny die Einwendungen, welche sich der König selbst machte, wie unter andern diesen, daß er, wenn er die Reformirten, die ihm so lange und so große Hülfe geleistet hatten, verließe,

ließe, sie wohl gar zum Kriege gegen sich reizen dürfte. Der König sagte zwar dabey: „Nein, ich werde ihnen niemals übel begegnen, noch ihnen den Krieg erklären können; ich werde sie immer lieben:“ und Rosny danckte ihm dafür auf das lebhafteste; zugleich aber zeigte er ihm auch, daß er durch ein gerechtes und gütiges Betragen gegen die Reformirten, sie leicht in der Ruhe erhalten könnte.

Von so vielen Seiten bestürmt, konnte Heinrich unmöglich länger ausweichen. Und da fast alle diese Betrachtungen schon eine geraume Zeit her gültig waren: so gereicht es ihm zur Ehre, so lange widerstanden zu haben. Ich wünschte, daß er die Nachwelt selbst von seinen Gesinnungen, zur Zeit der Veränderung, der man den ihr eben nicht gebührenden Nahmen seiner Bekehrung beylegt, unterrichtet hätte. Sie ist an einem so großen Fürsten die merckwürdigste Handlung seines Lebens: desto mehr ist man begierig zu wissen, ob man sie mit Gewißheit von einer tadelhaften oder von einer rühmlichen Seite ansehen könne.

Heinrich bezeigte also nunmehr öffentlich, daß er sich in der Römischcatholischen Religion unterrichten lassen, und sich sodann zu derselben bekennen wolle. Dieses Versprechen, das den Anhängern der Ligue angenehm hätte seyn sollen, weil dadurch ihr einziger Einwurf gegen den König aufgehoben wurde, machte sie vielmehr bestürzt, weil sie keine Ursache ihrer Widersezung mehr angeben konnten. Als daher die Prälaten und Catholische vornehme Herren, welche dem Könige zugethan waren, im Jänner des Jahrs 1593. eine Unterredung mit den Abgeordneten der Ligue vorschlugen, um mit denselben über die Wiederherstellung der Ruhe zu berathschlagen, nachdem das vornehmste

Hin-

Hinderniß derſelben weggeſchaft war: konnten ſie kaum von den verſammelten Ständen die Einwilligung dazu erlangen; und dieſe ſchloſſen den König noch immer als einen Ketzer von dieſer Unterhandlung gänzlich aus. Die Spanier hatten der Ligue eine neue Verſtärckung zugeführt, welche ſie gegen den König troziger machte; der Herzog von Mayenne aber wollte immerfort von ihm unabhängig bleiben, und ſuchte zugleich zu verhindern, daß der Vorſchlag der Spanier nicht angenommen würde, welche es dahin zu bringen ſuchten, daß ihre königliche Prinzeßinn zur Königinn von Franckreich gewählt, und mit dem Herzog von Guiſe vermählt würde.

Es offenbarte ſich immer mehr, daß nicht Heinrichs Religion allein, ſondern weit mehr eine eingewurzelte Feindſchaft wider ihn, den hartnäckigen Widerſtand der Ligue unterhielte. Die Unterredung zwiſchen den Catholiſchen Herren beyder Theile nahm zwar auf einem Dorfe bey Paris, zu Sürene, ihren Anfang; allein da gegen das Anerbieten des Königs nichts eingewandt werden konnte, drangen die Anhänger der Ligue wenigſtens darauf, daß ſeine Bekehrung ganz unter der Aufſicht des Papſtes angeſtellt, und von dieſem die Loßſprechung des Königs von dem Banne begehrt werden müßte. Heinrich ſchrieb an viele Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Theologen des Reichs, und erſuchte ſie, ſich bey ihm einzufinden, damit er von ihnen in der Römiſchcatholiſchen Religion unterwieſen werden könnte. Dieſe Schreiben rührten einen Theil der Einwohner von Paris; allein die Abgeordneten der Ligue blieben bey ihren Ausflüchten, und nahmen nicht einmal den Stillſtand an, den ihnen der König antrug. Er weckte ſie daher aus ihrem ſtolzen Vertrauen durch die Einnahme und Zerſtörung von Dreux, einem Städtchen

bey

bey Paris, sehr würcksam auf. Zugleich erwies ihm das Parlement zu Paris im Jahr 1593. einen wichtigen Dienst, indem es herzhaft genug war, den Schluß auszufertigen, daß die Französische Krone keinem ausländischen Prinzen oder einer Prinzeßinn von gleicher Geburt aufgesezt werden dürfe; einen Schluß, der vielen, die in dieser Hauptstadt wohlgesinnt waren, Muth verschaffte.

Die Versammlungen der Stände währten daselbst beständig fort; obgleich die Verwirrung und Uneinigkeit, in welcher sich die Ligue, Mayenne und die Spanier befanden, verhinderte, daß nichts in denselben zu Stande gebracht wurde. Damals kam die Menippeische Satyre zum Vorschein, von welcher man geurtheilt hat, daß sie Heinrichen nicht geringere Dienste gethan habe, als sein Sieg bey Ivry. Denn diese sehr witzige Spottschrift, an welcher mehrere Gelehrte gearbeitet hatten, stellte die gedachte Reichsversammlung, und die Häupter der Ligue nach ihren Absichten, Unternehmungen und Fähigkeiten so lächerlich vor, daß sehr viele Personen anfiengen sie zu verachten.

Unterdessen ließ sich Heinrich von dem Erzbischof von Bourges und andern Geistlichen, einen Unterricht in der Religion ertheilen, dessen er gar nicht benöthigt war: denn er hatte, wie alle Reformirten seiner Zeit, die heilige Schrift sehr fleißig gelesen, und kannte die Unterscheidungslehren beyder Kirchen. Man sagt, daß einige Reformirte Prediger ihm versichert hätten, daß man auch in der Gemeinschaft der Römischen Kirche seelig werden könne. Wenn dieses wahr ist: so sind sie nicht die ersten christlichen Lehrer gewesen, welche, um dem Entschluße eines Fürsten zu schmeicheln, bey ihm ganz anders geredet haben, als in ihrer Gemeine.

Und

Und Heinrich hat ihnen, wie man erzählt, sehr bündig geantwortet: „Ich bin also aus Klugheit verbunden, zu der Römischcatholischen Religion zu treten: „denn bey derselben verdammt mich keiner von beyden „Theilen; aber wenn ich bey der eurigen bleibe, thun „solches die Römischcatholischen.“ So viel ist gewiß, daß eine freundschaftliche Unterredung zwischen beyderley Theologen angestellt wurde, und daß sie, wie nach den angeführten Umständen leicht zu erachten ist, sich zum Vortheil der Römischcatholischen endigte.

Heinrich schwur endlich die Protestantische Religion am 25 Julius des Jahrs 1593. in der Kirche der Abtey zu St. Denys öffentlich ab; sagte sein neues Glaubensbekenntniß her, und wurde durch den Erzbischof von Bourges von dem Päpstlichen Kirchenbanne losgesprochen, in welchen er, nach der Einbildung der Römischcatholischen, verfallen war. Anfänglich hatte man ein Bekenntniß für ihn verfertigt, das mit allen Ausschweifungen des Aberglaubens angefüllt war; allein er weigerte sich, dasselbe anzunehmen, und man mußte daher, zu großem Aergernisse der Verfaßer, vieles aus demselben wegstreichen. Der König hatte die Pfarrer zu Paris einladen lassen, dieser Cärimonie beyzuwohnen: und einige von ihnen kamen würcklich; obgleich der Päpstliche Legat daselbst es ihnen aufs schärfste verbot, welcher auch behauptete, daß nur der Papst den wider den König ausgesprochenen Bann aufheben könne. Zugleich lief aus Paris und der umliegenden Gegend eine so große Menge Volcks zu dieser Feyerlichkeit herbey, und begleitete dieselbe mit so freudigen Zurufungen, daß man deutlich sehen konnte, es sey nur die Tyranney der Ligue, welche dem Könige so viele Unterthanen vorenthielte. Eine alte Frau von achtzig Jahren faßte ihn in der Kirche beym Kopfe, und küßte

ihn

ihn zum Zeichen ihres Vergnügens, ihn daselbst zu sehen. Ich habe nicht zuerst darüber gelacht, schreibt Heinrich an seine Geliebte. Allein die Oberhäupter der Ligue vereinigten sich von neuem wider ihn. Der Stillstand, welchen er ihnen auf drey Monathe zugestand, um das Volck durch den Genuß desselben, nach dem Frieden selbst desto begieriger zu machen, verschaffte ihnen Zeit, sich desto mehr in Gegenwehr zu sezen. Sein Uebertritt zur Römischen Kirche trug auch deswegen nicht sogleich die erwarteten Früchte, weil die meisten Römischcatholischen, die ihm nicht ergeben waren, erst die Gesinnungen des Papstes darüber hören wollten.

Jezt wird man erst diesen Fürsten beklagenswürdig finden. Es hatte ihm die heftigste Anstrengung gekostet, seine alte Religion zu verlassen, und er glaubte dadurch alles gethan zu haben, was ihm seine Krone versichern konnte. Aber nun erregte man ihm zu Rom weit größere Schwierigkeiten, als er sich genöthigt sah, die Lossprechung daselbst zu suchen. Der Papst Clemens der Achte war darüber entrüstet, daß sie ihm bereits von den Französischen Prälaten, obgleich nur vorläufig, und bis zu seiner Bestätigung, war ertheilt worden: er nannte dieses einen Eingriff in seine Rechte. Außerdem gaben sich auch der König von Spanien und der Herzog von Mayenne die äußerste Mühe, um zu verhüten, daß der Papst diese Lossprechung nicht bewilligen möchte. Dieser wollte daher kaum Heinrichs Gesandten anhören: er verschob es von einer Zeit zur andern, sich über das Verlangen desselben zu erklären, unter dem Vorwande, daß er an der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung zweifle; und diese für den König schimpfliche Unterhandlung wurde erst nach zwey Jahren zu Ende gebracht. Es trug nicht wenig zur Verlängerung

dieser

dieſer Angelegenheit bey, daß der Papſt und ſein Hof an einem ſo anſehnlichen Fürſten ein recht auffallendes Merckmal ihrer ſeit einiger Zeit ſo ſehr gefallenen, jezt aber gleichſam wiederkehrenden Macht zeigen wollten, und ſich ſogar anmaaßte, ihn nicht bloß in die Kirchengemeinſchaft aufzunehmen; ſondern recht eigentlich auf den Thron zu ſezen, deßen ihn Sixtus der Fünfte unfähig erklärt hatte.

An Statt daß ſich ihm ſeine neuen Glaubensgenoſſen ohne weitern Anſtand hätten unterwerfen ſollen, trachteten ſie ihm zum Theil nach dem Leben. Die Mönche aller Orten, und die Pfarrer, welche der Ligue zugethan waren, hatten bisher oft gepredigt, daß es erlaubt ſey, einen kezeriſchen König zu ermorden, und ſie ſahen Heinrichen noch als einen verſtellten Hugonotten an. Durch ihre Reden entflammt, entſchloß ſich ein Soldat, Peter Barriere, ihn ums Leben zu bringen. Viele Geiſtliche, denen er ſeinen Vorſaz eröffnete, beſtärckten ihn darinne; der Jeſuit Varade, (wiewohl es die Freunde dieſes Ordens leugnen,) hob ihm die Bedencklichkeit, welche er wegen der Bekehrung des Königs empfand, und ließ ihm ſogar durch einen ſeiner Mitbrüder das heil. Abendmahl reichen. Kaum gewann ein ehrlicher Dominicaner noch Zeit genug, um dieſen Böſewicht, der ſich ſchon dem Hofe des Königs näherte, zu entdecken.

Nach und nach öffneten einige anſehnliche Städte dem Könige ihre Thore. Er verlängerte den Stillſtand mit den Anhängern der Ligue, ob ſie gleich keine aufrichtige Neigung zum Frieden bezeigten. Mayenne ſezte ſeine Unterhandlungen mit Spanien noch immer fort. Der König fieng einige Briefe auf, die er dahin ſchickte, und wagte es, einen ſeiner vertrauten Diener

mit

mit denselben an den Hof zu Madrit zu senden, als wenn er von dem erstgedachten Herzoge käme: ein Mittel, durch welches er die Absichten der Spanier erfuhr; ob sie gleich den Betrug bald entdeckten. Er that aber auch einen muthigen Schritt, indem er durch eine öffentliche Erklärung nicht nur alle Anhänger der Ligue ermahnte, sich ihm zu unterwerfen; sondern auch den Parlements und andern Obrigkeiten befohl, diejenigen, welche sich dessen in einer bestimmten Zeit weigern würden, als Verbrecher der beleidigten Majestät zu bestrafen. Und da die Salbung der Könige von Franckreich zu Rheims, als eine nothwendige Feyerlichkeit bey dem Antritte ihrer Regierung angesehen wird: so durfte er, der ein Neubekehrter hieß, sie desto weniger unterlassen. Er ließ sie daher, weil er Rheims nicht in seiner Gewalt hatte, zu Chartres an sich vollziehen; und diese Cärimonie machte bey dem großen Hauffen mehr Eindruck, als alle Rechte des Königs.

Paris ergab sich ihm endlich, am 22. März des Jahrs 1594. völlig wie er es wünschte, fast ohne alles Blutvergießen; ob es gleich noch viele tausend seiner Feinde in sich faßte. Die allermeisten Einwohner waren ihm schon heimlich zugethan; allein sie fürchteten sich vor der Besazung von drey bis vier tausend Spaniern und andern Kriegsvölckern, welche die Ligue unterstüzten: daher traten sie in ein heimliches Verständniß mit dem Könige. Mayenne verließ die Stadt, weil er merckte, daß Heinrich endlich die Oberhand darinne gewinnen würde; aber der Graf von Brissac, den er zum Befehlshaber darüber gesezt hatte, versprach nebst einigen obrigkeitlichen Personen, die königlichen Kriegsvölcker vor Anbruch des Tages in die Stadt einzulassen. Sie rückten in der That ruhig ein, besezten die Thore und öffentlichen Plätze, und in wenigen Stun-

den herrſchte überall die größte Ruhe, ohne daß die geringſte Gewaltthätigkeit wäre verübt worden. Heinrich zog gleich darauf ſelbſt mit ſeinem übrigen Heere ein, nachdem er ſchon einigemal wieder zum Thore hinausgegangen war, weil er immer argwohnte, man ließe ihn nur in die Stadt hinein, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Er ſah währenden Einzugs einen Soldaten, welcher einem Becker mit Gewalt Brodt wegnahm, und nöthigte ihn, bey Bedrohung des Todes, ſolches zurückzugeben. Die Spaniſche Beſazung machte zwar einige Bewegungen, um ſich zu vertheidigen; allein der König, welcher ſie leicht zu Kriegsgefangenen hätte machen können, geſtattete ihr einen freyen Abzug. Seine erſte Beſchäftigung war, Gott in der Hauptkirche vor dieſe glückliche Begebenheit zu dancken. Das frölliche Zurufen des Volcks war ſo allgemein, daß er zu ſeinem Gefolge ſagte: „Ich ſehe wohl, daß dieſes arme „Volck in der Tyranney iſt gehalten worden.“ Und da er in die Kirche gleichſam hinein getragen wurde, gab er nicht zu, daß ihm ſeine Leibwache mehr Platz verſchaffte. „Ich will lieber, ſagte er, mehr Mühe haben, hinein „zu kommen, wenn ſie mich nur nach ihrer Bequem„lichkeit ſehen: denn ſie haben eine ausgehungerte Be„gierde, einen König zu ſehen.“ Dieſe Beſitznehmung von Paris hatte würcklich etwas Wunderbares an ſich; wiewohl die meiſten, welche ſie beförderten, ſich dafür hatten bezahlen laſſen. Als daher ein ſcherzhafter Mann, welchen er zu ſeinem erſten Mittagsmahl hatte rufen laſſen, und den er gefragt hatte: „Was ſagſt du dazu, „daß du mich in Paris ſiehſt?“ ihm geantwortet hatte: „Ich ſage, Sire, daß man dem Kaiſer dasjenige „wieder gegeben hat, was ihm zugehörte, ſo wie man „Gott dasjenige wiedergeben muß, was ihm gehöret,“ ſo verſezte der König darauf: „Poz heiliger Graurock!“ (Ventre Saint-Gris, dieſes war ſeine gewöhnliche Betheu-

theurung, welche von dem abentheuerlichen Heiligen, Franz von Aßißi, hergenommen war,) „man hat „mir es nicht wiedergegeben, sondern rechtschaffen ver„kauft.“ Brißac war dabey zugegen, welcher den Marschalls-Stab von Franckreich und hunderttausend Thaler für die Uebergabe der Stadt erhalten hatte.

Heinrich bekam damals viele seiner tödtlichen Feinde in seine Gewalt; aber er bestrafte keinen von allen. Die Herzoginnen von Nemours und von Monrpensier gehörten unter dieselben, und durften nichts geringers erwarten, als ihre Freyheit und ihr Vermögen zu verlieren. Allein sie bekamen eine Schuzwache; der König besuchte sie noch an eben demselben Tage, und spielte mit ihnen in der Karte. Als die Spanische Besazung an diesem Tage auszog, sagte er zu den Gesandten dieser Nation, welche sich dabey befanden: „Mei„ne Herren, empfelen Sie mich Ihrem Könige; reisen „Sie glücklich, aber kommen Sie niemals wieder.“ Die Spanier und der Päpstliche Legat nahmen eine Anzahl wütender Anhänger der Ligue mit sich; und man ermahnte den König vergebens, diese zur Strafe zurück zu behalten. „Ich will alles vergessen, sagte er; ich „will alles verzeihen: und kann man wohl diesen Leuten „ihre Handlungen mehr verargen, als einem Rasenden, „wenn er ganz nackend herumgeht?“ Viele, welche bisher die abscheulichsten Ausschweifungen begangen, und sich durch öffentliche Räubereyen bereichert hatten, bekamen nur Befehl, sich aus Paris wegzubegeben, und manche derselben erhielten sogar in der Folge Erlaubniß zurück zu kommen. Man stellte dem Könige vor, daß sich seine rechtschaffene Unterthanen daran ärgerten; allein er antwortete darauf: „Meine Siege „kommen von Gott, und da Er mir vergiebt, ob ich es

„gleich nicht verdiene, ſo will ich auch meinen Unter„thanen vergeben.“

So entſagte Heinrich der Gerechtigkeit, die er ſich ſelbſt ſchuldig war; aber überhaupt wollte er ſie unter ſeinen Untertyanen nicht gehemmt wiſſen: er mäßigte ſie nur durch Güte. Einem ſeiner tapferſten und glücklichſten Kriegsbedienten, La Noue, wurde an dieſem Tage, auf Veranſtaltung ſeiner Gläubiger, ſein Gehälthe angehalten. Er beklagte ſich darüber bey dem Könige, und bat ihn, Befehl zu geben, daß das Gehälthe freygelaſſen würde. „La Noue! ſagte der Kö„nig vor den Hofleuten, man muß ſeine Schulden be„zahlen: ich bezahle die meinigen auch.“ Allein kurz darauf zog er ihn auf die Seite, und gab ihm einige ſeiner Edelgeſteine, um ſie bey ſeinen Gläubigern zum Pfande einzuſezen, bis er ſie bezahlen könnte. Er beſaß ſelbſt nicht Geld genug, um ihm anders helfen zu können.

Auf Paris folgten, doch nicht ſo geſchwind, als man hätte vermuthen ſollen, viele andere Städte, welche ſich dem Könige unterwarfen; aber es fehlte noch viel, daß er in ſeinem Reiche bereits Herr geweſen wäre. Mayenne beharrte in der Empörung, und hoffte durch die Hülfe der Spanier ſich einigermaaßen bey ſeinem bisherigen Range zu erhalten: er hatte noch Bourgogne inne. Der Herzog von Guiſe beſaß den größten Theil von Champagne, und der Herzog von Mercoeur das meiſte von Bretagne. Lesdiguieres, welcher Statthalter von Dauphinee war, und Epernon, welcher Provence regierte, erkannten zwar die Oberherrſchaft des Königs; allein ſie thaten im übrigen was ſie wollten. Er brauchte noch zwey Jahre Zeit und Mühe, um in ganz Franckreich König zu ſeyn.

Viele

Viele Befehlshaber von Landschaften und Städten, erboten sich, ihm dieselben für große Geldsummen und ansehnliche Bedienungen zu übergeben. Er willigte in die solche Bedingungen lieber, als daß er Gewalt verbraucht hätte. Villars insonderheit, Befehlshaber von Rouen, den der Herzog von Mayenne zum Admiral ernannt hatte, mußte mit Beybehaltung dieser Würde, und mit vielen andern für den König beschwerlichen Vortheilen, erkauft werden. Es kostete ihm nach und nach zwey und dreyßig Millionen Livres, (nach dem hiesigen Werthe der Münze zu seiner Zeit,) das heißt, bey acht Millionen Reichsthaler, um so vielen Großen und Kriegsbedienten die Treue, welche sie ihm versprachen, zu bezahlen. Er war noch beschäftigt, die Ordnung in Paris wieder herzustellen, als die Spanier zum Vortheil des Herzogs von Mayenne einen Einfall unternahmen; er entriß aber diesem gleichwohl Laon nach einer harten Belagerung.

Zu gleicher Zeit übergab der Herzog von Guise dem Könige die Landschaft Champagne, durch einen Vergleich, bey welchem Heinrich eine neue Probe seiner Großmuth ablegte. Als an dem Vergleiche gearbeitet wurde, kamen einige Abgeordnete der Landschaft zu ihm, und stellten ihm vor, es sey nicht nöthig, daß er dem Herzoge vortheilhafte Bedingungen bewilligte; wenn es ihm gefiele, wollte man sich desselben bemächtigen, und ihn dem Könige überliefern. Allein von diesem Antrage wollte Heinrich nichts hören, und der eingefangene Vergleich wurde würcklich geschlossen. Guise kam darauf, um ihm dafür zu dancken; er konnte aber vor Freude und Verwirrung keine rechte Dancksagung vorbringen. Heinrich wurde davon gerührt, und sagte zu ihm, indem er ihn einigemal umarmte: Mein Vetter, Sie sind kein großer Redner, so wenig

„als ich es bin: ich weiß, was Sie mir ſagen wollen; „und es iſt hier an Einem Worte genug. Wir ſind „alle Fehlern und Ausſchweifungen der Jugend unter„worfen: ich vergeſſe alles; aber wir wollen auch nicht „wieder zum Alten zurückkehren. Erkennen Sie mich „vor denjenigen, der ich bin, ſo will ich Ihnen an Va„ters Stelle dienen, und ich ſehe niemand an meinem „Hofe lieber als Sie.“ — Man begreift leicht, warum dieſe und andere Reden des Königs angeführt werden. Bey den meiſten Fürſten würden ſie nur Höflichkeitsbezeigungen heißen können; bey ihm aber war es das gütigſte Herz, welches in ſolche Verſicherungen überfloß.

Die Reformirten waren bey Heinrichs Uebergange zur Römiſchen Kirche, wegen ihres Schickſals in Furcht gerathen; allein er war weit davon entfernet, ſeinen neuen Glauben durch Verfolgungen zu bekräftigen. Er erhielt ſie durch eine neue Verordnung im Beſiz ihrer Gewiſſensfreyheit; nur, da ſie eine Forderung thaten, welche ſeinem Anſehen nachtheilig war, und Mißtrauen gegen ihn verrieth, nemlich, daß er ihnen einen beſondern Beſchüzer geben ſollte, ſchlug er ſolches ab: „ich bin, ſagte er, der einzige Beſchüzer „von beyden Religionen in Franckreich.“ Der Herzog von Bouillon war der mächtigſte unter ihnen; allein ſeine ehrgeizigen Ränke blieben dem Könige nicht unbekannt, ſo künſtlich er auch ſie zu verſtecken ſuchte.

Heinrich ſah, daß ſich die Ueberbleibſale der Ligue nur noch auf den Beyſtand und die heimlichen Ränke von Spanien ſtüzten: er that alſo dieſer Krone Vorſchläge zum Frieden, deſſen ſein Reich ungemein benöthigt war; da ſie aber nicht angenommen wurden, rüſtete er ſich zum Kriege. Unter dieſen Anſtalten trachtet

tete ihm ein neuer Meuchelmörder nach dem Leben. Johann Chaſtel, der Sohn eines Pariſer Kaufmanns von achtzehn Jahren, drang am 27. December des Jahrs 1594. bis in das Zimmer des Königs, und ſtieß, da dieſer eben einen ſeiner Hofleute umarmen wollte, mit einem Meſſer nach ihm; er verwundete ihm aber nur die Lippe, und ſtieß ihm einen Zahn aus. Dieſer Böſewicht geſtand, er habe ſeinen abſcheulichen Vorſaz ſeit langer Zeit gefaßt, weil er glaubte, dadurch der Religion einen Dienſt zu erweiſen, wenn er einen König umbrächte, der noch nicht vom päpſtlichen Banne losgeſprochen, und alſo kein Mitglied der wahren Kirche ſey. Er bekannte zugleich, daß er drey Jahre bey den Jeſuiten ſtudiert, und bey ihnen ſowohl, als an andern Orten, öfters gehört habe, es ſey erlaubt, den König zu tödten. Dieſer erkannte damals die Gefahr, in welche er ſich durch ſeine ungemeine Nachſicht gegen die noch übrigen vielen Anhänger der Ligue zu Paris ſezte; er überließ aber dieſe ganze Unterſuchung dem Parlement. Man fand, daß, obgleich die ſchröckliche Lehre vom Königsmorde, unter der Römiſchcatholiſchen Geiſtlichkeit, in dieſen unglücklichen und barbariſchen Zeiten, nur gar zu gemein war; dennoch die Jeſuiten an Chaſtels Unternehmen durch ihren Unterricht den nächſten Antheil hatten. Man traf unter andern beym Guignard, einem ihrer Profeßoren, einen alten Aufſaz an, in welchem er ſchon zur Zeit der Ermordung Heinrichs des Dritten geſchrieben hatte: „Wenn „man den Bearner nicht bekriegen kann, ſo mag man „ihn ermorden.“ Daher wurde nicht nur Chaſtel mit der verdienten Strafe belegt; ſondern auch Guignard aufgehängt, und das Parlement zu Paris verbannte die ganze Geſellſchaft der Jeſuiten aus dem Bezircke ſeiner Gerichtsbarkeit, worinne ihm einige andere Parlements nachfolgten. Es befohl auch eine Pyramide

aufzurichten, auf welcher dieſe Schandthat erzählt, und die Jeſuiten als Anſtifter derſelben angegeben wurden.

Bey Gelegenheit dieſes mörderiſchen Anfalls ſagte d'Aubigne, dieſer berühmte Freund und Vertraute des Königs, zu ihm: „Bisher haben Eure Majeſtät „Gott nur mit dem Munde verleugnet: daher hat er „es geſchehen laſſen, daß Sie nur an dem Munde ver„wundet worden ſind. Aber wenn ihn erſt Ihr Herz „verleugnen wird: ſo wird er auch dieſes ungetreue Herz „durchbohren laſſen.“ D'Aubigne zielte auf die Abſchwörung der Reformirten Religion, und glaubte, daß Heinrich im Herzen derſelben noch zugethan ſey. Man wird ſich darüber nicht wundern, daß die Geliebte des Königs, die Gabrielle d'Eſtrees, welche bey dieſen Reden zugegen war, ſie bloß vor einen witzigen Einfall gehalten habe. „O wie ſchön iſt dieſes geſagt, rief ſie „aus, wenn es nur auch eben ſo wahr wäre!“

Unterdeſſen hinderte dieſe Gefahr, welche der König ausſtand, ihn nicht, Spanien mit dem Anfange des Jahrs 1595. den Krieg anzukündigen, weil dieſe Krone ſchon ſeit langer Zeit die Empörung ſo vieler Franzoſen gegen ihre rechtmäßige Könige unterſtützte. Und auch damals antwortete der König von Spanien auf dieſe Erklärung, er werde in ſeiner Verbindung mit den Römiſchcatholiſchen von Franckreich, welche zum Beſten ihrer Religion eingegangen worden ſey, verbleiben, und ſich noch ferner als einen Feind des Prinzen von Bearn bezeigen. Heinrich wollte inſonderheit den Herzog von Mayenne aus Bourgogne vertreiben, wohin ihm der Connetable von Caſtilien mit einem Kriegsheere zu Hülfe kam. Der geheime Entwurf dieſes Feldzugs war wohl dieſer, die Franche Comtee

(oder

(oder die damals noch spanische Grafschaft Burgund) zu erobern. Die Geliebte des Königs rieth ihm dieses besonders eifrig: sie hatte den seltsamen Einfall auf anderer Anstiften gefaßt, diese Grafschaft könnte dem Sohne, welchen sie von dem Könige hatte, zum landesherrlichen Besize, unter dem Schuze der Schweizer, gegeben werden; allein der König wußte nichts davon. Er rückte den Spaniern bis Fontaine-Francoise entgegen: und das Gefecht, welches er ihnen daselbst lieferte, war sehr außerordentlich. Mit funfzehnhundert Mann, mit welchen er vorausgegangen war, wagte er sich gegen ihr ganzes Heer, schlug im Angesichte esselben einige große Hauffen, die ihn angriffen, auch schon einige seiner Kriegsbedienten zum Weichen gebracht hatten, zurück, und benahm ihnen dadurch so sehr den Muth, daß sie Franckreich verließen, ohne das geringste ausgerichtet zu haben. Die Verwegenheit, mit welcher er damals seine Person einem fast gewissen Unglück aussezte, war nur deswegen weniger tadelhaft, weil er zum voraus sah, daß, sobald er sich zurückziehen würde, sein kleiner Hauffen von den Feinden würde umringt werden. Daher sagte er zu denen, welche ihm ein sehr hurtiges Pferd bereit hielten, um sich auf demselben in Sicherheit zu sezen: „Ich brauche keinen „Rath, sondern Beystand; es ist mehr Gefahr bey „der Flucht, als bey der Jagd.“ Er hatte aber auch Ursache zu sagen, daß er bey andern Gelegenheiten um den Sieg, bey dieser aber um sein Leben gefochten habe.

Durch diese kühne That nöthigte endlich Heinrich auch den Herzog von Mayenne, sich ihm zu unterwerfen. Da er von den Spaniern verlassen war, bot ihm der König, wider die Meinung seiner Staatsräthe, einen Vergleich und Stillstand an: denn diese verlang-

daß man einem Herrn, der den König so oft mit falschen Friedens-Vorschlägen hintergangen hatte, aufs Aeußerste treiben sollte. Er erhielt aber insonderheit durch die Fürsprache der Geliebten des Königs, sehr vortheilhafte Bedingungen. Als er zu dem Könige nach Monceaux kam, um ihm persönlich seine Unterthänigkeit zu bezeigen, umarmte ihn dieser so aufrichtig, und begegnete ihm so freymüthig, als wenn es gar nicht derjenige wäre, der ihm so viel Uebel zugefügt hätte, und führte ihn darauf mit geschwinden Schritten in dem Garten herum spazieren. Mayenne, welcher sehr dick und schwerfällig, dabey auch mit Hüftenweh geplagt war, kam darüber völlig außer Athem, und erhitzte sich gewaltig. Der König merckte dieses, und ließ ihn sogleich mit den gütigen Worten fortgehen, um auszuruhen: „Mein Vetter, dieses ist das einzige Uebel, welches ich Ihnen jemals anthun werde.“ Auf diese Art rächen sich großmüthige Seelen für die gröbsten Beleidigungen. Würcklich sagte auch der Herzog beym Weggehen, nun habe ihn der König erst vollends überwunden.

Noch ehe dieses vorgieng, war die Loßsprechung des Königs, zu Rom im September des Jahrs 1595. zu Stande gekommen. D'Ossat, welcher nachmals Cardinal wurde, einer der geschicktesten Staatsmänner seiner Zeit, aber auch dem Verfolgungsgeiste des römischen Hofs ergeben, trug das meiste zur glücklichen Endigung dieser Unterhandlung bey; obgleich auch du Perron, ein feiner Kopf, und gelehrter Mann, der aber dem römischen Hof noch mehr zugethan war, als seinem Könige, vielen Antheil daran hatte. Ohngeachtet es die Spanier durchaus nicht wollten geschehen lassen, daß der König vom Kirchenbanne loßgesprochen würde, weil sie ihn noch immer als einen verstecken

Ketzer

Ketzer vorstellten; so bewilligte doch endlich der Papst diese einzige noch übrige Bestätigung der Ruhe, in welcher Heinrich bereits regierte. Wäre er noch unglücklich gewesen, so würde er vermuthlich auch noch länger im Banne zugebracht haben. Die Absolution wurde dem Könige in der Person seiner beyden Gevollmächtigten öffentlich ertheilet. Unter den Feyerlichkeiten derselben war auch eine lächerliche und schimpfliche: der Papst schlug bey jedem Verse des Psalms, welcher vorgesungen wurde, den d'Oßat und du Perron, welche zu seinen Füßen lagen, mit einem kleinen Stecken auf die Schulter, um die Büßung anzuzeigen, welche der König leiden sollte. Seine Abgeordnete hätten ihm vielleicht diese schülerische Cärimonie ersparen können; allein sie suchten sich vermuthlich dem Papste gefällig zu machen, um der Cardinals-Würde desto gewisser zu seyn.

Damals gab der Papst auch erst den Mönchs-Orden in Franckreich die Erlaubniß, öffentliche Gebeter für den nunmehr wieder in die Kirche aufgenommenen König zu verrichten, dessen sich bisher die meisten unter ihnen geweigert hatten. Schwerlich konnte Heinrich Liebe zu einer Kirche und Religion gewinnen, welche seinen Unterthanen dieses verbieten durfte. Und nicht einmal der Befehl des Papstes, noch die äußerliche Uebung der Römischcatholischen Religion, konnten ihm die Treue der Geistlichen versichern. Noch im Jahr 1606. mußte das Parlement von Toulouse eine Verordnung wider viele Geistliche geben, welche den König aus dem Kirchengebete wegließen.

Während daß der König nach Bourgogne gezogen war, hatten seine Feldherren gegen die Spanier, welche in die Picardie eindrangen, wegen der Uneinigkeit, die sich

ſich zwiſchen ihnen erhob, ſehr unglücklich gefochten, und es giengen auch einige Städte verloren; ohne daß der König, welcher zum Entſaze von Cambray herbey eilte, zeitig genug hätte anlangen können. Er ſagte daher dem Herzoge von Nevers, dem er den höchſten Befehl in der Picardie anvertrauet hatte, einige ſehr bittere Worte; bereuete ſie aber bald, weil der Verdruß dieſes Herrn darüber tödtlich wurde; und würde ihm dieſes auch ſelbſt bezeigt haben, wenn der Herzog den Beſuch des Königs in ſeiner lezten Kranckheit angenommen hätte. Dagegen wurde das Jahr 1596. durch die innere Ruhe, welche faſt in dem ganzen Königreiche ausbreitet ward, für den König deſto vortheilhafter. Alle Großen, die noch bisher ſich unabhängig erhalten hatten, bis auf den Herzog von Mercoeur, unterwarfen ſich ihm, und Marſeille, welches eben von ein paar tyranniſchen Bürgern, die darinne herrſchten, der Spaniſchen Flotte übergeben werden ſollte, wurde glücklich gerettet. Niemand hatte faſt dem Könige in ſeinem Reiche übermüthiger begegnet, als der Herzog von Epernon; allein er vergab auch dieſem, und ertheilte ihm anſehnliche Ehrenſtellen.

Um die Spanier gänzlich aus der Picardie zu vertreiben, belagerte Heinrich die Stadt La Fere, welche ſie inne hatten. Aber ehe er ſie eroberte, litte er durch den Verluſt von Calais, welches ſie einnahmen, einen weit beträchtlichern Schaden. Er hatte zugleich den Verdruß zu ſehen, daß ſeine getreueſte Bundsgenoßinn, die Königinn von England, Eliſabeth, welche ihm dieſe Stadt durch ihre Flotte, die eben im Canal kreuzte, hätte erhalten können, ſich ſolches zu thun weigerte. Sie war zwar willig, die Spanier zu verhindern, daß ſie ſich Calais nicht bemächtigten; aber nur unter der Bedingung, wenn es ihr der König ſo

lange

lange abtreten wollte, bis sie das ihm geliehene Geld wieder bekommen hätte. Da sie Ansprüche auf Calais hatte: so hoffte sie desto mehr, dieselben bey dieser Gelegenheit befriedigen zu können. Heinrich kehrte dem Englischen Gesandten, der ihm diesen Antrag that, den Rücken zu, und sagte: „Wenn ich ja gebissen werden „soll, so will ich mich eben so gerne von einem Löwen „beissen lassen, als von einer Löwinn.“ Er versuchte zweymal vergebens, Soldaten und Kriegsvorrath in Calais zu werfen, und tröstete sich, da es an die Feinde übergieng, mit der Hoffnung, es ihnen bald wieder wegzunehmen; da hingegen dieser Schlüßel zu Franckreich in den Händen der Elisabeth, sie zu seiner Feindinn gemacht haben würde.

Allein es fehlte dem Könige so sehr an Gelde zur Fortsezung des Krieges, daß in diesen Feldzügen zuweilen seine eigene Tafel, Ausrüstung und Kleidung nicht besorgt werden konnten. „Ich bin nahe bey meinen „Feinden, schreibt er einmal an den Baron von Rosny, und habe weder Pferd noch Harnisch; ich esse seit „zween Tagen bald bey diesem, bald bey jenem: denn „meine Hausverwalter sagen, sie könnten meine Tafel „nicht länger unterhalten, weil sie seit mehr als sechs „Monathen kein Geld empfangen hätten. Urtheilen „Sie jedoch, ob ich es verdiene, daß man so mit mir „umgehe; ob ich es ferner leiden soll, daß mich meine „Schatzmeister Hungers sterben lassen; da sie hingegen „einen leckerhaften und wohl besezten Tisch halten.“ Dieses sind Kleinigkeiten, wird man sagen; aber sie helfen uns das Ungemach aller Art kennen, welches Heinrich, auch als Besizer eines großen Königreichs, erdulden mußte, und einen Mangel, dem er nicht würde unterworfen gewesen seyn, wenn ihm jedes Mittel, sich Geld zu verschaffen, gleichgeltend gewesen wäre.

Man

Man kann die Verwirrung nicht beschreiben, in welcher sich die Königlichen Einkünfte befanden, als Heinrich sich auf dem Throne festsezte. Durch die ungeheure Verschwendung seines Vorfahren waren sie ohne Nutzen für den Staat zerstreuet worden. So viele Jahre des bürgerlichen Kriegs hatten das Reich erschöpft, arm gemacht, und eine solche Unordnung gestiftet, daß sich sehr viele Großen die Einkünfte der Krone zueigneten, welche man ihnen zum Theil auch noch alsdenn überlassen mußte, nachdem sie sich unter den Gehorsam des Königs begeben hatten. Verschiedene auswärtige Fürsten und Staaten hatten ihm Geld vorgestreckt; um dasselbe zu bezahlen, wurden oft die öffentlichen Einnahmen Fremden überlassen. Die unzählichen Pachter und Einnehmer beraubten zugleich den königlichen Schatz, und unterdrückten durch ihre Erpressungen das Volck. Die Staatsbedienten theilten sich mit ihnen in die Reichthümer, welche sie dadurch erwarben, und gaben dem Könige von demjenigen, was ihm noch übrig blieb, so viel als ihnen gefiel. Heinrich kannte weder den Betrag seiner Einkünfte; noch war er im Stande, alle Arten des Unterschleifs, welche an denselben begangen wurden, zu mercken. Der Finanzen-Rath, welchen er errichtet hatte, um diesen Unordnungen abzuhelfen, sezte nur dieselben fort, und schüzte allemal Mangel an Gelde vor, wenn der König desselben benöthigt war. Dieses Uebel wurde endlich ein so großes Hinderniß aller wichtigen Entwürfe und Einrichtungen des Königs, daß er im Jahr 1596. demselben nicht länger zusehen konnte, ohne durch einen Mann von Einsicht, Rechtschaffenheit und Treue, dasselbe aufs geschwindeste tilgen zu lassen.

Glücklicher Weise fand er diesen Mann an dem Baron von Rosny, welcher ihm schon zwanzig Jahre

im

im Kriege und in Staats-Unterhandlungen mit ausnehmendem Ruhme gedient hatte. Die seltenste Redlichkeit, Uneigennüzigkeit und Ergebenheit gegen seinen Fürsten; ein erhabener, durchdringender Geist, welcher der ganzen Staatsverwaltung gewachsen war; ein standhafter Muth und stets ruhiger Sinn; dieses waren die Eigenschaften des grossen Mannes, den die Nachwelt unter dem Nahmen des Herzogs von Sülly am meisten kennt und verehret. Heinrich ertheilte ihm die Ober-Aufsicht über die Staats-Einkünfte, und er gelangte nach unsäglicher Mühe, vielem Widerspruche, Verleumdungen und Hindernissen ohne Zahl, so weit, daß er die ärgste Zerrüttung in den gewissesten Ueberfluß und die weiseste Austheilung verwandelte. Rosny sezte sich dabey dem Hasse unzählicher Großen und anderer Personen aus; allein er war unerbittlich strenge, sobald es auf die Erhaltung der königlichen Einkünfte ankam, und sein verneinender Ton wurde zum Sprüchworte. Dem Könige hatte er versprochen, von niemanden ein Geschenck oder eine Belohnung zu nehmen: und selbst die Geschencke des Königs, die er bekam, wurden ihm, wie andere Anweisungen an die Schatzkammer, schriftlich ausgefertigt. Er fand beym Antritte seines Amtes, daß jährlich hundert und funfzig Millionen Livres von den Unterthanen erhoben würden; von denen aber nur dreyßig in den königlichen Schatz kämen. Der König gelangte durch ihn gar bald zum Besize seiner Rechte; allein er genoß nicht nur der Anstalten des Rosny, sondern unterstüzte sie auch mit eben so vieler Scharfsichtigkeit als Klugheit.

Um seine dringende Geld-Bedürfniße sogleich zu stillen, berief der König im Jahr 1596. die vornehmsten Stände des Reichs nebst einigen obrigkeitlichen Personen und Finanzbedienten nach Rouen, und begehrte

gehrte von ihnen, die dazu erforderlichen Mittel selbst ausfindig zu machen, damit sie den Unterthanen nicht zur Last fallen möchten. Die Rede, welche er in dieser Absicht an sie hielt, ist werth, auf alle Zeiten zu kommen. „Wenn ich, sagte er, den Nahmen eines Red„ners zu erlangen suchte: so würde ich irgend eine schö„ne Rede auswendig gelernet haben, und würde sie mit „ziemlichen Anstande hersagen. Allein, meine Her„ren, meine Begierde strebt nach weit rühmlichern Ti„teln, darnach, daß ich mich den Erretter und Wieder„herstelter dieses Staats nennen könne. Um dazu zu „gelangen, habe ich euch hieher versammlet. Ihr wißt „auf eure Kosten, so wie ich auf die meinigen, daß, als „mich Gott zu dieser Krone berief, ich Franckreich nicht „allein zu Grunde gerichtet, sondern auch für die Fran„zosen beynahe verloren angetroffen habe. Durch die „göttliche Gnade, durch die guten Rathschläge meiner „Diener, welche keine Kriegsdienste thun, durch den „Degen meines tapfern und großmüthigen Adels, (von „welchem ich meine Prinzen nicht ausnehme, indem „der Nahme eines Edelmanns unser schönster Titel „ist,) durch meine Mühe und Arbeit, habe ich Franck„reich schon aus der Knechtschaft und aus dem Ver„derben gerissen. Laßt es uns jezt vom Untergange „retten! Ich will ihm seine ersten Kräfte und seinen „alten Glanz wiedergeben. Nehmt, meine Untertha„nen, an diesem zweyten Ruhm mit mir eben einen „solchen Antheil, als ihr an dem ersten genommen habt. „Ich habe euch nicht, wie es meine Vorgänger thaten, „deswegen hieher berufen, um euch zu nöthigen, daß „ihr meinen Willen bestätigen sollt; sondern ich habe „euch zusammen kommen lassen, um eure Rathschläge „zu vernehmen, um sie genehm zu halten, ihnen zu „folgen; kurz, um mich euch als Vormündern anzu„vertrauen. Das ist ein Verlangen, welches sonst

„Kö-

„Könige, Graubärte und Sieger, wie ich bin, nicht „bezeigen. Allein die heftige Liebe, welche ich zu mei„nen Unterthanen trage, und die ungemeine Begierde, „die ich empfinde, zu dem Titel eines Königs noch „zween andere schöne Nahmen hinzu zu seßen, machen, „daß ich alles leicht und rühmlich finde.“ Diese Rede hatte zwar die gewünschte Würckung, indem die Stände einige Anstalten trafen, dem Könige Geld zu verschaffen; allein es kam nicht in so zureichender Menge ein, als er es bald darauf brauchte.

Heinrich war im Begriff, mit Spanien Friedens-Unterhandlungen zu pflegen, als eine unerwartete Begebenheit den Krieg verlängerte. Der Spanische Befehlshaber zu Dourlens, Porrocarrero, überrumpelte im Jahr 1597. Amiens, die Hauptstadt von der Picardie, durch den listigen Gebrauch eines Wagens voll Nüsse. Da der König diese Stadt zu einem Waffenplatze gemacht hatte: so verlor er darinne ungemein viel. Er bedauerte aber weit mehr die geplünderten Einwohner; ob sie gleich an ihrem Unglücke selbst Schuld waren, weil sie keine Besazung hatten einnehmen wollen, und sagte, als er die Nachricht von diesem Verluste erhielt: „Ich habe lange genug den König von „Franckreich vorgestellt; es ist Zeit, wieder König von „Navarra zu seyn.“ Er durfte den Feinden keine Zeit lassen, sich in einem so wichtigen Platze zu befestigen: daher ließ er ihn sogleich einschließen, und belagerte ihn bald darauf. Die Spanier thaten sehr heftige Ausfälle; der Cardinal-Erzherzog Albrecht rückte auch selbst mit einem großen Heere zum Entsaze der Stadt heran; allein der König erwartete ihn nicht weit von seinen Verschanzungen, und wurde von ihm so wenig angegriffen, daß vielmehr sein Rückzug die Uebergabe der Stadt beförderte. „Er kam wie ein Feldherr,

„ſagte der König, und gieng wie ein Geiſtlicher „zurück.“

Im Jahr 1598. ſchloß endlich Heinrich den Frieden mit Spanien, welcher von Vervins, einem Städtchen in der Picardie, den Nahmen führt. Die Spanier hatten in dem vorhergehenden Kriege mehr Vortheile erlangt, als die Franzoſen; ſie beſaßen noch Calais und Blavet, zween Schlüſſel von Franckreich, und einige andere Städte. Dennoch aber gaben ſie alles zurück, und Heinrich war der erſte König von Franckreich, der einen für ſeine Krone nüzlichen Frieden mit Spanien eingieng. Er hatte dieſes, außer der rühmlichen Achtung, in welcher er ſtand, inſonderheit dem damaligen Zuſtande von Spanien zu dancken. Der König Philipp der Zweyte näherte ſich bereits dem Tode; ſein Reich war durch ſo lange Kriege entvölckert, und ſeine Schätze waren ungemein vermindert worden: daher billigte er alle Bedingungen des Friedens. Aber eben um dieſer Urſachen willen wünſchten Heinrichs Staats-Räthe zum Theil, daß er den Krieg fortſezen, und den Spaniern für ſo vieles Unheil, das ſie Franckreich verurſacht hatten, irgend eine Landſchaft entreißen möchte. Heinrichs Antwort war ſeiner würdig: er verſicherte ihnen, daß er den Frieden nicht darum vorziehe, als wenn er ſich vor den Mühſeeligkeiten des Kriegs ſcheuete; ſondern weil er der Chriſtenheit Ruhe verſchaffen wollte: er wiſſe wohl, daß er jezt durch die Waffen viel gewinnen könne; allein, da es barbariſch und dem Chriſtenthum zuwider ſey, Krieg aus bloßer Neigung zum Kriege zu führen, ſo müſſe ein chriſtlicher Fürſt den Frieden niemals ausſchlagen, wenn ihm derſelbe nicht höchſt nachtheilig ſey. Er widerſtand auch den Reizungen der Engländer und Holländer zur Fortführung des Kriegs, wozu ſie ihm eine beträchtli-

che

e Hülfe anboten; der innere Zuſtand ſeines Reichs, elcher viele ruhige Sorgfalt brauchte, überwog bey m alle andere Betrachtungen. Freylich hatten die öniginn Eliſabeth und der eben ſich bildende Holländiſche Freyſtaat Urſache genug, ihn einiger Undankarkeit und Mangel an Treue zu beſchuldigen, indem ohne dieſe ſtandhaften und nüzlichen Bundsgenoſſen n Frieden ſchloß; und dennoch konnten ſie ſeiner vorhmſten Entſchuldigung, die von der gänzlichen Entäftung Franckreichs hergenommen war, nichts ſo ringendes entgegen ſezen.

Er führte auch in eben dieſem Jahre noch zwey anre Dinge aus, welche das ſichere Anſehen ſeiner Rerung in Franckreich ſelbſt vermehrten. Der Herzog n Mercoeur, der einzige, welcher noch von dem aufhriſchen Geiſte der Ligue getrieben wurde, und ſich sher in Bretagne eine Art von Herrſchaft erhalten tte, wurde gezwungen, ſich dem Könige völlig zu erben. Die Geliebte des Königs, die Herzoginn von Beaufort, verſchaffte ihm vortheilhafte Bedingungen, ell er in die Vermählung ſeiner Tochter mit dem Sohe, welchen ſie dem Könige gebohren hatte, willigte. Dieſen machte Heinrich zum Herzoge von Vendome, nd der berühmte Feldherr dieſes Nahmens in unſerm Jahrhunderte, war ein Enckel deſſelben. Rosny, der azu kam, als dieſer Vergleich ſchon zu Angers geſchloſſen war, an Statt daß der König, wenn er in Bretagne eingedrungen wäre, wie es ſeine Abſicht war, en Herzog in ſeiner Gewalt würde gehabt haben, warf hm dieſe Schwachheit ſehr ernſthaft vor, und Heinrich geſtand ſie, indem er ſich zugleich auf ſein natürliches Mitleiden gegen diejenigen, welche ſich demüthigen, und auf die Furcht berief, ſeine Geliebte zu beleidigen.

„ſagte der König, und gieng wie ein Geiſtlicher „zurück.“

Im Jahr 1598. ſchloß endlich Heinrich den Frieden mit Spanien, welcher von Vervins, einem Städtchen in der Picardie, den Nahmen führt. Die Spanier hatten in dem vorhergehenden Kriege mehr Vortheile erlangt, als die Franzoſen; ſie beſaßen noch Calais und Blavet, zween Schlüſſel von Franckreich, und einige andere Städte. Dennoch aber gaben ſie alles zurück, und Heinrich war der erſte König von Franckreich, der einen für ſeine Krone nüzlichen Frieden mit Spanien eingieng. Er hatte dieſes, außer der rühmlichen Achtung, in welcher er ſtand, inſonderheit dem damaligen Zuſtande von Spanien zu dancken. Der König Philipp der Zweyte näherte ſich bereits dem Tode; ſein Reich war durch ſo lange Kriege entvölckert, und ſeine Schätze waren ungemein vermindert worden: daher billigte er alle Bedingungen des Friedens. Aber eben um dieſer Urſachen willen wünſchten Heinrichs Staats-Räthe zum Theil, daß er den Krieg fortſezen, und den Spaniern für ſo vieles Unheil, das ſie Franckreich verurſacht hatten, irgend eine Landſchaft entreißen möchte. Heinrichs Antwort war ſeiner würdig: er verſicherte ihnen, daß er den Frieden nicht darum vorziehe, als wenn er ſich vor den Mühſeeligkeiten des Kriegs ſcheuete; ſondern weil er der Chriſtenheit Ruhe verſchaffen wollte: er wiſſe wohl, daß er jezt durch die Waffen viel gewinnen könne; allein, da es barbariſch und dem Chriſtenthum zuwider ſey, Krieg aus bloßer Neigung zum Kriege zu führen, ſo müſſe ein chriſtlicher Fürſt den Frieden niemals ausſchlagen, wenn ihm derſelbe nicht höchſt nachtheilig ſey. Er widerſtand auch den Reizungen der Engländer und Holländer zur Fortführung des Kriegs, wozu ſie ihm eine beträchtli-

che

e Hülfe anboten; der innere Zuſtand ſeines Reichs, elcher viele ruhige Sorgfalt brauchte, überwog bey m alle andere Betrachtungen. Freylich hatten die öniginn Eliſabeth und der eben ſich bildende Holländiſche Freyſtaat Urſache genug, ihn einiger Undanckarkeit und Mangel an Treue zu beſchuldigen, indem ohne dieſe ſtandhaften und nüzlichen Bundsgenoſſen n Frieden ſchloß; und dennoch konnten ſie ſeiner vorhmſten Entſchuldigung, die von der gänzlichen Entäftung Franckreichs hergenommen war, nichts ſo ringendes entgegen ſezen.

Er führte auch in eben dieſem Jahre noch zwey ane Dinge aus, welche das ſichere Anſehen ſeiner Reerung in Franckreich ſelbſt vermehrten. Der Herzog n Mercoeur, der einzige, welcher noch von dem aufhriſchen Geiſte der Ligue getrieben wurde, und ſich her in Bretagne eine Art von Herrſchaft erhalten tte, wurde gezwungen, ſich dem Könige völlig zu erben. Die Geliebte des Königs, die Herzoginn von Beaufort, verſchaffte ihm vortheilhafte Bedingungen, ell er in die Vermählung ſeiner Tochter mit dem Sohe, welchen ſie dem Könige gebohren hatte, willigte. Dieſen machte Heinrich zum Herzoge von Vendome, nd der berühmte Feldherr dieſes Nahmens in unſerm Jahrhunderte, war ein Enckel deſſelben. Rosny, der azu kam, als dieſer Vergleich ſchon zu Angers geſchloſſen war, an Statt daß der König, wenn er in Bretagne eingedrungen wäre, wie es ſeine Abſicht war, em Herzog in ſeiner Gewalt würde gehabt haben, warf ihm dieſe Schwachheit ſehr ernſthaft vor, und Heinrich geſtand ſie, indem er ſich zugleich auf ſein natürliches Mitleiden gegen diejenigen, welche ſich demüthigen, und auf die Furcht berief, ſeine Geliebte zu beleidigen.

Nächstdem ließ der König im Jahr 1598. seinen alten Glaubensgenossen, den Reformirten, zum Besten, das Edikt oder die Verordnung von Nantes aufsezen. Seitdem er die Römischcatholische Religion angenommen hatte, war ihr Mißtrauen gegen ihn immer gewachsen. Sie beschuldigten ihn, daß er solches nur aus Eyrgeiz gethan habe, und beschwerten sich, daß er, an Statt ihnen einen beständigen Frieden zu geben, der ihr Leben, Gewissen und ihre Güter in Sicherheit sezte, es nur bey dem Stillstande bewenden ließe, den ihnen der vorige König zugestanden hatte. Einige Große unter ihnen, sonderlich der Herzog von Bouillon, suchten sie durch dergleichen Reden zu bewegen, daß sie sich mit Gewalt Recht schaffen möchten, so lange noch der Krieg mit Spanien fortwährte; weil ihnen der König doch nicht anders, als wenn er ihres Beystandes benöthigt wäre, einige Gnadenbezeigungen erweisen würde. Dazu kam noch dieses, daß die Römischcatholischen von dem Könige oft auf eine für die Reformirten nachtheilige Art begünstigt wurden: wozu ihn der Zustand seiner Angelegenheiten, sonderlich in den ersten Jahren, genöthigt hatte. Diese schlimme Vorstellungen und Klagen, das Anhalten der Reformirten seit einigen Jahren um mehrere Freyheit in ihrer Religions-Uebung, und seine eigene Neigung, ihnen dieselbe zu verstatten, der er aber unter den bisherigen Unruhen nicht hatte folgen können, brachten endlich das Edikt von Nantes hervor. Durch dasselbe bekamen die Reformirten die Erlaubniß, sich fast überall Prediger, und an vielen Orten Schulen zu halten; sie erhielten das Recht zu Ehrenstellen, und es wurden ihnen zugleich einige Sicherheitsplätze überlassen, unter denen Rochelle der vornehmste war. Heinrich mußte ihnen zwar den Zehnten, welchen ihre Prediger zu ihrem Unterhalte verlangten, abschlagen; aber er wies ihnen dafür lieber eine

Summe

Summe Geldes auf seinen besondern Schatz an, als daß er eine Gelegenheit zu Zänckereyen zwischen ihnen und den Römischcatholischen übrig gelassen hätte.

So lange der päpstliche Legat, der an dem Frieden zwischen Franckreich und Spanien gearbeitet hatte, noch nicht abgereiset war, wollte Heinrich dieses Edikt dem Parlement zu Paris nicht vorlegen, um es in das große Gesezbuch einzutragen, weil er von diesem Gesandten einen heftigen Widerspruch dagegen besorgte. Allein er erfuhr denselben nachher von dem Parlement selbst, von der Römischcatholischen Geistlichkeit und der Universität zu Paris. Es währte ein ganzes Jahr, bis das Parlement diese Verordnung registrirte. Als es dem Könige durch Abgeordnete dawider Vorstellungen thun ließ, beantwortete er dieselben mit einer so natürlich starcken Beredsamkeit, und mit so vieler Weisheit, daß dieser Lebensbeschreibung sehr viel fehlen würde, wenn man ihn nicht auch bey dieser Gelegenheit reden hörte.

„Meine Herren, sagte Heinrich, ihr seht mich „hier in meinem Cabinet, wo ich mit euch rede, nicht „in der königlichen Kleidung; noch mit dem Mantel „und Degen, wie meine Vorfahren; noch als einen „Fürsten, welcher Gesandten vor sich läßt; sondern „als einen Hausvater gekleidet, im Wammes, um „vertraulich mit seinen Kindern zu sprechen. Ich habe „eure Bitten und Vorstellungen sowohl mündlich als „schriftlich angenommen; ich werde auch diejenigen, „welche ihr mir aus guter Absicht, als Leute die meinem „Dienste ergeben sind, thun werdet, allezeit annehmen. „Ich habe eure lezten Vorstellungen meinem Staats„rathe gezeigt, und mein Edikt, oder vielmehr das Edikt „des verstorbenen Königs, in vielen Artikeln, sowohl

„auf dasjenige, was ihr mir vorgestellt habt, als auf „die Erinnerungen meines Staatsrathes, verändern „lassen. Ich will glauben, daß ihr dabey die Religion „in Verachtung gezogen habt; allein die Catholische „Religion kann nur durch den Frieden erhalten werden: „und der Friede des Staats ist auch der Friede der Kir„che. Wenn ihr also den Frieden liebt, so werdet ihr „mich auch lieben. Ich weiß wohl, daß mein Königreich nur durch die Aufrechthaltung der Catholischen „Religion erhalten werden kann; allein die Religion „und der Staat können nur durch meine Person gerettet „werden. Ich nehme die Erinnerungen meiner Die„ner wohl auf: giebt man mir gute, so folge ich ihnen, „und finde ich ihre Meinung besser als die meinige, so „ändere ich diese sehr gerne. Es ist keiner unter euch, „den ich nicht gerne hören sollte, wenn er zu mir käme, „und mir sagte: Sire, Sie thun hierinne etwas ganz „Ungerechtes Man muß aber weiter keinen Unter„scheid zwischen Catholiken und Hugonotten ma„chen; alle müssen gute Franzosen seyn, und die Ca„tholiken müssen die Hugonotten durch ihr gutes Bey„spiel bekehren. — — Ich bin als König ein Hirte, „und will nicht das Blut meiner Schaafe vergiessen; „ich will sie vielmehr mit Sanftmuth versammeln. — „Ich führe die Anhänger von der Reformirten Religion „seit fünf und zwanzig Jahren an: dadurch habe ich „jedermann kennen gelernet. Ich weiß diejenigen, wel„che Krieg haben wollen; ich weiß aber auch diejenigen, „welche den Frieden verlangen. Ich kenne diejenigen, „welche den Krieg für die Catholische Religion führten; „diejenigen, welche ihn aus Ehrgeiz führten; diejeni„gen, welche ihn für die Spanische Rotte führten, und „endlich auch diejenigen, welche nur begierig waren zu „stehlen. Unter den Reformirten hat es eben sowohl „als unter den Catholiken, Leute von allen Arten gege„ben:

„ben: ich habe Mühe genug gehabt, die Hugonotten „im Gehorſam zu erhalten.“

„Ihr kennet, fuhr der König fort, das Beſte mei„nes Staats, und auch die Uebel deſſelben, nicht ſo gut „als ich. Ich kenne alle Kranckheiten, die ſich in dem„ſelben befinden, und ich kann ſagen, ohne mir zu „ſchmeicheln, daß ich ſie beſſer kenne, als alle Könige, „welche vor mir regiert haben. Ein Catholik aus Ei„gennuzen ſeyn, heißt nichts taugen. Meine Grund„regel iſt, daß man den Staat von der Religion nicht „trennen müſſe. — — Ich habe gewünſcht, zwo „Vermählungen zu treffen: die eine von meiner Schwe„ſter, und dieſe habe ich vollzogen; die andere von „Franckreich mit dem Frieden. Aber dieſe leztere fin„det nicht Statt, wenn meine Verordnung nicht als „ein Geſez eingeſchrieben wird; ſchreibt ſie alſo ein, ich „bitte euch darum. Ich leide es nicht, daß ſich jemand „einen eifrigern Catholiken nenne, als ich es bin: denn „diejenigen, welche davor angeſehen ſeyn wollen, thun „ſolches aus beſondern Abſichten. Ich liebe mein Par„lement zu Paris mehr als alle übrige: ich muß die „Wahrheit erkennen, es iſt der einzige Ort, wo jezt in „meinem Königreiche die Gerechtigkeit verwaltet wird; „es iſt nicht durch Geld beſtochen. In den meiſten „übrigen wird die Gerechtigkeit verkauft, und derjeni„ge, welcher am meiſten giebt, behält über den, welcher „weniger giebt, die Oberhand: ich weiß es daher, weil „ich ſelbſt ehemals habe Geld zuſammenſchießen müſ„ſen; doch dieſes diente zu meinen beſondern Abſichten. „Die Verzögerungen und Schwierigkeiten, welche ihr „meiner Verordnung entgegen ſezt, geben zu ſonderba„ren Bewegungen Anlaß. Man hat wider dieſes Edikt „zu Tours und Mans Proceßionen angeſtellt, um „die Richter zu bewegen, daß ſie es verwerfen möchten.

„Dieſes iſt nur durch eine ſchlimme Eingebung geſche-
„hen: verhindert es, daß ſich dergleichen nicht mehr
„zutrage. Ich weiß, daß man beym Parlement Rän-
„ke angelegt, daß man aufrühriſche Prediger angeſtif-
„tet hat; aber ich will dieſen Leuten wohl Einhalt thun.
„Man hat ſie ehemals ſehr ſcharf gezüchtigt, ob ſie
„gleich weniger aufrühriſch gepredigt haben, als ſie es
„jezt thun. Das iſt der Weg, den man genommen
„hat, um Gaſſen-Verſperrungen zu machen, und nach
„und nach bis zu der Ermordung des verſtorbenen Kö-
„nigs zu gelangen. Ich will die Wurzeln von allen
„dieſen Rotten abhauen, und alle diejenigen, welche ſie
„anfeuern werden, geſchwind aus dem Wege ſchaffen.
„Ich bin über Mauern von Städten geſprungen: ich
„will auch wohl über Gaſſen-Verſperrungen ſpringen.
„Man muß mir nicht die Catholiſche Religion, noch die
„Ehrerbietung gegen den Heiligen Stuhl anführen: ich
„weiß, was ich beyden ſchuldig bin; der einen als Aller-
„chriſtlichſter König, und wegen der Ehre des Nah-
„mens, den ich führe; dem andern aber, als der erſte
„Sohn der Kirche. Diejenigen, welche glauben, daß
„ſie mit dem Papſte gut ſtehen, betrügen ſich: ich ſte-
„he beſſer mit ihm als ſie. Wenn ich es unternehmen
„will, ſo werde ich euch alle zu Ketzern erklären laſſen,
„weil ihr mir nicht gehorcht. — — Die Prediger
„tragen ſolche Lehren vor, welche die Empörung mehr
„unterhalten als zerſtören; darüber aber wird kein Wort
„geſagt. Dieſe Vergehungen, welche mich betreffen,
„werden nicht getadelt. Gleichwohl werde ich das zu
„verhindern wiſſen, daß dieſe Donnerſchläge kein Ge-
„witter herbeyführen, und ihre Vorherſagungen ſollen
„eitel ſeyn. Ich will mich ihrer Mittel nicht bedienen:
„ſie ſind unzeitig, und würden das Uebel nur verſchlim-
„mern. Ich bitte euch, laßt mich nichts weiter von
„dieſer Sache hören: es geſchehe ſolches heute zum lez-

„ten-

„tenmale; thut es, ich empfele es euch, und bitte euch „darum.“

So viele Mühe kostete es dem besten Könige, ein Gesez in seinem Reiche einzuführen, welches sich auf die rechtmäßige Gewissensfreyheit seiner Unterthanen grün dete, zwischen beyden Religionen Frieden stiftete, und den bürgerlichen Kriegen, welche unter dem Vorwande der Religion fast vierzig Jahre gedauert hatten, auf immer vorbeugte. Kein Zweifel, daß er Frankreich dadurch eine Wohlthat erwiesen habe; aber was that sein Enckel, indem er es aufhob?

Nun erst, nachdem Heinrich sein Königreich beruhigt hatte, konnte er kräftig darauf bedacht seyn, Ordnung und Wohlstand in demselben wieder herzustellen. Alles war in demselben verwildert: die öffentliche Sicherheit, der Ackerbau, die Handlung, die Austheilung der Gerechtigkeit, die Hebung der Auflagen, und inderheit die Vorrechte des Soldatenstandes, welche in unerträgliche Frechheit und Gewaltthätigkeiten ausgeartet waren. Er schaffte daher die überflüßigen Kriegsvölcker ab; nöthigte die Soldaten, welche ihrer Dienste entlassen waren, diejenigen Ländereyen, welche ungebauet lagen, fruchtbar zu machen; verbot jedermann, Schießgewehr zu führen; verstattete den großen Kriegsbedienten keine Leibwachen mehr; und reinigte die Straßen von Räubern. Er erließ den Landleuten eine große Summe rückständiger Steuern, welche sie nicht im Stande waren zu bezahlen. Die Französischen Bauern erinnern sich noch der gemeinen aber gütigen Worte, die er von ihnen gebrauchte: er wollte, daß sie alle Sonntage eine Henne im Topfe haben möchten. Viele fälschlich genannte Edelleute hatten sich während des Kriegs von den Abgaben loßgemacht:

diese bestätigte er nicht etwan jezt für Geld in ihrer angemaaßten Freyheit; sondern ließ sie die schuldigen Steuern nachbezahlen.

Er hätte sehr gewünscht, seinen tapfern Adel, der in seinen Dienſten so vielen Aufwand gemacht hatte, sogleich belohnen zu können; allein es fehlte ihm an Gelde: und außerdem war derselbe seit den Zeiten des vorigen Königs so sehr zur Verschwendung geneigt, daß es nicht leicht war, ihn zu sättigen. Heinrich gab also den Edelleuten zu erkennen, daß es ihm angenehm seyn würde, wenn sie mit Verlassung der kostbaren Lebensart bey Hofe, sich auf ihre Güter begäben, und das Feld bestellen ließen. Er selbst war in seinem Anzuge und in allen Arten der Ausgaben, ein Muster der guten Wirthschaft, welche damals ihm und dem ganzen Königreiche so nöthig war. Er trug ordentlich einen grauen Rock mit einer Weste von Atlas oder von Taffet, ohne weitere Ausschmückung, und er lachte über diejenigen, welche, wie er sagte, ihre Mühlen und Wälder auf ihrem Rücken trügen.

Den Zustand seines Reichs, und die dienlichsten Mittel denselben zu verbessern, suchte er sowohl mit eigenen Augen, als durch Hülfe einiger geschickter Staatsräthe, einzusehen. Mit diesen unterredete er sich häuffig; aber oft nur mit einem von ihnen besonders, damit sie ihm ihre Meinung desto freyer entdecken möchten, und weil er auch nicht immer sein Vorhaben allen eröffnen wollte. Rosny, welcher das Rentwesen besorgte, brachte es schon damals in eine vortreffliche Ordnung. Er hatte bereits in den geheimsten Angelegenheiten des Königs, sein völliges Vertrauen erlangt: dieser gestand ihm seine Entwürfe, seine Schwachheiten selbst, und nahm von ihm alle Erinnerungen gütig auf.

auf. Heinrich war im Grunde sein eigener Rathgeber: er unterließ dabey nicht, die Vorschläge seiner Staatsbedienten, sonderlich des Villeroy und Sillery, zu nützen; aber mit Rosny untersuchte und entschied er die schwersten oder geheimsten Geschäfte. Dieses war die weise Mittelstraße zwischen Fürsten, die keinen Rath als von sich selbst annehmen; und zwischen solchen, welche denjenigen, der ihnen ertheilt wird, nicht zu beurtheilen wissen, oder aus Trägheit die ganze Staatsverwaltung andern überlassen.

Die catholische Geistlichkeit verlangte auch nunmehr von dem Könige, daß er die Mißbräuche, welche sich bisher in die Kirche eingeschlichen hätten, abstellen möchte. Heinrich, welcher wohl merckte, daß sie seinen Eifer für die Religion noch vor verdächtig hielte, und hingegen den ihrigen desto mehr zur Schau tragen wollte, versprach ihr zwar, diese Bitte zu erfüllen; allein er sezte hinzu: „Ihr müßt durch eure gute Beyspiele dasjenige wieder ersezen, was die bösen Exempel „verdorben haben; eure Wachsamkeit muß dasjenige „wieder erlangen, was die Schläfrigkeit verloren hat. „Ihr habt mich an meine Pflicht erinnert; ich erinnere „euch an die eurige; wir wollen beyde Gutes thun. „Geht ihr den einen Weg, und ich den andern: wenn „wir uns einander begegnen, so werden wir bald fertig „seyn. Meine Vorgänger haben euch mit vielen schönen Worten abgespeist; ich aber, mit meiner grauen „Jacke, will euch die That selbst zeigen. Ich bin von „außen grau; aber ganz golden von innen.“ Er versprach nichts, was er nicht würcklich geleistet hätte, und die Geistlichkeit konnte sich zugleich bey dieser Rede an ihr Betragen zu den Zeiten der Ligue erinnern.

Unter-

Unterdeſſen hatte Heinrich bey dem Papſte angehalten, ihn von ſeiner Gemahlinn zu ſcheiden. Dieſe Heyrath war, wie man oben geſehen hat, ohne beyderſeitige Neigung, zwiſchen Perſonen von einer verſchiedenen Religion, durch Zwang, und unter ſehr unglücklichen Vorbedeutungen, geſchloſſen worden. Margaretha von Valois hatte viele Gaben des Geiſtes, und war überhaupt liebenswürdig; allein ſie wollte es in den Augen von mehrern ſeyn, und ihre freye Aufführung verdunckelte ihren vorigen Ruhm. Heinrich lebte von dieſer ſeiner Gemahlinn entfernt: ja eben dieſe Umſtände hatten ihn deſto genauer mit ſeiner Geliebten, der Herzoginn von Beaufort, verbunden. Er hatte würcklich den Vorſaz gefaßt, ſie nach ſeiner Eheſcheidung zu heyrathen. Rosny machte ihm zwar darüber ſehr nachdrückliche Vorſtellungen; allein ſeine ungemeine Liebe zu ihr würde endlich doch geſiegt haben. Sie hatte auch den Kanzler Sillery gewonnen, ihr darinne beyzuſtehen. Dieſer Entſchluß des Königs war es allein, der ſeine Gemahlinn zurück hielt, in die Eheſcheidung zu willigen. Allein die Herzoginn ſtarb im Jahr 1599. und darauf waren beyde Eheleute bald getrennt.

Heinrich forderte ſchon ſeit einiger Zeit von dem Herzoge von Savoyen, daß er das Marquiſat von Saluzzo, welches er während der lezten Kriege Franckreich entriſſen hatte, zurückgeben ſollte. Der Herzog war ſtets ein Anhänger der Spanier, und Feind des Königs geweſen: da er aber dem Verlangen deſſelben durch eine offenbare Weigerung nicht mehr ausweichen konnte, entſchloß er ſich ſelbſt nach Franckreich zu kommen. Er hoffte entweder den König durch Höflichkeit, oder ſeine vornehmſten Räthe und Hofleute durch Geſchencke zu gewinnen, daß ihm das Marquiſat gelaſſen würde.

würde. Er langte gegen das Ende des Jahrs 1599. bey dem Könige an; allein er betrog ſich in ſeiner Erwartung. Heinrich blieb ſtandhaft bey ſeinem Begehren, weil ſolches der Ehre ſeiner Krone anſtändig war, und er ſah deutlich genug, daß er zum Vortheil des Herzogs würde hintergangen werden, wenn er dieſe Angelegenheit lediglich ſeinen Staatsbedienten und Feldherren überließe, unter welchen ſich der Herzog würcklich eine Parthey machte. Dieſer war daher genöthigt, zu verſprechen, daß er in drey Monathen entweder das Marquiſat zurückgeben; oder dafür die Landſchaft Bretze und einige andere Ländereyen an Franckreich abtreten wollte.

Von dieſer Unterhandlung gieng der König zu der berühmten Unterredung über, welche im Jahr 1600. zu Fontainebleau, zwiſchen Düpleſſis-Mornay, einem ſehr gelehrten, tapfern und Staatsklugen Reformirten Edelmann, und dem Biſchof von Evreux, Du Perron, gehalten wurde. Mornay hatte ein Buch wider die Meſſe der Römiſchen Kirche geſchrieben; Du Perron aber und andere Römiſchcatholiſche behaupteten, daß in demſelben eine Menge Stellen der alten Kirchenlehrer fälſchlich angeführt wären. Auf Verlangen beyder Theile, ließ der König in ſeiner Gegenwart durch Commißarien von beyderley Religion eine Anzahl dieſer Stellen unterſuchen: und dieſe thaten über achte den Ausſpruch, daß ſie Mornay nicht richtig genug beygebracht habe. Der König ſchien viel Vergnügen über dieſen kleinen Vortheil, den die Römiſchcatholiſchen Theologen erlangt hatten, zu empfinden: er mußte ſich wenigſtens das Anſehen eines ſolchen Gefühls geben; dieſe aber ſtimmten ausſchweifende Triumphlieder über ein Verſehen an, zu welchem man in den meiſten polemiſchen Schriften, wo viele Citationen wider die Gegenparthey zuſammengerafft ſind, zahlreiche Beyſpiele finden könnte.

Bey

Bey einer andern Gelegenheit in der Folge mußte der König gewißermaaßen ſtillſchweigend geſtehen, daß es in dieſen Religionsſtreitigkeiten nicht ſowohl auf Meinungen und Stellen der Kirchenväter, die ſelbſt nicht völlig mit einander übereinſtimmten, als auf die große hiſtoriſche Frage ankomme, welche kirchliche Geſellſchaft von dem erſten Lehrbegriffe und von der erſten Kirchenverfaßung der Chriſten am weiteſten abgewichen ſey? Du Perron ſuchte die Proteſtanten mit den Römiſch-catholiſchen, dem Anſchein nach, durch mildernde Erklärungen und gleichſam Annäherungen von beiden Seiten, zu vereinigen; und der König befohl dem D'Aubigne, der zugleich einer der kühnſten Krieger, und auch in der älteſten Religionsgeſchichte gar nicht ungeübt war, ſich mit dem Cardinal darüber zu unterreden. Als ſie beide übereingekommen waren, daß man alles wieder auf den Fuß ſezen müße, wie es in den erſten vier Jahrhunderten des Chriſtenthums geweſen war, ſagte Du Perron: „Geben Sie uns noch funfzig „Jahre über die erſten vierhundert.“ „Sehr gern,“ antwortete D'Aubigne. „Wenn Sie dieſes bewilli„gen, fuhr der Cardinal fort, ſo werden Sie uns auch „die öffentliche Aufrichtung des Kreuzes-Zeichens ein„räumen müſſen, welche in dieſe Zeiten fällt.“ „Aus Friedensliebe, verſezte D'Aubigne, wollen wir dem Kreuze diejenige gemäßigte Ehre wieder erweiſen, die es damals nur noch gehabt hat. Aber Sie auf Ihrer Seite werden es nicht ſo leicht wagen dürfen, das Anſehen des Papſtes in eben dieſelben engen Gränzen einzuſchränken, innerhalb welcher es ſich in den erſten vierhundert Jahren befand. Wir wollen Ihnen ſogar noch zweyhundert Jahre mehr zugeſtehen; und doch werden Sie noch keine eigentliche Oberherrſchaft des Papſtes darinne finden.“ D'Aubigne erzählte dieſes Geſpräch dem Könige in Gegenwart ſeines Hofs.

„Warum

„Warum haben Sie denn, fragte ihn Heinrich, dem Cardinal nicht sogleich ohne alle Bedingungen die ersten fünftehalb hundert Jahre, und noch mehr, überlassen?“ „Deswegen, gab D'Aubigne zur Antwort, weil die Lehrer der Römischcatholischen Kirche, wenn sie außer den ersten vier Jahrhunderten noch mehr Zeit verlangen, dadurch bekennen, daß diese Jahrhunderte nicht zum Besten ihrer Sache gereichen.“ Bey diesen Worten entstand unter den anwesenden Römischcatholischen Geistlichen ein lautes Murren, und selbst einer von den Großen dieser Kirche bezeigte sein Mißvergnügen über jene Freymüthigkeit. Heinrich entfernte sich; aber die ganze Unterhandlung hatte auch, wie es zu erwarten war, gar keine Folgen.

Weit wichtiger waren die Vortheile, welche Heinrich noch im Jahr 1600. über den Herzog von Savoyen erhielt. Dieser Fürst weigerte sich, in der Hoffnung, von Spanien unterstützt zu werden, den mit dem Könige geschlossenen Traktat zu erfüllen. Aber Heinrich eroberte noch in eben demselben Jahr so geschwind einen Theil seines Landes, daß der Herzog endlich darein willigen mußte, ihm an Statt des Marquisats Saluzzo die oben genannte Landschaft, nebst anderm Gebiete, das sich bis Lyon erstreckte, und für den König ungleich bequemer gelegen, auch einträglicher war, als jenes Marquisat, abzutreten. Die Parthey des Herzogs in dem Heere des Königs war bey diesem Feldzuge so starck, und gebrauchte solche Ränke, daß er ohne die unverbrüchliche Treue und die muthigen Anstalten des Rosny, denselben nicht würde bezwungen haben.

Indem an diesem Vergleiche gearbeitet wurde, bekam der König, fast wider seinen Willen, eine neue Gemahlinn. Bald nach dem Tode der Herzoginn von

Beau-

Beaufort, war er von den Reizungen der Fräulein von Entragues dergeſtalt eingenommen worden, daß ſie die Stelle der verſtorbenen Geliebten erhielt. Sie war ihr an Schönheit und Verſtand; aber nicht an Güte des Herzens gleich: voll Argliſt, Eigenſinn und ungeſtümer Hitze. Als Heinrich in ſie drang, ſich ſeinem Willen gänzlich zu ergeben, beredete ſie ihn, daß ſie von ihren Eltern ſo lange verhindert würde, ſolches zu thun, bis er ihr eine ſchriftliche Verſicherung, ſie zu heyrathen, gegeben hätte, deren ſie ſich doch niemals bedienen wollte. Heinrich ſezte dieſelbe würcklich auf, und zeigte ſie ſeinem vertrauten Rosny, indem er ihn zugleich um ſeine Meinung darüber fragte. Statt aller Antwort, zerriß Rosny das Eheverſprechen vor den Augen des Königs in Stücken. „Ich glaube, ihr ſeyd „närriſch," ſagte der König. „Es iſt wahr, antwor„tete Rosny, ich bin ein Narre, und wollte Gott, ich „wäre der einzige Narre in Franckreich!" Während daß der König die Stücken wieder auflas, that ihm Rosny noch Vorſtellungen. Dieſe hatten zwar keine Würckung: denn Heinrich ſezte gleich darauf ein anderes Eheverſprechen auf; allein die Freyheit, welche ſich ſein Miniſter genommen hatte, verdroß ihn ſo wenig, daß er ihn einige Tage darauf zu ſeinem oberſten Feldzeugmeiſter machte.

Eben dieſes neue Liebesverſtändniß aber, bewog dieſen und andere Staatsbedienten des Königs, ihn auf das lebhafteſte zu einer neuen Vermählung zu ermahnen. Das Parlement zu Paris und die Großen des Reichs baten ihn ebenfals, daran zu dencken, damit nicht Unruhen nach ſeinem Tode entſtünden, wenn er keinen Prinzen hinterließe. Heinrich gab endlich dieſem Anhalten, halb gezwungen, nur aus Liebe zu ſeinem Königreiche, nach. Unter allen Prinzeßinnen, mit welchen er ſich ver-

vermählen konnte, gefiel ihm keine; gleichwohl ließ er es geſchehen, daß in ſeinem Nahmen um die Nichte des Großherzogs von Florenz, Maria von Medicis, geworben wurde. Als ihm daher Roſny die Nachricht brachte: „Wir haben Eure Majeſtät eben verheyrathet,“ gerieth er in eine ziemliche Beſtürzung, und tröſtete ſich endlich damit, daß es durchaus nothwendig geweſen ſey. Er betrug ſich auch gegen dieſe Gemahlinn ſehr liebreich und gefällig; allein die Glückſeeligkeit dieſer Ehe hat nicht lange gewähret.

Seit dieſer Zeit hatte Heinrich niemals wider auswärtige Feinde zu ſtreiten. Die Spanier, welche zu pät dem Herzoge von Savoyen zu Hülfe kamen, machen zwar im Jahr 1601. einen Anſchlag auf Marſeille, und der König, dem man denſelben entdeckte, konnte einige hundert derſelben in ihren Untergang locken; er vermied aber alle Gelegenheit zu einem neuen Kriege. Dieſer ſchien noch mehr wegen einer Beſchimpfung, die dem Abgeſandten des Königs zu Madrit um eben dieſe Zeit wiederfuhr, zu befürchten ſeyn; allein die Genugthuung, welche dafür geleiſtet wurde, befriedigte den König wiederum. Seine Freundinn und Bundsgenoſſinn, die Königinn von England, Eliſabeth, that ihm auch damals einige Vorſchläge gegen Spanien und das Haus Oeſterreich; deren Ausführung jedoch bald darauf durch ihren Todt unterbrochen wurde. Die Ankunft eines Türckiſchen Geſandten, welcher ſich um die Freundſchaft des Königs bewarb; eines Venetianiſchen, durch welchen ihm dieſer Staat unter andern ſeine Verſchreibung für eine entlehnte anſehnliche Geldſumme zurück ſandte; und endlich die Geburt eines Dauphin, waren lauter angenehme Begebenheiten dieſes Jahres für den König.

Jezt insonderheit war er darauf bedacht, Ueberfluß und Reichthum aller Art in seinem Lande einzuführen, und zugleich dem schädlichen Aufwande zu steuren. Er erneuerte die alten Verordnungen wegen der Ausfuhre des Goldes und Silbers: er verbot auch auf den Kleidern Gold oder Silber zu tragen, und unterwarf sich selbst diesem Gesetze, welches zu seiner Zeit wenigstens, für die Franzosen nothwendig und heilsam war. Man schickte damals aus Franckreich viel Geld zur Erkaufung seidener Waaren in fremde Länder: er ließ daher, um diese Manufactur in seinem Reiche zu errichten, viele Maulbeerbäume pflanzen, Seidenwürmer ziehen, und Leute in der Wartung derselben unterrichten. Er sezte die unmäßigen Zinsen herunter, erleichterte überall die Handlung, suchte Flüsse schiffbar zu machen, bequeme Wege anzulegen, und alles, wo es noch Mangel gab, zu beobachten. Unter seinem Schutze kamen viele Manufacturen von Spitzen, Tüchern, Leinwand und Spiegeln, zu Stande. Alles wurde arbeitsam und ordentlich. Er verschönerte und vergrößerte Paris: die neue Brücke daselbst, auf welcher man noch seine Bildsäule sieht, ist unter andern sein Werck. Er hat auch den ersten Grund zu der dortigen Königlichen Bibliotheck gelegt.

Ohngeachtet so vieler Verdienste um seine Unterthanen, blieben sie doch nicht immer in dem ihm schuldigen Gehorsam. Die Abgabe, welche er vermöge des Schlußes der Reichsstände vom Jahr 1596. von allen Eßwaaren heben ließ, fiel ihnen zu hart: daher empörten sie sich im Jahr 1602. an verschiedenen Orten gegen die Einnehmer derselben. Dieser Aufstand war desto bedencklicher, da der König zugleich von den geheimen Ränken einiger mißvergnügten Großen Nachricht bekam, welche diese Unruhen zu vergrößern suchten. Allein er stillte dieselben durch seine gütige Mäßigung und

Weis-

Weisheit. Er ſagte unter andern zu den Abgeordneten von Güyenne dieſe rührende Worte: „Die Auflagen, „welche ich erheben laſſe, werden nicht dazu angewandt, „um meine Staatsbedienten und Günſtlinge zu bereichern, wie es mein Vorgänger that; ſondern um die „nöthigen Ausgaben des Staats zu beſtreiten. Wären „meine Kammergüter dazu hinreichend geweſen, ſo würde ich nichts aus dem Beutel meiner Unterthanen haben nehmen wollen. Weil ich aber das Meinige zuerſt „dazu hergebe, ſo iſt es billig, daß ſie auch von dem Ihrigen etwas dazu beytragen. Ich habe eine heftige „Begierde, meinen Unterthanen eine Erleichterung verſchaffen zu können: niemals hat einer meiner Vorgänger ihr Gebet zu Gott ſo ſehr gewünſcht als ich, damit „die Jahre meiner Regierung geſegnet werden möchten. Die unruhige Bekümmerniß, in welche man euch „ſezen will, als wenn ich Feſtungen in euren Städten „anlegen wollte, ſind falſch und aufrühriſch: ich verlange „keine andere Feſtungen, als in den Herzen meiner Unterthanen.“ Bald darauf hob der König die gedachte Steuer gänzlich auf, weil er erfuhr, daß die Unterthanen bey Gelegenheit derſelben ſehr gedrückt würden.

Die Verſchwörung des Marſchalls von Biron, welche dem Könige zu eben dieſer Zeit entdeckt wurde, hätte ein viel größeres Unglück ſtiften können, als dieſe Empörungen. Biron hatte, ſowohl als ſein Vater, dem Könige ungemeine Dienſte im Kriege geleiſtet. Allein er glaubte, daß dieſelben nicht genugſam belohnt wären, zumal da er an dem Staatsrathe keinen Antheil hatte; ſprach ſtets von ſeinen Thaten, und beklagte ſich, daß der König ſeiner vergeſſe, ſeitdem er ſeines Degens nicht mehr benöthigt ſey. Heinrich, dem dieſe Reden hinterbracht wurden, ſagte, man müſſe ihm ſein Murren verzeihen, weil er doch immer bereit ſey, ſelbſt für die-

jenigen, über welche er sich beklagte, zu Pferde zu steigen, und sich aller Gefahr auszusezen. Das erste Verständniß, in welches Biron mit dem Herzoge von Savoyen und mit den Spaniern getreten war, reuete ihn: er eröffnete es dem Könige, und bat ihn um Vergebung. Heinrich ertheilte sie ihm so aufrichtig, daß er ihn zu ansehnlichen Gesandtschaften gebrauchte. Doch kurz darauf ließ er sich von neuem mit jenen Feinden des Staats in Unterhandlung ein, und suchte sich durch Spaniens Hülfe zum Herrn des Herzogthums Burgund zu machen. Ein vertrauter Edelmann, der den Marschall in diese Anschläge stürzte, verrieth sie auch dem Könige. Dieser verlangte, daß Biron seine Verbindungen mit den Feinden gestehen möchte, und versprach ihm Gnade dafür; aber Biron, welcher nicht glaubte, daß der König seine neuen Unternehmungen wisse, berief sich sehr trozig auf seine Unschuld. Vergebens drang der König viermal nach einander in ihn, dasjenige zu bekennen, wovon Beweise genug vorhanden wären, die ihn ins Verderben bringen könnten; da er hingegen durch ein freywilliges Geständniß eine vollkommene Verzeihung erlangen würde. Auch Rosny suchte umsonst ihn zum Bekenntnisse zu bringen. Endlich wurde der König durch seine Halsstarrigkeit entrüstet, und überließ ihn der Schärfe der Gesezе. Biron wurde im Jahr 1602. enthauptet.

Auch viele von denen, welche die Gerechtigkeit dieser Bestrafung erkannten, wunderten sich doch, daß Heinrich, welcher unzählichen seiner weit ärgern Feinde eine völlige Verzeihung geschenckt hatte, sich gegen den Marschall von Biron, der sein Leben für ihn so oft gewagt hatte, unerbittlich bezeigte. Allein die unbezwingliche Hartnäckigkeit dieses Feldherrn, welcher zu der königlichen Gnade seine Zuflucht durchaus nicht nehmen wollte,

ohnge-

ohngeachtet sie ihm so lange angeboten wurde; noch mehr aber die Nothwendigkeit, durch die Strafe eines so ansehnlichen Mannes die übrigen Großen des Reichs, welche noch immer zu heimlichen Ränken und Verschwörungen geneigt waren, in Furcht zu jagen: beides macht diese Strenge untadelhaft. Dazu kam auch die Gefahr, welche sich dabey zeigte, den Marschall unter diesen Umständen wieder frey zu lassen. Hart war es jedoch einigermaaßen, daß ihm kein Sachwalter zu seiner Vertheidigung zugestanden wurde. Der Marschall von **Bouillon**, welcher an **Birons** Unternehmen einen Antheil gehabt hatte, wollte sich nicht vor dem Könige stellen; sondern flüchtete sich nach Deutschland. Der dritte Verschworne, der Graf von **Auvergne**, ward durch seine Schwester, die Geliebte des Königs, und durch sein Versprechen gerettet, dem Könige künftig die geheimsten Entschließungen des spanischen Staatsrathes zu offenbaren: worinne aber **Heinrich** von ihm hintergangen wurde.

In eben diesem Jahre erneuerte der König mit den Gesandten der Schweitzer das alte Bündniß mit diesem Freystaate. Die Stadt **Paris**, welche diese zahlreiche Gesandtschaft frey unterhalten mußte, wollte zu Bestreitung ihrer Unkosten, eine Auflage auf die öffentlichen Brunnen einführen; allein der König sagte zu einem Abgeordneten derselben: „Denckt auf ein anderes „Mittel; es gebührt nur unserm Heylande, Wasser in „Wein zu verwandeln.“ Er gab um eben dieselbe Zeit eine für den Adel seines Reichs sehr wichtige und nothwendige Verordnung. Die Wuth der Zweykämpfe hatte sich desselben dergestalt bemächtigt, daß fast alle Jahre ein paar hundert Edelleute durch dieselben ihr Leben verlohren. **Heinrich** verbot daher die Zweykämpfe bey Strafe des Todes und Einziehung der Güter, und

befohl sogar, daß auch denjenigen, welche darinne würden umgekommen seyn, der Proceß gemacht werden sollte. Allein dieses Gesez wurde wenig beobachtet. Er selbst ließ denen, welche es übertraten, zumal wenn sie sich in seinem Dienste tapfer bezeigt hatten, leicht Gnade wiederfahren: daher wurden die Zweykämpfe, bey welchen ein falscher Begriff von Ehre, Verachtung der Gesezе, und der Landesobrigkeit, zum Grunde liegen, bald wiederum so gemein, als sie gewesen waren.

Es würde überflüßig seyn, jede von Heinrichs Handlungen, durch welche er das Beste seines Reichs, oder sein Ansehen außer demselben beförderte, anzuführen, weil verschiedene derselben, welche die Verfaßung von Franckreich angehen, für Ausländer zu unbeträchtlich sind. Er gab unter andern einen Friedensmittler zwischen dem Herzoge von Savoyen und den Genfern ab, deren Stadt dieser Fürst gegen das Ende des Jahrs 1602. zu überrumpeln gesucht hatte. Allein der Verlust, welchen Heinrich im folgenden Jahre durch den Todt der Königinn von England Elisabeth erlitt, ist merckwürdiger als viele andere Vorfälle. Diese große Fürstinn, welche den wahren Grund zu Englands Hoheit in den neuern Zeiten gelegt hat, erkaltete zwar etwas in ihrer alten Freundschaft gegen den König, da er die Reformirte Kirche verließ; aber in der Folge gab sie ihm ihre Hochachtung und ihr Vertrauen gänzlich wieder. Er sagte von ihr eines Tages: „Es giebt „drey Dinge, welche die Welt nicht glauben will, und „welche doch sehr wahr und gewiß sind: daß die Königinn Elisabeth als eine Jungfrau gestorben ist; daß „der Erzherzog Albrecht ein großer Feldherr, und der „König von Franckreich ein sehr guter Catholik ist.“ Heinrich wußte aber auch am besten, warum die Welt diese Dinge nicht glauben wollte. Nach dem Tode dieser

ser Königinn wünschte er, ihren schwachen Nachfolger, Jacob den Ersten, bey ähnlichen Gesinnungen gegen Franckreich zu erhalten: denn es war damals nur England, welches sich nebst ihm der Macht und dem Ehrgeize des Spanischen und Oesterreichischen Hauses widersezen, zugleich auch den neuentstehenden Freystaat der vereinigten Niederländer gegen dasselbe beschützen konnte. Er schickte also den Baron von Rosny an den neuen König, welcher auch mit demselben in Heinrichs Nahmen ein neues Bündniß errichtete. Zum Unglück halfen Jacobs Bündnißе niemanden viel: die Bücher, welche er schrieb, waren gründlicher, und hatten mehr Folgen, als seine Staats-Unterhandlungen.

In eben diesem Jahre 1603. ließ sich der König erbitten, die Jesuiten in Franckreich wieder aufzunehmen. „Ich gönne den Jesuiten nichts Böses, sagte er zu ih„ren Abgeordneten: das Böse, welches ich irgend einem „lebendigen Menschen gönne, mag mir selbst wieder„fahren. Mein Parlement hat etwas gegen euch vor„genommen; allein nicht, ohne es wohl überlegt zu ha„ben.“ Nachdem er ihnen auf diese Art Hoffnung gemacht hatte, wollte er zuvörderst die Meinungen seiner Räthe über die Wiederherstellung dieses Ordens vernehmen. Sie waren getheilt, und diejenigen, welche dieselbe widerriethen, erinnerten den König, daß die Jesuiten wegen solcher Grundsäße, die der Sicherheit seiner Person gefährlich sind, verbannt worden wären. Aber Heinrich suchte auch bey dieser Gelegenheit, Leute, welche sich sehr feindseelig gegen ihn erwiesen hatten, durch großmüthige Güte zu seinen Freunden zu machen. Nächstdem verachtete er auch die Nachstellungen, und hielt es vor ein großes Unglück, das für Tyrannen gehörte, in beständiger Furcht zu leben. Ueberdieß war ihre Zurückberufung eine von den Bedingungen seines

Vergleichs mit dem Papſte geweſen. Das Parlement zu Paris that ihm die nachdrücklichſten Vorſtellungen gegen die Jeſuiten; welche er alle beantwortete. Er nahm ſogar den Jeſuiten Cotton, einen angenehmen und leutſeeligen Mann, der für ſeine Zeiten gut predigte; aber zugleich verſchmizt und falſch war, zu ſeinem Hofprediger und Beichtvater an.

Als dieſe Angelegenheit im Jahr 1604. geendigt war, ſtarb die Schweſter des Königs, Catharina, welche er vor einigen Jahren mit dem Herzog von Bar vermählt hatte. Nichts hatte ſie bewegen können, der Reformirten Religion zu entſagen: und die üble Begegnung, welche ſie deswegen von ihrem abergläubiſch eifrigen Gemahl ausſtand, beförderte ihren Todt. Heinrich empfand über denſelben den lebhafteſten Schmerz. Der Päpſtliche Nuncius unterſtand ſich allein, ihm bey dieſer Gelegenheit noch mehr Verdruß zu erregen: er wollte die Trauer für dieſe Prinzeßinn nicht anlegen, weil er, wie er ſagte, mehr den Verluſt ihrer Seele beweinen müßte, als andere den Verluſt ihres Körpers beweinten. Da er ſich endlich zu dieſem Zeichen der Achtung bequemt hatte, weil ihm der König melden ließ, er möchte ſich ohne daſſelbe vor ihm nicht ſehen laſſen: fieng er gleichwohl an, demſelben, an Statt ſein Beyleid zu bezeigen, ſcheinheilig zu verſichern, wie ſehr es der Papſt bedaure, daß die Seele dieſer Prinzeßinn verloren gegangen ſey. Allein Heinrich zeigte ihm, daß er des Päpſtlichen Mitleidens gar nicht bedürfe. „Wenn man von Gott würdiglich dencken will, ſagte „er zu dem Nuncius, ſo muß man glauben, daß noch „die lezten Augenblicke eines ſterbenden Sünders ihn „der göttlichen Gnade theilhaftig machen können. Ich „zweifle wenigſtens an der Seeligkeit meiner Schweſter „nicht.“ Für einen Römiſchcatholiſchen Lapen war dieſes ſehr dreiſt geſprochen.

Aber

Aber ein Mißvergnügen von weit ſchlimmern Fol-
ı erhob ſich zu dieſer Zeit in der Familie des Königs:
ɔ die erſte Schuld davon war ihm ſelbſt beyzumeſſen.
ɛine neue Vermählung konnte die Liebe, welche er
ɹen die Fräulein von Entragues gefaßt hatte, nicht
terdrücken. Er machte ſie zur Marquiſinn von Ver-
uil, lebte mit ihr in der vorigen Vertraulichkeit fort,
ɔ erbitterte dadurch ſeine Gemahlinn aufs äußerſte.
ieſe Vermählung war zwar nicht auf Neigung ge-
uet worden; aber die Pflicht hätte dieſelbe ergänzen
len. Heinrich fand bey ſeiner Geliebten alle Rei-
ıgen, welche der Königinn fehlten. Ob er gleich von
ɛem ſtürmiſchen Sinne zuweilen viel auszuſtehen hat-
und das üble Verſtändniß, in welches ſie ihn mit
ner Gemahlinn verſezte, traurig fühlte; ſo waren
ɔ einige Blicke oder Worte von ihr hinlänglich, ihm
es aus den Gedancken zu vertreiben. Die heftige
be verſtärckt ſich niemals gewiſſer, als wenn ſie lei-
, und findet an ihrem Gegenſtande alles verzeihlich,
es bis zu einer ſüßen Unterwerfung erträglich. Die
arquiſinn trauete ſo ſehr auf ihre Herrſchaft über den
ɔnig, daß ſie gegen ſeine Gemahlinn öffentlich Spott-
ɔen ausſtieß. Dieſe hingegen ſuchte den König nicht
rch Sanftmuth und Gefälligkeit an ſich zu ziehen;
ıdern begegnete ihm kaltſinnig, und überhäufte ihn
it Vorwürfen. Heinrich bemühte ſich vergebens,
ɔ Ruhe zu verſchaffen: er beſaß jede andere Stärcke
s Geiſtes; nur nicht diejenige, welche er brauchte,
ı ſeine Geliebte zu verlaſſen. Er kannte das böſe
erz nicht, für welches er ſich aufopferte. Die Mar-
iſinn von Verneuil weigerte ſich nicht nur, dem Kö-
ge ſeine ſchriftliche Eheverſicherung zurückzugeben;
ıdern wollte auch aus Rachbegierde, einen ſchädlichen
ebrauch von derſelben machen. Nach allerhand fehl-
ſchlagenen Kunſtgriffen, ließ ſie ſich nebſt ihrem Va-

ter und Bruder mit den Spaniern in eine heimliche Unterhandlung ein. Dieſe wurde entdeckt, und der König ließ darauf gegen dieſe Familie eine ſcharfe Unterſuchung anſtellen; er milderte aber die Strafe, welche ſie verdient hatte, ungemein. Die Richter, welche er dabey gebraucht hatte, waren mit dieſem Ausgange übel zufrieden, weil man ihn gleichſam als eine Verſpottung der Geſeze und ihrer bereits drohenden Schärfe anſehen konnte. Der König vergaß jezt ſeine Geliebte; doch kam er auch nicht zu ſeiner Gemahlinn zurück.

Es zeigten ſich noch andere verrätheriſche Unternehmungen, Meutereyen, und Unruhen im Staate; allein Heinrich dämpfte ſie geſchwind; und ſie würden auch in ſeiner Geſchichte nicht hervorſchimmern, wenn ſie ausführlich erzählt werden ſollten. Der Herzog von Bouillon ſuchte inſonderheit, ob er ſich gleich außer Franckreich befand, die Reformirten zum Mißtrauen, unabhängigem Bezeigen und übertriebenen Forderungen gegen den König zu bewegen; allein Rosny, welchen der König zu ihrer Verſammlung im Jahr 1605. ſandte, erhielt daſelbſt das Anſehen des Königs, ohne ſeinen Glaubensgenoſſen zu ſchaden. In dieſem Jahre führte auch der König die ſogenannte Paulette ein, wie ſie von einem gewiſſen Paulet, dem erſten Pachter dieſer Abgabe, genannt worden iſt, das heißt, die jährliche Erlegung des ſechszigſten Pfennigs von dem Werthe der obrigkeitlichen Aemter, kraft welcher ſie den Erben derer verbleiben ſollten, welche damit bekleidet waren. Durch dieſe Anſtalt, welche zuvörderſt ein Hülfsmittel Geld zu erlangen war, ſind die obrigkeitlichen Bedienungen in Franckreich erblich geworden, nachdem ſie bereits käuflich geweſen waren. Rosny, welcher dieſelbe vorgeſchla-

gen

gen hatte, wurde deswegen nicht ohne Grund getadelt. Zwar hatte er die unermeßlichen Geldbedürfnisse seines Herrn vor sich, die er schleunigst befriedigen mußte. Er stellte auch vor, daß die meisten Würden und Aemter keine Wohlthat des Königs mehr wären; sondern durch allerhand Ränke bloß ein Raub des Geizes und der Ehrsucht würden. Allein es ist doch immer ein noch größeres und allgemeineres Uebel aus dieser Veränderung erwachsen. Nicht Geschicklichkeit und Tugend, sondern bloß das Geld können seitdem einen Anspruch an alle wichtige Bedienungen in Franckreich machen; und ihr Preiß ist zugleich zum Schaden der Familien bis auf ungeheure Summen erhöhet worden. Unterdeßen muß man doch gestehen, daß es auch seitdem in den ansehnlichsten obrigkeitlichen Aemtern von Franckreich, dergleichen vorzüglich die Stellen in den Parlements sind, niemals an Männern gefehlt habe, welche sich durch Einsichten, Rechtschaffenheit, Vaterlands- und Gerechtigkeitsliebe, durch Beredsamkeit, und andere Gaben, sehr hervorthaten. Ob sie gleich ihre Bedienungen kauften, oder erbten; so war doch, wenn auch alle andere Triebfedern ruhten, eine edle Ruhmbegierde starck genug, um daran zu arbeiten, daß sie derselben auch würdig gehalten werden möchten.

Der Herzog von Bouillon war jezt noch der einzige Große in Franckreich, der sich dem Könige nicht völlig unterwerfen wollte. Er hätte gerne das Haupt der Reformirten abgegeben, und suchte auch die Protestantischen Deutschen Fürsten seinen Absichten geneigt zu machen. Heinrich nahm ihm sein kleines Land bis auf Sedan weg; allein er verließ sich so sehr auf die Stärcke dieser Festung, daß er alle Bedingungen zum Vergleiche ausschlug. Daher entschloß sich der

Königg

König im Jahr 1606. ihn mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Viele Hofleute widerriethen ihm solches aus besondern Absichten: sie stellten dieses Unternehmen wegen der übrigen Protestanten bedencklich, und so schwer vor, daß Sedan nach ihrer Meinung eine Belagerung von drey Jahren erforderte. In solchen Fällen ist es für einen Fürsten ungemein wichtig, in seinen Entschliessungen standhaft zu seyn, und einen treuen Rathgeber zu besizen. Rosny, welchen der König damals zum Herzoge von Sülly machte, bestärckte ihn fast allein in seinem Vorsaze. Sobald auch der König mit seinem Heere gegen Sedan anrückte, that ihm Bouillon selbst Vorschläge, übergab ihm seine Festung, und erlangte bey ihm völlig Gnade. Heinrich begegnete ihm seitdem, nach seiner Gewohnheit, mit einer Güte und Vertraulichkeit, bey welcher alles vorige schlimme Bezeigen vergessen war: er gab ihm sogar kurz darauf Sedan wieder, weil er wußte, daß er sich dieses Platzes nun nicht weiter übel bedienen würde.

Einen noch größern Ruhm erwarb sich Heinrich im Jahr 1607. durch die Beylegung der heftigen Streitigkeit, welche damals zwischen der Republik Venedig und dem Papste Paul dem Fünften ausgebrochen war. Die Venetianer hatten angefangen, die Verbrecher unter ihren Geistlichen eben sowohl als andere ihrer Unterthanen, zu bestrafen: und sie hatten auch Verordnungen gegeben, um den noch stärckern Anwachs der ohnedem unermeßlichen Güter des geistlichen Standes zu hemmen. Dieses sah der Papst, wie es die seltsamen Ansprüche seines Hofes mit sich brachten, vor einen Eingriff in seine Rechte an. Die Republik hingegen behauptete die ihrigen, und wurde deswegen von ihm mit dem Interdikte,

das heißt, mit dem Verbote, belegt, daß in ihren Ländern kein Gottesdienst gehalten werden sollte. Allein der Senat zu Venedig wußte es wohl zu verhindern, daß dieses alte Päpstliche Mittel, die Staaten zum Willen des Römischen Stuhls zu nöthigen, nicht ausgeführt werden durfte. Beyde Theile kamen in der Erbitterung gegen einander so weit, daß ein Krieg zwischen ihnen unvermeidlich zu seyn schien: und Spanien, welches gewünscht hätte, daß sie sich durch einander aufreiben möchten, suchte denselben zu befördern. Heinrich hingegen, ob er gleich aus Höflichkeit, und um vor einen eifrigen Verehrer des Papstes gehalten zu werden, demselben seinen Beystand antrug, bot doch weit nachdrücklicher seine Vermittelung an. Man nahm sie von beyden Seiten mit Vergnügen an. Der Cardinal von Joyeuse, welchen er in dieser Absicht nach Rom und Venedig sandte, brachte in seinem Nahmen den Vergleich zwischen beyden glücklich zu Stande.

Heinrich sah ohne Zweifel diesen Gebrauch von seinem Ansehen in Europa, die Uneinigkeiten anderer Staaten zu vermitteln, vor den edelsten an, den ein Fürst machen kann, weil er gleich im folgenden Jahre 1608. an einer neuen Unterhandlung von dieser Art arbeiten ließ, und sie eben so erwünscht vollendete. Die Vereinigten Provinzen der Niederlande, welche seit vierzig Jahren mit den Spaniern, ihren ehemaligen Oberherren, Krieg führten, waren Heinrichs alte Bundsgenossen. Durch den Frieden zu Vervins, welchen er mit den Spaniern schloß, hatte er sie gewissermaaßen verlassen, indem er damals versprach, ihnen nicht weiter beyzustehen. Allein er leistete ihnen doch immerfort Hülfe an Gelde, und ließ eine Menge freywilliger Französischer Edelleute und Soldaten bey

ihnen

ihnen Kriegsdienſte thun. Die Spanier durften dieſes auch nicht vor einen würcklichen Friedensbruch ausgeben, weil ſie ſeit dem gedachten Frieden niemals aufgehöret hatten, Verſchwörungen und andere verrätheriſche Ränckе, in ſeinem Reiche wider ihn zu unterhalten. Endlich fiel ihm der lange Beyſtand, den er den Vereinigten Provinzen leiſtete, beſchwerlich: und da, ſie ſowohl als die Spanier, ſich durch den Krieg ſehr erſchöpft hatten, auch beyde bereits einig geworden waren, einen Waffen-Stillſtand zu ſchließen, ſo nahm er ſich vor, den würcklichen Frieden zwiſchen ihnen zu vermitteln. Er ſchickte daher den Präſidenten Jeannin, den größten Staats-Unterhändler ſeiner Zeit, nach dem Haag, um daran zu arbeiten. Dieſer fand zwar ungemeine Schwierigkeiten zu überwinden, weil die Spanier mit den Vereinigten Niederländern faſt wie mit ihren Unterthanen umgehen wollten; der Prinz Moriz von Oranien aus beſondern Abſichten die Fortſezung des Kriegs wünſchte; und die Holländer zum Theil ſelbſt die Friedens-Bedingungen in der Hoffnung ausſchlugen, daß den übrigen Europäiſchen Fürſten immer viel daran gelegen ſeyn würde, ſie gegen Spanien zu beſchützen. Allein Heinrichs ſtandhafte Erklärungen und die Geſchicklichkeit ſeines Geſandten, brachten endlich den zwölfjährigen Stillſtand hervor, welcher im Jahr 1609. zwiſchen beyden Kriegführenden Partheyen geſchloſſen wurde. Dadurch wurde der wahre Grund zu der unabhängigen Hoheit der Vereinigten Niederländer gelegt: und dieſer entſtehende Staat war alſo Heinrichen nicht weniger ſchuldig, als der Königinn Eliſabeth, und ſeinem bisherigen Muthe. Der König gieng auch ein neues Bündniß mit demſelben ein, welches auf ihre beyderſeitige Vertheidigung gerichtet war. Man ſah ihn zu dieſer Zeit mit Recht als den Beſchü-

ßer

r der Ruhe von Europa an, nachdem er sie durch so ele Gefahren und Arbeiten in seinem eigenen Reiche ieder hergestellt hatte. Unterdessen darf auch dieses cht verschwiegen werden, daß Heinrich anfänglich nige Versuche gethan habe, die Oberherrschaft über e Vereinigten Niederländer, welche sie dem Französchen Hofe ehemals angetragen hatten, auf irgend ne Art zu behaupten; daß er aber bey der zugenomenen Macht dieses Staats, jezt nicht mehr so günige Gesinnungen daselbst gefunden habe.

Während daß diese Friedens-Unterhandlungen ren Anfang genommen hatten, war Don Pedro on Toledo, Grand von Spanien, und Connetable n Castilien, ein Anverwandter der Königinn von ranckreich, als Spanischer Abgesandter zu dem Kö-ge gekommen. Er war ein sehr witziger und artiger ierr; sobald es aber auf die Würde seiner Nation, nd auf die Ehre seines Königs ankam, erschien der ahrhafte Spanier. Der König, mit welchem er zueilen sehr lebhafte Unterredungen hielt, blieb ihm emals eine Antwort schuldig, und gab ihm genugm zu erkennen, er wisse wohl, daß Spanien, ohnachtet der Prahlereyen seines Gesandten, des Friens noch mehr benöthigt sey, als die Holländer. ey dem ersten Gehör stellte Don Pedro, mit seim Rosenkranze in der Hand, dem Könige vor, wie el allen catholischen Fürsten daran gelegen sey, daß e Ketzer ausgerottet oder bekehrt würden: er zählte gleich die großen Kriege her, welche Spanien in eser Absicht geführt hätte; und darauf sezte er hinzu, r catholische König wünschte, sich mit ihm durch ermählungen ihrer Kinder genauer zu verbinden, enn er von seinem Bündnisse mit den Vereinigten iederländern abstehen wollte. „Meine Kinder, ant-

„wor-

„wortete Heinrich, sind von so guter Herkunft, daß „es ihnen an anständigen Heyrathen nicht fehlen kann. „Ich verlange keine gezwungene und bedingte Freund„schaften: ich will auch meine Freunde nicht verlassen, „und diejenigen, welche es nicht seyn wollen, dürften „es bereuen, daß sie meine Feinde sind.“ Der Gesandte erhob hierauf Spaniens Macht und Größe in prächtigen Ausdrücken; allein der König sagte, Spanien wäre der Säule ähnlich, welche Nebucadnezar gesehen hätte: denn es sey, wie diese, aus verschiedenen Metallen zusammen gesezt, und habe Füsse von Thon. Und als Don Pedro über diese spöttische Vergleichung in Vorwürfe und Drohungen ausbrach, antwortete ihm Heinrich: „Wenn der König von „Spanien in seinen widerrechtlichen Unternehmungen „fortfährt, so werde ich alles bis in das Escurial ins „Feuer sezen; und man wird mich, wenn ich mich „einmal zu Pferde seze, bald zu Madrit sehen.“ Der König Franz, gab der Spanier zur Antwort, ist wohl da gewesen. (Eine spöttische Anspielung auf die Gefangenschaft dieses französischen Königs in Spanien.) „Eben deswegen, versezte der König, „will ich hingehen, um das Unrecht zu rächen, das „man ihm, Franckreich und mir angethan hat.“ Nach einigen andern etwas heftigen Reden, sprach der König in einem gelindern Tone: „Mein Herr „Abgesandter, Sie sind ein Spanier, und ich bin „ein Gasconier; wir wollen uns nicht weiter er„hitzen.“

Zu einer andern Zeit zeigte ihm der König die Gebäude, welche er zu Fontainebleau angelegt hatte, und fragte ihn, wie ihm dieselben gefielen? Der Gesandte, welcher nur zwo kleine Capellen daselbst sah, gab zur Antwort, es käme ihm vor,

daß

Gott hier eine sehr enge Wohnung habe. Den
nig verdroß dieser Vorwurf; „Ihr Spanier, sag-
er darauf, könnt Gott nur steinerne Tempel bauen;
r Franzosen hingegen räumen ihm nicht nur solche
empel, sondern auch unsere Herzen zur Wohnung
: und ich dencke immer, er würde nur in Steinen
hnen, wenn er in euren Herzen wohnen sollte.“
ige Zeit darauf führte ihn der König in seiner Gal-
im Louvre herum, und fragte ihn ebenfalls um
e Meinung davon. Das Escurial, antwortete
stolze Spanier, ist ganz etwas anders. „Ich
ube es wohl, sagte der König; aber liegt auch am
de desselben ein Paris, wie hier an meinem Lust-
ge?“ Doch Heinrich züchtigte den Spanischen
ermuth nicht bloß mit Worten, sondern auch durch
That. Man hatte in Spanien ausgestreuet, er
e vom Podagra so übel zugerichtet, daß er nicht
r zu Pferde sitzen könnte: und man hatte darüber
ihm an der Tafel des Königs von Spanien ver-
lich gesprochen. Um dem Gesandten das Gegen-
l zu zeigen, ließ er ihn eines Tags des Morgens
sechs Uhr in die ersigedachte Gallerie bestellen, um
ihm von allerley Angelegenheiten zu reden. Der
nig hatte ein gutes Frühstück zu sich genommen,
m ihn bey der Hand, und führte ihn fünf Stunden
g mit so großen Schritten spatzieren, daß er endlich
Erlaubniß bitten mußte, sich nach Hause zu bege-
, damit er von seiner Ermüdung im Bette ausru-
könnte. „Mein Herr Abgesandter, sagte der Kö-
g, es soll mir lieb seyn, wenn Sie den Zustand mei-
r Gesundheit nach Spanien berichten, und daß ich
m Podagra nicht so sehr geplagt werde, daß ich
cht, wenn es die Spanier haben wollen, noch eher
f dem Pferde sizen sollte, als sie den Fuß in den
teigbügel sezen würden.“

Allein so muthig auch Heinrich seinen Feinden die Spitze bot; so wenig wollte er doch ein heimliches Verständniß mit den Unterthanen des Königs von Spanien unterhalten, und zu seinem Schaden gebrauchen. Es wurde ihm dazu im Jahr 1608. eine Gelegenheit angeboten. Von den Arabern, welche den größten Theil von Spanien so lange besessen hatten, war noch beynahe eine Million in diesem Reiche übrig. Diese Mauren, wie man sie nannte, waren gezwungen worden, die Muhammedanische Religion mit der christlichen zu vertauschen; wurden aber gleichwohl mit aller ersinnlichen Härte und Verachtung gedrückt. Sie nahmen daher zu Heinrichen schon damals, als er noch König von Navarra war, und seitdem wiederum ihre Zuflucht: er versprach ihnen auch seinen Schutz, so lange er noch mit Spanien im Kriege begriffen war. Da sie sich aber von neuem an ihn wandten: lehnte er ihre Vorschläge von sich ab, weil er durch die Annehmung derselben einen Friedensbruch hätte begehen müssen. Es ist bekannt, daß Philipp der Dritte im Jahr 1610. dieses unglückliche, aber arbeitsame und treue Volck, mit vieler Grausamkeit, und zum sichtbarsten Schaden seines Reichs, aus demselben verjagt hat. Eine Menge derselben flüchtete sich nach Franckreich; allein auch daselbst wurde ihnen von dem gemeinen Volcke so feindseelig begegnet, daß sie nach Africa überschiffen mußten. Hätte Heinrich verträglichere Unterthanen gehabt: so ist es glaublich, daß er einen Theil derselben in seinem Lande würde behalten haben.

Unterdessen wurde das gute Vernehmen zwischen dem Könige und seiner Gemahlinn immer von neuem gestört. Er hatte zwar selbst Schuld daran, weil er nicht nur sein altes Liebesverständniß mit der Marquisinn

von Verneuil fortsezte; sondern sich auch zu neu-
erführen ließ. Allein die Königinn wurde über dieß
dem Italiäner Concini, der nachher als Mar-
ll von Ancre so berühmt geworden ist, und von
er Frau wider den König aufgebracht: und dieser
nte sich gleichwohl aus Achtung gegen die Köni-
n nicht entschließen, diese beyden gefährlichen Leu-
wie ihm Sülly rieth, nach Italien zurück zu
cken. Sie ließ sich von eben denselben bereden,
eine genauere Verbindung mit Spanien zu drin-
, welche doch den Absichten des Königs gerade zu-
er lief. Diese Mißhelligkeit aber bekam im Jahr
09. von einer andern Seite einen wichtigen und un-
arteten Ausschlag. Heinrich verheyrathete da-
s die Tochter des Connetable von Montmorency
den Prinzen von Conde. Er hatte vor ihrer Ver-
hlung eine heftige Liebe gegen sie empfunden, und
rte dieselbe noch immer bey sich; ohne daß sie doch
ber in lasterhafte Handlungen ausgebrochen wäre.
war auch im Anfange entschlossen, dieselbe in ge-
en Schrancken zu halten; blieb aber nicht Herr
ug von sich, daß sich diese Neigung nicht in hefti-
Bewegungen gezeigt hätte. Darauf wußte die
anische Parthey bey Hofe dem Prinzen von Con-
einen so eifersüchtigen Verdacht beyzubringen, daß
ch mit seiner Gemahlinn aus dem Reiche begab.
e Spanier nahmen ihn zu Brüssel sehr wohl auf,
hofften sich dieses ersten Prinzen vom königlichen
blüte bedienen zu können, um neue Unruhen in
nckreich zu stiften. Heinrich begehrte vergebens,
sie ihm denselben ausliefern sollten: er wollte dar-
die Prinzeßinn, selbst auf Verlangen ihres Va-
, entführen lassen; dieser geheime Versuch aber
rde zu zeitig entdeckt. Mit einer fast unbegreifli-
n Schwazhaftigkeit erzählte der König, in dem Ue-

bermaaß ſeiner Freude, der Königinn ſelbſt die ſichern Maaßregeln, welche zur Entführung der Prinzeſſinn in wenigen Tagen, getroffen worden waren: und er war es eben, welche Mittel fand, noch in dieſer letzten Zeit die Nachricht davon nach Brüſſel gelangen zu laſſen. Die Weigerung der Spanier konnte vielleicht eine von den Urſachen des Kriegs abgeben, zu welchem ſich der König damals rüſtete.

Allein er machte ſchon vor der Flucht des Prinzen von Conde Anſtalten zum Kriege: und es iſt kein Zweifel, daß dieſer hauptſächlich zur Entſcheidung einer großen Streitigkeit, welche ſich eben in Deutſchland erhoben hatte, geführt werden ſollte. Johann Wilhelm, Herzog von Jülich, Berg und Cleve, war im Jahr 1609. ohne männliche Erben geſtorben. Verſchiedene deutſche Fürſten ſuchten ihr Recht an ſeine Länder zu behaupten; der Kurfürſt von Brandenburg aber, und der Pfalzgraf von Neuburg übten das ihrige ſogleich aus, indem ſie dieſe Länder in Beſiz nahmen. Heinrich unterſtüzte dieſe Fürſten: er beförderte die Proteſtantiſche Union, oder das Bündniß, welches im Februar des Jahrs 1610 zwiſchen ihnen und andern Proteſtantiſchen Reichsſtänden geſchloſſen wurde: und zugleich machte er ſich fertig, ſie durch ein anſehnliches Kriegsheer gegen das Haus Oeſterreich zu vertheidigen. Er wollte ſich dieſer Gelegenheit bedienen, das gedachte Haus, und Spanien, welches der andere Zweig deſſelben war, zu ſchwächen; inſonderheit aber den Spaniern Meyland zu entreißen, welches er dem Herzoge von Savoyen beſtimmt hatte.

Außer dieſem Entwurfe ſchreibt man ihm noch einen unendlich großen zu, den er zu gleicher Zeit ausführen

ähren wollte. Er wünschte, sagt man, die ganze Christenheit so genau zu vereinigen, daß sie nur Einen Körper ausmachen, und zusammen die christliche Republik genannt werden sollte. Er hatte sich daher entschlossen, sie in funfzehn Staaten einzutheilen, die unter einander, so viel es möglich wäre, an Macht und Gewalt gleich seyn, und deren Grenzen mit allgemeiner Uebereinstimmung festgesezt werden sollten. Der Päpstliche Staat, das Deutsche Reich, Franckreich, Spanien, Großbritannien, Ungarn, Böhmen, Pohlen, Dänemarck, Schweden, Savoyen oder das Lombardische Reich, Venedig, der Italiänische Staat, die Niederlande und die Schweitz, sollten diese funfzehn Staaten ausmachen, darunter verschiedene auf Kosten der Oesterreichischen und Spanischen Besizungen, errichtet oder vergrößert werden sollten. Es sollte auch nach seiner Absicht ein allgemeiner Rath gesezt werden, welcher die etwan zwischen diesen verbundenen Staaten entstehende Streitigkeiten in der Güte beylegen könnte. Wäre endlich diese Einrichtung auf einen dauerhaften Fuß gebracht: so sollten diese Staaten einmüthiglich ein großes Heer zu Wasser und zu Lande versammeln, und mit demselben das Ottomannische Reich bezwingen.

Man weiß fast nicht in unsern Zeiten, was man von diesem Entwurfe Heinrichs urtheilen soll. Verschiedene scharfsinnige Schriftsteller haben ihn vor ein Hirngespinste erkläret, das ihm niemals in den Sinn gekommen sey: so wenig sehen sie es vor möglich an, daß derselbe hätte ausgeführt werden können. Sie erinnern auch noch dabey, daß man in England, Holland, und andern mit dem Könige verbundenen Staaten, niemals eine Spur von Unterhandlungen über einen so außerordentlichen Entwurf gefunden habe.

Allein Sülly, der Vertraute des Königs, redet doch von demſelben mit aller Gewißheit. Es ſcheinet, daß ihm Heinrich denſelben in dem ganzen Umfange, in welchem er ſich dencken ließ, eröffnet, ſeinen Bundsgenoſſen nur einen Theil deſſelben bekannt gemacht, und von ihren Geſinnungen, von dem Glücke des Kriegs, auch von andern Umſtänden, erwartet habe, in wie ferne er, oder doch ein Theil davon, zu Stande gebracht werden könnte.

Dem ſey wie ihm wolle, ſo hatte er ſich zu dieſem Kriege dergeſtalt vorbereitet, daß er ſich den glücklichſten Ausgang davon in kurzer Zeit verſprechen konnte. Er, der größte Feldherr ſeiner Zeit, wollte vierzigtauſend Mann der beſten Kriegsvölcker, die es damals gab, nach Deutſchland anführen: er war mit allem wohl verſehen, und hatte unter andern ſechs und dreiſſig Millionen Livres in Bereitſchaft liegen. Viele deutſche Fürſten, der Prinz von Oranien, der Herzog von Savoyen, die Schweitzer und die Republik Venedig, waren im Begriff, ſobald er ſich in Bewegung würde geſezt haben, mit beträchtlichen Heeren ſich für ihn zu erklären. Eine ſolche Macht mußte zu weit größern Abſichten, als zur Entſcheidung der Jülichiſchen Erbſchaftsangelegenheit, beſtimmt ſeyn. Heinrich wartete nur auf den Frühling des Jahrs 1610, um den Feldzug zu eröffnen. Er ſezte die Königinn während ſeiner Abweſenheit zur Regentinn ein, und gab ihr einen Staatsrath, der doch nichts von höchſter Wichtigkeit ohne ſein Vorwiſſen ausführen ſollte.

Indem der König voll Ungeduld war, Paris zu verlaſſen, hielt ihn ſeine Gemahlinn durch das Begehren auf, daß ſie noch vor ſeiner Abreiſe gekrönt ſeyn wollte,

wollte, um in ihrer Regentschaft desto mehr Ansehen bey dem Volcke zu haben. Er entdeckte damals verschiedene Ränke, welche die Vertrauten der Königinn wider ihn vornahmen, eine spanischgesinnte Parthey an seinem Hofe, zu welcher seine Gemahlinn selbst gehörte, und andere unangenehme Aussichten. Daher willigte er ungerne in die Krönung, und empfand einige traurige Ahndungen seines bevorstehenden Unglücks. „Ach, mein Freund, sagte er zu dem Herzoge von Sülly, wie sehr mißfällt mir diese Krönung! Ich weiß nicht, was dieses heißt; aber das Herz sagt mir, daß mir ein Unglück begegnen wird. Bey Gott, rief er auf einmal aus, ich werde in dieser Stadt sterben, ich werde niemals herauskommen. Sie werden mich umbringen: denn ich sehe wohl, daß sie kein anderes Mittel bey ihrer Gefahr haben, als meinen Todt.“ Er ließ in der That, auf den Rath des Sülly, die Zubereitungen zu dieser Feyerlichkeit, die ihm so schröcklich war, einstellen; allein auf inständiges Verlangen der Königinn wurden sie wieder vorgenommen: und die Krönung wurde am 13. März des Jahrs 1610. vollzogen.

Wenn man Heinrichs Ahndungen aus keiner andern Ursache erklären könnte: so würden die Nachrichten, welche er damals unaufhörlich von Verschwörungen wider sein Leben erhielt, hinlänglich seyn, um sie begreiflich zu machen. Nie ist ein Fürst vor seinem gewaltsamen Tode so sehr gewarnet worden, als er. Es waren schon sehr viele meuchelmörderische Anschläge wider ihn entdeckt worden; seit einiger Zeit aber schien sich seine Gefahr zu verdoppeln: er bekam von allen Seiten deswegen Anzeigen, und man sagte ihn an vielen Orten lange vorher, ehe er das Leben verlor, mit Gewißheit todt. Er hatte die meisten Erinnerun-

gen dieſer Art bisher verachtet; jezt aber rührten ihn auch die Prophezeyungen der Wahrſager. Eine Nonne hatte ſogar der Königinn gerathen, ſich wegen ſeines nahen Todes krönen zu laſſen.

Am Tage nach der Krönung war er außerordentlich ſchwermüthig, und ſeine Ahndungen dauerten fort. Er verſuchte Nachmittags zu ſchlafen; er warf ſich aber voller Unruhe in dem Bette herum, und betete mehrmals. Endlich fuhr er in Begleitung einiger Großen, um ſeine ängſtliche Gedancken zu zerſtreuen, zu dem Herzoge von Sülly ins Zeughaus. Der Wagen mußte in einer engen Gaſſe, wegen ein paar beladener Wagen, die ihm entgegen kamen, ſtille halten. Da ſich die Königlichen Bedienten deswegen auf die Seite begaben, trat ein Böſewicht aus Angouleme, Franz Ravaillac, auf ein Rad des Königlichen Wagens, und verſezte dem Könige zween Meſſerſtiche nach einander in die Bruſt, von welchen ihn der zweyte ſogleich tödtete.

So oft man auch dieſe Begebenheit lieſet; ſo kann man ſie doch nicht ohne ein neues Entſezen betrachten. Der beſte und gütigſte König ſeiner Zeit wird mitten in ſeiner Hauptſtadt von einem Elenden, den er niemals beleidigt hatte, ermordet, nachdem er ſchon viele Jahre hindurch von Meuchelmördern vergebens war verfolgt worden. Und alles dieſes geſchieht unter einem geſitteten Volcke, das dieſem Könige allein ſeine ganze Ruhe und Glückſeeligkeit ſchuldig iſt. Solche Verbrechen müßten, zur Ehre der Menſchlichkeit, vor unmöglich gehalten werden, wenn ſie nicht würcklich ausgeübt worden wären.

Auch

Auch dagegen regt sich fast die Natur, bey der Untersuchung dieser Schandthat stehen zu bleiben; zu fragen, welcher überlegte Gedancke, oder welche unsinnige Wuth sie dem Mörder eingegeben, und was er vor Mitschuldige gehabt habe? Allein die strenge Wahrheitsliebe der Geschichte, welche überdieß keine Gelegenheit versäumet, uns das menschliche Herz kennen zu lehren, erlaubt es nicht, davon gänzlich stille zu schweigen. Es war die abscheuliche Schwärmerey des abergläubischen und unchristlichen Eifers für die Religion, welche das Messer in Heinrichs Herz gestoßen hat. Ravaillac gestand, daß sein Vorsaz daraus entstanden sey, weil der König, nach dem allgemeinen Gerüchte, im Begriff stehe, den Papst und die Catholischen Fürsten zu bekriegen, und weil er die Ketzer oder Hugonotten nicht ausrotten, noch sie zur Römischcatholischen Religion bekehren wollte. Er bekannte, daß er aus den Predigten seiner Zeit diese Gründe gelernet habe, wegen welcher es nöthig sey, den König umzubringen. Er läugnete zwar sehr hartnäckig, daß ihn jemand zu dieser That gereizt, und einen Antheil an derselben habe; man sieht aber aus verschiedenen seiner Reden deutlich, daß ihn bloß eine fanatische Verstockung zu dieser Sprache bewogen habe. Jezt ist es beynahe mit aller Wahrscheinlichkeit, deren eine Begebenheit fähig ist, von deren Ursachen man immer so widersprechend geurtheilt hat, und welche damals so nachläßig untersucht worden ist, dargethan worden, daß die Ermordung des Königs zwischen den Spanischen Staatsbedienten, welche sich vor seinen Kriegsrüstungen mit allem Rechte fürchteten; zwischen den Jesuiten, die ihn wegen seines geringen Eifers für ihre Religion haßten; und zwischen dem Herzoge von Epernon, der stets sein geheimer Feind war, verabredet worden sey. Man findet die Beweise da-

rüttung kaum erwarten durfte; aber man würde die Früchte ſeiner Weisheit noch vollkommner erkannt haben, wenn er zehn Jahre länger gelebt hätte. Ungemeine Güte, Redlichkeit, Sanftmuth und Leutſeeligkeit machten den natürlichen Grund ſeines Charakters aus. Man hätte ihn eben ſo wohl Heinrich den Gütigen, als den Großen, nennen können. Er empfand beſtändig den lebhafteſten Trieb, ſich jedermann verbindlich zu machen, wenn es auch nur durch freundliches Begegnen und Reden geſchehen konnte. Er kannte die Rachbegierde nicht: ſo leicht und willig vergab er das Unrecht, welches ihm zugefügt wurde, auch ſolchen Feinden, die keiner Verzeihung würdig waren; noch mehr aber denen, welche Hoffnung zur Beſſerung blicken lieſſen. Er war gerne auch für die geringſten Dienſte danckbar: und wenn ihm d'Aubigne vorgeworfen hat, daß er ſeine treuen Diener mit ſeinem gemahlten Bilde belohne, ſo geſchahe dieſes zu einer Zeit, da er nicht viel mehr beſaß. Allein zu einer andern Zeit, da ſich das Gerüchte ausbreitete, d'Aubigne ſey in die Gefangenſchaft gerathen, legte Heinrich die Edelgeſteine ſeiner Gemahlinn auf die Seite, um ſie zur Auslöſung deſſelben zu gebrauchen. Er ließ ſich oft zur Vertraulichkeit gegen ſeine geringſten Unterthanen herab. Seine Großmuth, eine der allerſeltenſten Tugenden, hat man in mehrern Beyſpielen dieſer Geſchichte angetroffen.

Ob er gleich einer der größten und glücklichſten Feldherren geweſen iſt; ſo führte er doch den Krieg nur gezwungen, und zu ſeiner Vertheidigung: er verabſcheuete ihn ſogar, als die Quelle aller Laſter und alles Elendes: zumal nach der wilden Art, wie er damals, und noch lange nachher, von den

Euro-

Europäern geführt wurde. Er bezeigte während deſſelben den Landleuten ſein Mitleiden wegen des Ungemachs, das ſie ausſtanden, und betheuerte, daß er daran nicht Schuld ſey; ſondern daß ihm ſeine Feinde den Frieden verſagten. Unter ſeinen kriegeriſchen Eigenſchaften iſt der kalte unerſchrockene Muth, mit welchem er anführte und focht, ſeine Gegenwart des Geiſtes, und die Tapferkeit, die er bey ſehr wichtigen Gelegenheiten bis zur Verwegenheit trieb, beſonders merckwürdig. Da er mit Kriegsvölckern, welche theils aus Franzoſen, theils aus Deutſchen, Engländern, Holländern und Schweizern zuſammengeſezt waren, mit einem Heere, in welchem Soldaten und Befehlshaber, außer dem Unterſchiede der Religion, auch ſo verſchiedene Geſinnungen gegen ihn, und für ihre beſondern Vortheile hatten, dennoch ſo große Dinge wider ſeine aufrühriſche Unterthanen ausgerichtet hat: ſo würde er gewiß ſeinen kriegeriſchen Ruhm dadurch gekrönt haben, wenn er ein Herr von lauter ihm völlig ergebenen Unterthanen, und das mit allen Bedürfniſſen wohl verſehen geweſen wäre, zur Zeit einer innerlichen Ruhe in ſeinem Reiche, gegen die Feinde des Staats hätte anführen können.

Dieſer Fürſt, von welchem man hätte glauben ſollen, daß er nur Schlachten liefern und Städte erobern könnte, war im Frieden eben ſo groß. Er richtete ſeine Aufmerckſamkeit auf alles, und ſuchte, ſo viel es möglich war, alles zu verbeſſern: denn in der That hatte ſein Reich faſt keinen geſunden Ort, da er die Regierung deſſelben übernahm. Er nahm dabey ſo willig gute Rathſchläge an, als eine Privatperſon, die erſt ihr Glück machen will. Aber ſeine Scharfſichtigkeit machte ihm dieſelben oft entbehrlich, und er ſah zuweilen viel weiter als ſeine klügſten Staatsbedienten.

dienten. Er führte zuerst die Seidenwürmer in Franckreich ein, und ließ Maulbeerbäume daselbst pflanzen. Sülly selbst, welcher dergleichen neuen Versuchen und Manufacturen nicht geneigt war, hatte sich vergebens dagegen gesezt. Eben dieser große Minister hat gestanden, daß er vieles bey der vortrefflichen Einrichtung der königlichen Einkünfte, nur nach den Entwürfen ausgeführt habe, die ihm der König vorgelegt hatte.

Er kannte seine Staatsbedienten ungemein wohl, und wußte beydes ihre Vorzüge und Fehler zu gebrauchen, wie man aus den Abschilderungen sehen kann, welche er selbst von ihnen gemacht hat. Zum Beyspiel soll hier dasjenige stehen, was er von dem Herzoge von Sülly urtheilte. „Einige beklagen sich, sagte „Heinrich zu den gegenwärtigen Großen, und ich „selbst thue es bisweilen, daß er von einer rauhen, „ungeduldigen und widersprechenden Gemüthsart ist. „Man beschuldigt ihn, daß er einen unternehmenden „Geist habe, seinen Meinungen und Handlungen al„les zutraue, und dasjenige, was andere thun, her„unterseze; daß er sein Glück zu erhöhen, Güter und „Ehrenstellen zu erhalten suche. Nun mercke ich zwar „wohl einen Theil dieser Fehler an ihm, und sehe mich „genöthigt, ihn bisweilen streng anzuhalten, wenn „ich verdrießlich bin, wenn er unwillig wird, oder sich „durch seine Einfälle fortreißen läßt. Gleichwohl liebe „ich ihn immer, übersehe ihm vieles, schäze ihn hoch, „und bediene mich seiner mit gutem Nutzen, weil ich „sehe, daß er meine Person aufrichtig liebt, daß ihm „an meinem Leben viel gelegen ist, und daß er meinen „und meines Reichs Ruhm, Ehre und Größe eifrig „wünscht. Ich weiß auch, daß er ein Herz ohne alle „Bosheit hat, und einen geschäftigen, an Auswegen

„sehr

„fruchtbaren Geist; daß er überaus sparsam mit mei-
„nen Einkünften umgeht, ein sehr arbeitsamer und
„fleißiger Mann ist, der sich bemüht, in nichts un-
„wissend zu seyn, und sich zu allen Angelegenheiten
„des Friedens und Kriegs geschickt zu machen, der
„ziemlich wohl schreibt und spricht, in einem Ausdru-
„cke der mir gefällt, weil man daran den Soldaten
„und den Staatsmann erkennt. Ich muß Ihnen
„endlich gestehen, daß ich, ohngeachtet seines wunder-
„lichen Wesens und seiner Uebereilungen niemanden
„finde, der mich bey allen meinen mancherley Ver-
„drießlichkeiten so mächtig trösten könnte, als er.“ —
Allem Ansehen nach erklärte sich Heinrich deswegen so offenherzig und ausführlich über die Eigenschaften des Sülly, so wie auch seiner beyden andern vornehmsten Staatsbedienten, (des Kanzlers Sillery und des Villeroi,) damit seine übrigen Hofleute und Großen, welche vielleicht nur das Tadelhafte an denselben sehen wollten, und solches aus Neid vergrößerten, erfahren möchten, daß es ihm nicht unbekannt sey; daß aber ein weiser Fürst sich Rathgeber von verschiedenen Gaben und Einsichten bedienen müsse, um selbst aus ihren Uneinigkeiten einen Vortheil zu ziehen, und was dem einen fehlte, durch den andern ersezen zu lassen. So pflegte auch Heinrich zu sagen, daß er mit seinem Kanzler, der kein Latein verstünde, und mit seinem Connetable, der weder lesen noch schreiben könnte, die größten Dinge auszuführen im Stande sey.

Ueberhaupt schäzte er die Verdienste, und machte sich ein Vergnügen daraus, es zu gestehen. „Hier sehen Sie den Marschall von Biron! sagte er „einmal zu dem Cardinal Aldobrandini; ich zeige „ihn gern meinen Freunden und meinen Feinden.“

Ein

Ein andersmal kam Crillon, welchen man den Mann ohne Furcht nannte, nach Hofe, und Heinrich zeigte ihn den Hofleuten mit den Worten: „Meine „Herren, das ist der tapferste Mann in meinem Kö„nigreiche.“ Crillon sagte darauf mit seinem gewöhnlichen Ungestüm: „Sire, Sie haben gelogen; „Sie sind der tapferste Mann: ich bin nur der zweyte „nach Ihnen.“ An eben diesen schrieb Heinrich nach dem Gefechte bey Arques: „Hänge dich auf, braver „Crillon! wir haben den Feind geschlagen, und du „bist nicht dabey gewesen.“

Da er oft zu sagen pflegte, daß er Gott um zehn Dinge bitte: so hat man dieses die zehn Wünsche Heinrichs genannt. Das erste war, die göttliche Gnade und die geistlichen Güter zu erlangen; das zweyte, den Gebrauch aller Kräfte seines Geistes und aller seiner Glieder bis an seinen Todt beyzubehalten; das dritte, die Religion, zu welcher er sich ehemals bekannt hatte, in einem festgesezten und ruhigen Zustande zu sehen; das vierte, von seiner Gemahlinn, (er meinte die erste,) befreyet zu werden, und eine andere, wie er sie wünschte, zu bekommen, die ihm Prinzen brächte, welche er selbst zu erziehen und zu unterrichten Zeit genug haben möchte; das fünfte, Franckreich seinen alten Glanz wieder zu verschaffen; das sechste, Spanien entweder Navarra oder Flandern und Artois wegzunehmen; das siebente, in Person eine Schlacht wider den König von Spanien, und eine andere wider den Großsultan zu gewinnen, in welcher leztern Betrachtung er den Don Juan von Oesterreich beneidete; das achte, die Hugonottische Parthey, welche die Herzoge von Bouillon und De La Tremouille zu ihren Oberhäuptern hatte, zum Gehorsam nöthigen zu können, ohne dabey Gewaltthätig-

tigkeiten gebrauchen zu dürfen; das neunte, die eben gedachten beyden Großen, und den Herzog von Epernon so weit zu bringen, daß sie ihn um Gnade bitten müßten. Den zehnten Wunsch wollte er lange Zeit nicht eröffnen: dieser betraf die Erfüllung seines großen Entwurfs. Er theilte denselben nach den zwo Hauptabsichten, die er sich dabey vorsezte, wieder in zween Wünsche. Der eine, welcher die Religion angieng, bestand darinne, die große Menge von Religionen, welche Europa anfüllen und veruneinigen, auf die vornehmsten herunter zu bringen, weil es doch unmöglich wäre, die Christen in einer einzigen unter einander zu verbinden. Der zweyte aber war bloß politisch, und begriff die Aufrichtung der großen Europäischen Republik in sich, von welcher bereits oben Nachricht gegeben worden ist. Man muß gestehen, daß dieses alles Wünsche sind, welche nur von einem Fürsten herrühren konnten, der seine und seines Reichs Vortheile kannte, und eine edle Ruhmbegierde hatte.

Er war würdig, Herr in seinem Reiche zu seyn: auch ohne alle Einschränckung seiner Gewalt, würde er dieselbe schwerlich gemißbraucht haben. Allein es fehlte sehr viel daran, daß ihm seine Großen, die Parlements, die Geistlichkeit, Leute von allen Ständen, nur mit der schuldigen Treue ergeben, geschweige denn vollkommen unterwürfig gewesen wären. Er befestigte jedoch seine Macht immer mehr durch kluge Standhaftigkeit, und zuweilen durch muthige Anstalten, Verweise oder kleine Züchtigungen der Unruhigen. Der Herzog von Montpensier that ihm nach im Jahr 1596. den Vorschlag, im Nahmen der vornehmsten Herren seines Reichs, er möchte den Statthaltern der Provinzen ihre Statthalterschaften eigen-

thümlich und erblich hinterlassen, so daß sie nur verbunden wären ihm zu huldigen, und bey Gelegenheit zu Hülfe zu ziehen. Alsdenn, sezte er hinzu, würde es sich niemals zutragen, daß es dem Könige an Kriegsvölckern fehlte, und dieses wäre das einzige Mittel, den Feinden des Reichs mit Nachdruck widerstehen zu können. Der König, der über diesen Antrag eben so viel Bestürzung als Unwillen empfand, ließ gleichwohl gegen den Herzog nur Mitleiden darüber blicken, daß er sich hatte verführen lassen, einen ihm selbst so schimpflichen Antrag zu thun, indem er als ein Prinz des königlichen Hauses, welcher der Krone weit näher war, als ehemals Heinrich selbst, doch den Untergang derselben zu befördern suchte. Seine Reden beschämten den Herzog, der bald darauf nach der Anleitung, die ihm der König gab, den Urhebern dieses Entwurfs alle Hoffnung benahm, daß er weiter einen Antheil daran nehmen würde.

Heinrichs Gütigkeit hinderte ihn nicht, auch der Gerechtigkeit, wenn es durchaus nothwendig war, freyen Lauf zu lassen. Ein junger Mensch hatte seine eigene Schwester mit funfzehn Dolchstichen ermordet. Viele Großen baten den König, ihm das Leben zu schenken. Er antwortete einem derselben: „Ich schenke Ihnen seine Asche, wenn man ihn gehörig bestraft „haben wird.“ Zu einem andern sagte er: „Wenn „ich gleich der Vater dieses Elenden wäre, so wollte „ich nicht für ihn um Gnade bitten;“ und noch zu einem: „Ich habe schon Sünden genug auf meinen „Schultern, ohne noch diese darauf zu legen.“ Bey einer andern Gelegenheit sagte Heinrich: „Ich habe „nur zwey Augen und zween Füße; worinne bin ich „also von meinen Unterthanen unterschieden, als daß

„ich

ich die Stärcke der Gerechtigkeit in meiner Gewalt habe?“ Hingegen hütete er ſich auch, andern unillig zu begegnen, und unterdrückte den Jähzorn, den eſchwind aufſteigenden Verdacht, zu welchem er überus geneigt war, ſo ſorgfältig, daß kein Unſchuldiger arunter, wenigſtens nicht lange, leiden konnte.

Weit entfernt von dem Unglück der meiſten Füren, welche entweder ſich beſchweren müſſen, daß e keine Freunde finden können; oder Freunde zu eſitzen glauben, und nur mit Schmeichlern umgeen; oder auch ſelbſt zur Freundſchaft ganz und ar nicht geſchickt ſind, kannte Heinrich dieſes ſelne Glück des menſchlichen Lebens; ſein Herz tand für Freunde offen, und er war würdig, ie ſchäzbarſten in daſſelbe aufzunehmen. Sülly iſt er vornehmſte darunter geweſen: der einzige, der lle Geheimniſſe des Königs wußte. Je mehr ihn er Neid der Hofleute zu ſtürzen ſuchte, und je fter der König ſelbſt in Hitze oder Verdacht wier ihn gerieth, deſto mehr wurde ſeine Rechtſchafenheit erkannt, und Heinrich liebte ihn immer ärcker. Er hatte ſich einmal ſehr wider ihn einehmen laſſen; aber Sülly widerlegte den künſtlihen Aufſaz, den man dem Könige gegen ihn übereben hatte, mit völliger Ueberzeugung, und wollte ich ihm darauf zu Fuße werfen. Heinrich, der die Hofleute in der Entfernung ſtehen ſah, hielt ihn zurück, und ſagte großmüthig zu ihm: „Ich „will nicht, daß ſie Euch in dieſer Stellung ſehen „und glauben ſollen, als hättet Ihr ſie deswegen „angenommen, um Verzeihung der Verbrechen zu „erlangen, deren ſie Euch ſo fälſchlich angeklagt „haben.“

Einige Zeit darauf that ihm Sülly, den er besuchte, wegen eines Liebeshandels so nachdrückliche Vorstellungen, daß der König in einen unbeschreiblichen Zorn verfiel, und plözlich mit den Worten weggieng: „Das ist ein Mensch, den ich nicht „mehr ausstehen kann: er thut niemals etwas anders, als daß er mir widerspricht, und mißbilligt „alles was ich will. Aber bey Gott! ich will mir „wohl Gehorsam verschaffen: ich will ihn in vierzehn Tagen nicht sehen.“ Des andern Morgens um sieben Uhr hört Sülly an seiner Thüre klopfen, und ruft: Wer da? Der König ist da! schreyt man draußen: und sogleich tritt dieser mit einigen Hofleuten hinein, erfährt, daß Sülly schon seit drey Uhr für ihn arbeitet, und fragt darauf einen von seinen Begleitern, für welchen Preiß er ein solches Leben führen wollte. Nicht für alle Schäze Euer Majestät, gab dieser zur Antwort. Hierauf ließ Heinrich jedermann abtreten, und sprach mit Sülly von Dingen, über welche dieser nicht einerley Meinung mit ihm war, und daher frostig zu ihm sagte, da Ihre Majestät einmal ihren Entschluß darüber, vermuthlich nach einer reifen Ueberlegung, gefaßt hätten, so bleibe ihm nichts mehr übrig, als zu gehorchen, zumal da der König nicht vor gut befände, daß man anders als er dencke. „Oho! sagte Heinrich lächelnd, und klopfte den „Sülly auf den Backen, Ihr stellt Euch noch „zurückhaltend, und seyd von gestern her zornig; „ich aber bin es nicht mehr: kommt her, umarmt „mich, und lebt mit der bisher gewohnten Freyheit; denn ich kenne Euch wohl, wenn Ihr anders handeln würdet, so wäre dieses ein Zeichen, „daß Ihr Euch um meine Angelegenheiten nicht „mehr bekümmert. Wenn ich gleich bisweilen unwillig

willig werde, ſezte er hinzu, ſo will ich doch, daß Ihr es vertragen ſollt: denn ich liebe Euch deswegen nicht weniger; vielmehr werde ich von der Stunde an, da Ihr mir in Dingen, welche nicht nach Eurem Geſchmacke ſind, nicht mehr widerſprechen werdet, glauben, daß Ihr mich nicht mehr liebt." Beym Abſchiednehmen ſagte der König noch ganz laut: „Es giebt Leute, welche thöricht genug ſind zu glauben, daß, wenn ich auf den Herrn von Sülly zornig werde, ſolches recht vorſezlich und auf lange Zeit geſchehe; aber es iſt gerade das Gegentheil. Denn wenn ich anfange zu bedencken, daß er mir nichts vorſtellt, und über nichts widerſpricht, als um meiner Ehre und Größe, um des Beſten meiner Angelegenheiten Willen; niemals aber wegen der ſeinigen: ſo liebe ich ihn deſto mehr, und bin ungeduldig es ihm zu ſagen."

Gleichwohl ſchien es einmal im Jahr 1605, daß Sülly alle Gnade des Königs verloren hätte. Man hatte dieſen von allen Seiten unaufhörlich durch ſchriftliche Angebungen wider ſeinen Vertrauten ſo heftig beſtürmt, wozu noch eine unerwartete Art von Einigkeit zwiſchen dem Sülly und dem Herzoge von Epernon gekommen war, über welche Heinrich ſelbſt erſtaunte, daß dieſer endlich öffentlich über die Undanckbarkeit, die ſchädlichen Verbindungen und Ränke des erſtern klagte. Die mächtigen Feinde deſſelben beſtärckten den König in ihr ſchlau in dieſen Geſinnungen, ließen ſich auch zum Theil von ihm an den Sülly mit gewiſſen Aufträgen ſchicken, um ihn gelegentlich zu unbedachtſamen Beſchwerden über dieſes Betragen des Königs zu veranlaſſen. Sie betrogen ſich jedoch

hierinne; unterdeſſen blieb der König gegen ihn ſehr kaltſinnig. Er kam darauf eines Tages an den Hof, da ſich Heinrich eben die Stiefel anziehen ließ, um auf die Jagd zu gehen. Beym Anblick des Sülly verfiel er in eine plötzliche Zerſtreuung; die ungewöhnlich tiefe Verbeugung deſſelben rührte ihn ungemein. Auf einmal ſagte er zu ſeinem Hofbedienten Beringhen: „Das Wetter iſt heut nicht „ſchön genug zur Jagd, zieht mir die Stiefel wie„der aus.“ Beringhen, der ſich über dieſe Veränderung wunderte, verſezte etwas unvorſichtig, das Wetter wäre ſehr ſchön. „Nichts weniger, fiel ihm „Heinrich mit Ungeduld in die Rede: es iſt kein „ſchön Wetter, ich will nicht fortreiten, zieht mir „die Stiefel wieder aus.“ Nachdem dieſes geſchehen war, und Heinrich durch viele andere Bewegungen die Unruhe zu erkennen gegeben hatte, mit welcher er kämpfte, ließ er endlich den Sülly allein zu ſich in den Garten kommen. Hier fand dieſer, daß Heinrichs gutes Herz und weiſe Ueberlegung ihre Würckung für ihn gethan hätten. Heinrich eröffnete ihm alles, was ſeine Feinde wider ihn verſucht hatten; verlangte aber auch von ihm, daß er ihm nichts verſchweigen ſollte, was er dabey gedacht hätte, und noch dächte. Dieſes gab zu den offenherzigſten Erklärungen zwiſchen ihnen Gelegenheit; aber Heinrich wartete nicht ſo lange, bis ſich Sülly vollkommen gerechtfertigt hatte. Dieſes hatte er ſelbſt ſchon für ihn bey ſich gethan: er umarmte ihn vielmehr gleich beym Anfange ihrer Unterredung zweymal, ſo daß es die in der Ferne ſtehenden Hofleute ſehen konnten, nannte ihn ſeinen Freund, und ſagte, das froſtige und zurückhaltende Weſen, welches ſie ſeit einem Monate gegen einander beobachtet hätten, müßte zwo Perſo-

nen

nen sehr empfindlich fallen, welche seit drey und zwanzig Jahren gewohnt wären, nichts vor einander zu verbergen; es sey daher Zeit, denen, welche Schuld daran wären, die Ursache zum Triumph zu entreissen, der ihrem Hasse gegen den Sülly, und ihrem Neide über sein und des Königs blühendes Glück, nur zu sehr geschmeichelt hätte. Endlich verfügte sich der König mit seinem Freunde wieder zu den übrigen Hofleuten, und fragte sie, wie hoch es am Tage wäre. Man antwortete ihm, es sey eine Stunde nach Mittag, und er sey sehr lange weggeblieben. „Ich sehe wohl, versezte Hein„rich, was das heißt: es giebt Leute, denen die „Zeit dabey weit länger geworden ist, als mir. „Um sie zu trösten, will ich hiemit Euch allen sa„gen, daß ich den Rosny mehr als jemals lieb „habe, und daß es zwischen ihm und mir auf Le„ben und Todt geht: und Ihr, mein Freund, fuhr „er fort, geht zu Tische, liebt mich, und dient „mir, wie Ihr beständig gethan habt; denn ich „bin damit zufrieden.“

Es gab übrigens auch Zeiten, da der König und Sülly ein verstelltes Mißverständniß vor den Hofleuten annahmen: entweder weil sich der König der Beschuldigung entziehen wollte, daß er zum Schaden der Römischcatholischen, einem Reformirten sein ganzes Vertrauen schenckte; oder weil er kein anderes Mittel fand, bey gewissen Vorfällen seine wahren Absichten in Erfüllung zu bringen. Dieses trug sich insonderheit zu, wenn ihm die Jesuiten, wie sie häuffig versuchten, wider den Sülly ihre Klagen vortrugen. Der andächtigschlaue P. Cotton brachte dem Sülly in seinem süßen Tone einmal die Nachricht, der König hätte seinem

Orden ein kleines Geschenck von hundert tausend Livres für die Capelle zu La Fleche gemacht. „Nennen Sie, rief Sülly, hundert tausend Livres für „Ihren Orden ein kleines Geschenck? Der König „giebt Ihnen zu viel, und ich werde Ihnen gar „nichts geben.“ Nun beklagte sich Cotton darüber bey dem Könige, der deswegen dem Sülly öffentlich einen Verweis gab, und zu ihm sagte, das Geld sollte ausgezahlt werden. Allein Sülly zahlte doch nichts, und der König war ihm damals gewogner als jemals. Vermuthlich war dieser froh, dem ungestümen Anhalten der Jesuiten auf diese Art ausgewichen zu seyn. Bey solchen Fällen, da Heinrich zuweilen den Sülly in heftigen Worten angriff, ohne daß die Hofleute glauben konnten, es sey ein völliger Ernst damit, pflegten sie das Sprüchwort zu gebrauchen: „Ein gu„ter Herr, ein guter Diener!“

Viele andere Beyspiele der freundschaftlichen und vertrauten Art des Umgangs, welche Heinrich liebte, der guten Aufnahme, welche selbst der Tadel seiner Handlungen bey ihm fand, wenn er von Personen kam, an deren Ergebenheit gegen sich er nicht zweifelte, sind nicht weniger rührend. Man glaubte nicht ohne Grund, daß er mehrere Fürsten eine Vermählung mit seiner Schwester hoffen ließ, um sie durch diese Hoffnung desto genauer mit sich zu verbinden. D'Aubigne, einer seiner treuesten und beliebtesten Diener, sprach einst davon mit dem Herrn von Frontenac, mit welchem er, in des Königs Schlafkammer, in Einem Bette lag; er sprach aber so leise, daß ihn Frontenac fragte: Was sagst du? Darauf rief der König, der ein überaus feines Gehör hatte, aus seinem Bette: „Seyd

„Ihr

„Ihr nicht taub, daß Ihr ihn nicht verſteht, in„dem er ſagt, ich wollte mir durch meine Schwe„ſter mehr als Einen Schwager verſchaffen?“ Allein die beyden Freunde verſezten darauf: „Sire, ſchlafen Sie immer: denn wir haben uns noch weit mehr auf Ihre Koſten zu ſagen.“

Ueberhaupt war Heinrich in ſeinem Umgange ungemein aufgeräumt und luſtig: er liebte die Scherzreden, welche ihm ſehr ungezwungen zu Dienſte ſtanden, und miſchte zuweilen auch etwas bittere Spötterey darunter. Er befand ſich einſtens mit vielen Hofleuten auf dem Felde, und traf eine Frau an, welche Kühe weidete. Er ſtellte ſich, als wollte er ihr eine Kuh abkauffen; bot ihr aber wenig dafür. „Ich ſehe wohl, ſagte die Frau, „daß Sie kein guter Kühhändler ſind.“ “Woran „erkennt ihr das? verſezte der König; ihr irrt euch; „ſeht nur alle dieſe Kälber an, die mir nachfol„gen.“ — Sein Gärtner zu Fontainebleau beſchwerte ſich einſtmal bey ihm, daß in dem dortigen Erdreiche nichts wachſen wolle. „Mein Freund, „ſagte Heinrich, und ſah dabey den Herzog von „Epernon an, ſäet Gaſconier hin: denn dieſe „greiffen überall um ſich.“ — Ein Abgeordneter aus einer Stadt in den Provinzen wollte ihn eben zur Mittagszeit mit einer Rede empfangen, und fieng mit den Worten an: „Sire, Ageſilaus, „König von Lacedämon.“ Allein der König, welcher merckte, daß die Rede lang gerathen würde, unterbrach ihn, und ſagte: „Potz heiliger Grau„rock! ich habe wohl von dieſem Ageſilaus reden „gehört; aber er hatte auch geſpeiſet; und ich hin„gegen, ich habe noch nicht geſpeiſet„ — — Da er einen andern, der ebenfals eine ſolche langweili-

ge Anrede an ihn hielt, zweymal vergebens erinnert hatte, aufzuhören, so sagte er endlich voll Verdruß zu ihm: „Das übrige könnt ihr Meister „Wilhelmen sagen!“ so hieß der Hofnarr, den er duldete. — — Da ihm einst die Protestanten mit vielen Bitten und Klagen beschwerlich fielen, so gab er ihnen mit einem gemeinen französischen Sprüchworte zur Antwort: „Wendet euch an mei„ne Schwester: denn euer Zustand ist nun unter „den Spinnrocken gefallen.“

Heinrich machte sich insonderheit auch ein Vergnügen daraus, wenn er sich auf der Jagd befand, allein auf die Seite zu gehen, und in die Wirthshäuser, oder anderswo unter das gemeine Volk zu treten, um zu hören, was man von ihm sagte, wenn er das Gespräch auf sich gebracht hatte. Er war immer schlecht gekleidet, und man kannte ihn nicht. Einstmal sprach die Gesellschaft in einem Dorfwirthshause von seiner Bekehrung. Ein Viehhändler, welcher neben ihm saß, sagte darauf: „Wir wollen davon nicht reden; die Tonne riecht „immer nach dem Heringe.“ Der König gieng ans Fenster, sah einige Hofleute vorbey gehen, und rief sie hinein. Die Gesellschaft, welche ihn nun erkannte, hätte jezt gerne ihre Urtheile zurück genommen. Heinrich aber bezeigte beym Weggehen weiter kein Mißvergnügen, als daß er den Viehhändler auf die Schulter schlug, und zu ihm sagte: „Guter Mann, die Tonne riecht immer nach „dem Heringe; aber bey Euch, nicht bey mir: „denn Ihr habt noch bösen Sauerteig von der „Ligue an Euch.“

Er

Er unterredete sich auch gerne mit Gelehrten, esonders wenn sie wizig und aufgeräumt waren, nd beschenckte sie öfters. Den berühmten Isaac asaubon, von dessen großer Gelehrsamkeit er gehört hatte, rief er nach Paris, und gab ihm ein ahrgeld, um mit seiner Familie daselbst zu verleiben. Er sagte aber von den Gelehrten, wie Karl IX. einer seiner Vorgänger, man müsse mit nen wie mit trefflichen Pferden umgehen, sie gut nterhalten, aber nicht zu fett werden lassen, weil e sonst nicht mehr arbeiten wollten oder könnten: ine Anmerckung, welche sonst nöthiger gewesen seyn nag, als in unsern Zeiten. Heinrich, der in den Wissenschaften nicht fremd war, liebte auch das esen; allein seine Unruhen und Geschäfte haben hm solches selten vergönnt. Er las jedoch auch nitten unter seinen Feldzügen, und besonders mit roßem Vergnügen die Lebensbeschreibungen des Julius Cäsar, und des africanischen Scipio: vermuthlich, weil ihm nicht bloß ihre Thaten, sondern uch ihr Charakter vor andern gefielen.

Durch so lange Kriege und Beschwerlichkeiten, hatte er seinen Körper ungemein abgehärtet. Er war fast der beste Reiter in seinem Königreiche, und der Küraß schien sein natürlicher Anzug zu seyn. Bey einer mittlern Größe hatte er eine Gesichtsbildung, welche zugleich gefiel und Ehrfurcht einprägte, eine rothe Farbe, eine breite Stirne, lebhafte Augen, und eine Habichts-Nase. Seine Haare wurden schon von seinem fünf und dreyßigsten Jahre an, etwas grau, weil der Wind seiner Widerwärtigkeiten, wie er sagte, zeitig angefangen hätte, ihn anzuwehen. Er war ein überaus gütiger und herablassender Herr gegen seine nächsten Diener.

Diener. Auch ſeinen Gemahlinnen begegnete er ſehr wohl: und ob er ihnen gleich unzählichemal untreu wurde; ſo würde dieſes doch allein nicht ſo viele Mißhelligkeiten mit ſeiner zweyten Gemahlinn hervorgebracht haben, wenn nicht Hofleute, denen daran gelegen war, daß ſie in der Uneinigkeit leben ſollten, die Königinn Maria von Medicis durch alle Kunſtgriffe aufgebracht hätten. Gegen ſeine Kinder, eheliche und uneheliche, hatte er ungemeine Zärtlichkeit, welche vielen ſogar tadelhaft vorkam: er geſtattete auch niemals, daß ſie ihm den Nahmen Herr beylegten.

Alle dieſe guten und liebenswürdigen Eigenſchaften waren auch mit gewiſſen Fehlern in Heinrichs Betragen, und Leidenſchaften vermiſcht. Es iſt bereits an einer andern Stelle verſucht worden, ein billiges Urtheil über ſeine Religionsveränderung zu fällen, für welche er ſo viel zu ſagen hatte, und die doch niemals ganz gerechtfertigt werden kann. Es ſcheint, daß er nach der daſelbſt angeführten Art, die Religion der Römiſchen Kirche immer mehr und leichter mit ſeinen ehemaligen Grundſäzen zu vereinigen gelernt habe: er wurde ihr in dieſer Betrachtung, und nach dem Begriffe, den er ſich von derſelben gebildet haben mochte, aufrichtig ergeben; denn dieſer Fürſt, ſagt Sülly, der die Menſchen nicht betrog, war noch weniger im Stande, Gott zu betrügen; aber ein abergläubiſcher Verehrer derſelben, ein Eiferer für ſie, wurde er niemals. Als er im Jahr 1608. dem Herzoge von Sülly die Anwartſchaft auf die Stelle eines Connetable, und viele andere große Vortheile für ihn und ſeinen Sohn antrug; aber die Bedingung dazu ſezte, daß ſie beyde zur römiſchcatholiſchen Religion treten ſollten: ſo waren

es

es offenbar die Freundschaft und Wohlthätigkeit gegen einen so verdienten Mann, welche ihm diesen Vorschlag eingaben; auch allem Ansehen nach der Wunsch, von dem Zwange gänzlich befreyet zu werden, unter welchem er, wegen seiner übrigen Staatsbedienten und Hofleute, mit diesem rechtschaffenen Protestanten umgehen mußte. Sülly lehnte übrigens diesen Antrag standhaft ab: er blieb seiner Religion, wie seinem Könige, getreu; auch dem Sohne desselben, unter dessen Regierung er verachtet und gemißhandelt wurde, bis er am Ende des Jahrs 1641. in einem Alter von zwey und achtzig Jahren starb.

Er hat selbst mit eben der Freymüthigkeit, mit welcher er seinem großen und geliebten Fürsten manche Ausschweifungen vorzuwerfen pflegte, dieselben auch nach seinem Tode angezeigt. Man findet darunter die Beschuldigung des Geizes nicht, die Heinrichen von vielen gemacht wurde. Es war würcklich nur eine, für seine Regierung bey vielen Fällen, sonderlich in den ersten Zeiten, unentbehrliche Sparsamkeit. Heinrich hatte davon gehört, und sagte: „Man giebt vor, ich wäre „karg; allein ich thue drey Dinge, welche weit „vom Geize entfernt sind: Krieg führen, Lieben „und Bauen.“

Hingegen war in spätern Jahren die Verschwendung weit mehr Heinrichs Fehler, vorzüglich bey Würfeln und Karten, wodurch er sehr große Geldsummen verlor. Er bemühte sich oft, aber immer vergebens, diese übermäßige Neigung zum Spiele zu überwinden, die nicht allein der Ausführung einiger nüzlichen Entwürfe nachtheilig wurde, und seine

Un-

Unterthanen zu einer noch schlimmern Nachahmung verleitete; sondern ihm auch desto weniger zur Ehre gereichte, weil er sich beym Spiel sehr begierig nach Gewinn, und eben so verdrießlich beym Verluste bezeigte. Es scheint, der Mangel an Gelde, den er in seiner Jugend, ja noch im Anfange seiner Regierung, so empfindlich fühlte, habe nachmals, als es ihm weiter an demselben nicht fehlte, eine ganz entgegen gesezte Würckung gethan.

Die Eitelkeit, welche einige an ihm bemerckt haben wollen, verdient kaum angeführt zu werden: so wenig war es übermüthige Ruhmrädigkeit oder leere Einbildung von seinen Gaben und Thaten. Wenn er auch mit einigem Vergnügen von demjenigen sprach, was er ausgeführt hatte, oder noch auszuführen gedachte: so vergaß er weder die Bescheidenheit, noch die Verbindlichkeit, die er dem Beystande anderer schuldig war.

In Ansehung der Ergözlichkeiten, die er mit einer gewissen Hize liebte, dergleichen außer dem Spiel, die Jagd, die Gesellschaft des Frauenzimmers, Tanzen, Schauspiele, und Wettrennen waren, verantwortete er sich selbst in einem Briefe an den Sully gegen diejenigen, welche ihm solches zur Last legten. „Mir däucht, schreibt er, da „ich hierinne nicht ausschweife, man müsse mir „dieses mehr zum Lobe als zum Tadel anrechnen: „und auf allen Fall muß man mir in solchen Ver„gnügungen, welche meinen Unterthanen weder „Schaden noch Unbequemlichkeit zufügen, etwas „als eine Vergeltung für so viele Arbeiten, Müh„seeligkeiten, Beschwerden und Gefahren übersehen, „durch welche ich mich von meiner Kindheit an

„bis

„bis in mein funfzigstes Jahr habe drängen müs„sen.“ Er beschließt damit, daß er versichert, er sey stets bereit, alle seine Ergözlichkeiten zu verlassen, wenn es darauf ankomme, Ehre und Ruhm zu erwerben. Und Sülly gesteht, daß sie ihn auch daran nie gehindert haben.

Allein sein größter und mercklichster Fehler war seine ausschweifende Neigung gegen das Frauenzimmer, welche von seiner Jugend an bis in seine lezten Tage, die herrschende Leidenschaft bey ihm gewesen ist. Ihr zu Gefallen wagte und erduldete er vieles. Er verkleidete sich eines Tags in einen Bauern, und nahm einen Bund Stroh auf den Rücken, um von den Feinden unbemerckt zu der schönen Gabrielle zu kommen. Die Marquisinn von Verneuil sah ihn mehr als einmal zu ihren Füßen liegen, um sie um Verzeihung zu bitten. So sehr er auch ihre Falschheit und ihr hartes Herz kennen gelernt hatte; so konnte er sie doch niemals gänzlich verlassen. Seine gezwungenen Ehen scheinen zwar einigermaaßen für ihn zu sprechen. Zu seinem Ruhme muß man auch hinzu setzen, daß ihn diese unordentliche Liebe niemals verleitet habe, etwas dem Staate schädliches oder schimpfliches vorzunehmen; wenn man den großen Aufwand an Gelde ausnimmt, zu dem ihn seine Geliebten verleiteten. Er liebte die Herzoginn von Beaufort unbeschreiblich; allein da sie mit dem Herzoge von Sülly über den Titel eines Sohnes, den sie von dem Könige hatte, in einen Streit gerathen war: so nahm der König die Parthey des leztern wider sie, weil ihre Forderungen bey der Thronfolge Händel stiften konnten. Ihre Liebkosungen und selbst ihre Thränen konnten ihn damals nicht wanckend machen. Eine Heldenthat, die

man

man mehr bewundern als nachahmen kann. Unterdeßen war doch das Beiſpiel von Ausſchweifungen dieſer Art, welches der König gab, für ſeine Unterthanen nur zu verführeriſch und gefährlich; ihm ſelbſt raubten ſie oft die nöthige Ruhe des Geiſtes: und es kann ſchwerlich geleugnet werden, daß ſie ihn auch bisweilen gehindert haben, ſich noch höher empor zu ſchwingen. Man kann deswegen, ohne viel für ihn zu gewinnen, immer zugeben, daß dieſe Leidenſchaft ſeinen Charakter empfindlicher, ſanfter und wohlwollender gemacht habe.

Dieſen hat Henault in der Kürze richtig geſchildert: „Heinrich, ſagt er, verband mit einer ungemeinen Offenherzigkeit die feinſte Staatskunſt, „mit den erhabenſten Geſinnungen eine reizende Einfalt der Sitten, und mit der Tapferkeit eines Soldaten eine unerſchöpfliche Menſchenliebe. Er fand „dasjenige, was die großen Männer bildet, und ſie „davor erkläret: Hinderniſſe zu überwinden, Gefahren zu überſteigen, und ſonderlich Widerſacher, welche ſeiner würdig waren.“

In der ganzen Geſchichte ſieht ihm niemand ähnlicher als Julius Cäſar. Einerley Ueberfluß von Gnade und Gütigkeit; einerley Leichtigkeit ihren Feinden zu verzeihen, und oft zu ihrem eigenen Schaden; einerley kriegeriſche Ehre und große Thaten; eine völlig gleiche Heftigkeit der Liebe gegen das Frauenzimmer, und einerley unglücklicher Todt, iſt beyden eigen. Aber Heinrich eroberte eine Krone die ihm gebührte, und machte ſein Reich glücklich. Cäſar hingegen raubte ſeinem Vaterlande die Freyheit, und führte nur ſeinem Ehrgeize zu Gefallen Kriege.

Ver-

Vergleicht man mit Heinrichen seinen Enckel Ludwig den XIV. dem man ebenfals den Nahmen des Großen beygelegt hat: so verliert dieser sehr viel dabey; ob ihm gleich noch vor seinem Großvater manche nüzliche Einrichtungen und Verbesserungen im Staate als sein Eigenthum und Vorzug übrig bleiben. Heinrichs Haupttugenden waren Güte und Aufrichtigkeit: bey Ludwigen war ein ungemessener Ehrgeiz fast jeder fürstlichen Tugend hinderlich. Heinrich that alles durch sich selbst; Ludwig das meiste durch seine Staatsbedienten und Feldherren. Jener führte nur gezwungen Kriege; dieser erregte aus Eroberungssucht immer neue. Heinrich beschüzte die Reformirten: er machte sie zu ruhigen und brauchbaren Unterthanen; Ludwig verfolgte sie aus falschem Eifer mit Grausamkeit, und half durch ihre Verjagung fremde Länder bevölckern. Endlich hat Heinrich, nach einer kurzen ruhigen Regierung, und nach einer langen Verwirrung des Reichs, große Schäze; Ludwig aber nach einer langen glücklichen Regierung, und einem blühenden Zustande von Franckreich, ungeheure Schulden hinterlassen.

Man sagt, daß die Könige von Franckreich sich seit dem traurigen Ende der beyden Heinriche scheuen, diesen Nahmen zu führen. So warnete man ehemals den Lucullus, keine Schlacht an einem Tage zu liefern, der vor langer Zeit durch eine gänzliche Niederlage für die Römer unglücklich geworden war. Lucullus antwortete: „Ich aber will diesen Tag für die Römer glücklich machen;“ und er hielt sein Versprechen. Ein Französischer König sollte mit gleichem Muthe sagen: Ich will den Nahmen Heinrich zum zweitenmale für Franckreich glücklich machen.

* * *

Die Nachrichten des Herzogs von Sülly, und so viele darunter befindliche Briefe Heinrichs IV. sind die vornehmste Quelle der Lebensgeschichte dieses Königes. Sie sind ein wahrer Schatz für Könige und Staatsmänner, für alle Freunde der Geschichte, welche darinne mehr als bloße Begebenheiten suchen. Die weitschweifige Schreibart dieser Nachrichten wird durch den Ton von Redlichkeit, welcher in denselben herrscht, und durch so viele andere Vorzüge, bald erträglich. Bey der ersten Ausgabe dieser Lebensbeschreibung, habe ich eine von den ältern Ausgaben dieser Nachrichten gebraucht, die sich auf der Rathsbibliotheck zu Leipzig befindet, und ganz die ächte Gestalt hat, welche ihr Sülly selbst, oder unter seiner Aufsicht seine Geheimschreiber gegeben haben. Als ich nachher Heinrichs Leben von neuem bearbeitete, und diese Nachrichten völlig durchlas, bediente ich mich der Ausgabe vom Jahr 1768. die in neun Oktavbänden unter der Aufschrift London, aber eigentlich in Franckreich, herausgekommen ist. Sie ist zwar von einem sehr partheyischen Freunde der Jesuiten besorgt worden, der diesen Nachrichten eine andere Ordnung gegeben, vieles aus denselben weggelassen, manches hinzugesezt, zuweilen auch ihre Zuverläßigkeit bestritten, alles aber in einen ganz neuen Vortrag eingekleidet hat. Doch sind seine Erläuterungen und Zusäze großentheils brauchbar; es ist auch der neunte Band von einem andern Gelehrten hinzugefügt worden, und dient zum Verwahrungsmittel gegen die Partheylichkeit des erstern. Nach dieser Ausgabe, in welcher man freylich den alten ehrwürdigen Sülly nicht mehr erkennt, ist die deutsche Uebersezung seiner Nachrichten abgefaßt worden, welche seit einigen Jahren

en in der Schweiz erſcheint. Jezt, bey der dritten lusgabe dieſer Lebensbeſchreibung, beſize ich die Ori- inalausgabe ſelbſt von den erſten beyden bis ins Jahr 1605. reichenden Theilen dieſer Mémoires, wel- he Sülly auf ſeinem Schloße dieſes Nahmens, un- er der Aufſchrift, à Amſtelredam, ohne angegebene Jahrzahl, und mit dem Titel: Mémoires des ſages t royalles Oeconomies d'Eſtat, domeſtiques, politi- ues et militaires de Henry le Grand, &c. in Folio rucken ließ. Man nennt dieſe Ausgabe von den grü- en Figuren auf dem Titel, l'Edition verte, und ſie ird nicht bloß wegen ihrer großen Seltenheit; ſon- ern hauptſächlich, weil alle folgende von derſelben ſehr bweichen, beſonders geſchäzt.

Den Nachrichten dieſes großen und weiſen Staats- edienten Heinrichs IV. kann man gewißermaaßen ie Schriften ſeines berühmten Feldherrn, und oft uch ſeines Lieblings, Theodor Agrippa d'Aubi- ne, an die Seite ſezen, der, faſt noch eifriger als Sülly, für die Reformirte Religion, auch gelehrter ls dieſer, ſich durch die kühnſten Unternehmungen ervorthat. Er ſtarb im Jahr 1630 zu Genf in ei- em Alter von achtzig Jahren, nachdem er genöthigt orden war, ſich aus Franckreich zu flüchten. Die- es Schickſal zog ihm die ungemeine Freymüthigkeit u, die er, wie ſtets in ſeinem Leben, auch in ſeiner Hiſtoire Vniverſelle beobachtete, welche er auf ſeinem Schloße Mailly, vom Jahr 1616 bis 1620. in drey leinen Foliobänden drucken ließ. Es iſt eigentlich ine Franzöſiſche Geſchichte vom Jahr 1550 bis zu Heinrichs IV. Tode. Der Hof fand ſich durch ſo iele dreiſte Wahrheiten, die in derſelben vorkommen, ergeſtalt beleidigt, daß er das Buch öffentlich ver- rennen ließ. Außer dieſer ſehr ſeltenen Ausgabe, die

ich gleichfals beſize, iſt es auch zu Amſterdam im J. 1626 in Folio herausgekommen. Damit muß man die Mémoires de la Vie de *Theod. Agr. d'Aubigné*, Ayeul de Mad. de Maintenon, écrits par lui-même, &c. à Amſterdam, 1731. in groß Duodez, die auch vor einiger Zeit ins Deutſche überſezt worden ſind, verbinden. Beide Bücher enthalten eine Menge Nachrichten zu Heinrichs Leben, die man anderwärts nicht findet; manche darunter auch nicht zum Vortheil ſeines Charakters in ſeinen frühern Jahren. Aber um dieſelben richtig zu gebrauchen, muß man ſich ſtets erinnern, daß D'Aubigne zur beißenden Satyre ſehr geneigt, ohngeachtet ſeiner Offenherzigkeit nicht ohne kleine Ränke war, und Heinrichen nicht ſo vertraut und tief durchdringend bis an ſein Ende kannte, wie Sülly.

Pierre Mathieu, welchem Heinrich ſelbſt Nachrichten zu ſeiner Geſchichte ertheilte; Le Grain, Etoile, und andere gleichzeitige Schriftſteller, ſind bey dieſer Geſchichte ſehr brauchbar; aber keiner darunter iſt eigentlich ein Geſchichtſchreiber von hohem Range.

Der große De Thou, der wegen ſeines Zeitalters auch unter dieſelben gehöret, verlangt doch ſeine beſondere Stelle. Seine vortreffliche allgemeine Geſchichte geht nur bis zum Jahr 1606; ſie hat aber am Nic. Rigault einen nicht unwürdigen Fortſezer bis an Heinrichs Todt bekommen.

Die beſte Lebensbeſchreibung von Heinrich IV. iſt noch immer diejenige, welche der Erzbiſchof von Paris, Pereſixe, aufgeſezt hat, die auch bereits im vorigen Jahrhunderte, und wiederum im Jahr 1753. in unſere Sprache überſezt worden iſt. Er kennt

dieſen

dieſen Herrn überaus wohl, und macht, daß ihn die Leſer lieben und verehren. Seinen Glauben an die Aſtrologie, ſeinen Eifer für die Römiſchcatholiſche Religion, zuweilen einen Mangel am Geſchmack, und ſeine oft langweilige moraliſche Betrachtungen, kann man ihm, als einem Prälaten des vorigen Jahrhunderts, leicht vergeben.

Die Franzöſiſche Geſchichte des Mezeray iſt hier ebenfals ein ziemlich gutes Hülfsmittel. Dieſer Schriftſteller verſchweigt uns nichts, was er erfahren konnte; er urtheilt ungeſcheut und aufrichtig, ſo weit ſeine Einſichten reichen, iſt auch bisweilen ſatyriſch und heftig; freylich aber nicht immer am rechten Orte: wenn es anders der Geſchichtſchreiber irgendwo ſeyn darf.

Allein der Jeſuit Daniel, in ſeiner Geſchichte von Franckreich, iſt nur ein weitläufiger und auf mehr als eine Art partheyiſcher Erzähler von Heinrichs vornehmſten Verrichtungen. Voltaire hat ſehr wohl geſagt: „Wenn man Heinrichs Leben beym Da„niel lieſet, ſo erſtaunet man ganz, daß man ihn „nicht als einen großen Mann findet.“

Dagegen bringt Bayle in ſeinem Dictionnaire hiſtorique & critique, im Artikel Henri IV. einige leſenswürdige Bemerckungen und Unterſuchungen über dieſen König vor. Manches darunter iſt, nach ſeiner Gewohnheit, mehr ſonderbar als lehrreich; er hätte in dieſer Lebensgeſchichte noch viel mehr Stoff für ſeinen Scharfſinn und ſeine freye Beurtheilung finden können.

Eben ſo macht der Präſident Henault in ſeinem meiſterhaften chronologiſchen Auszuge aus der Franzöſiſchen Geſchichte, zwar viele ſchöne Anmerckungen

über dieſen König; aber an manchen Stellen ſagt er doch viel zu wenig. Er kommt auf den Todt des Königs: und hier erwartet man einen Schriftſteller von ſolcher Einſicht, der ſich in der bündigſten Kürze zu zeigen weiß. „Heinrich der vierte, ſagt er, „wird ermordet,“ — und alles, was er noch dazu ſezt, iſt folgendes: „er hatte in ſeiner Kutſche „die Herren von Epernon, von Montbazon, von „Lavardin, von Roquelaure, De La Force, „von Liencourt und von Mirebeau.“ Und wenn noch ſechs andere darinne geſeſſen hätten, ſo iſt an ihnen allen der Nachwelt bey dieſem Vorfall nichts gelegen.

Was Voltaire in ſeinem Verſuche einer Allgemeinen Geſchichte über Heinrich den Vierten geſchrieben hat, iſt in der Kürze ſehr unterrichtend. Wenn man erſt durch andere Hülfsmittel die hiſtoriſche Wahrheit ausgemacht hat: ſo können die Betrachtungen dieſes Schriftſtellers über die Geſchichte überaus wohl genüzt werden. Sein Heldengedicht auf Heinrich den Vierten (la Henriade) wird zwar nicht als ein Muſter von Gedichten dieſer Art auf die Nachwelt kommen; aber als eine glänzende Sammlung von lebhaften und rührenden Bildern, wird es vermuthlich ſtets geleſen werden.

Erſt im Jahr 1766. hat Herr De Bury zu Paris eine Lebensbeſchreibung von Heinrich dem Vierten in vier Duodezbänden herausgegeben. Ich habe ſie mit Nuzen gebraucht, weil ſie einen Auszug aus allen vorhergehenden Geſchichtſchreibern enthält. Sie iſt auch ordentlich und angenehm geſchrieben. Heinrichs Bild, das vor der erſten Ausgabe dieſer Biographie ſteht, iſt aus derſelben genommen: und

auf-

ßerdem findet man darinne sein gestochene Abbil-
ngen von den größten Männern unter der Regie-
ng dieses Herrn, von seiner zweyten Gemahlinn,
d von seinen Geliebten. Aber eben dieses Buch
t den Fehler der meisten Französischen Lebensbe-
reibungen: es ist zugleich eine Geschichte von
anckreich; nicht bloß Heinrichs Leben. Es ist
ht einmal so vollständig, als das kleine Werck des
refize, dem es am meisten zu dancken hat, nicht
starck im Ausdrucke, noch so lehrreich und patrio-
h. De Bury verschweigt oder verstellt alles, was
einrichen als einem Reformirten Ehre macht; was
ie wahre Ueberzeugung von seiner ersten Religion
veiset. Er begeht sogar Fehler wider die Geschich-
und Erdbeschreibung, unter welche dieser für einen
riser unverzeihliche gehört, daß er Ivry, den Ort
er so berühmten Schlacht, an die Seine versezt.
eine Betrachtungen über die Geschichte sind weder
uffig, noch erheblich, und viele Stellen können der
rtheylichkeit überführt werden.

Es ist zu wünschen, daß die Sammlung eigen-
ndiger Briefe Heinrichs des IV. welche der Staats-
nister Graf von Argenson dem Präsidenten He-
ult hinterlassen hat, und von welchen dieser einige
dem Mercure de France hat drucken lassen, ganz
n Vorschein kommen möge. Aus einigen Stel-
der Anmerckungen zu der neuen Ausgabe von den
achrichten des Sülly, muß ich schließen, daß sol-
s auch bereits geschehen sey. Vor kurzem ist in
rrn Goeckingks Journal von und für Deutsch-
d, J. 1784. noch ein anderer Schatz dieser Art,
nlich über hundert ungedruckte Briefe Heinrichs
. welche der durch seine Schriften berühmte Fran-
sische General Baron Zurlauben in Zug besizt, be-
nt gemacht worden.

Die

Die Sammlung: Lettres d'*Henry* IV. welche im Jahr 1733. zu Amſterdam in zween Octavbänden gedruckt worden iſt, enthält mehrentheils Briefe der Staatsbedienten dieſes Herrn an ſeinen Geſandten in England, vom Jahr 1606. bis 1611. und macht eine zuverläßige Erläuterung dieſes Zeitraums aus. Noch weniger dürfen hier Les Negociations de M. le Préſident *Jeannin*, à Leyde 1695. Tomes III. 12. und beſonders die Lettres du Cardinal d'*Oſſat*, avec des Notes hiſtoriques et politiques de M. *Amelot de la Houſſaye*, à Amſterdam, Tomes V. 12. vergeſſen werden.

Einige ſehr ſchön und wizig abgefaßte Schriften der Franzoſen in den neueſten Jahren über Heinrich IV. wie das Eloge de *Henry* IV. par Mr. *de la Harpe*, à Paris, 1769. 8. ſind angenehme und zum Theil rührende Beiträge zur Beredſamkeit und Dichtkunſt; aber nicht zur eigentlichen Geſchichte.

Ende des erſten Theils.

CHRISTINA
KŒNIGIN VON SCHWEDEN.
D. Berger sculpsit Berolini 1772.

Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,
Professor zu Wittenberg.

Zweyter Theil.

Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.

Berlin,
verlegts August Mylius.
1772.

Vorrede
zur ersten Auflage.

Nicht, um meine Danckbarkeit gegen die Lobsprüche zu bezeigen, welche man dem Anfange dieses Wercks beygelegt hat; auch nicht, um jeden el, den man unter dieselben gemischt hat, eantworten, schreibe ich diese Vorrede. Bey- ist in meinen Augen unnöthig: denn man wohl, wie zufrieden ein Schriftsteller sey, n man ihm sagt, daß er seine Arbeit nicht nst verschwendet habe, und auf der andern te verlangt man nicht von ihm, zu beweisen, er niemals irren und fehlen könne. Bey- verrathet aber auch, wenn es gleich nicht rmann glauben will, eine herrschende Ei- liebe. Ich habe bessere Ursachen, warum ich ne Leser bey dem Eingange zu diesem Theil

etwas aufhalten will. Es iſt, ſehe ich, meine Beſtimmung, Bücher über die Geſchichte herauszugeben: mehrere, größere, geſchwinder nach einander, als ich wünſchte, und als es ihnen vortheilhaft iſt. Noch vor kurzem hoffte ich, dieſe ſtrengere Verbindlichkeit gemildert zu ſehen; aber da ſie, wie ich fürchte, noch eine Zeitlang fortdauern dürfte: ſo habe ich mir wenigſtens gewiſſe Geſetze vorgeſchrieben, nach welchen ich die Feder führen will, und ſie ſtehen mit den eigenthümlichen Regeln dieſer Biographie in einer ſo genauen Verbindung, daß ich von denſelben hier ſehr bequem reden kann. Außerdem halte ich es vor nöthig, auch das Verhalten anzuzeigen, das ich ſtets bey der verſchiedenen Aufnahme, welche dieſe und andere meiner Schriften finden dürften, beobachten werde. Das vernünftige Verhalten bey einer ſolchen Gelegenheit, könnte man dencken, iſt ſchon lange feſtgeſetzt; allein man kann nicht hinzu ſetzen: und man trifft bey der Ausübung deſſelben keine Schwierigkeiten an.

Ich ſchreibe weder um Ruhm zu erlangen, noch um neue Entdeckungen in der Geſchichte vorzutragen. Zu beyden Abſichten gehört eine Vollkommenheit und Uebung, die nicht einmal immer in einem reifern Alter erworben wird. In jüngern Jahren ſollten wir eigentlich die Geſchichte niemals, oder doch ſehr ſelten beſchreiben, weil ſie eben ſowohl eine ausnehmende Klugheit vorausſetzt, als ſie ſelbſt eine Lehrerinn derſelben heißt. Offenherzig zu reden,

ich schreibe von dieser Wissenschaft was ich weiß; was ich täglich durch fremde und eigene Untersuchungen darinne lerne; dasjenige insonderheit, was mich in derselben vorzüglich unterrichtet und rühret, und was sich für den größern Theil der Leser am meisten schickt; ich suche vor allen Dingen Wahrheit, forsche nach, ob sie durchgängig erkannt worden, lange verdunckelt gewesen, oder wieder vergessen worden ist, und nach dieser Prüfung wähle oder bilde ich meine Erzählungen. Da ich jetzt nicht alle meine Endzwecke nennen kann, so begnüge ich mich daran, zu gestehen, daß ich gerne das lehrreichste und menschlichste Vergnügen, dasjenige also, welches aus der genauern Geschichte des Menschen, seiner Bestimmungen, Fähigkeiten und Gaben, seiner Einsichten, Entwürfe, Absichten und Leidenschaften, der unendlich verschiedenen Wege, welche er zu betreten oder aufzusuchen pflegt, der eben so unzählichen Stellungen und Schicksale, in welchen ihn eine weise Vorsehung auf der Welt sehen läßt, seiner Tugenden, Verdienste und Schwachheiten, insonderheit auch des mannichfaltigen Lichtes, welches ihm der Himmel zu seiner Glückseeligkeit angezündet hat, und aller Arten des Gebrauchs oder Mißbrauchs, den er davon angestellet hat, entspringt und unerschöpflich fließt; daß ich dieses Vergnügen in sehr viele Gegenden der Welt leiten, ja, wenn es möglich wäre, ausschütten wollte. Die Geschichte ist gleichsam so gutwillig, daß sie sich

leicht dazu nüzen läßt. Ich bin kein ſcharfſichtigerer Kenner derſelben als andere, die zugleich mit mir leben. Jeder mittelmäßiger Gelehrter, der die Quellen der Geſchichte geleſen, mit einiger Schärfe geprüft, nachgedacht und gewählt hat, der außerdem Reinigkeit, Anſtand und Einfalt in ſeiner Schreibart zu verbinden weiß, kann eben ſolche Lebensbeſchreibungen und Bücher als die meinigen ſind, und noch beſſere, täglich ſchreiben. Woher kommt es alſo, daß meine Schriften einen ungleich größern Beyfall erlangt haben, als ich erwartete, oder nur wünſchen konnte? Zu meiner Beſchämung muß ich antworten: weil ich — ſo viel liegt daran früh zu kommen, — einer der erſten unter uns geweſen bin, der hiſtoriſche Verſuche dieſer Art gewagt hat. Allein derjenige, der ſich in der erſten Reihe befindet, muß immer befürchten, von den folgenden übertroffen zu werden, weil ſie mit geringem Beſtreben über ihn wegſehen können.

Es iſt einem Schriftſteller vergönnt, das Lob gelehrter und durch einen feinen Geſchmack bekannter Männer, als eine ſchmeichelhafte Belohnung ſeiner Mühe, noch mehr als eine Aufmunterung zu einer größern Anſtrengung ſeiner Kräfte, anzuſehen. Aber ſtolz darauf zu ſeyn, ſich vor unverbeſſerlich, ja nur der Vollkommenheit nahe, deswegen zu halten, iſt ihm nicht erlaubt. Man hat vielleicht ſein Buch nur von gewiſſen Seiten betrachtet, die ihm Ehre machen; der beurtheilende Leſer wird zuweilen überraſcht,

raſcht, und beſinnt ſich erſt ſpäte wieder, daß
er ſich durch nichts blenden laſſen ſoll; auch ſind
zwar rühmliche Zeugniſſe von ſeiner Arbeit ab-
gelegt worden; allein wer kann ihm ſagen, daß
tauſend andere Stimmen, die er nicht höret,
eben ſo ausgefallen ſind? Alle Kunſtrichter und
alle Leſer Eines Zeitraums können noch das Sie-
gel der Unſterblichkeit, ja nicht einmal der Wahr-
heit und Vortrefflichkeit auf ein Werck nicht
drucken. Wir, die wir Schriftſteller heißen,
werden endlich alle mit den alten Egyptiſchen
Königen vor jenes furchtbare Gerichte kommen,
das den Ausſpruch thun wird, ob wir zu den
Mumien ruhmwürdiger Vorfahren beygeſezt,
oder weggeworfen werden ſollen: vor das Ge-
richte der Nachwelt. Für viele unter uns iſt
es ein wahres Unglück, daß ſie nur Lobeser-
hebungen ſuchen, und zum Theil in einem ſehr
reichlichem Maaße erhalten. Ihre Zeitgenoſſen
werden dadurch betäubt; ſie ſelbſt glauben die-
ſelben ohne alle Einſchränckung, und vielleicht
noch größere, zu verdienen; allein den Tag nach
ihrem Tode ſtreicht man die Hälfte derſelben aus.

Ein Tadel, deſſen Gründe ich einſehen kann,
iſt für mich, ſo ferne ich ein Schriftſteller bin,
der wichtigſte Dienſt. Ich verachte denjenigen,
der nichts weiter als entſcheidend iſt, mich an
einen beſondern Geſchmack oder an unerwieſene
Meinungen feſſeln will. Spricht er aber mit
dem Scheine des Rechtes, ſo darf ich doch noch
immer unterſuchen, ob ich ihn auch verdiene.

Darauf bin ich zwar, und gewisser Ursachen wegen, mehr als andere, vorbereitet, daß man Fehler in meinen Schriften finden wird. Ich bedaure es oft, daß die Vorlesungen noch nicht bekannt gemachter Wercke, welche bey den Alten unter dem Namen der Recitationen so berühmt waren, wie so viele andere Mittel, durch welche sie ihre Schriften der Nachwelt würdig machten, untergegangen sind; daß wir erst die ganze Welt durch den Druck fragen müssen, ob unser Buch sich ein längeres Leben, als wir selbst, versprechen könne; daß die gelehrten Gesellschaften, in welchen jene Vorlesungen am füglichsten hergestellt werden könnten, ihrer ersten Anlage nach dieser Absicht zuwider sind; daß ich endlich, wenn gleich diese Hülfe zur Ausbesserung, Glättung und Verschönerung meiner Schriften von neuem angeboten würde, mich doch derselben bey den Umständen, unter welchen ich schreibe, kaum bedienen könnte. Es bleibt mir also nur übrig, ohne Nachsicht gegen mich selbst zu seyn.

Ich habe es zuweilen in der Stille zu meiner Belustigung versucht, alles ohne Ausnahme, was man in meinen Schriften getadelt hat, zu vertheidigen. Man hat zu viele Muster hierinne, als daß dieses mißlingen sollte; es giebt Wendungen, durch welche man der gerechtesten Beschuldigung von Fehlern ausweichen kann, und wie viele Leser sind im Stande Richter abzugeben! Aber diese Künste werde ich niemals aus-

iben. Erkenne ich geirrt zu haben, ſo wer-
h ohne Weitläuftigkeit das Geſtändniß da-
unter die Verbeſſerungen am Ende des fol-
en Theils ſezen, oder die nöthige Verän-
ng in einer neuen Ausgabe anbringen; da
iberhaupt glaube, daß die Berichtigung un-
Schriften, auch wenn wir nicht daran er-
rt werden, unaufhörlich fortgehen, und
t weniger den Ausdruck als die Sachen ſelbſt
effen ſollte. Vor einiger Zeit war ich ziem-
geneigt, mich keiner einzigen getadelten
lle in meinen Büchern anzunehmen, ſollte
uch nur drey Worte brauchen, um ſie zu
tfertigen. Kenner, dachte ich, ſehen ohne-
dasjenige ſogleich, was ich für mich an-
ten kann, und andere können weder den Ta-
noch die Vertheidigung beurtheilen. Allein
e Sorgloſigkeit würde nicht allein dem Buche
htheilig ſeyn, ſondern auch eine zu geringe
tung gegen ſcharfſinnige und gelehrte Män-
, die es geprüft haben, verrathen. Wenn
unterdeſſen ſuchen werde, gewiſſe Nachrich-
, Urtheile und Vorſtellungsarten, welche
en Kunſtrichtern nicht gefallen, dennoch bey
m Platze zu ſchützen: ſo wird mich hierinne
Geiſt des Widerſpruchs und des Eigenſinnes
mals regieren; ich werde in dem Maaße mei-
Einſichten und meines Geſchmacks allein die
ſachen dazu finden. Manchmal werde ich mit
verſicht und Ueberzeugung reden; noch öfter
r werde ich meine Vertheidigung als Zweifel

gegen die Gültigkeit des gefällten Urtheils vortragen: dann wird ſie eine Berufung von einem niedern Richter an das höchſte Gerichte der Schriftſteller ſeyn, und vielleicht erfahre ich nie, ob ſie angenommen oder verworfen ſey. Immer wird es meine vornehmſte Abſicht bleiben, daß durch dieſe Bemühungen die Wahrheit und Brauchbarkeit der Geſchichtskunde etwas gewinne. Ob mein Tadler recht behalte, oder ich, daran iſt würcklich ſehr wenig gelegen; aber daß die Geſchichte nichts von ihrer Ehre und Würde verliere, dafür müſſen wir beyde ſorgen.

Je mehr ich die Abſichten und Grundſätze entwickele, nach welchen ich ſchreibe, deſto weniger werde ich vermuthlich nöthig haben, mich künftig zu vertheidigen; kürzer werde ich es gewiß thun können. Dem gegenwärtigen Buche ſind inſonderheit Erläuterungen von mehr als Einer Gattung nöthig. Die Wahl der Perſonen, deren Leben ich darinne zu beſchreiben gedencke, hat nicht völlig gefallen. Man wünſcht, daß ich daſſelbe ganz der deutſchen Geſchichte wiedmen, oder doch aus der alten und ausländiſchen nur ſolche Männer abſchildern möchte, deren Züge noch zerſtreuet in den alten Denckmalen herumliegen. Ich will hier nicht antworten, daß die Aufſchrift und der Entwurf von dieſem Wercke eine ſolche Einſchränckung nicht mehr verſtatten. Ich erkenne auch ungemein lebhaft, wie ſehr ich ſchuldig ſey, für mein Va-

ter-

rland hauptsächlich zu arbeiten; wie reich das-
lbe, auch von dieser Seite, sey, wenn man
ine Schätze nur brauchen will. Aber alle Hin-
rnisse ungerechnet, welche in der ältern deut-
hen Geschichte von der Beschaffenheit ihrer
Schriftsteller, in der neuern hingegen von dem
st unvermeidlichen Verdachte der Partheylich-
it, und andern noch mehr versteckten Ursachen
ntstehen: so reißt mich eine unwiderstehliche
eigung zu der Geschichte des Alterthums hin.
Wollte man durchaus eine Scheidewand zwi-
hen ihr und mir ziehen, so würde man mir be-
nders eine der schönsten Gelegenheiten entreis-
n, die gute historische Methode immer besser
nnen zu lernen: denn man merckt wohl, daß
e Geschichtschreiber der alten Historie mich
rzüglich bey derselben zurückhalten.

Aber eben diese, sagt man vielleicht, soll-
n einen neuern Biographen abschrecken, sich auf
nerley Felde mit ihnen zu zeigen. Die großen
Männer des Alterthums sind von ihnen schon
lücklicher gezeichnet worden, als daß man mehr
Wahrheit oder mehr Kunst zu ihren Bildern
zen könnte. Auch ich dencke hierüber fast auf
leiche Art; und dennoch glaube ich, daß man
i gewissen Fällen auch sehr gut beschriebene Le-
en noch einmal bearbeiten dürfe. Jede Nation
at ihre eigenthümlichen Vorurtheile, die in ih-
: sonst vielleicht sehr richtige Denckungsart ein-
ewebt sind; ein jedes Zeitalter hat eben sowohl

die

die seinigen. Sind es nicht Vorurtheile im strengern Verstande; so wird es doch ein Hang auf gewisse besondere Seiten, ein herrschender Geschmack in Ansehung der Religion, der Sitten, des Witzes, der Gelehrsamkeit, oft auch in Absicht auf die Staatsverfassung, die Mittel ein Land glücklich zu machen, und hundert andere untergeordnete Begriffe, seyn. Einzele Schriftsteller nehmen nicht nur eben diese Vorurtheile an; sondern sie vermehren dieselben auch mit andern, die nur innerhalb der Gränzen ihres Geistes wachsen. Daher kann man von dem Leben großer und berühmter Männer aus Einem Schriftsteller sehr selten eine vollkommen wahre und sichere Vorstellung ziehen; er müßte denn die Stimmen mehrerer Zeiten und Völcker mit einer gewissenhaften Aufrichtigkeit gebraucht haben. Ueberhaupt erhält ein Theil der Geschichte nicht anders eine unpartheyische Abbildung, als wenn Schriftsteller aus mehrern Nationen sich mit demselben beschäftigen; die einheimischen zuerst, nach ihnen die ausländischen. Die Franzosen wundern sich zum Theil in unsern Zeiten, daß man in Deutschland und andern Ländern Ludwig dem Vierzehnten den Nahmen eines großen Fürsten nicht mehr zugestehen will, und sie schreiben dieses wohl gar einem geheimen Hasse gegen denselben zu. Die wahre Ursache davon fließt gerade aus der entgegen stehenden Quelle. Der alte Haß, zu welchem dieser König den benachbarten Völckern so viele Gelegenheit gab,

ist

t verloſchen: ſo lange derſelbe noch brannte,
eßen ſie ihm wegen ſeiner guten Eigenſchaften
nd Verdienſte eben ſo wenig Gerechtigkeit wie-
erfahren, als Franckreich ſeine großen Fehler
ckannte. Allein nachdem die Ausländer ange-
ngen haben, ſeine Geſchichte mit kaltem Blute
unterſuchen, lernen ſie nach und nach zwiſchen
em Jahrhunderte Ludwigs des Vierzehn-
n und den Schmähſchriften, durch welche man
n angegriffen hat, in der Mitte ſtehen. Sei-
e eigene Nation betrachtet ihn noch jezt nicht
us dieſem Standorte, ob ſie gleich ſehr le-
nswürdige Nachrichten von ſeinem Leben ge-
hrieben hat.

Wenn ich den Inhalt dieſer Biographie von
erſchiedenen Völckern entlehne, ſo vermeide ich
icht nur die Einförmigkeit der Erzählung, wie-
ohl ich mich vor dieſer am wenigſten fürchten
ürfte, wenn ich gleich immer in Deutſchland
liebe; ich hoffe alsdenn auch eine wichtige Ab-
cht der Geſchichte zu befördern. Ich und mei-
e Leſer, wir reiſen: und das hiſtoriſche Reiſen iſt
en meiſten unter uns noch dienlicher als dasje-
ige, welches auf dem Poſtwagen angeſtellt wird.
Wir lieben unſer Vaterland; aber ſo lange wir
ie Vortheile und Sitten anderer Länder nicht
ennen, bleiben wir ſehr kurzſichtig: wir be-
undern nur unſer Eigenthum, und finden uns
ſt unverbeſſerlich. Die großen Männer ande-
r Nationen erleichtern uns die Bekanntſchaft

mit

mit uns ſelbſt auf die angenehmſte Art; ja unſer Stolz erkühnt ſich nicht einmal, darüber Klagen zu führen.

Alles dieſes ohngeachtet habe ich doch, wenn man ſcharf in mich dringen will, gewiſſermaßen Unrecht. Wollen wir den Ausländern nicht lächerlich und verächtlich vorkommen, ſo dürfen wir nicht als Knaben und Schüler reiſen, die ihr Vaterland noch nicht kennen, und doch bereits fremde Völcker in Augenſchein nehmen. Man kann auf gleiche Art ſagen: Wir haben noch ſo wenig zur Ehre und Ausbreitung der deutſchen Geſchichte: ſo wenig für diejenigen von unſerer Nation, welche dieſelbe leſen wollen, ohne dadurch gelehrt zu werden, wohl aber um patriotiſch dencken zu lernen; auch noch ſo wenig für Fremde geſchrieben, welche die großen Deutſchen von uns ſelbſt geſchildert leſen möchten: und gleichwohl tragen wir die auswärtige Geſchichte unermüdet in unſere Wercke über. Wir wollen uns immer noch erſt eine Zeitlang zu Hauſe umſehen, bis wir die Fremden ſo häufig in unſer Vaterland einführen. — Gerührt von dieſen Vorwürfen und Ermahnungen, hätte ich vielleicht in dieſem Theile mehrere Deutſche auftreten laſſen, wenn mir nicht die Wahl, ſobald ſie einen berühmten Mann aus unſerer Nation treffen ſoll, außerordentlich ſchwer fiele. Ich fühle die Urſachen beſſer als ich ſie ſagen kann; von der Zeit und den Umſtänden meines

Lebens

ebens erwarte ich am meiſten, daß ſie gehoben
erden.

Die Freyheit unterdeſſen, welche ich mir in
bſicht auf die Perſonen ausbitte, deren Le-
en ich künftig erzählen dürfte, dieſe will ich
ineswegs auch auf ihre Handlungen und Be-
benheiten ausdähnen. Da ich überhaupt
mercke, daß vieles, was ich ſchreibe, weit-
uftiger ausfällt, als es nach meiner Abſicht
erden ſollte: ſo hat ſich mehrmals der Ver-
icht bey mir geregt, ob dieſe Lebensbeſchrei-
ungen nicht in engere Gränzen eingeſchloſſen
erden müßten. Gebührt es ihnen, von dem
iuslichen, eingezogenen und bloß geſellſchaft-
hen Leben eines großen Mannes zu ſeinem Le-
n im Staate nicht nur zuweilen aufzufliegen,
ndern ſich auch bey dieſem lange zu verweilen,
id eben ſowohl ſeinen Antheil an der allge-
einen Geſchichte ſeiner Zeit, als ſeine Privat-
ndlungen ausführlich zu beſchreiben? Muß
cht vielmehr der Biograph, wie einer unſerer
harfſinnigſten Lehrer der Geſchichte ſagt, im
ewußtſeyn ſeiner Niedrigkeit, vornemlich nur
is Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft,
eit weniger aber den Fürſten, den Krieger,
n Staatsmann, zeigen? Hierinne, fährt
fort, iſt ihm Nepos vorgegangen: dieſer er-
hlt in dem Leben des Miltiades die Schlacht
y Marathon ſehr kurz, ob es gleich die größ-
That dieſes Feldherrn war. Andere Ge-

lehrte von großen Gaben und Einsichten erinnern noch besonders, daß man die ausführlichen Nachrichten von Feldzügen, Schlachten und Belagerungen aus der Geschichte verbannen sollte. Sie stellen uns nur das Elend und Unglück der Welt vor: desto weniger verdienen sie den mühsamen Fleiß eines Geschichtschreibers. Wird man sie also wohl in einer Biographie vertragen können?

Man wird sie, antworte ich, und alles, was die allgemeine Geschichte angeht, auch in Lebensbeschreibungen dulden müssen, wenn man die Bestimmungs-Regel nicht verwerfen kann, nach welcher ich diese abfasse, und welche ich hier zur Prüfung vorlege. Das Leben eines Menschen ist der ganze Umfang seiner Thätigkeit und Geschäftigkeit, sie mag vor wenigen Zeugen, oder vor den Augen der Welt in Bewegung gesezt worden seyn. Was er nur erlebt hat, gehört in die Geschichte seines Zeitalters; aber alle beträchtliche Begebenheiten, Versuche und Thaten, die er selbst belebt hat, machen seine eigene Geschichte aus. Sie bloß zu berühren, ist nicht lehrreich genug. Man kann auf diese Art zwar ein Gemählde im Kleinen mit dem Nepos entwerfen, das treffend, angenehm und unterrichtend ist, auch eine starke Uebung für die Kunst abgiebt. Aber wenn man die Menschen, so zu reden, in Lebensgröße mahlen will, so muß man ohngefähr

wie

wie Plutarch schreiben. Alsdenn sagt man nicht bloß: dieses hat mein Held gethan, und an diesen allgemeinen Zügen kann man ihn kennen; man geht bey jeder seiner Unternehmungen auf seine Absichten und Bewegungsgründe zurück, so weit man nur einiges Licht vor sich hat; man läßt die Hindernisse sehen, die er besiegt, die Mittel, welche er gebraucht oder in sich selbst gefunden hat: und, um es kurz auszudrücken, man sucht ihn nicht nur in seiner ganzen Größe darzustellen, sondern diese auch begreiflich zu machen. Eben darum nehme ich einen großen Mann aus der Geschichte heraus, um an ihm zu zeigen, wie viel ein einziger Mensch thun könne; wie dieser in allen Auftritten des Lebens gedacht, gehandelt, gearbeitet und gekämpft habe; was er ausgeführt habe, und was ihm mißlungen sey. Betrachte ich ihn meistentheils nur in seiner Familie, oder in einer kleinen Gesellschaft; folge ich ihm nicht bey jedem sehnswürdigen Schritte nach, den er öffentlich gethan hat, so werde ich ihn zwar vielleicht kenntlich machen, aber nicht von allen Seiten. Wenn insonderheit der Hauptsiz eines berühmten Mannes Kriege und Schlachten gewesen sind, würde es wohl eine Lebensbeschreibung von ihm heißen können, wenn ich ihn über denselben nur wegeilen ließe? So wenig man den Charakter und die Verdienste eines Mannes, der noch lebt, völlig übersehen, und also mehr als Beyträge zu seiner Lebensbeschreibung mittheilen

len kann; so wenig will ich mir hingegen, wenn ich ihn wieder ins Leben zurück zu bringen suche, einen der ihm eigenen Züge entwischen lassen.

Zu einem solchen Entwurfe ist mir die Zeitordnung durchaus nothwendig. Wer zweifelt daran? wird man vielleicht fragen. Ich selbst bekam darüber einen kleinen Zweifel, als ich zuerst die Geschichte **Franz des Ersten** von dem Herrn Gaillard las. Dieser sinnreiche und beredte Schriftsteller hat jede große Staatsveränderung und Begebenheit in dem Leben jenes Königs besonders, und in einem ununterbrochenen Zusammenhange, vorgetragen: eine Methode, nach welcher man allerdings die wichtigsten Gegenden eines Lebens geschwinder übersehen und beurtheilen kann. Doch eben diese Methode ist, wie ich glaube, nur in seltnen Fällen brauchbar. In einer Lebensbeschreibung will ich nicht bloß zeigen, was vor große Dinge und wenn sie von einem berühmten Manne verrichtet worden sind; ich will die Leser auch auf den Gang seines Geistes von Jahr zu Jahr, auf das Wachsthum und die verschiedene Richtung desselben, auf die sonderbaren Abwechselungen, welche darinne entstanden sind, endlich auf den Einfluß aufmerksam machen, den frühere Zufälle in seine spätern Handlungen, oft beynahe unmerklich, geäußert haben. Dieses alles werde ich gar nicht, oder nur mit vieler Unbequemlichkeit, leisten können, wenn ich

sein

ſein Leben nach deſſen vornehmſten Auftritten in gewiſſe Abſchnitte zerreiße, die mich bald in die Mitte, bald an das Ende deſſelben führen. Wenn eine merckwürdige Begebenheit wenige Jahre nach einander aufgeblühet und auch zur Reife gekommen iſt, ohne daß andere von gleicher Erheblichkeit dazwiſchen hervorgeſchoſſen wären: ſo kann ſie zwar mit einigem Rechte in einer Lebensbeſchreibung ihren eigenen abgeſonderten Platz fordern; allein man verliert dadurch die Verbindung geringerer Vorfälle mit derſelben, von welchen doch zuweilen die vortheilhafteſten oder nachtheiligſten Stellungen abhängen.

Ich hatte mir noch vorgenommen, es an eben dieſem Orte zu ſagen, warum ich jezt anfange, die ſogenannten Charaktere, welche man an den Schluß der Lebensbeſchreibungen anzuhängen pflegt, meiſtentheils vor fehlerhaft und unſchicklich zu halten; welche Urſachen mich hindern, die einzelen Stellen der Schriftſteller, deren ich mich bediene, bey jeder Begebenheit als Zeugniſſe anzuführen: und wie ferne ich glaube, daß man in einer Lebensbeſchreibung von ſich ſelbſt reden könne, ohne vor eitel und geſchwäzig angeſehen zu werden. Ich hielte es auch vor nüzlich, einige andere Vorwürfe zu beantworten, welche man den Erzählungen und einzelen Stellen des erſten Theils von dieſem Buche gemacht hat, und ich hatte zu dieſer Abſicht ſchon ſo

vielen Vorrath gesammlet, daß derselbe leicht noch einige Blätter gefüllt haben würde. Allein die Zeit, da dieser Theil gänzlich abgedruckt seyn muß, ist schon so nahe, daß ich nichts besseres thun kann, als meine Vorrede plözlich zu schließen, und jenen noch unausgebildeten Vorrath nebst den vorhergedachten Untersuchungen, für eine ähnliche bequeme Gelegenheit aufzubehalten. Unterdessen dancke ich denjenigen Herren in meiner Vaterstadt, welche den Verkauf dieses Buchs untersagt haben, für eine so unerwartete, so wenig verdiente Ehre. Wittenberg, am 2ten October des Jahrs 1768.

Vorrede
zur zweyten Auflage.

Ob ich gleich alle Mühe angewandt habe, diesem Theile mehr Richtigkeit und Genauigkeit von jeder Art zu verschaffen; so wird man doch nicht finden, daß er e- beträchtliche Verbesserungen erhalten habe. ieses heißt nicht so viel, daß er sich nach meinen sichten der Vollkommenheit nähere; es zeigt ß, daß ich nicht viele zu anstößige Fehler darin- gefunden habe. Das Ganze desselben sowohl, manche einzele Stellen, mögen noch weit ge- von der Würde der Geschichte, vielleicht auch nders von ihrer edeln Einfalt, die ich immer hr zu erreichen suche, entfernt seyn. Daß die den, welche Josephus dem Titus beylegt, und che man weggewünscht hatte, stehen geblieben b, kann wohl dadurch gerechtfertigt werden, daß wenigstens sehr wahrscheinlich die Gesinnungen es Kayſers enthalten; wenn gleich, wie man unsern Zeiten kaum mehr erinnern darf, der Geschichtschreiber an der Ausbildung derselben den gröſ- Antheil haben dürfte. Auch erkenne ich wil- daß der Vorwurf des Apollonius an den tus, (S. 69. 70.) nicht ohne Einschränckung theidigt werden könne; aber er wird, da diese so ht zu bestimmen ist, schwerlich einem schlimmen ißbrauche unterworfen seyn.

In den Lebensbeschreibungen selbst sind fast kei- andere Vermehrungen hinzugekommen, als solche, man zugleich Verbesserungen nennen kann. Da

aber dieſer Theil des Wercks ungleich ſchwächer als die übrigen an der Zahl der Bogen iſt: ſo hielt ich es vor erlaubt und den Leſern nicht unangenehm, zwo Abhandlungen ſcharfſinniger Schriftſteller beyzufügen, welche mit dem Inhalte einer allgemeinen Biographie in nierklicher Verwandtſchaft ſtehen. Die eine derſelben, des Herrn von Maupertuis Gedancken über die Art das Leben großer Männer zu beſchreiben und zu leſen, (im Mercure de France, 1757. Mois de Juin, Part. II.) würde vorzüglich eine Zierde meines Buchs abgegeben haben. Vergebens aber habe ich in Berlin und Leipzig nach der periodiſchen Schrift getrachtet, in welcher ſie allein befindlich zu ſeyn ſcheinet, und aus welcher ich ſie ehemals ſelbſt, (in den Leipz. Gel. Zeitungen, 1757. S. 650. fg.), kurz angezeigt hatte.

Dagegen wird man den Aufſaz des Grafen Algarotti, welchen ich eingerückt habe, vermuthlich mit Vergnügen leſen. Die Ueberſezung deſſelben, iſt auf mein Erſuchen von meinem ſehr werthen Freunde, dem Herrn Prof. Klauſing in Leipzig verfertigt worden, von deſſem langem Aufenthalte in Italien die gelehrte Welt ſchon ſo ſchöne Früchte genoſſen hat. Es fehlte mir nicht an der kleinen Fertigkeit, die italiäniſche Urſchrift für mich zu verſtehen; aber ſie für das Publicum zu überſezen, wagte ich deſto weniger, da ich einen ſo guten Beyſtand in der Nähe hatte. Einige kleine Anmerckungen und Zweifel, welche durch die Gedancken des Grafen Algarotti veranlaßt werden konnten, habe ich gleichwohl weggelaſſen: theils, weil ſie gelehrten und nachdenckenden Leſern ohnedieß beyfallen werden; (wie unter andern bey dem, was der Verfaſſer von der Beförderung der mathematiſchen Wiſſenſchaften in Deutſchland bemerckt zu haben glaubt,) theils weil ich ſelbſt dieſen kurzen Vorbericht, ſo groß iſt meine gegenwärtige Muthloſigkeit zu ſchreiben und zu arbeiten, kaum aufzuſezen im Stande bin. Wittenberg, am lezten Tage des Auguſt, im Jahr 1772.

Der

Des

Grafen von Algarotti

Versuch

über die Meinung, daß die großen Genies alle zu einer Zeit zugleich blühen.

Unter den Fragen, welche zur Philologie gehören, ist diejenige wohl eine der artigsten und zugleich schwersten, welche Herr Racine in einer Abhandlung über die Abnahme der Genies zu untersuchen sich vorgenommen hat, und die vor ihm bereits andere aufzulösen vergeblich sich bemühet haben: nemlich, woher es komme, daß die vortreflichsten Leute sowohl in den Künsten als Wissenschaften alle zu einer Zeit zugleich zu blühen pflegen. Es ist unleugbar, sagt er, daß dieses würcklich geschehen sey: in Griechenland zur Zeit Philipps und Alexanders, welche noch von dem Lobe der Platonen, Demosthenen und so vieler andern erschallet; in Italien unter der Regierung des Julius Cäsar

und Augustus, und nachher unter dem Julius dem Zweyten und Leo dem Zehnten, und endlich in Franckreich unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten, die an vortreflichen Männern von aller Art so fruchtbar gewesen ist. In diesen vier Zeitpuncten entzündeten sich, wie auf einmal, so viele lichter des Genie, die immer noch scheinen, so daß die vorhergehenden und nachfolgenden Zeiten gewissermaßen mit Finsterniß bedeckt gewesen sind. Herr Racine zeiget vornemlich, wie unzulänglich die übrigen Auflösungen dieser Frage sind, die man theils aus physikalischen Ursachen, dergleichen der Einfluß des Himmels zu gewissen besondern Zeiten seyn würde, theils auch aus moralischen Ursachen, als aus der Ruhe und Größe der Staaten, oder aus der Begünstigung der Fürsten hergeleitet hat; und sodann fähret er fort seine eigene Auflösung vorzutragen, welche darinne besteht. Die glückliche Entstehung, sagt er, und das Ansehen eines einzigen grossen Genie, wenn es auf einen guten Weg gebracht wird, ist hinlänglich alle andere, auch sogar diejenigen, welche verschiedene gelehrte Beschäftigungen ergriffen haben, dahin zu führen. Denn da ein jeder, sezt er hinzu, in aller Art von Arbeiten des Geistes sich nach einerley Muster, nemlich nach der Natur bilden muß: so dienet einer dem andern zum Beyspiele, und sie bieten sich wechselsweise die Hand. Auf diese Weise gehen die guten Künste und Wissenschaften alle Einen Weg, und gelangen insgesamt zu Einer Zeit zur Vollkommenheit. Und hierbey führet er den Corneille zum Beyspiel an, welcher seiner Meinung nach, weil er die chimärische und falsche Manier seiner Zeit zu dichten verlassen, und in seinen Wercken die rechte und wahre Art gezeiget hat, der Vater so vieler Schriftsteller und Künst-

ler

ler ist, welche die Regierung Ludwigs des Vierzehnten so berühmt gemacht haben.

Dieses ist die Auflösung des Herrn Racine, welche übrigens von derjenigen nicht sehr unterschieden zu seyn scheinet, die Addison im Zuschauer darüber gegeben hat. Die Ursache, sagt der englische Schriftsteller, warum zu gewissen Zeiten viele vortrefliche Köpfe in einerley Art von Studien gleichsam Haufenweise erscheinen, ist die Gemeinschaft, die Männer von Genie unter sich haben, wodurch sie einen wechselsweisen Handel ihrer Kenntniße unterhalten. Die Wissenschaft ist gleichsam im Umlaufe, und keine neue Bemerckung oder Aussicht oder Gedanken bleibet in einer einzigen Seele verschlossen, und ist unthätig oder geräth ins Stecken. Auf diese Weise können wir uns durch einen lebendigen Umgang die besondern Arten zu dencken und das besondere Genie anderer zu eigen machen; und das Wahre unter allen seinen verschiedenen Gestalten leicht entdecken. (*) Daher hatte auch Herr Racine nicht unrecht,

(*) Der Umgang mit Leuten von feinem Genie ist ein anderer Weg zur Verbesserung unsers natürlichen Geschmacks. Es ist unmöglich, daß ein Mensch von den größten Talenten eine jede Sache in ihrem ganzen Umfange und in aller Mannigfaltigkeit des Lichts einsehen könnte. Ein jeder macht außer den allgemeinen Bemerckungen, die man über einen Schriftsteller anstellen kann, noch verschiedene Bemerckungen, die seiner eigenen Denckungsart angemessen sind, so daß uns der Umgang ganz natürlich solche Kenntnisse verschaffet, die wir nicht erwarteten, und die uns in den Stand sezen, von den Einsichten und Bemerckungen anderer Leute und von unsern eigenen den besten Gebrauch zu machen. Dieses ist der beste Grund, den ich von der Anmerckung geben kann, die bereits von andern gemacht worden ist, daß Leute von großen Genie

in

unrecht, daß er den Satz des Addison allgemein machte, und diesen Handel, den der englische Schriftsteller zwischen den verschiedenen Menschen von einerley Studien annimmt, auf alle Arten von Kenntnissen ausdähnet. Denn ein jeder weiß, daß die Wissenschaften und Künste die genaueste Verbindung und Verwandtschaft unter sich haben, wovon die Natur gewissermaßen die gemeinschaftliche Mutter ist, in wiefern sie theils von Philosophen aufgesucht, theils auch von Künstlern nachgeahmt wird. Und nach den allgemeinen Gründen eben dieser Natur, woraus alle Künste fließen, ist es allerdings wahr, daß ein Maler, der mit einem Dichter umgeht, oder ein vortreffliches Gedicht lieset, sehr schöne Vorstellungen und Einsichten für seine Kunst daraus wird schöpffen können; ja man wird sogar die Regeln der horazischen Dichtkunst mit einer geringen Veränderung auf die Malerey, Bildhauerkunst und Baukunst anwenden können; so wie man guten Theils auch die kurzen Lehrsätze des Hippocrates mit leichter Mühe in eben so viele Regeln der Moral verwandeln könnte. Daher ist es ebenfals vollkommen gegründet, worauf sich Herr Racine vornemlich stützet, daß das Ansehen und Beyspiel allezeit bey den Menschen von größerer Würcksamkeit gewesen sey als die Vernunft; indem diese leztere durch lange und schwere

in einerley Schreibart selten einzeln aufstehen, sondern gemeiniglich zu gewissen Zeiten zugleich und Haufenweise erscheinen; so wie es zu Rom unter der Regierung des Augustus, und in Griechenland zur Zeit des Socrates geschah. Ja ich glaube nicht, daß Corneille, Racine, Boileau, La Fontaine, Brüyere, Le Bossü oder die Daciers so schön würden geschrieben haben, wie es würcklich von ihnen geschehen ist, wenn sie nicht Freunde und Zeitgenossen gewesen wären. Der Zuschauer N. 409. Th. 6.

jwere Wege, die nicht für alle sind, fortgehet, da
ne in die Sinne fallen und die Einbildungskraft ei-
s jeden rühren; und vielleicht auch deswegen, weil
r Mensch seiner Natur nach zur Nachahmung und
m Wetteifer geneigt ist.

Es ist also der Satz des Herrn Racine an sich
leuchtend, und hat das Ansehen der Wahrheit;
lein vielleicht ist er auch nur den Grundsätzen der
hilosophie ähnlich, die auf dem ersten Anblick durch
re Allgemeinheit einnehmen, die man aber her-
ich wenigstens zum Theil wieder verlassen muß,
enn man sie zum Beweise der besondern Erschei-
ungen anwenden will. Und in der That kann auch
e Stärcke des Beyspiels in den Ländern, wo die
inheit der Regierung statt findet, allgemein würck-
m seyn. Da in denselben eine Hauptstadt ist, wo-
n sich, wie in einen Mittelpunckt, die ganze Stär-
des Landes zu ziehen pflegt: so kann diese Stärcke
der Verbindung würcken, und sich hernach in die
tfernten Provinzen ausbreiten: und vielleicht ist
r einziger Mensch schon zureichend, seiner Nation
d seinem Zeitalter den Weg zu zeigen. Und da-
r rühret es auch, daß in dem alten Rom alle Ar-
n von Studien fast auf einmal zugleich blüheten:
durch das Beyspiel von sehr wenigen, welche die
riechen nachzuahmen suchten, wurden sogleich in den
enländern alle Quellen des Schönen geöfnet. Aus
em Theile von Italien, und aus jedem Winckel
r entferntesten Provinzen kamen die Leute in Rom
sammen, und ein jeder fieng an, an den artigen
itten und Moden der Stadt Geschmack zu finden.
d so wie der Kaiser den Legionen in den entfernte-
n Lägern Befehle ertheilte, eben so herrschte Virgil
d Cicero, oder ein jeder anderer, der sich durch

sein

sein Genie in jener Hauptstadt hervorthat, in den Schulen der Beredsamkeit und der Dichtkunst, in Gallien und in Spanien. Auf gleiche Weise kam in Paris eine jede Gattung von Künsten und Wissenschaften zu einer Zeit hervor, da zween oder drey Franzosen sich bemüheten, die Alten und uns nachzuahmen. Und London selbst sah auch zu einer Zeit die Addison, Swifte, Locke und Newtone blühen.

Allein in zertheilten Ländern, wie jezt Griechenland und Italien ist, findet der obenerwähnte Grund nicht statt. Lieget nicht von dieser Ungleichheit, so zu sagen, der Grund in den verschiedenen Theilen des Landes darinnen, daß sie von verschiedenen Fürsten beherrschet werden; daß hier die Regierung monarchisch, und dort republicanisch ist; oder daß hier die Soldaten, und dort die Geistlichen herrschen: und daß eine Landschaft einen eingebohrnen Fürsten in ihrem Schooße hat; eine andere aber von einem Herrn regiert wird, der sehr weit entfernt und von unterschiedener Nation und Sprache ist? Es kann also auch unter den mancherley Hauptstädten eines solchen Landes in Ansehung der Sitten und des Genie wenig Gemeinschaft und Einförmigkeit seyn. Ja schon in dem alten Griechenland war die attische Delicatesse nicht vermögend, die Strenge und den Ernst der Spartaner zu mildern, ungeachtet die Amphiktyonen das höchste Gericht der gemeinschaftlichen Staatsangelegenheiten ausmachten, und ungeachtet die Opfer und die Spiele die Völcker seiner Provinzen von Zeit zu Zeit vereinigten. Daher scheint es, daß in einem zertheilten Lande das Beyspiel einer Stadt eben so wenig Einfluß über eine andere habe, als die Beyspiele von Brüdern

in einer unordentlichen Familie über einander vermögen; da hingegen in einem vereinigten Lande das Ansehen der Hauptstadt mit dem Beyspiel eines Vaters gegen seine Kinder in einer wohleingerichteten Familie zu vergleichen seyn möchte. Es würde auch vergeblich seyn, wenn man sagen wollte, daß die gelehrte Republik ein einziges Reich ausmache, welches in verschiedenen Ländern ausgebreitet sey, und daß durch Hülfe einer solchen Gemeinschaft ein vortreflicher französischer Schriftsteller die italiänischen und englischen Schriftsteller durch sein Beyspiel nach sich ziehen könnte. Das Reich des Verstandes ist mehr als ein anderes den Empörungen, Partheyen, Kriegen und Spaltungen unterworfen, und es ist keine Landcharte, worauf man die Hauptstadt der gelehrten Republik finden könnte: es ist vielmehr bekannt, daß in Italien eben zu der Zeit der schlechte Geschmack herrschte, da in Franckreich der gute Geschmack entstund; und die Archillini und Loredani sind Zeitgenossen der Boileau und Pascale. Es kann sich bloß zutragen, daß zwey Länder von der gelehrten Republik aus gewissen besondern und zufälligen Ursachen einerley Studien treiben; wie es vor einiger Zeit in Deutschland und England geschah; wo die mathematischen Wissenschaften, wegen des Streits, der zwischen den Engländern und Deutschen über die Erfindung der Infinitesimalrechnung entstand, zu gleicher Zeit mit großer Hitze getrieben wurden. Ueberdieses ist den wenigen Studien, die von allgemeinem Nutzen sind, der allen in die Augen fällt, so zu sagen, keine Gränze des Staats vorgeschrieben.

Ueberhaupt aber ist und kann die Stärcke des Beyspiels in einem zertheilten Lande nicht so groß

seyn,

ſeyn, wie Herr Racine glaubet. Lange vor den Zeiten Philipps und Alexanders ſahe man, daß in Griechenland der Fortgang des großen Genie, fruchtlos geweſen war, und daß jener, nemlich der göttliche Homer, faſt ganz allein gelaſſen worden, der doch nachher der wahre Apoll aller Dichter geworden, den die Muſen mehr als jemand anders geliebet haben. Und wer hätte wohl ſonſt, wenn der Satz des Herrn Racine als wahr beſtehen ſollte, bey ſeiner plözlichen Erſcheinung ein größeres Gefolge und einen größeren Schweif nach ſich ziehen ſollen, als jener Königs der Schriftſteller? Dem ungeachtet vergiengen verſchiedene Jahrhunderte, ehe die Herodotus, Sophocles, Euripides, und andere hervortraten, welche unter der Anleitung und Nachahmung deſſelben aufgewachſen waren. Auf gleiche Weiſe waren in dem neuern Italien, ungeachtet zu den Zeiten Julius des Zweyten und Leo des Zehnten die vortreflichſten Männer in den Künſten und Wiſſenſchaften in Menge erſchienen, doch bereits zwey Jahrhunderte vorher die Dante, Petrarche und Boccaccio geweſen, welche gezeigt hatten, was unſere Sprache vermochte. Und gleichwohl war ihr Beyſpiel nicht vermögend, aus einem Giotto und Buffalmano einen Titian zu bilden, und es konnte noch weniger den Geſchmack an der gothiſchen Baukunſt verändern, der ſie in jener Barbarey nach zwey Jahrhunderten hernach erhielt. Eben ſo nahm auch die Philoſophie nicht auf gleiche Weiſe mit den Künſten zu. In den glücklichen Zeiten des Leo war die ächte Phyſik eine ſehr unbekannte Sache, und eben damals als Marini die Dichtkunſt mit Concetti und Spizfindigkeit verunſtaltete, fieng Galilai an, die Phyſik von den Subtilitäten der Scholaſtiker zu reinigen, ſo wie andere eben daſſelbe in der

Theologie thaten. Die Theilung des Staats verursachte es ebenfalls, daß die Studien in Franckreich nicht insgesamt mit gleichen Schritten fortgiengen, da es unter verschiedenen Fürsten war, so daß während der Zeit, da der mitternächtliche Theil von Franckreich fast ganz in Unwissenheit eingehüllt war, der mittägige Theil die Schule der guten Sitten und der Litteratur ausmachte, woraus auch unsere Toscaner ihre erste Milch gesogen haben. Eben dieses gilt auch von dem ältesten Italien, noch vor den Zeiten der Römer, da die Etruskier gelehrt und in Künsten erfahren waren, wovon noch sehr schöne Denckmäler übrig geblieben sind; und hingegen das Latium nebst dem übrigen Italien außer einigen griechischen Städten, in einer gänzlichen Barbarey lag. Ja in dem Flore des römischen Reichs fehlte es den Italiänern nicht an guten Baumeistern, die solche Denckmäler errichteten, welche der Größe jenes Volcks würdig sind; hingegen in der Bildhauerkunst, Malerey und in der Musik waren sie beinahe Barbaren. Dieses rührte daher, weil die Römer ihre ganze Aufmerckſamkeit auf die Wercke der Feder und des Degens wandten, und jene Künste des bloßen Vergnügens fast gänzlich den Griechen überließen; so wie die Engländer dieselben jezt uns überlassen, und anstatt einen Sohn zu einen Bildhauer oder Baumeister geschickt zu machen, ihn lieber in die Levante oder nach Lißabon schicken, weil sie keinen andern Weg sich zu bereichern als den Handel auf dem Meere vor sich sehen. So viel ist gewiß, daß es auch in vereinigten Ländern einiger Umstände wegen geschehen kann, daß diese oder jene Kunst zu eben der Zeit, da andere getrieben werden, fast gänzlich vernachläßiget wird.

Wer ferner den Grund angeben wollte, warum in den getheilten Staaten dieser Gegend ein gewisses Studium herrsche, und in jener ein anderes, der müßte sehr viele besondere Umstände dabey in Betrachtung ziehen. Der Handel z. E. welcher in einer Seestadt blühet, wird es zuwege bringen, daß man daselbst den Schiffbau nebst allen andern Studien, die dazu behülflich sind, vorzüglich treibet. Ein Streit, der zwischen Staaten von einer ganz verschiedenen Regierungsform entsteht, kann Gelegenheit geben, daß sich die Genies auf gewisse besondere Studien legen, wie es zu Anfange des vergangenen Jahrhunderts in einer sehr berühmten Stadt von Italien geschehn ist, da man anfieng über höchst kützliche und ganz unberührte Materien Untersuchun-

gen anzustellen. Vornemlich aber wird die Eigenschaft der Regierungen gewisse Künste, die ihrer eigenen Einrichtung angemessen sind, allezeit sehr lebhaft unterhalten. Ein Türckischer Staat wird die Malerey und Baukunst mehr als ein jedes anderes Studium begünstigen und beleben. Und vielleicht ist die catholische Religion der Grund, daß in dem vergangenen Jahrhunderte die Musik nicht zugleich mit der Poesie in Abnahme gerathen ist; indem man in den römischen Capellen diejenige Reinigkeit und das Majestätische in der Musik immer noch erhielt, welches die Poesie, die mit der Religion nicht so genau verbunden war, gänzlich verlohren hätte. In den Republiken muß man nothwendig den Geschmack an der wahren Beredsamkeit mehr, als in den Monarchien beybehalten; so wie man aus eben dem Grunde in einem kriegerischen Staate das Militairwesen besser als in einem friedliebenden zu erhalten suchet. Man kann aber dennoch, ohne alle besondere Umstände anzuführen, den Satz des Herrn Racine in einem Lande als wahr annehmen, wo die Einförmigkeit der Regierung statt findet. Wenn daselbst in Absicht auf die allgemeine Beförderung der Künste ein kleiner Funcken in eine große Flamme ausbricht, so erfolget auch eben dieses in Ansehung des Verfalls derselben. Ein Seneca war schon vermögend, mit seinem unangenehmen Geruche alles im römischen Reiche anzustecken. Und in Franckreich klagt man schon seit langer Zeit darüber, daß dort ein anderer Seneca aufgestanden sey; ja seit kurzem breiten diejenigen, welche man heut zu Tage für recht attisch hält, einen Geruch des Plinius aus. Hingegen in Griechenland konnte es Demetrius Phalereus nicht dahin bringen, daß sich nicht die meisten Schriftsteller vor seiner gezwungenen Schreibart in ihrer Reinigkeit erhalten hätten. Und Marini mit seiner ganzen Schule hatte doch bey uns nicht so viel Ansehen, daß er in Italien einen beträchtlichen Schaden angerichtet hätte, wie Herr Racine wohl zu glauben scheinet. Er sezte sich zwar unter uns feste, und artete immer mehr aus, je mehr er seine witzige Art zu dichten ausbreitete, welche keine Beurtheilungskraft in Zaum zu halten fähig war. Dem ungeachtet aber gaben zu eben der Zeit, da er am meisten im Rufe war, die Filicaja, Redi, und Marcherti, noch Beyspiele eines richtigen und unverdarbnen Geschmacks. Und kurz vorher hatte schon Tassoni, den man für den Homer des heroischcomischen Gedichts hielt, geblühet. Der P. Segneri schrieb

[illegible]ben der Zeit Predigten, Bentivoglio und Davila Historien, Baldinucci jene vortrefliche Nachrichten über die Malerey, und Magalotti schrieb die Abhandlungen der Academie del Cimento mit einer solchen Genauigkeit Zierlichkeit und lebhaften Ausdrucke, daß man es nicht genug bewundern kann. Eben so hatte nicht lange vorher der grosse Galiläi seine Gespräche geschrieben, in welchen, wofern auch das Auge der Critiker einige Fehler entdecken sollte, doch nicht die Mängel jenes Jahrhunderts angetroffen werden, und worinne der Vortrag, so zu sagen, an dem Probiersteine der Beredsamkeit geschärfet ist. Ja Chiabrera, ungeachtet er lange vorher im sechszehnten Jahrhunderte mitten in jenen verderbten Zeiten auftrat, ahmte dennoch die lyrischen Griechen eben so nach, wie Horaz in den reinen Zeiten des Augustus gethan hat. Daher verdienet auch das sechszehnte Jahrhundert, wenn man es wohl überlegt, keineswegen den üblen Ruf, worinnen es bey uns zu seyn pfleget. Denn außer der Beredsamkeit und Dichtkunst thaten sich damals viele vortrefliche Genies in den Waffen und in allen Arten der guten Künste und Wissenschaften hervor. Ja die Künste, welche von den Engländern verschwisterte Künste (sister-Arts) genennt werden, waren in jenem Jahrhunderte dergestalt mit einander verbunden, daß bey dem Verfalle der einen alle andern auch fielen, und sich keine aufrecht erhalten konnte. Ohne Zweifel ist daher jene Aufschrift auf einer Medaille von Ciro Ferri sehr abgeschmackt und einfältig. Auf der Rückseite derselben ist die Malerey und Baukunst mit diesen beygefügten Worten vorgestellet: in vtraque Cyrus. Allein wo ist in diesem unsern gereinigten Jahrhunderte ein Künstler, der noch in Versuchung gerathen sollte, solche träumerische Einfälle nachzuäffen? Und was sollen wir von den Studien der mathematischen Wissenschaften und der guten Philosophie sagen? Diese haben unter der Anführung eines Galiläi, Malpighi, Torricelli, Borelli Santori, Caßini, und anderer unter uns so zugenommen, daß vielleicht einige das sechszehnte Jahrhundert noch über die goldnen Zeiten des Padstes Leo setzen werden.

Allein so unangenehm auch ein solcher Satz in den Ohren derjenigen klingen möchte, welche ein Sonnett in dem Styl des Petrarcha höher schätzen als ein Theorem von der Geschwindigkeit der Schwere, oder von der Entdeckung des Drucks der Luft; so wird doch ein jeder einräumen müssen,

daß die Herrſchaft des Marini in Italien weder allgemein noch von langer Dauer geweſen iſt. Er wird heut zu Tage von jedermann für einen der ſchädlichſten Neuerungsmacher gehalten, die jemals in den Wiſſenſchaften aufgeſtanden ſind, ſo wie Borromini oder Viraldi es in der Dichtkunſt waren: und ſo ſehr man ihn in den vorigen Zeiten auf den Gipfel des Parnaßes erhoben hat, eben ſo ſehr iſt er jezt wieder herabgeſezt worden. Kurz, der Schluß davon iſt dieſer, daß man in der vorgelegten Frage einen Irrthum in der That ſelbſt begangen hat, indem es ſich nicht beſtätiget, daß in den vier Epoquen eines Alexander, Auguſt, Leo, und Ludwigs des Großen die großen Genies alle zugleich erſchienen wären, um ein ganzes Jahrhundert zu erleuchten, und daß hingegen die andern blind und unwiſſend geweſen wären; man müßte denn unter den Griechen einen Homer und Archimedes, und unter uns einen Galiläi und die drey groſſen Lichter unſerer Sprache für nichts rechnen. Daher kam auch die Auflöſung des Herrn Racine nicht anders als zum Theil und in einigen Umſtänden, die gewiſſen Staaten eigen ſind, ſtatt finden. Und man darf ſich auch nicht wundern, wenn in einer Sache, die nicht ganz wahr iſt, das Urtheil davon ebenfalls fehlerhaft wird. Auf alle Weiſe aber muß man ſagen, daß es ſehr ſchwer ſey, die vorgelegte Frage aufzulöſen; indem es hierbey noch gar nichts gilt, daß es ein ſo gelehrter Mann, wie Herr Racine iſt, ein Erbe ſowohl des Namens als auch der Tugenden ſeines Vaters, unternommen hat.

Leben
des
Kayſers Titus.

Es iſt einer der traurigſten Anblicke in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, zu ſehen, daß oft ein großer Theil deſſelben, viele Jahre hindurch, jeder willkührlichen Ausſchweifung eines untüchtigen oder laſterhaften Regenten Preiß gegeben worden iſt, ohne daß man dagegen ein anderes Hülfsmittel als Klagen und Geduld gefunden hätte. Aber in meinen Augen iſt es noch trauriger, die kurze Regierung vortrefflicher Fürſten zu betrachten, die der Welt nur gezeigt, und ſogleich entriſſen worden ſind. Beyde Arten von Auftritten, die in der Geſchichte ſo häufig vorkommen, gehören zu den vielen unauflöslichen Räthſeln, welche die göttliche Vorſehung in die Welt geſtreuet zu haben ſcheinet, um uns deſto bewundernswürdiger zu werden. Fragt man, warum es noch ſchmerzlicher ſey, die in einem weiſen Beherr-

ſcher aufblühende Hoffnung verwelken zu ſehen, als die Welt unter einem langen Elende ſeufzen zu hören, ſo kann leicht geantwortet werden: weil das Gute, das durch eine mächtige Hand geſtiftet werden kann, in einer ſehr geringen Zeit unendlich fruchtbarer wird, als alles Uebel, das von einer andern gekommen iſt. Man vergißt das ausgeſtandene Unglück bald und gerne, wenn es durch einen ſichern Wohlſtand erſezt worden iſt; aber wenn ein Volck ſeinen Vater verlieret, nachdem es ihn kaum empfangen und kennen gelernet hat: ſo macht ihm die Vorſtellung von den ungenoſſenen und der größten Erwartung gleichen Wohlthaten deſſelben, die mit ihm geſtorben ſind, ſein Andenken auf immer unſchäzbar, ſeinen Tod noch für die Nachkommen beklagenswürdig. Der Leſer der Geſchichte wird dadurch nicht weniger gerühret: denn er überſieht das ſchwache Verhältniß, in welchem die Anzahl guter Fürſten gegen unwürdige ſteht, und welches noch unbeträchtlicher wird, wenn jene ſchon in ihren erſten Jahren fallen. So ſtarb in unſern Zeiten **Friedrich Chriſtian**, unſterblich in dem Gedächtniſſe ſeines Vaterlandes. So nahm der Himmel dem **Titus** ein Leben, an welches ich hier, zur Ehre der Menſchlichkeit, meine Zeitgenoſſen lebhaft erinnern möchte.

Titus Flavius Veſpaſianus kam im 40ſten Jahre der gewöhnlichen chriſtlichen Zeitrechnung zu Rom auf die Welt. Sein Vater gleiches Nahmens, welcher aus dem Lande der Sabiner herſtammte, war ein Mitglied des Senats, und hatte bereits verſchiedene Aemter, im Staate und im Kriege bekleidet. Seine Mutter, **Flavia Domitilla**, war ſogar eine Freygelaſſene: und dieſe Familie, welche in der Geſchichte die **Flaviſche** heißt, hatte damals, unter der

Regie-

Regierung des Caligula, gar keine wahrſcheinliche Hoffnung, die Kayſerwürde jemals zu erlangen. Unterdeſſen wurde doch Titus, deſſen Vater unter dem Kayſer Claudius Oberſter über eine Legion in Britannien war, und zulezt das Conſulat erlangte, gemeinſchaftlich mit dem Sohne dieſes Fürſten, dem Britannicus, erzogen. Man ſahe dieſen Prinzen als den Erben des Reichs an; allein ſeine Stiefmutter Agrippina wußte durch gewiſſe Kunſtgriffe daſſelbe ihrem Sohne Nero zu verſchaffen. Dieſer ließ bald, um ſicherer zu regieren, ſeinen Stiefbruder in ſeiner Gegenwart, bey Tiſche vergiften. Britannicus kam faſt in dem Augenblicke, da er den tödtlichen Trank genoſſen hatte, in einem Alter von vierzehn Jahren, ums Leben: und Titus, der ſtets in der Geſellſchaft ſeines jungen Freundes war, ſtand, weil er entweder damals, oder bey dem vorhergehenden Verſuche auf das Leben deſſelben, zugleich etwas Gift bekommen hatte, eine harte und langwierige Krankheit aus. Er wiedmete nachher dem Andencken des Britannicus öffentliche Ehrenſäulen. Die Geſchichte ſagt, daß ihnen beyden aus ihren Geſichtszügen gewahrſagt worden ſey, der eine werde niemals die Regierung, zu welcher er beſtimmt ſey, wohl aber werde ſie der andere erhalten. Ein Beyſpiel, das eben ſo wenig, als viele andere, einen Beweis für dieſe betrügliche Kunſt abgeben kann. Man hat nur diejenigen Fälle aufgezeichnet, da dergleichen Vorherſagungen, weil ſie ſich auf eine geſchickte Vermuthung, oder auf vieldeutige Umſtände gründeten, eingetroffen ſind, uud man hat die ungleich größere Anzahl, wo der Wahrſager unglücklich gerathen hat, verſchwiegen. Es war nicht glaublich, daß Nero ſeinen Stiefbruder, dem er die höchſte Gewalt entriſſen hatte, lange neben ſich dulden würde: Titus

hingegen erregte bey ihm keinen Argwohn, ob er gleich des Thrones würdig zu ſeyn ſchien.

Seine großen Gaben brachen frühzeitig aus. Bey einer edeln Bildung, in welcher Anſehen, Stärcke und Annehmlichkeit verbunden war, beſaß er ein vortreffliches Gedächtniß, und eine ungemeine Fähigkeit zu allem, womit er in ruhigen und in kriegeriſchen Zeiten dem Staate dienen konnte. Er war in der lateiniſchen und griechiſchen Beredſamkeit und Dichtkunſt ſo geübt, daß er aus dem Stegreiſe Proben davon ablegte: er ſang und ſpielte dazu mit gleicher Anmuth; der Leibesübungen nicht zu gedencken, durch welche er ſeinen Körper feſt, behend und zur Tapferkeit tüchtig machte. Er konnte auch die Züge einer jeden Hand, die er nur geſehen hatte, leicht nachmachen: daher pflegte er öfters zu ſagen, er hätte der größte Verfälſcher der Schriften werden können. Man beurtheile nach dieſen geringern Arten ſeiner Geſchicklichkeit jede andere, die ihm eigen war, und alle Geſchencke, welche ihm die Natur ertheilet hatte. Bloß mit dieſem Reichthum begabt würde er zwar bewundert worden, aber auch der menſchlichen Geſellſchaft ſchädlich geworden ſeyn." Da er hingegen denſelben in dem beſten und ſanfteſten Herzen verwahrete, genoß ihn die Welt als ein Gut, das ihr zugehörte; man nannte ihn **die Liebe und das Vergnügen des menſchlichen Geſchlechts**: ein Nahme, den ihm Größe des Geiſtes ohne Güte und Wohlthätigkeit niemals würden erworben haben.

Es iſt zweifelhaft, ſagt **Sueton**, ob die allgemeine Uebereinſtimmung, mit welcher man ihm dieſen bewundernswürdigen Nahmen beygelegt hat, bloß von ſeinen Verdienſten, oder von einer geſchickten

und

und künſtlichen Aufführung, oder wol gar von ſeinem beſondern Glücke herzuleiten ſey. Ein ſolcher Zweifel iſt an ſich weder boshaft, noch übel gegründet. Manche Fürſten ſind die vortheilhafte Meinung, welche ihre Zeitgenoſſen und ſonderlich ihre Unterthanen von ihnen gehegt haben, mehr der glücklichen Vereinigung gewiſſer angenehmer Ausſichten unter ihrer Regierung, als vortrefflichen Eigenſchaften, ſchuldig. Sie haben zu einer Zeit geherrſcht, da es ihnen nicht ſchwer wurde, einen langen Frieden, Ueberfluß und Zufriedenheit von aller Art unter ihrem Volcke zu erhalten. Es boten ſich ihnen günſtige und häufige Gelegenheiten, etwas Gutes oder doch Merckwürdiges zu verrichten, dar: und da ſie ſich derſelben ohne eine große Anſtrengung ihrer Kräfte bedienten, ſo hatte es das Anſehen, daß ſie dieſelben geſucht, erfunden, vervielfältigt hätten. Auch ſind ſie etwan trefflichen Rathgebern, welche ſie an der Seite hatten, gerne gefolgt: daher kam es, daß man ihnen die weiſeſten Einſichten zugetrauet, und Fehler, welche ſie ungeleitet begiengen, ihnen nicht hat zueignen wollen. Viele hatten eine gutherzige Seele, erſchienen zuerſt oder am meiſten von dieſer Seite, waren zwar nicht fähig, bewundert, oder ausnehmend hochgeſchäzt, aber doch geliebt zu werden: darf man ſich wohl wundern, daß alle ihre Schwächen, zuweilen auch unverzeihliche Vergehungen, über dieſem einzigen Anblicke eine Zeitlang unſichtbar geblieben ſind? Inſonderheit iſt ihnen oft der Zuſtand, in welchem ſich eben zu ihrer Zeit die benachbarten Völcker befanden, der Schwung, welchen die Gaben ihrer eigenen Nation plötzlich bekamen, und die Menge großer Köpfe, die in derſelben zugleich aufſtanden, zu einem erwünſchten ununterbrochenen Erfolge aller ihrer Anſtalten und Unter-

nehmungen behülflich geweſen. Sie durften ſolche glücklich vorhandene Werckzeuge nur durch eine herrſchende Abſicht und Leidenſchaft in Bewegung ſetzen, ſo waren ſie verſichert, groß zu heißen. Ohngefähr auf gleiche Art hat man die außerordentliche Neigung der Welt gegen den Titus zu erklären geſucht. Er hat dieſelbe, ſagte man, ſeinem Glücke zu danken, und iſt hierinne dem Kayſer Auguſtus ähnlich. Dieſer würde die Liebe des Römiſchen Volcks nie erlangt haben, wenn er keine ſo lange Regierung geführt hätte, in welcher er das Andencken ſeiner erſten Grauſamkeiten durch unzählige Wohlthaten beynahe gänzlich ausgelöſcht hat. Titus aber würde vielleicht eben dieſe Liebe, wenn er länger regiert hätte, verloren haben; ſeine menſchenfreundliche Geſinnungen konnten ſich verändern: er ſtarb alſo zu einer für ihn glücklichen Zeit. Man ſieht, daß dieſes Urtheil bloß auf einer Muthmaßung über das künftige Verhalten dieſes Fürſten beruhe, zu welcher außerdem ſeine Geſchichte gar keinen Grund an die Hand giebt. Allein ſolche Vermuthungen verdienen weder Beyfall noch Widerlegung.

Das Glück hat alſo ſehr wenig Antheil an dem Ruhme des Titus: ſollte wohl ein kunſtvolles, verſchlagenes Betragen mehr dabey gethan haben? Dieſes würde keineswegs unmöglich ſeyn. Wir kennen Fürſten genug, welche, um vor lobenswürdig gehalten zu werden, ihre wahre Geſtalt ſorgfältig verborgen haben. Sie nahmen den Schein der Güte, Mäßigung und Billigkeit an, vermieden jede zu merckliche Ausſchweifung, bezeigten ſich gegen die Neigungen ihres Volcks gefällig, und nützten auch die kleinſten Umſtände, die aber in die Augen des großen Hauffens fielen, mit beſonderer Aufmerkſamkeit. Ihre Wohlthaten

n übten ſie unter einem beſtändigen Geräuſche aus,
s dieſelben nicht unbeobachtet ließ; aber die Schuld
n dem Böſen, welches ſie ſtifteten, lenckten ſie ent-
eder auf ihre Befehlshaber, oder auf eine unum-
ngliche Nothwendigkeit. So wurden ſie in ihrem
eitalter größtentheils verkannt, bis die Nachkom-
en, welche durch keine Hoffnung, Furcht oder Ver-
ndlichkeit zurück gehalten wurden, es wagten, dieſen
lſchen Anſtrich wegzuwiſchen. Ob ſie eben dieſes an
m Leben des Titus nach ſeinem Tode zu thun berech-
get geweſen ſind, kann hier noch nicht, ohne ein
rtheyiſches Vorurtheil zu äußern, unterſucht wer-
n. Die ganze Folge ſeiner Handlungen, begleitet
n den wahrſcheinlichſten Bewegungsgründen, wel-
e man ihm in jenen Zeiten zuzueignen gewußt hat,
rd dieſe Frage allein entſcheiden.

Er leiſtete ſeinem Vaterlande die erſten Dienſte
Germanien und Britannien, als Tribunus Mi-
um, oder Oberſter. In beyden Ländern ließ er
viel Eifer, Tapferkeit, und — welches einem Jüng-
ge, der kaum das zwanzigſte Jahr überſchritten hat,
am rühmlichſten war — ſo viele Beſcheidenheit
icken, daß ihn jedermann liebte: eine Menge Ehr-
nſäulen, Bildniſſe und Inſchriften zu ſeinem Lobe,
elche ihm daſelbſt geſezt worden waren, ſahe man
ch lange nach ſeinen Zeiten. Hierauf wandte er
h zur Führung gerichtlicher Händel zu Rom: denn
rch eine weiſe Verbindung hatte dieſer Staat es
cht allein möglich, ſondern auch nothwendig ge-
acht, daß die Stände eines Soldaten, einer obrig-
ichen Perſon, eines Sachwalters, eines Landman-
s, und noch mehrere, in Einem Bürger mit ein-
der abwechſelten. Titus ergab ſich jedoch dieſer
ensart mehr, um die einem Römer anſtändige

Uebung in öffentlichen Geſchäften zu erlangen, als daß er an derſelben viel Geſchmack gefunden hätte. Zu gleicher Zeit heyrathete er die Arricidia Tertulla, deren Vater ein Römiſcher Ritter und Befehlshaber der Prätorianiſchen Leibwache geweſen war, und nach ihrem Tode die Marcia Furnilla, welche aus einem Conſulariſchen Geſchlechte herſtammte. Er ſchied ſich aber, man weiß nicht warum, von derſelben, nachdem er mit ihr eine Tochter, Julia Sabina, erzeugt hatte. Hierauf verwaltete er das Amt eines Quäſtor oder Rentmeiſters, und bald hernach wurde ihm die Anführung einer Legion anvertrauet, mit welcher er in dem Jüdiſchen Kriege, als Unterfeldherr ſeines Vaters, ſeit dem Jahre 66, dienete.

Dieſer Krieg, in welchem Titus ſeine Größe zuerſt auf eine ausnehmende Art vor den Augen der Welt zeigen ſollte, war einer der merckwürdigſten, welche jemals geführt worden ſind. Eines der älteſten Völcker der Welt, dasjenige Volck, bey welchem ſeit zweytauſend Jahren die wahre Religion ganz allein war aufbewahret worden, das viele Jahrhunderte unter der unmittelbaren Regierung Gottes geſtanden, die außerordentlichſten Schickſale erfahren, und überhaupt für die Welt ein ſichtbares Beyſpiel des göttlichen Willens und Betragens gegen das menſchliche Geſchlecht, auch inſonderheit des beſtändigen Verhältniſſes abgegeben hatte, das Gott zwiſchen der Religion und dem Zuſtande der Menſchen eingeführet hat; dieſes Volck verlor in dem gedachten Kriege ſeine ganze bürgerliche und geiſtliche Verfaſſung, ja ſelbſt die Geſtalt einer beſondern unter ſich verbundenen Nation, welche ſie ſeitdem niemals wieder erlangt hat. Schon lange hatten innerliche Uneinigkeiten die Herrſchaft dieſes Volcks auf Idumäiſche Fürſten, und

dieſe

ieſe ſelbſt unter die Botmäßigkeit der Römer, verſezt. Jegen beyde aufgebracht, wünſchten ſich die Juden nen Erretter; ſtifteten täglich neue Unruhen und Jewaltthätigkeiten, welche noch mehr von dem allgeeinen Verderben der Sitten unter ihnen, als von rer Liebe zur Freyheit, herrührten; und ergriffen ndlich, da ihnen die Grauſamkeit und Habſucht der römiſchen Statthalter unerträglich geworden war, ie Waffen, um ſich zugleich zu ſchützen und zu rächen. lles was die Verzweifelung, welche aus der Furcht ner gänzlichen und nahen Unterdrückung entſtand, nen eingeben konnte, machte dieſes Volck furchtar, und ſeinen Muth unendlich größer als ſeine räfte. Die Zuverſicht, mit welcher es den Sitz s wahren Gottesdienſtes bey ſich, als ein gewiſſes nterpfand der göttlichen Hülfe, betrachtete, ſtärck es noch mehr in ſeinen Unternehmungen. Aber r ſo lange gedrohte, ſo verdiente Fall deſſelben, llte ſogar zur Beſtätigung einer weit herrlichern eligion, als die Jüdiſche war, dienen: auf dem ntergange der Religion und des Staats der Juden llte ſich das eben erſchienene Chriſtenthum erheben.

Zum Werckzeuge, das dieſen großen Streich vollhren ſollte, war **Titus** auserſehen. Sein Vater kam, nachdem die Juden bereits einen allgemeinen ufruhr in Paläſtina erregt, die Römer aus vielen eſtungen verjagt, und den Statthalter von Syrien **eſtius Gallus** geſchlagen hatten, von dem Kayſer **Nero** Befehl, mit einem mächtigen Heere in das üdiſche Land einzurücken. Er ließ daher den **Titus** o legionen von Alexandrien dahin führen. Sie rſammelten bey Ptolemais ein Kriegsheer von beyahe ſechszig tauſend Mann Römer und Bundsverandter Nationen: und mit dieſen drangen ſie in

Sollte alſo Joſephus ihnen beyden in der That die Kayſerliche Würde mit ſo vieler Zuverſicht geweiſſaget haben? Es iſt eben nicht bedencklich, einem Manne von bekannter Redlichkeit zu glauben, wenn er uns erzählet, daß ihm Gott durch zugeſchickte Träume ſowohl die Zeit des Untergangs von Jotapata und ſeine Gefangenſchaft, als die bevorſtehende Erhöhung des Veſpaſianus und Titus angezeigt habe. Wir treffen in der ganzen Jüdiſchen Geſchichte bis auf dieſe Zeiten ſo viele Beyſpiele von beſondern göttlichen Offenbarungen an, welche einzelen Menſchen zu Theil geworden ſind: der damalige Zuſtand des Jüdiſchen Volcks war ſelbſt ſo deutlich von dem Erlöſer der Welt verkündigt worden, daß uns die Quelle, aus welcher Joſephus ſeine Kenntniß geſchöpft haben will, ſo gar verdächtig nicht vorkommen darf. Es würde dieſes gleichſam unter die lezten Zeichen des ausnehmenden Antheils gehören, den Gott an einem ehemals ſo geliebten Volcke genommen hatte. Will man aber durchaus in dieſen Reden des Joſephus nichts Wunderbares bemercken: ſo muß man ſie eine von den politiſchen Vorherſagungen nennen, welche die höchſte Stärcke eines in den öffentlichen Angelegenheiten und in dem Zuſammenhange der Begebenheiten geübten Geiſtes ausmachen. Und dieſer Erklärung fehlet es nicht ganz an Wahrſcheinlichkeit. Man kann, um dieſelbe zu unterſtützen, ſagen, daß der allgemeine Haß und Abſcheu, welchen Nero ſchon lange auf ſich geladen hatte, ein baldiges Ende ſeiner Regierung habe vermuthen laſſen; daß man, da er der lezte von dem Stamme der Cäſarum war, nach ihm einen angeſehenen, berühmten und verdienten Mann auf dem Kayſerlichen Throne habe erwarten müſſen, welcher dem Senate, dem Volcke und den Kriegsheeren gleich angenehm und verehrungswürdig wäre;

und daß nur **Galba** und **Veſpaſianus** dieſe Eigenſchaften an ſich gezeigt hätten, darunter man aber dem erſten, wenn er ja die oberſte Gewalt erlangte, wegen ſeines hohen Alters keine lange Dauer derſelben habe verſprechen können. Dieſes alles iſt mit einander nicht übel verbunden; nur mit dem Bilde, unter welchem wir den **Joſephus** kennen, verträgt es ſich keineswegs, zu glauben, daß er ſeine Muthmaßungen vor göttliche Offenbarungen ausgegeben hätte.

Vielleicht mißfällt dieſe Ausſchweifung in der Geſchichte des **Titus** deſto weniger, da der Umſtand, mit welchem ſie ſich beſchäftiget hat, uns auf die höhere Beſtimmung deſſelben zu der großen Unternehmung, welche er jezt angefangen hatte, zu leiten ſcheinet. Sein Vater trug ihm nunmehr auf, den großen Hauffen Juden, welche ſich in der Ebene bey Tarichäa, einer andern Galiläiſchen Stadt am See Genezaret, verſammelt hatten, und von daraus die Römer anfielen, zu zerſtreuen. **Titus** merckte wohl, daß die ſechshundert Reiter, welche ihm zu dieſer Abſicht waren mitgegeben worden, dazu nicht hinreichend wären: er begehrte alſo verſtärckt zu werden. Aber ehe noch dieſes geſchah, richtete er den Muth ſeiner Soldaten, welche die Menge der Feinde beſtürzt gemacht hatte, durch folgende Rede auf. „Ihr Römer! ſagte er, — denn ich erinnere euch billig beym Anfange meiner Rede an euren Urſprung, damit ihr weder vergeſſet, wer ihr ſeyd, noch mit was vor einem Volcke ihr zu ſtreiten habt. — Noch hat ſich kein Volck auf der ganzen Welt aus unſern Händen retten können. Gleichwohl laſſen die Juden, um auch für ſie etwas zu ſagen, ob ſie gleich von uns überwunden ſind, ihren

„Muth

„werde mich zuerſt unter die Feinde ſtürzen. Ver„laßt ihr mich aber nicht: trauet darauf, daß mein „Eifer von dem Gott, der mit mir ſtreitet, wird un„terſtüzt werden, und wiſſet zum voraus, daß wir „in einem Handgemenge glücklicher, als in der Ent„fernung fechten werden.„

So ohngefähr — denn Joſephus kann einige Ausdrücke dieſer Rede verändert haben, aber von ihrem Inhalte gehöret ihm ohne Zweifel nichts zu; — ſo redete Titus ſeine Soldaten an, und ihr Muth wurde dadurch dergeſtalt angefeuert, daß ſie die angekommene Hülfe ungerne ſahen, weil ihnen durch dieſelbe einiger Antheil an dem Siege entriſſen würde. Titus bediente ſich dieſer Hize; er drang vor ihnen her in die Juden ein, und nöthigte dieſe gar bald, nach einem großen Verluſte in die Stadt Tarichäa zu flüchten. Hier wurden ſie mit den Einwohnern, welche den Krieg verabſcheueten, uneins; es entſtand daraus ein ungeſtümes Geſchrey und Getümmel, das ſelbſt vor die Ohren des Titus kam. Eine neue vortheilhafte Gelegenheit, die er geſchikt zu nuzen wußte. „Dieſes iſt die rechte Zeit, ſagte er „zu ſeinen Soldaten; was zaudern wir noch, meine „Mitſoldaten! da uns Gott ſelbſt die Juden in die „Hand giebt? Ergreifet den Sieg: höret ihr nicht „das Geſchrey? diejenigen, welche uns entronnen „ſind, greifen jezt einander ſelbſt an. Die Stadt iſt „unſer, wenn wir nur eilen; aber Mühe und Ta„pferkeit gehöret noch zur Geſchwindigkeit. Denn „keine große Unternehmung kann ohne Gefahr glük„lich vollzogen werden. Und wir müſſen nicht bloß „der Einigkeit der Feinde zuvorkommen, welche die „Nothdurft bald unter einander ausſöhnen wird; „ſondern auch der Hülfe der unſrigen: damit wir „außer

„außer dem Siege, den wir wenige über eine ſolche „Menge erlangen können, uns auch der Stadt allein „bemächtigen.„ Kaum hatte er dieſes geſagt, ſo ſchwang er ſich auf ſein Pferd, ſezte durch den See, an welchem die Stadt lag, gegen dieſe zu, und ſeine Soldaten nach ihm. So viele Kühnheit erſchröckte die Vertheidiger der Mauern; ſie verließen dieſelben, und ſuchten aus der Stadt zu flüchten; ſehr viele verloren dabey das Leben, bis Titus verbot, die Einwohner, welche die Waffen nicht ergriffen hatten, zu tödten. Eine ſo feſte Stadt kam ohne Belagerung, bloß durch ſeinen Muth, in ſeine Hände. Man mußte ihn auch damals ſchon mehr als ſeinen Vater ehren und lieben: denn dieſer entehrte den Sieg ſeines Sohnes durch Grauſamkeit und Treuloſigkeit gegen die Ueberwundenen.

Titus wurde hierauf von ihm an den Statthalter von Syrien, Mucianus, abgeſchickt. Während ſeiner Abweſenheit griff Veſpaſianus Gamala, eine andere feſte Stadt in Galiläa, mit ziemlich ſchlechtem Erfolge an. Sein Sohn kam zurück; nahm, voll Unwillen über das Unglück, welches den Römern begegnet war, einen Hauffen auserleſener Kriegsvölker zu ſich, und drang mit dieſen unbemerckt in die Stadt hinein. Alles flüchtete oder ward umgebracht, und diejenigen, welche ſich in das Schloß gerettet hatten, kamen theils durch die Römer um; (denn Veſpaſianus bezwang ſie bald mit ſeinem Heere;) theils ſtürzten ſie ſich ſelbſt von dem hohen Felſen herab.

Noch war in Galiläa das einzige Städtchen Giſcala zu erobern, welches zwar friedliche Ackersleute bewohnten, wo ſich aber auch eine Anzahl aufrühr-

rühriſcher Räuber befand, die von jenen gefürchtet wurden. Titus bekam, um dieſen Ort einzunehmen, tauſend Reiter: er näherte ſich demſelben, und fand, daß er beym erſten Angriffe Herr davon ſeyn würde. Da er aber zugleich voraus ſahe, daß auf dieſe Art das unſchuldige Volck mit den unruhigen Köpfen ohne Unterſcheid werde umgebracht werden: ſo konnte ſein gütiges Herz dieſen Gedancken nicht vertragen; er ſuchte daher ſich dieſer Stadt auf gewiſſe Bedingungen zu bemächtigen.

Die Anhänger der ſchlimmen Parthey hatten die Mauern häuffig beſezt; zu dieſen ſagte Titus: „er „wundere ſich, in was vor einem Vertrauen ſie wol „allein, nachdem alle Städte um ſie herum ſchon „erobert wären, den Waffen der Römer widerſtehen „wollten, da ſie doch geſehen hätten, daß weit feſtere „Städte im erſten Anfall wären überwältigt worden, „und daß diejenigen, welche ſich den Römern übergeben hätten, im ſichern Beſitze ihrer Güter wären gelaſſen worden; er biete ihnen eben dieſes an, und ſey „nicht geſonnen ihren Troß zu rächen. Er halte zwar „bey ihnen die Hoffnung der Freyheit vor verzeihlich, „nicht aber die Beharrlichkeit auf unmöglichen Ende „würfen. Wenn ſie aber freundlichen Worten und „Verſprechungen nicht trauen würden, ſo ſollten ſie „die Römiſchen Waffen ohne Schonung fühlen, und „bald erkennen, daß ihre Mauern, auf welche ſie ſich ſo „ſehr verließen, daß ſie allein unter allen Galiläern „übermüthige Gefangene abgäben, für die Kriegs„maſchinen der Römer ein bloßes Spiel wären.

Dieſe Aufforderung beantwortete das Haupt der Aufrührer Johannes auf eine betrügliche Art. Er nahm alle Bedingung eines Vergleichs an; nur bat

weil es eben Sabbath war, um Aufſchub bis
n folgenden Tage, an welchem er die Stadt über-
en wollte. Titus, der keine Falſchheit kannte
) alſo auch nicht argwöhnte, geſtand ihm denſel-
willig zu: er ſchlug ſogar ſein Lager in einiger
tfernung von der Stadt auf. Allein da die Nacht
rach, begab ſich Johannes nicht allein mit ſei-
Rotte auf die Flucht, ſondern zog auch ſeine Men-
killer Familien mit ſich fort, von denen viele
eiber und Kinder unterwegens umkamen. Als
us am andern Morgen ſich vor den Mauern ein-
d, um den Vergleich zu ſchließen, öffnete ihm das
iggebliebene Volck die Thore, rief ihm freudig als
m Wohlthäter zu, erzählte ihm die Flucht des Jo-
nnes, und flehte ihn um Gnade an; zugleich aber
es, daß er die unter ihnen noch vorhandenen
Frührer beſtrafen möchte. Titus ließ zuvörderſt
Flüchtlinge durch eine Schaar Reiter verfolgen,
che zwar den Johannes nicht einholen konn-
, aber viele von den andern niedermachten, und
ige tauſend Weiber und Kinder zurückbrachten.
) ſehr es ihn verdroß, daß er den Betrü-
, zur öffentlichen Warnung, nicht ſogleich be-
afen konnte; ſo fiel doch ſeine Rachbegierde durch
s Schickſal der übrigen. Er zog, unter den
ückwünſchungen der Einwohner, in die Stadt ein,
d ließ durch ſeine Soldaten nur einen kleinen Theil
Mauer niederreißen. Hingegen erfüllte er das
gehren des Volcks nicht; an ſtatt nach denen,
che die Ruhe der Stadt geſtört hatten, for-
en, und ſie beſtrafen zu laſſen, begnügte er ſich
ß an Drohungen gegen dieſelben. Denn er be-
chtete, daß, wenn eine ſolche Unterſuchung ange-
llt würde, viele, durch perſönliche oder Familien-
indſchaften getrieben, auch Unſchuldige anklagen

möchten; in ſeinen Augen aber war es beſſer, die Schuldigen durch die Furcht vor der Strafe im Zaum zu halten, als einen rechtſchaffenen Mann in ihrer Geſellſchaft umkommen zu laſſen. Wenige erzürnte Feldherren würden eine ſolche Mäßigung haben blicken laſſen, wo die Schärfe beynahe nöthig zu ſeyn ſchien. Titus legte bey ſeinem Abzuge eine Beſatzung in Giſcala, um Friede und Ordnung daſelbſt zu erhalten.

Er hatte dergeſtalt mit ſeinem Vater Galiläa bezwungen. In dem eigentlichen Jüdiſchen Lande, und ſonderlich zu Jeruſalem, wüteten die Juden, in Partheyen getheilt, ſo grauſam gegen einander, daß ihnen Veſpaſianus mit gutem Bedachte Zeit ließ, ſich ſelbſt unter einander aufzureiben. Darauf bald darauf ſezte er ſeine Eroberungen in Peräa, Samaria und Judäa glücklich fort: und da er von der Empörung Nachricht bekam, welche in Gallien wider den Nero entſtanden war, eilte er deſto mehr ſeine Unternehmungen gegen die Juden zu endigen, weil er die bevorſtehenden bürgerlichen Kriege vorher ſahe. Er hatte bereits ſeine Anſtalten zur Belagerung von Jeruſalem getroffen, als er hörte, daß ſich Nero ſelbſt entleibt habe; und bald darauf, daß Galba an deſſen Stelle zum Kayſer erklärt worden ſey. Er beſchloß darauf ſeinen Feldzug nicht eher anzufangen, als bis er dem neuen Kayſer ſeine Ergebenheit hätte bezeigen laſſen, und von demſelben Befehl über ſein Verhalten gegen die Juden bekommen hätte.

In dieſer Abſicht reiſete Titus nach Rom. Ueberall, wo er durchkam, zog er die Augen der Leute auf ſich: es entſtand bald das Gerüchte, daß ihn Galba

; ſelbſt berufen habe, um ihn an Sohnes Statt
ehmen. Da der Kayſer alt und ohne Kinder
Titus aber durch ſeine glänzende Eigenſchaf-
höchſte Würde zu verdienen ſchien, außer-
ch ſein ſchönes und majeſtätiſches Anſehen, die
ſeines Vaters und eine allgemeine Neigung
hatte: ſo beſtimmte man den würdigſten zur
ung; obgleich eben dieſes Volck — ein Bey-
as in der Geſchichte oft vorkömmt — bereit
uch dem unwürdigſten zu gehorchen. Titus
bald nach ſeiner Ankunft zu Corinth, daß
ſchon ermordet worden ſey; daß Otho zu
nd Vitellius in Germanien, zu Kayſern wä-
gerufen worden. Dieſe neue Staatsverän-
machte ihn unſchlüßig, wie er ſich verhalten
r berathſchlagte ſich darüber mit ſeinen ver-
Freunden. Reiſte er zum Otho fort, ſo
r ſich eben nicht die günſtigſte Aufnahme von
ſprechen, weil er eigentlich an den Galba
andt worden. Er mußte vielmehr befürch-
ß ihn entweder Otho oder Vitellius als ei-
iſel zurück behalten möchten. Auf der andern
ahe es einer Beleidigung gegen den neuen
ähnlich, wenn er wieder nach Aſien kehrte.
da es noch ungewiß war, welcher unter den
Mitbewerbern um das Reich die Oberhand
würde: ſo konnte er ſich immer damit ent-
en, daß er auf diejenige Seite habe treten
deren ſich ſein Vater annehmen würde: und
pt konnte er hoffen, daß in dieſen bürgerlichen
n dergleichen Beleidigungen leicht würden
n werden. Dieſe Gründe zogen ihn von der
ung ſeiner Reiſe ab. Einige muthmaßten
daß ſeine Sehnſucht nach der Berenice, der
ſter des Jüdiſchen Königs Agrippa, noch weit

cher Zeit vieler Vorbedeutungen, welche ihm die Kayſerliche Würde prophezeyet haben ſollten: und man rechnete dahin inſonderheit das allgemeine Gerücht, welches ſich ſchon lange in den Morgenländern ausgebreitet hatte, daß damals aus Judäa Herrſcher über die Welt kommen würden. Man glaubte dieſe am Veſpaſianus und Titus zu ſehen; allein es war vielmehr die alte Weiſſagung von dem großen geiſtlichen Könige, der unter den Juden gebohren werden ſollte: dieſe hatte das zuverſichtliche Hoffen des Jüdiſchen Volcks gegen dieſe Zeit, auch fremden Völckern bekannt gemacht.

Indem alſo Titus noch auf der Rückreiſe aus Syrien begriffen war, wo er mit dem Mucianus die Maaßregeln, welche ſein Vater treffen ſollte, verabredet hatte, rief dieſen ſein Heer im 70ſten Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung zum Kayſer aus, und zu eben derſelben Zeit ſchwuren ihm alle andere morgenländiſche Legionen. Die Soldaten und ihre Befehlshaber ſagten öffentlich, daß die Erfahrung und Klugheit, welche mit dem Alter des Veſpaſianus verbunden wäre, und die muntere Tapferkeit ſeines Sohnes, die beyden Haupt-Vortheile vereinigten, welche ſie bey einem neuen Kayſer ſuchen müßten. Mitten unter dieſer angenehmen Veränderung dachte Veſpaſianus an den Joſephus, der ſie ihm etliche Jahre vorher angekündiget hatte, und noch immer als ein Gefangener ſich in Ketten befand; er befohl, ihn vor ſeinen Augen völlig in Freyheit zu ſetzen. Allein damit war die Großmuth des Titus nicht zufrieden. „Es iſt billig, ſagte er, mein Vater, daß „Joſephus nicht allein von den Ketten, ſondern „auch von der erlittenen Beſchimpfung befreyet werde. Denn es wird das Anſehen haben, als wenn

„er

„er niemals gefeſſelt geweſen wäre, wenn wir ſeine „Banden nicht auflöſen, ſondern zerhauen.„ So pflegte man bey den Römern gegen diejenigen zu verfahren, welche mit Unrecht waren gebunden worden. Dem Veſpaſianus gefiel dieſer Vorſchlag, und die Ketten, welche Joſephus trug, wurden ſogleich mit einem Beile entzwey gehauen.

Der neue Kayſer rüſtete ſich jezt mit allem Eifer, um das Reich gegen den Vitellius zu behaupten. Allein die Legionen, welche ſich ihm in Pannonien, Moeſien und Illyricum ergaben, rückten wider ſeinen Befehl in Italien ein, und befeſtigten ihn durch ihre Siege in der erhaltenen Würde. Der Senat beſtätigte ſie, und ernannte ihn nebſt dem Titus zu Conſuls: dem Domitianus aber, ſeinem zweyten Sohne, ertheilte er das Stadtrichteramt und die Conſulariſche Gewalt, bis ſein Vater ankommen würde. Dieſer reiſte bald darauf von Alexandrien in Egypten, der größten Stadt, die es damals nach Rom gab, zu Schiffe fort, nachdem er dem Titus vorher aufgetragen hatte, den Jüdiſchen Krieg durch die Eroberung von Jeruſalem zu Ende zu bringen. Titus wußte, daß ſein Vater hauptſächlich deswegen nach Rom eilte, weil er gehört hatte, daß Domitianus die ihm verliehene Gewalt mißbrauche, und weder gegen ihn, noch gegen ſeinen Bruder, wohlgeſinnt ſey. Mit dieſem ſchlimmen Eindrucke, welchen nur zu wahre Spuren veranlaßten, wollte er ihn nicht abgehen laſſen. Er bat ihn daher auf eine beredte und lebhafte Art, ſich durch die Anklagen gegen ſeinen Sohn nicht zu früh zum Zorne reitzen zu laſſen, ihm mit einem ruhigen und verſöhnlichen Gemüthe zu begegnen. „Weder Legionen, noch Flotten, ſagte Titus, ſind ſo feſte Stützen des Reichs, als eine

Furcht nachgeben möchten, ehe es noch zum Angriffe käme. Denn er wußte, daß die Einwohner ſich nach dem Frieden ſehnten; daß ſie aber, von einer Menge Aufrührer und Räuber unterdrückt, ſich nicht regen durften. Allein da er ſich von der ordentlichen Straße gegen einen ungemein hohen Thurm zuwandte, der in einem Winckel der Stadt zwiſchen Abend und Mitternacht ſtand, wurde er plözlich von einer Menge Juden angefallen, welche nicht nur ſeine Reiterey von einander trennten, ſondern ihn auch ſelbſt mit einer kleinen Anzahl von den übrigen abſchnitten. Vor ihm waren Mauern, Gärten und Gräben; hinter ihm die Feinde, und die ſeinigen flohen eilig, weil ſie glaubten, daß ihr Feldherr mit ihnen fliehe. Titus ſahe kein anderes Mittel ſich zu retten, als zu ihnen durchzubrechen. Er rief den wenigen, welche um ihn waren, zu, ihm zu folgen, und ſie thaten es mit einem herzhaften Geſchrey, indem ſie mehr für ihn als für ihr eigenes Heil bedacht waren. Er drang endlich, nachdem er viele Feinde erlegt hatte, glücklich faſt mit ſeiner ganzen Begleitung hindurch, ohne eine Wunde bekommen zu haben, da er doch mit keiner Art von Kriegsrüſtung bedeckt geweſen war.

Hierauf verlegte er ſein Lager in die Nähe von Jeruſalem. Dieſe Stadt, die feſteſte, die man damals in der Welt fand, hätte eine Belagerung von mehrern Jahren aushalten können, wenn ihre Vertheidiger mit einander einig, wenn die Lebensmittel auf eine lange Zeit hinreichend, wenn es endlich nicht Römer geweſen wären, von denen ſie angegriffen wurde. Sie war mit einer dreyfachen Mauer umgeben; nur in derjenigen Gegend nicht gänzlich, wo tiefe Thäler und Hügel ſie ohnedieß genugſam beſchüz-

beſchüzten. Starcke und hohe Thürme, verſchiedene Berge und Anhöhen, welche meiſterlich gebraucht waren, die feſte Lage beynahe unbezwinglich zu machen, die Burg Antonia, der Tempel ſelbſt, der neben ſeiner bewundernswürdigen Pracht eine eigene Feſtung abgeben konnte; dieſe und viele andere Vortheile bekamen durch die Unerſchrockenheit und Hartnäckigkeit der Juden noch ein auſſerordentliches Gewichte. Hingegen wurden ſie durch die gröſſe Anzahl Menſchen, welche eben da die Stadt eingeſchloſſen ward, im April des Jahres 70, zur Feyerung des Oſterfeſtes aus dem ganzen Lande beyſammen waren, und denen es bald am Unterhalte fehlen mußte, ſehr vermindert. Die Stadt war ſogar in drey Partheyen getheilt. Die ſchwächſte unter dem Eleazar, hatte den innern Tempel beſezt. Johannes, eben derjenige, welcher den Titus zu Giſcala hintergangen hatte, beſaß die mittlere Stadt, und bemächtigte ſich auch bald des Tempels. Den ganzen äuſſern Umfang aber hatte ein gewiſſer Simon in ſeiner Gewalt. Dieſe drey Tyrannen, denen der Abſchaum von Leuten aus Paläſtina und Idumäa zu Gebote ſtand, bekriegten ſich mit aller feindlichen Wuth, und verdarben, um ſich einander zu ſchaden, ſo viel Getreyde, als die Stadt erſt in einigen Jahren würde verzehret haben.

Die Annäherung des Titus brachte in dieſer Uneinigkeit der Juden einigen Stillſtand hervor. Sie verbanden ſich gegen den gemeinſchaftlichen Feind, und brachen auf die zehnte Legion, welche ſich eben am Oelberge verſchanzte, ſo unerwartet und heftig los, daß ſie mit Verluſte aus ihrem Lager geſchlagen wurde. Titus eilte ihr ſogleich mit einer auserleſenen Schaar zu Hülfe, mit welcher er die Juden durch

„ges Betragen, und werden überwunden, weil ſie „über ihre Hände nicht Herren ſind; das ſchändlich„ſte aber iſt dieſes, daß ſie, da der Cäſar bey ihnen „gegenwärtig iſt, doch ohne einen Anführer fechten. „Gewiß, die Kriegsgeſeze müſſen ſehr hierüber ſeuf„zen; eben dieſes wird der Vater des Cäſar thun, „wenn er dieſen Unfall hören wird. Denn er, der „ſein Leben in Kriegen zugebracht hat, hat doch nie „ein ſolches Verſehen begangen; die Geſeze aber be„ſtrafen diejenigen allemal mit dem Tode, welche „die Ordnung nur um ein geringes übertreten; und „jezt haben ſie das ganze Heer an dieſem Verbrechen „Antheil nehmen geſehen. Allein diejenigen, welche „in ihrer Verwegenheit ſo weit gegangen ſind, ſollen „es gleich erfahren, daß bey den Römern ſelbſt der „Sieg, wenn er ohne Befehl des Feldherrn erlangt „wird, unrühmlich ſey.„ Dieſe Anrede verkündigte die nahe Beſtrafung der Schuldigen, und ſie erwarteten dieſelbe mit ängſtlicher Furcht, bis die Legionen den Titus baten, einigen wenigen ihre Unbändigkeit zu verzeihen, weil alle übrige gehorſam wären, und auch jene durch tapfere Thaten ihren Fehler wieder erſetzen wollten. Er ließ ſich erbitten: denn er war überhaupt der Meinung, daß die Strafe an einem einzigen, der geſündigt hätte, würcklich; an einer ſchuldigen Menge aber nur durch Worte vollzogen werden müſſe. Doch ermahnte er ſeine Soldaten, künftig vorſichtiger zu ſeyn, und lagerte ſich nunmehro mit ihnen näher bey der Stadt, an ihrer mittäglichen und Abend-Seite.

Er ſuchte hier einen bequemen Ort, an welchem ſie angegriffen werden konnte, und fand ihn bey dem Grabmahle des Hohenprieſters Johannes, wo die erſte Mauer etwas niedriger und mit der zweyten

nicht

nicht verbunden war, über die dritte aber der Eingang in die obere Stadt, und aus dieſer in die Burg Antonia, welche über dem Tempel lag, nicht ſehr ſchwer zu ſeyn ſchien. Indem er dieſes unterſuchte, wurde einer ſeiner Freunde, Nicanor, der nebſt dem Joſephus nahe an der Mauer den Juden von neuem den Frieden angeboten hatte, von ihnen verwundet. Durch dieſe wilde Halsſtarrigkeit aufgebracht, fieng Titus die Belagerung mit deſto größerer Lebhaftigkeit an. Sein Heer, die Legion ausgenommen, welche den Oelberg beſezt hatte, mußte ſich verſchanzen, und wurde dabey theils durch eine Anzahl Schützen, theils durch die Kriegsmaſchinen beſchüzt, welche unaufhörlich Steine von hundert und mehr Pfunden auf die Juden warfen. Als er hierauf ſeine großen Mauerbrecher in Bereitſchaft geſezt hatte, wurde die Mauer an drey Orten durch dieſelben beſtürmt. Die Juden fielen in Menge aus, und ſuchten ſie in Brand zu ſtecken: es entſtand ein hartes Gefechte; ihre Abſicht konnte kaum durch den äuſſerſten Widerſtand vereitelt werden; endlich aber trieb ſie Titus ſelbſt, nachdem er ſie mit den tapferſten von ſeiner Reiterey angegriffen, und zwölfe mit eigener Hand umgebracht hatte, in die Stadt zurück. Er ließ den einzigen Gefangenen, den er bekam, ans Creuz ſchlagen, um die Juden zu ſchrecken, und zur Uebergabe zu bewegen; allein er übte dadurch nur eine fruchtloſe Grauſamkeit aus.

Nach vierzehn Tagen machte die größte ſeiner Kriegsmaſchinen eine ſolche Oeffnung in die erſte Mauer, daß die Römer durch dieſelbe eindringen konnten: und ſogleich ſchlug Titus innerhalb derſelben ſein Lager auf. Die Juden, welche ſich auf die zweyte Mauer zurückzogen, verſuchten ſeitdem Tag

„ges Betragen, und werden überw
„über ihre Hände nicht Herren sind
„ste aber ist dieses, daß sie, da d
„gegenwärtig ist, doch ohne ei
„Gewiß, die Kriegsgeseze m
„zen; eben dieses wird der
„wenn er diesen Unfall hö
„sein Leben in Kriegen z
„ein solches Versehen b
„strafen diejenigen a
„die Ordnung nur
„jezt haben sie das
„Antheil nehmen
„in ihrer Verw
„es gleich erfg
„Sieg, wen
„wird, unr
die nahe
teten die
den Tit
zu verz
auch
erfe
über
ei

die
...enprie
man jezt
...führen: denn
...e über Die
...daten litten
...den sie von d
...ahlreichen Maschi
...it ihren Waffen verwu
...e selbst aufs neue, sich un
...bar bevorstehenden Untergan
... schickte außerdem den Josephu
...icht an sie: denn er hoffte, daß die
... ihres Mitbürgers noch mehr bey ihn
...n würden. Dieser hielt in einiger Entfe
...von der Mauer eine sehr einnehmende Affektvol
...e an die Belagerten; ihre Antworten aber waren
...ötterenen und Schimpfworte; einige von ihnen
...chten ihn sogar zu verwunden. Doch unter dem
Volcke, das von den Tyrannen unterdrückt war, fan-
den sich seitdem viele, welche zum Titus übergien-
gen, und er ließ sie frey hinziehen, wohin sie woll-
ten. Schon empfanden auch die meisten Einwohner
von Jerusalem alles Schröckliche einer Hungers-
noth; aber die aufrührerische Rotte raubte ihnen noch
unter vielen Peinigungen den wenigen Unterhalt,
den sie sich verschaffen konnten.

D

...
verlornen Pa
der seinen
hundert aus
schlichen,
sie meisten
lichen Wi
Stadt a
nicht: th
solche W
zurückg
chen S
bischen
blick,
auf
tete
er
sie

liche Hartnäckigkeit dieſer bereits
hte den Titus abermals wi-
m. Da ſich täglich viele
nahgelegenen Thäler
ſuchen: ſo wurden
h einem vergeb-
Angeſichte der
tus verbot dieſes
rathſam hielt, eine
eils, weil er hoffte, die
us Furcht vor einem glei-
hn ergeben. Allein die Jü-
brauchten vielmehr dieſen An-
zu überreden, daß die Römer
gegneten, die ſich zu ihnen flüch-
dieſen Betrug bald auf, indem
it abgehauenen Händen, damit
ufer angeſehen würden, in die
leich warnete er den Johannes
öchten wenigſtens jezt von ihrer
d ihn nicht zur Zerſtörung der
ndern noch durch eine ſpäte Reue
ſehnliche Vaterſtadt, und einen
kein anderer verglichen werden
ür dieſer Aufforderung verband
ß er nicht bloß bey Worten ſte-
munterung an ſeine Soldaten,
Stadt zu beſchleunigen. Man
er Mauer durch Schmähreden,
Entſchloſſenheit, eher zu ſter-
zu dienen: und dieſe unſinni-
hnten ſich hinzu zu ſetzen, daß
g und ihnen eine ganz gewiſſe

Titus erkannte die Verzweifelung, welche bey ihnen an die Stelle einer vernünftigen Tapferkeit getreten war. Er wollte daher ſeine Soldaten keinesweges in einem Sturme aufopfern; und als ein junger Macedoniſcher Prinz, der in ſeinem Heere diente, ſeine Verwunderung darüber gegen ihn bezeigte, daß die Römer die Mauer nicht angriffen, antwortete er ihm lächelnd nur dieſes: „Es iſt eine zu ſchlechte „Arbeit.„ Gleich unternahm der Prinz mit ſeinen Macedoniern dieſe, wie er glaubte, leichte Sache, und wurde mit großem Verluſte zurückgeſchlagen.

Mittlerweile kam der Wall, den Titus errichten ließ, zu Stande. Vier Legionen, das iſt über vier und zwanzig tauſend Mann, hatten denſelben ſiebzehn Tage hindurch in beträchtlicher Größe und Stärcke aufgeführet, und man brachte nun die Maſchinen auf denſelben, um die lezte Mauer über den Hauffen zu werfen. Aber dieſes ſo ſchwere kaum geendigte Werck war nach wenigen Tagen ganz vergeblich. Von der Seite der Burg Antonia untergrub Johannes den Raum, der bis an den Wall reichte: nachdem er hierauf die Pfähle, von welchen ſeine Mine unterſtüzt wurde, angezündet hatte, ſtürzte der Wall plözlich ein. Auf der andern Seite that Simon, zween Tage darauf, mit den verwegenſten ſeiner Anhänger einen Ausfall. Sie ſteckten die Kriegsmaſchinen in Brand; aller Widerſtand der Römer war gegen ihre grimmige Standhaftigkeit umſonſt, und der Wall wurde ſelbſt vom Feuer ergriffen. Titus kam geſchwind von der Gegend der Burg Antonia, wo er einen andern Ort zur Verſchanzung ausſuchte, dahin. Er ſchalt ſeine Soldaten, daß ſie ihre eigene Wälle nicht vertheidigen könnten, da ſie doch die feindlichen eingenommen hätten; daß ſie ſich von den Juden,

die

die gleichſam aus einem Gefängniſſe loßbrächen, ſelbſt belagern ließen. Die Feinde wurden unter ſeiner Anführung zwar bald zurück getrieben; allein der Verluſt, den er durch ſie erlitten hatte, war faſt unerſezlich.

Er ſahe dadurch den Fortgang der Belagerung ſo ſehr gehemmt, daß er mit ſeinen Befehlshabern berathſchlagte, auf welche Art die Stadt nunmehro anzugreiffen ſey. Die hizigſten unter ihnen ſchlugen vor, daß man einen allgemeinen Sturm wagen ſollte: denn bisher hätten die Juden nur mit einem Theil des Kriegsheeres gefochten; wenn es aber ganz wider dieſelben anrückte, würden ſie bald unterliegen müſſen. Die andern, welche vorſichtiger waren, riethen, entweder einen neuen Wall aufzuwerfen; oder, die Stadt ſo genau zu beobachten, daß keine Lebensmitttel hinein gebracht würden, und ſie vom Hunger zur Uebergabe genöthigt werden möchte. Der Grund ihrer Meinung war dieſer, daß man mit Verzweifelnden, welche zwar durch das Schwerdt zu fallen wünſchten, denen aber auch ohne dieſes noch ein traurigeres Ende bevorſtünde, ſich in kein Handgemenge einlaſſen müſſe.

Man findet hier ein Beyſpiel zum Beweiſe, daß es für einen Feldherrn mitten in ſeinem Kriegsrathe ſehr wichtig ſey, ſich ſelbſt ſein vornehmſter Rathgeber zu werden. Titus hörte ſeine Befehlshaber an, weil von einer ſolchen Verſammlung erfahrner Männer immer etwas nüzliches für die gemeine Sache geſagt wird; vielleicht auch, weil er aus ihren Vorſchlägen die Einſicht, Fähigkeit und Neigung eines jeden nicht undeutlich erkannte. Aber er ſezte ſeinen Entſchluß weder nach der Mehrheit der Stimmen,

noch nach dem Anſehen derſelben feſt: vielmehr gefiel ihm keine von allen Meinungen. Mit einem ſo großen Heere ganz müßig vor der Stadt zu liegen, ſchien ihm unanſtändig zu ſeyn: mit Leuten zu fechten, welche ſich ſelbſt ohnedieß ins Verderben brachten, hielt er vor überflüßig; hingegen zeigte er auch ſeinen Unterfeldherren, daß es ſehr ſchwer ſeyn würde, bey einem ſolchen Mangel an Materialien, einen neuen Wall aufzurichten, und noch ſchwerer, auf die Ausgänge der Feinde Acht zu geben. Wegen des weiten Umfangs der Stadt und vieler Nebenwege, könnten nicht auf alle Seiten hinlängliche Kriegsvölcker geſtellt werden; ja dieſes geſtatte nicht einmal die Vorſichtigkeit, welche gegen die Ausfälle der Feinde nöthig wäre. Wollte man gleich die offenen Wege gehörig bewachen, ſo würden ſie bald geheime ausfindig machen; der geringſte Zuwachs an Lebensmitteln würde die Belagerung verlängern, und eben dieſe lange Dauer könnte den Ruhm ihrer glücklichen Thaten verringern. Denn in einer langen Zeit, ſagte Titus, kann zwar alles ausgeführt werden; aber, um Ehre zu erwerben, muß man Geſchwindigkeit brauchen. Sollte aber dieſe zugleich mit Sicherheit verbunden ſeyn, ſo müßte man die ganze Stadt mit einer Mauer einſchließen; auf dieſe Art allein könnten alle Ausgänge aus derſelben verſtopft werden, und die Juden würden endlich, wenn ſie ſich von aller Hülfe entblößt ſähen, entweder die Stadt übergeben, oder, vom Hunger ausgezehret, deſto leichter überwältigt werden können. Er werde es auch, fuhr er fort, bey der Mauer nicht bewenden laſſen; ſondern neue Schanzen aufzuwerfen ſuchen, wenn die Juden zu ſchwach ſeyn würden, ſolches zu verhindern. Titus ſchloß mit den Worten, welche mehr Nachdruck hatten, als alles übrige: „Kommt jemanden dieſes Mittel

u groß und zu ſchwer vor, ſo muß er bedencken, aß es ſich für die Römer nicht ſchicke, etwas klei- es zu unternehmen, und daß niemand, als Gott llein, ohne viele Arbeit eine große Abſicht zu Stan- e bringen könne.„

Alle ſeine Befehlshaber gaben ihm Beyfall. Da an dieſe weitläuftige Arbeit unter das Heer vertheilt atte, kam es in eine Art von Begeiſterung, und lle Claſſen deſſelben wetteiferten mit einander, um e ſchleunig zu Ende zu bringen: zumal da Titus iglich herumgieng, und ihren Fortgang in Augen- hein nahm. Dieſe Mauer, welche um die ganze Stadt geführt wurde, faſt fünftauſend Schritte lang ar, und an welche noch dreyzehn kleine Feſtungen der Blockhäuſer angebauet wurden, ſtand in drey agen völlig fertig. Titus hielt ſelbſt die erſte Nacht-Wache auf derſelben; die zweyte ſein Freund Alexander, und die übrigen Befehlshaber folgten arauf. Die Wachen, mit welchen ſie beſezt war, edienten ſich des Schlafes, ſo wie er ihnen durch as Loos zufiel, und hörten die ganze Nacht nicht uf, zwiſchen den Blockhäuſern herum zu gehen.

Durch dieſe Anſtalt hatte Titus den Feinden alle offnung zur Rettung abgeſchnitten; zugleich aber ar es eine Folge derſelben, daß das Elend des ungers noch weit mehr in Jeruſalem überhand ahm. Viele tauſend kamen aus Mangel an Unter- alte ums Leben; andere ſuchten es durch unnatürliche Speiſen zu friſten; allein der gröſte Theil der Ein- ohner verlor daſſelbe durch alle Arten von Noth nd Bedrängniß in den lezten Monathen der Bela- erung. Die Tyrannen, welche mit ihren Soldaten ieſes gleichgültig anſahen, weil alles dieſes ihr Werck

„ſchändlich, wenn Römer und meine Soldaten, „welche gewohnt ſind im Frieden den Krieg zu lernen, „und im Kriege zu überwinden, von den Juden „durch ihren Arm oder ihren Muth überwunden wür„den; und noch dazu am Ende des Sieges, und da „uns Gott augenſcheinlich Hülfe leiſtet. Die Un„fälle, welche wir erlitten haben, rühren bloß von der „Verzweifelung der Juden her; aber ihre Leiden ver„mehren ſich durch eure Tapferkeit, und durch den „göttlichen Beyſtand, deſſen ihr genießet. Denn „was iſt Aufruhr, Hunger, Belagerung, der Fall „der Mauern ohne Maſchinen, was iſt dieſes an„ders als ein Zeichen, daß Gott auf ſie zürne, uns „aber beyſtehe? es ſchickt ſich daher nicht für euch, „weder ſchlechter zu ſcheinen als dieſes ſchlimme Volk; „noch die göttliche Hülfe gleichſam zu verrathen. „Wie ſollte es aber nicht ſchändlich ſeyn, wenn die „Juden, denen es eben nicht ſehr ſchimpflich iſt über„wunden zu werden, da ſie der Knechtſchaft ge„wohnt ſind, den Todt verachten, um dieſe nicht mehr „auszuſtehen, und öfters mitten unter uns dringen, „nicht in der Hoffnung zu ſiegen, ſondern nur um „einen geringen Beweis ihrer Tapferkeit abzulegen; „wenn wir hingegen, die wir faſt die ganze Welt und „See unter unſere Gewalt gebracht haben, denen es „ſchon zur Schande gereicht nicht zu ſiegen, nicht „eine einzige kühne Unternehmung gegen die Feinde „wagen, und mit ſolchen Waffen müßig ſitzend ihren „Hunger und ihr feindſeeliges Glück abwarten; und „dieſes, da wir mit weniger Gefahr alles glücklich zu „Stande bringen könnten? Wenn wir alſo die Burg „Antonia erſtiegen haben, ſo iſt auch die Stadt unſer. „Denn ſollten wir gleich mit den noch übrigen Fein„den in derſelben zu ſtreiten haben, welches ich nicht „einmal glaube; ſo verſpricht uns doch der Umſtand, „daß

aß wir über ihren Köpfen, über der Luft, welche ſie inhauchen, ſitzen, einen geſchwinden und vollkommenen Sieg.„

Dieſe Bewegungsgründe waren für Soldaten, ir Römer inſonderheit, hinlänglich. Aber Titus ahm noch andere von dem Zuſtande nach dem Tode her: und man mag bey dieſer Gelegenheit zuſehen, ob es einem chriſtlichen Feldherrn unanſtändig ſey, m Muth ſeiner Soldaten durch Ausſichten in die inftige Welt zu ſtärcken. „Ich will, fuhr der eydniſche Cäſar fort, nichts zum Lobe derer ſagen, elche im Kriege ſterben, nichts von der Unſterbichkeit derjenigen, die vom Mars getrieben fallen; ber denen, welche anders geſinnt ſind, möchte ich ohl den Todt, der zur Zeit des Friedens aus Kranckeiten entſteht, wünſchen, indem alsdenn ihre Seele ugleich mit dem Leibe, zum Grabe verurtheilt wird. Denn welcher tapfere Mann weiß es nicht, daß die Seelen, welche in der Schlacht durch das Eiſen vom Körper getrennt werden, von dem reinſten Elemente er Luft gleichſam als Gäſte unter die Geſtirne aufenommen werden; daß ſie daſelbſt ihren Nachkommen als gute Geiſter und wohlthätige Helden erſcheien; daß aber diejenigen Seelen, welche durch Kranckheiten in ihren Körpern verzehrt worden ſind, enn ſie gleich keine Flecken und Unreinigkeiten an ich haben, von einer unterirdiſchen Nacht verdunkelt, und in eine tiefe Vergeſſenheit geſtoßen werden; daß ihr Andencken in eben ſolche Gränzen als hr Leben und ihre Körper, eingeſchloſſen wird? Wenn die Nothwendigkeit zu ſterben den Menſchen inmal beſtimmt iſt, und ſie an dem Eiſen einen weit leichtern Diener des Todes haben als an alen Kranckheiten, wie ſollte es nicht Trägheit ſeyn,

„das-

„ſollte ihm erlaubt ſeyn, den unterbrochenen Gottes„dienſt durch Juden, welche er ſich ſelbſt ausſuchen „möchte, feyern zu laſſen.„ — Eine Ehrerbietung für eine fremde, ihm unbekannte Religion, eine Achtung gegen den Eifer, mit welchem ein feindſeeliges Volck derſelben diente, die man ſelbſt den Partheyen der Chriſten zum Muſter ihres Betragens gegen einander empfehlen kann. — Allein vergebens hinterbrachte dieſes Joſephus dem Tyrannen und dem bey ihm ſtehenden Volcke: vergebens bat er ihn mit Thränen, welche faſt ſeine Rede erſtickten, den lezten unvermeidlichen Streich von dem Heiligthum ſeines Volckes abzuwenden: Johannes überhäuffte ihn mit Schmähreden, und blieb bey ſeiner Zuverſicht, Jeruſalem könne nicht zerſtöret werden, weil es die Stadt Gottes ſey.

Viele der angeſehenſten Juden hingegen wurden durch das Flehen des Joſephus bewegt, und diejenigen unter ihnen, welche die Wachſamkeit der Tyrannen nicht fürchteten, fanden Gelegenheit zum Titus zu flüchten. Er empfieng ſie mit ſeiner gewöhnlichen Leutſeeligkeit; da er aber wohl wußte, daß ſie mitten unter ſeinem Heere, das iſt, unter Völckern, deren Sitten von den ihrigen ſo weit entfernt waren, keinen angenehmen Aufenthalt haben würden, ſchickte er ſie in das Städtchen Gophna, um daſelbſt unterdeſſen zu wohnen, bis er ihnen nach geendigtem Kriege ihre Güter wieder einräumen würde. Dieſe ihre Entfernung brauchten die Aufrührer in der Stadt dazu, daß ſie die übrigen Einwohner überredeten, die Ueberläufer wären von den Römern umgebracht worden. Daher ließ ſie Titus von Gophna zurückkommen, und den Einwohnern unter das Geſichte treten. Sie baten nebſt dem Joſephus

die

die Aufrührer nochmals, wenigſtens den Tempel zu verlaſſen, weil die Römer denſelben gewiß nicht anders, als bey der äußerſten Nothwendigkeit verwüſten würden. Aber dieſe befeſtigten ihn vielmehr noch eifriger, indem ſie ihre Kriegsmaſchinen über die Thore deſſelben pflanzten; da hingegen rund um denſelben ſchon alles mit Leichnamen angefüllt war. Die Römiſchen Soldaten ſelbſt konnten jezt den Tempel nicht ohne Grauen betrachten.

Noch einmal alſo erniedrigte ſich Titus zu dieſem Schwarm von Elenden. Joſephus mußte ihnen folgende Worte von ihm bekannt machen: „Habt „ihr nicht ſelbſt, ihr Böſewichter, euer Heiliges mit „Schrancken umgeben? Habt ihr nicht an denſelben „in gewiſſen Zwiſchenräumen Säulen geſezt, auf „welchen in griechiſcher und in unſerer Sprache an„gezeigt wurde, daß niemand auch nicht einmal über „die Schrancken gehen dürfe? Haben wir euch nicht „erlaubt, diejenigen, welche darüber ſchreiten würden, „umzubringen, wenn es gleich ein Römer wäre? „Warum zertretet ihr denn, ihr Ungeheuer, ſelbſt an „dieſem Orte die Todten? Warum befleckt ihr den „Tempel mit dem Blut der Fremden und eurer Mit„bürger? Ich rufe die Götter meines Vaterlandes „zu Zeugen an, und wenn irgend jemals ein Gott „dieſen Ort angeblickt hat; (denn jezt glaube ich „nicht, daß einer auf denſelben ſehe,) ich nehme auch „mein Kriegsheer, und die Juden, welche ſich bey „mir befinden, euch ſelbſt nehme ich zu Zeugen, daß „ich euch nicht nöthige, dieſen Ort zu entheiligen: „und wenn ihr eure Stellung gegen mich verändern „werdet, ſo ſoll kein Römer ſich zu eurem Heiligthu„me nähern, noch daſſelbe beſchimpfen. Ja ich will „euch ſogar den Tempel wider euren Willen erhalten.„

Man nahm dieſes Anerbieten nicht an: daher ſahe ſich Titus gezwungen, von neuem Gewalt zu gebrauchen. Er gab Befehl, daß ein zahlreicher Haufſen, den er aus dem ganzen Kriegsheere ausſuchte, unter der Anführung des Cerealis, mitten in der Nacht, die Wachen des Tempels angreiffen ſollte, und er machte ſich bereit, mit demſelben hinabzuſteigen: denn dieſes iſt der einzige Vorwurf, den man ihm in ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen machen kann, daß er ſich zu willig in Gefahren begab, die ein Feldherr für ſeine Perſon vermeiden muß. Allein die gegenwärtige war ſo groß, daß ihm ſeine Freunde ſeinen Entſchluß lebhaft widerriethen. Sie wiederholten dasjenige, was die Befehlshaber des Heeres ſchon geſagt hatten: es würde weit vortheilhafter ſeyn, wenn er auf der Feſtung zurück bliebe, und von daraus den Soldaten die Anweiſung zum Gefechte gäbe, als wenn er ſich für ſie in Gefahr ſezte: denn vor ſeinen Augen würden ſie alle tapfere Krieger ſeyn. Er folgte auch dieſem Rathe, nachdem er vorher zu den Soldaten geſagt hatte, er bleibe nur deswegen auf der Feſtung, damit er ihre Thaten beurtheilen könne, und damit weder ein tapferer Mann ſeine Belohnung verlieren, noch ein träger Soldat der Strafe entgehen möchte. Würklich legten auch die Römer ungemeine Proben der Herzhaftigkeit ab; allein der Sieg blieb zwiſchen beyden Theilen unentſchieden.

Unterdeſſen hatte der übrige Theil des Heeres an der Zerſtörung der Burg Antonia ſo unermüdet gearbeitet, daß die Legionen nach ſieben Tagen Platz genug fanden, ſich dem Tempel gegen über zu lagern. Hier ließ ſie Titus neue Schanzen aufwerfen, und ſchärfte zugleich die Kriegszucht aufs neue, welche

unter

er den Römern durch ihr Glück dergeſtalt in Abme zu gerathen anfieng, daß ſie öfters ſorglos in Nachſtellungen der Juden fielen. Dieſe rennten hierauf ſelbſt einen bedeckten Gang, welden Tempel mit der Feſtung verband; einen anaber ließ Titus anzünden. Er vernahm jezt, die Noth und Verzweiflung in der Stadt unhreiblich wütete. Eine vornehme Frauensperſon chte ihr ſäugendes Kind um, verzehrte die Hälfte demſelben, und bot die andere Hälfte den Solen an, welche überall mit Ungeſtüm und Graukeit verborgene Speiſen aufſuchten. Dieſe abuliche That reizte den Titus zur Rache gegen ſo ſtarrige Feinde. Er entſchuldigte ſich, indem er an Gott wandte, daß er zu einem ſo unnatürlichen tragen keine Urſache gegeben habe, indem er den den den Frieden, die Freyheit nach ihren Geſetzen leben, und eine Vergeſſenheit aller ihrer Ausbeifungen angeboten hätte. „Aber Leute, ſagte er, lche Aufruhr an Statt der Einigkeit, den Krieg tatt des Friedens, und für den Ueberfluß den Hunr gewählet, welche den Tempel, den wir ſelbſt zu halten ſuchten, mit ihren Händen angezündet han, dieſe verdienen eine ſolche Nahrung. Jedoch will auch dieſe unmenſchliche Speiſe von Kinen mit den Ruinen der Stadt bedecken: ich will hr zugeben, daß die Sonne eine Stadt auf dem dboden anblicke, in welcher die Mütter ein ſolis Eſſen genießen. Den Vätern hätte vielmehr r den Müttern eine ſolche Speiſe gebühret, weil nach ſo vielem ausgeſtandenen Uebel doch die Waffen nicht niederlegen wollen.„ Und nunmehr ab auch Titus alle Hoffnung auf, die Feinde zu m Vergleiche bewegen zu können.

Er ließ alſo die ſtärckſten ſeiner Kriegsmaſchinen gegen den Vorhof der Prieſter, innerhalb welchem die Juden ſich geſezt hatten, kehren; allein er verſuchte es ſechs Tage lang vergebens, die Mauer durch dieſelben einzuwerfen. Eben ſo fruchtlos bemühten ſich ſeine Soldaten, den Grund eines Thores zu untergraben: ſie ergriffen endlich Sturmleitern, um die Mauer zu erſteigen, und wurden mit großem Verluſte, ſogar an Fahnen, zurückgeſchlagen. Da Titus ſahe, daß er in der Abſicht, des Tempels zu ſchonen, ſeine Soldaten ins Unglück ſtürzte, befohl er die Thore anzuzünden, welche mit Silberblech beſchlagen waren. Dieſer Brand verzehrte alle bedeckten Gänge und Höfe des Tempels.

Kurz vorher giengen zween der ſchlimmſten Anhänger der Tyrannen zum Titus über. Er war im Begriff ſie tödten zu laſſen, weil er wußte, wie boshaft ſie ihre Mitbürger gemißhandelt hatten, und daß ſie ſich des lezten Vortheils der Juden argliſtiger Weiſe zu bedienen ſuchten, um gleichſam als Sieger ihre Parthey zu verlaſſen. „Sie kommen, „ſagte er, aus Noth gedrungen, nicht aus gutem „Willen: und da ſie aus ihrer Vaterſtadt, welche „ihrentwegen in Feuer geſezt wird, flüchten, ſind ſie „nicht werth, gerettet zu werden.„ Doch die treue Beobachtung ſeines Verſprechens gegen die Ueberläufer behielt die Oberhand; ob er ihnen gleich nicht ſo günſtig begegnete als den übrigen.

Noch ſtand alſo das Hauptgebäude des Tempels unverſehrt; allein man ſahe voraus, daß es nicht anders als durch Feuer bezwungen werden könne: und den Untergang deſſelben ſuchte doch Titus auf alle Art zu verhindern. Er fragte ſeine vornehmſten Befehls-

fehlshaber um Rath, wie er ſich hierbey verhalten ſollte. Sie drangen alle auf die Verbrennung des Tempels. Er hingegen endigte die Berathſchlagung mit den Worten: „Wenn gleich die Juden von ih„rem Tempel herab fechten werden; ſo will ich doch „nicht mich an lebloſen Dingen an Statt der Sol„daten rächen; niemals will ich ein ſo unvergleichli„ches Werk verbrennen. Es wird ein Verluſt für „die Römer ſelbſt ſeyn, wenn es zerſtört wird; bleibt „es aber, ſo iſt es eine Zierde unſers Reichs.„ Bey dieſem Vorſaze veranſtaltete er alles zu einem allgemeinen Sturme des ganzen Heeres auf den Tempel.

Aber menſchliche Vorſicht konnte dieſen längſt von Gott verlaſſenen Siz nicht mehr retten. Die Juden ſelbſt beförderten die Verwüſtung deſſelben. Sie fielen aus dem Tempel auf die Römer heraus, welche das noch immer um ſich greiffende Feuer auslöſchten, und eine Straße bahnten. Titus jagte ſie ſelbſt zurück; aber bald darauf fiengen ſie das Gefechte von neuem an. Während deſſelben riß ein Römiſcher Soldat, aus eigenem Antriebe, oder vielmehr von einer höhern Macht geleitet, einen feurigen Brand aus einer glühenden Stätte, und warf ihn durch ein Fenſter in eines von den Zimmern, welche an den Tempel angebauet waren. Sogleich breitete ſich das Feuer über die ganze mitternächtige Seite dieſer Nebengebäude des Tempels aus.

Titus hatte kaum davon Nachricht erhalten, als er mit aller Geſchwindigkeit eilte, den Brand zu löſchen: ſeine Befehlshaber und übrige Soldaten folgten ihm alle nach. Er befohl es mit Worten und Zeichen; allein das Getümmel war zu groß, als daß man ihn hätte hören oder beobachten können. Die

Legionen hingegen drangen mit unaufhaltſamer Wuth auf den Tempel zu, ſtellten ſich, als wenn ſie den Befehl ihres Feldherrn nicht vernähmen, und munterten einander ſelbſt auf, das Feuer zu unterhalten: zugleich richteten ſie unter den Juden das grauſamſte Blutvergießen an. Titus gieng daher mit ſeinen Unterfeldherren in das Heilige und Allerheiligſte, welches er weit über ſeine Erwartung prächtig, mit Koſtbarkeiten angefüllet, fand, von denen er auch verſchiedene retten ließ. Und da er bemerckte, daß nur noch die Seitengebäude, nicht das Innere des Tempels, brannten: rief er den Soldaten von neuem zu, das Feuer zu dämpfen; ja er beſtellte einen Hauptmann von ſeiner Leibwache, um die Widerſpenſtigen alsbald zu beſtrafen. Aber ihre Erbitterung gegen die Juden, zum Theil auch ihre Raubſucht, machten dieſes Zwangsmittel unkräftig: der Tempel wurde endlich ganz vom Feuer verzehret.

Nach dieſem entſcheidenden Siege trugen die Legionen ihre Fahnen an das öſtliche Thor des Tempels, opferten ihnen daſelbſt, und riefen nach der Römiſchen Gewohnheit, den Titus mit freudigem Geſchrey als Imperator, das iſt, als ihren ſiegenden Feldherrn aus. Eine Anzahl Prieſter hatte ſich auf die Mauern des Tempels gerettet. Der Hunger nöthigte ſie aber bald ſich zu ergeben. Sie baten den Titus umſonſt, ihnen das Leben zu ſchencken. „Die „Zeit der Gnade, ſagte er, iſt vorbey; dasjenige, um „deſſen willen ich euch mit Recht erhalten hätte, iſt untergegangen: es iſt Prieſtern anſtändig, mit ihrem „Tempel umzukommen.„ Man ſieht aus dieſer Antwort den tiefen Verdruß hervorleuchten, welchen er über ſeine fehlgeſchlagene edle Abſichten empfand, und welcher ſogar ſeine Menſchenliebe auf eine kurze Zeit erſtickte.

Doch

Doch sie kam bald wieder zum Vorschein, als die Tyrannen, weil sie ihm weiter nicht entfliehen konnten, eine Unterredung mit ihm begehrten. Er wollte wenigstens noch die obere Stadt, in welcher sie sich nebst vielen tausend Juden befanden, retten; glaubte, daß sie jezt nachgebender geworden wären, und befohl daher seinen Soldaten einen Stillstand. Als Sieger redete er sie zuerst durch einen Dollmetscher an: „Seyd ihr denn nun, sagte er, durch das „Unglück eurer Vaterstadt gesättigt, o ihr Männer, „die ihr weder an unsre Macht noch an eure Schwäche dachtet; sondern durch eine unbesonnene Hitze „und Wuth das Volck, die Stadt und den Tempel „ins Verderben gestürzt habt; ja die ihr selbst verdienet umzukommen, weil ihr, nachdem euch Pompejus besiegt hat, im Anfange unaufhörliche Meutereyen gestiftet, endlich aber einen offenbaren Krieg „gegen die Römer erregt habt? Habt ihr euch etwan „auf eure Menge verlassen? Es hat euch ja nur der „kleinste Theil des Römischen Kriegsheeres widerstanden. Oder seztet ihr euer Vertrauen auf Hülfsvölcker? Welches Volck außer unserm Reiche würde wohl lieber den Juden als den Römern beystehen? Oder auf eure Leibesstärcke? Ihr wisset ja, daß „uns die Germanier dienen.„ (Kaum die Hälfte derselben, o Titus, würden unsere Vorfahren dazu gesagt haben, und auch diese nicht immer, und erst nachdem sie euch großen Verlust zugefügt hatten.) — „Oder verlieret ihr euch auf die Stärcke eurer „Mauern? Welche Mauer widersteht wohl mehr als „der Ocean, mit welchem die Britannier umgeben „sind, und gleichwohl die Römischen Waffen verehren? Oder auf eure Standhaftigkeit und die Kunst „eurer Feldherren? Es ist euch ja bekannt, daß die „Carthaginenser überwunden worden sind. Euch al-

„ſo hat das gütige Bezeigen der Römer gegen die „Römer gereizt. Denn erſtlich haben wir euch dieſes Land zum Beſitze, und Könige aus eurem Volcke „gegeben. Wir haben euch weiter eure väterliche „Geſetze erhalten, und euch erlaubt, ſowohl von andern „Völckern abgeſondert, als mit ihnen, wie es euch „gefiel, zu leben. Wir haben euch endlich, welches „das vornehmſte iſt, verſtattet, Steuren und Geſchencke im Nahmen eures Gottes zu ſammeln: wir „haben diejenigen, welche ſie gaben, nicht abgerathen, noch es ihnen verboten, damit ihr, wenn ihr „reich geworden wäret, unſere Feinde würdet, und „uns mit unſerm Gelde gegen uns rüſten könntet. „Hierauf habt ihr, mit ſo großen Wohlthaten überhäufft, euch nun ſatt genug, gegen diejenigen, welche ſie euch erwieſen hatten, gewandt; ihr habt gleich „ungezähmten Schlangen euern Gift gegen die, ſo „euch ſchmeichelten, ausgeſpieen.„

Sollte es wohl Leſer geben, denen es unangenehm fiele, dem Titus weiter zuzuhören? Seine Rede iſt gewiß keine Erfindung eines Geſchichtſchreibers, der bloß ſeine Beredſamkeit zu zeigen ſucht; ſie iſt wahr und rührend; er mahlt ſich ſelbſt in derſelben ab, deſto glücklicher, je länger ſie fortgeht; wir wollen ihn alſo ferner mit ſeinen Feinden ſprechen laſſen. „Es mag darum ſeyn, ſagte der gütigſte Ueberwinder ſeiner Zeit, daß ihr die Sorgloſigkeit des Nero „verachtet, und, gleich zerbrochenen oder abgeriſſenen „Gliedern, zu einer gewiſſen Zeit euch ruhig gehalten; „wenn aber den Staat eine ſchwerere Kranckheit betraf, euch gezeigt, und mit unverſchämten Hoffnungen auch ungemeſſene Begierden an den Tag „gelegt habt. Aber mein Vater kam in dieſes Land, „nicht ſowohl um euch wegen eurer Vergehungen an

„dem

em Ceſtius zu beſtrafen, als um euch mit Nach-
ruck zu ermahnen. Er hat daher, da er ſonſt,
enn er gekommen wäre, die Nation zu Grunde zu
ichten, die Wurzel ſelbſt hätte angreifen, und dieſe
Stadt ſogleich erobern müſſen, vielmehr Galiläa und
as herumliegende Land verwüſtet, um euch Gele-
enheit zur Reue und Beſſerung zu geben. Aber
ieſe leutſeelige Begegnung ſahet ihr vor Unvermö-
en an, und wurdet durch unſere Gelindigkeit nur
och kühner. Als Nero ums Leben gekommen
ar, habt ihr alles gethan, was nur die ſchlimm-
en Mitbürger des Staats vornehmen konnten:
r habt aus unſern innerlichen Unruhen mehr Muth
eſchöpft: da mein Vater und ich auf eine kurze
eit nach Egypten giengen, habt ihr euch derſelben
ebienet, um Kriegsrüſtungen anzuſtellen, und ihr
abt euch nicht geſchämt, diejenigen, die euch als
Nachſichtsvolle Feldherren begegnet waren, auch
och alsdenn zu beunruhigen, da ſie zu Fürſten
es Reichs waren erkläret worden. Da alſo die
berſte Herrſchaft auf uns kam, und jedermann da-
it zufrieden war; da ſelbſt die auswärtigen Völ-
er durch Geſandten uns Glück wünſchen ließen:
a bezeigten ſich wiederum die Juden allein als Fein-
e. Die Geſandten, welche ihr an die jenſeits des
uphrates wohnenden Völcker geſchickt habt, um
ure Meutereyen zu unterſtüzen; die Erbauung von
Mauern in einem ganz neuen Umfange; eure Em-
örungen und die Händel eurer Tyrannen unter ein-
nder; euer bürgerlicher Krieg: alles dieſes ſind
Dinge, welche ſich nur für ein ſo böſes Volck ſchi-
en. Ich rückte gegen dieſe Stadt mit harten
Befehlen, die mir mein Vater wider Willen gege-
en hatte: und ich freuete mich, als ich hörte, daß
ieſes Volck zum Frieden geneigt ſey. Ehe es zu

vertrieb, zu befeſtigen. Ein Römiſcher Soldat, den ſie gefangen bekommen hatte, entwiſchte glücklich zu den ſeinigen; aber Titus, um die Strenge der alten Kriegszucht, durch welche hauptſächlich die Römer unüberwindlich geworden waren, aufrecht zu erhalten, jagte ihn, nachdem er ihm ſeine Waffen genommen, von dem Heere weg, weil er ſich von den Feinden lebendig hatte ergreifen laſſen. Er mußte nun neue Verſchanzungen gegen dieſen Theil der Stadt anlegen. Während dieſer Arbeit gieng der gröſßte Theil der Idumäer, welche den Juden bisher beygeſtanden hatten, zu ihm über: er ließ, uneingedenck ſeines harten Entſchluſſes, allen Gnade wiederfahren. Da er endlich nach achtzehn Tagen die Kriegsmaſchinen mit gutem Erfolge zu brauchen anfieng, entfiel ſeinen hartnäckigen Feinden, weil ſie keinen Ort der Zuflucht mehr vor ſich übrig ſahen, der Muth; ihre Anführer verließen ſogar mit einer übereilten Flucht, die drey ſtärckſten Thürme, welche es in Jeruſalem gab, gegen welche die Maſchinen des Titus nie etwas ausgerichtet haben würden, und verſteckten ſich in unterirdiſchen Gängen; ſie fielen aber bald in die Hände ihrer Feinde. Die Römer bemächtigten ſich hierauf der Stadt ohne Widerſtand, und zündeten ſie an, nachdem ſie vorher viele tauſend Juden umgebracht hatten. So gieng Jeruſalem am 8ten September des 70ſten Jahres, nach der chriſtlichen Zeitrechnung, gänzlich zu Grunde.

Titus, welcher die eroberte Stadt in Augenſchein nahm, bewunderte die ungemeine Feſtigkeit der Thürme, welche von den Tyrannen ohne Noth waren verlaſſen worden. Bey dieſem Anblicke konnte er ſich nicht enthalten auszurufen: „Wir haben mit Gottes „Beyſtand Krieg geführet; es iſt Gott, der die Ju-

„den

„den aus dieſen Feſtungen herausgeriſſen hat: denn „was würden menſchliche Hände und Maſchinen ge„gen ſolche Thürme ausrichten?„ Ein Geſtändniß, das ihm eben ſo viele Ehre machte, als alle rühmliche Eigenſchaften, die er in dieſem Kriege bewieſen hatte! Er ließ auch dieſe Thürme mitten in dem ganz zerſtörtem Jeruſalem, zum Andencken ſeines außerordentlichen Glücks ſtehen.

Es war noch eine große Menge Juden übrig: von dieſen befohl Titus nur diejenigen zu tödten, welche man mit Waffen und in der Gegenwehr antreffen würde. Da die Soldaten ſeinen Befehl etwas überſchritten, beſtellte er einen ſeiner Freygelaſſenen zur Aufſicht: und dieſer ließ alle Aufrührer und Räuber umbringen; die ſchönſten Jünglinge aber behielt er zum Triumphe auf. Von den übrigen ſchickte Titus diejenigen, welche über ſiebzehn Jahre alt waren, nach Egypten, um daſelbſt in den Bergwercken zu arbeiten; viele vertheilte er in die Provinzen, damit ſie zu den Fechterſpielen und zu den Kämpfen mit wilden Thieren möchten gebraucht werden; die jüngern aber ließ er verkaufen. Er hatte in dieſem Kriege gegen ſieben und neunzig tauſend Gefangene gemacht, und während der Belagerung von Jeruſalem hatten eilfmal hundert tauſend Menſchen darinne das Leben verloren. Welch ein trauriger Sieg für einen Feldherrn, wie Titus war, und wie zu allen Zeiten wenige geweſen ſind!

Da er an eben dem Orte, wo die Stadt geſtanden hatte, ein ſtarckes Lager von Fußvolck und Reiterey zurücklaſſen wollte, um die Bewegungen der noch übrigen Juden in Paläſtina zu beobachten: ſo ließ er den Theil der Mauer, der die Stadt von der

Abend-

Abendſeite umgab, zum Platze des Lagers ſtehen. Allein vor allen Dingen wollte er die Tapferkeit ſeines Heeres belohnen. Er betrat alſo mitten in ſeinem erſten Lager einen Rednerſtuhl, um welchen daſſelbe verſammlet war, dankte ihm für ſeine treue Ergebenheit gegen ihn, lobte die Thaten deſſelben, welche, ſagte er, der ganzen Welt zeigten, daß den Römern nichts widerſtehen könne, und rühmte die glückliche Endigung des Krieges durch ſeine Soldaten, deſto mehr, da ſie es auch wären, von denen Rom ſelbſt den Kayſer, den ſie gewählt hätten, mit Vergnügen angenommen habe. „Aber, ſezte er hinzu, ob ich „gleich euch alle liebe und hochſchätze, weil ich weiß, „daß es keinem unter euch an Bereitwilligkeit gefehlt „hat, ſich durch ſeinen Muth hervor zu thun; ſo muß „ich doch diejenigen unter euch, welche die ſchönſten „Proben der Tapferkeit abgelegt haben, auch vor„züglich ehren und belohnen.„ Er ließ ſich hierauf dieſelben anzeigen, rief ſie ſelbſt auf, und ſezte ihnen unter vielen Lobſprüchen goldene Cronen auf, oder beſchenckte ſie mit andern koſtbaren Ehrenzeichen, erhöhete ihre bisherige Stelle, und gab ihnen einen reichlichen Antheil von der feindlichen Beute. Nachdem er endlich ſeinem Heere Glück gewünſcht hatte, und von demſelben mit frölichem Zuruf war herab begleitet worden, ſchlachtete er den Göttern die gewöhnlichen Opfer für den erhaltenen Sieg, von welchen auch die Soldaten ihre Mahlzeiten hielten. Er theilte nun ſeinem Heere die Gegenden aus, welche jede Legion beziehen ſollte; er ſelbſt aber gieng nach Syrien.

Auf dieſer Reiſe ſtellte er in verſchiedenen Städten, an den Geburtstagen ſeines Vaters und Bruders, oder überhaupt zum öffentlichen Vergnügen, alle Arten von Schauſpielen an, in welchen viele

tauſend

tauſend Juden theils von den wilden Thieren zerriſſen wurden, theils ſich ſelbſt unter einander fechtend umbringen mußten. Dieſe grauſamen Luſtbarkeiten der Römer ſchienen ihnen nichts Unmenſchliches an ſich zu haben: ihr kriegeriſcher Geiſt und eine lange Gewohnheit machten ſie ihnen, ob ſie gleich eines der geſitteteſten Völcker auf der Welt waren, angenehm. Auch Titus alſo konnte ſie ihnen nicht verſagen. Man kann noch inſonderheit dazu ſetzen, daß die Rechte des Kriegs gegen die Ueberwundenen, in den damaligen Zeiten, ja unter allen heydniſchen Völckern, von einer Härte waren, welche alles, was nur Haß und Erbitterung eingeben konnten, erlaubte, bis die Welt auch hierinne durch das Chriſtenthum ſanfter geworden iſt — wenigſtens ſanfter werden ſollte. Die Römer urtheilten ſogar, da ſie die Juden auf dieſe Art umkommen ſahen, daß ſie noch weit empfindlichere Lebensſtrafen verdienet hätten.

Sobald aber Titus mehr Freyheit hatte, ſeine Geſinnungen gegen die Juden zu zeigen, erkannte man, daß er ihnen nicht ungerecht begegnen könne. Die Einwohner von Antiochien, der Hauptſtadt Syriens, baten ihn, aus einem eingewurzelten Groll gegen die Juden, ſehr eifrig, daß er dieſe aus ihrer Stadt vertreiben möchte. „Es iſt ja, gab er ihnen „zur Antwort, die Vaterſtadt der Juden zerſtört, in „welche ſie zurückkehren müßten: und es giebt keinen „Ort, wo man ſie aufnähme.„ Darauf erſuchten ihn die Einwohner, daß er wenigſtens die ehernen Tafeln, in welche die Rechte und Freyheiten der Juden eingegraben waren, wegnehmen ließe; allein er ſchlug ihnen auch dieſes ab. Da er ſich hierauf nach Egypten begab, und unterwegens zu den Ruinen von Jeruſalem kam, preßten ihm dieſelben viele Zeichen

des

des Mitleidens aus: er frohlockte keineswegs darüber, eine ſo große und herrliche Stadt überwältiget zu haben; er wünſchte vielmehr den Stiftern ihres Untergangs alles Unglück an.

Aus Egypten ſchiffte er, acht Monathe nach der Eroberung von Jeruſalem, nach Italien über. Dieſer Zeitraum kann den Vorwurf einigermaßen entkräften, den man ihm gemacht hat, er hätte die Belagerung jener Stadt nur darum ſo hitzig betrieben, um bald in Rom zu ſeyn, deſſen Ergötzlichkeiten ihm immer vor den Augen ſchwebten. Es iſt jedoch nicht weniger gewiß, daß ihn der einbrechende Winter verhindert habe, ſogleich nach ſeiner Eroberung dahin abzureiſen. Aber eine andere Beſchuldigung gegen ihn, breitete ſich viel weiter, auch mit größerer Wahrſcheinlichkeit, aus: und doch war ſie noch weit weniger gegründet. Man fieng an zu glauben, daß er geſonnen ſey, ſich, von ſeinem Vater unabhängig, zum Oberherrn der Morgenländer aufzuwerfen.

Er hatte dazu die günſtigſte Gelegenheit in den Händen. Man ehrte und liebte ihn daſelbſt in gleichem Grade: und ſeine Soldaten inſonderheit waren ihm ſo außerordentlich ergeben, daß ſie ihn, da er das Heer verlaſſen wollte, mehrmals zurückhielten, bald flehend, bald drohend von ihm forderten, er möchte entweder bey ihnen bleiben, oder ſie alle mit ſich wegführen. Eben dieſer Verdacht wurde dadurch vermehret, daß er, indem er zu Memphis in Egypten der feyerlichen Einweihung des Ochſen Apis beywohnte, eine weiße Kopfbinde, welche Könige und Prieſter in den morgenländiſchen Gegenden mit einander gemein hatten, trug: man nannte ſie ein Diadem, und ſie hatte eine große Aehnlichkeit mit dem Turban der Türcken.

Titus

Titus that hierinne weiter nichts, als was die Gewohnheiten dieſes Egyptiſchen Götzendienſtes verlangten; man legte es aber als einen öffentlichen Schritt zur königlichen Würde aus. Man hat alſo immer auch in den gemeinſten Handlungen der Großen Merckmale von geheimen Abſichten geſucht.

Titus, dem dieſe ungerechten Gedancken von ihm bekannt waren, beſchleunigte ſeine Reiſe nach Italien deſto mehr. Da er über Argos in Griechenland gehen mußte, erſuchte er den Apollonius von Tyana, ſich in dieſer Stadt zu einer Unterredung einzufinden. Dieſer berühmte Weltweiſe, den der Aberglaube und die Leichtgläubigkeit der Heyden zu einem Wunderthäter gemacht hat, welchen ſie dem göttlichen Stifter der chriſtlichen Religion mit ſehr ſchlechtem Erfolge entgegen ſezten, hatte dem Titus eine beſondere Hochachtung bezeigt. Denn da dieſer nach der Eroberung von Jeruſalem, goldene Cronen von den Parthern und andern benachbarten Völckern, nach der Gewohnheit dieſer Zeiten, als Geſchencke, die ſeinem Sieger gebührten, bekam: geſtand er, „daß „er dieſelben nicht verdiene; denn er habe dieſe groſ„ſen Thaten nicht ſelbſt verrichtet; ſondern nur Gott „zur Ausübung ſeines Zornes ſeine Hände geliehen.„ Dieſe Reden gefielen dem Apollonius ungemein; er ſchrieb daher folgenden Brief an den Titus: „Da du „wegen der Waffen und des vergoſſenen feindlichen „Blutes nicht haſt geprieſen werden wollen: ſo über„reiche ich dir die Crone, welche deiner Mäßigung „zukommt. Denn du weißt ſehr wohl, weswegen „man gekrönt werden müſſe. Lebe wohl.„ Titus vergnügte ſich an ſeinem Beyfall, und ſezte, indem er ihm für denſelben danckte, noch hinzu: „Ich ha„be Jeruſalem, du aber haſt mich eingenommen.„

Er ſtillte bald ſeine Begierde dieſen weiſen Mann zu ſprechen, umarmte ihn freundſchaftlich, und nannte ihn ſeinen und ſeines Vaters gemeinſchaftlichen Wohlthäter: weil er dieſem vortreffliche Rathſchläge gegeben hatte. Darauf fuhr er fort: „Ich bin jetzt „dreyßig Jahre alt; habe eben die Würde erhalten, „welche mein Vater in ſeinem ſechszigſten Jahre bekam, und da ich zur Regierung berufen worden „bin, — vielleicht eher als ich zu gehorchen gelernet habe — ſo fürchte ich, ich möchte größere Dinge unternehmen, als ſich für mich ſchicken.„ Apollonius ſtreichelte ihm den Hals — er hatte einen ſo ſtarcken, als nur irgend die Fechter und Ringer bey den Alten brauchten — und ſagte dazu: „wer ſollte wohl einen „Stier mit einem ſo mächtigen Nacken unter das Joch „zwingen können? Eben derjenige, antwortete Titus, „der mich zum Kalbe aufgezogen hat.„ Er verſtand die Meinung des Weltweiſen, daß er bey ſeinen Gaben nicht für den Stand einer Privatperſon gemacht ſey; aber er erklärte ſich, daß er wenigſtens ſeinem Vater beſtändig unterworfen ſeyn wollte, als welcher ihn von Jugend auf zum Gehorſam gewöhnt hätte. Hierauf ſagte Apollonius: „Ich freue mich „darüber, daß du ſo bereit biſt, deinem Vater unterthänig zu ſeyn, deſſen Herrſchafft auch ſeinen Unterthanen, die von Natur ſeine Kinder nicht ſind, ſo „ſehr angenehm iſt, und daß du denjenigen verehren „willſt, mit welchem du ſelbſt wirſt verehrt werden. „(Es kann ſeyn, daß er hierbey an das ausgebreitete „Gerüchte gedacht hat, welches dem Titus herrſchſüchtige Abſichten beymaß.) Denn wenn die Jugend zugleich mit dem Alter regiert, welche Leyer „oder Flöte kann wohl eine ſo liebliche Harmonie „hervorbringen, als dieſe Verbindung? Die Tugenden beydes Alters werden mit einander vereinigt „werden;

werden; das Alter wird dadurch Munterkeit erlangen, und die Jugend wird ſich an eine gute Ordnung gewöhnen.„

„Was giebſt du mir aber, fragte Titus weiter, vor Lehren in Anſehung der Regierung? Du haſt dich hierüber ſchon ſelbſt unterrichtet, antwortete Apollonius. Denn da du deinem Vater Gehorſam leiſteſt, ſo iſt es offenbar, daß du ihm auch ähnlich werden wirſt. Doch will ich dir eine Vorſchrift des Archytas erzehlen, welche trefflich und wiſſenswürdig iſt. Dieſer Tarentiner, welcher ein Pythagoräiſcher Weltweiſer war, ſchreibt in ſeinem Buche von der Erziehung der Kinder: der Vater ſoll ſeinen Söhnen ein Muſter der Tugend ſeyn. Er wollte gleichſam ſagen, daß die Eltern ſelbſt ſich deſto eifriger der Tugend ergeben würden, wenn ſie ſähen, daß ihre Söhne ſie nachahmten. Ich will dir aber auch noch den Demetrius, meinen Freund, an die Seite ſezen, der, ſo oft es dir gefällt, bey dir ſeyn, und dich lehren wird, löbliche Dinge zu verrichten.„ Titus verlangte zu wiſſen, worinne die Weisheit dieſes Mannes beſtehe. In der Freymüthigkeit, ſagte Apollonius, in der Fertigkeit die Wahrheit zu ſagen, und in der Unerſchrockenheit gegen jedermann: denn er beſizt die Stärcke eines Cynikers.„ Dieſer leztere Nahme, er gewiſſen Philoſophen von einer hündiſchen Unerſchämtheit beygelegt worden war, beunruhigte den Titus. Daher ſezte Apollonius hinzu: „Homer glaubte, daß Telemach, da er noch jung war, zween Hunde benöthigt wäre; und er gab ſie ihm zu Nachtretern ſelbſt in die Verſammlung der Einwohner von Ithaca mit, ob es gleich unvernünftige Thiere waren.„ (Die Gelehrten des Alterthums

„würdeſt du dich wohl verhalten, wenn ich einige von „dieſen Bürgern überzeugen könnte, daß ſie die heftig„ſten Feinde von dir und deinem Vater geweſen ſind, „und den Juden zu Jeruſalem beygeſtanden haben? „Ich würde ſie ohne Verzug beſtrafen, antwortete Ti„tus. Gereicht es dir aber nicht zur Schande, fuhr „Apollonius fort, daß du dir die Gewalt zueigneſt, „die Verbrecher alsbald ihre Strafe leiden zu laſſen; „die Ertheilung der Wohlthaten aber ſo lange aufſchieben mußt, bis du dich mit deinem Vater darüber „berathſchlagt haſt?„ Dieſer Vorwurf gefiel dem Titus. „Ich gewähre den Einwohnern ihre Bitte, „ſagte er: mein Vater wird es mir nicht übel nehmen, „daß ich mich von der Wahrheit und von dir habe „überwinden laſſen.„ — Aber wie oft hat man wohl Erlaubniß, den Mächtigen einen Vorwurf dieſer Art zu machen, zu welchem die Gelegenheiten ſo häufig ſeyn würden?

Titus kam endlich in Italien an: er eilte ſo ſehr, daß er ſich ſogar eines laſtſchiffes bediente, ohne Gerathſchaft und Begleitung zu Rom anlangte. Er überraſchte ſeinen Vater, und, um ihm gleichſam zu zeigen, wie falſch die von ihm ausgeſtreueten Gerüchte wären, waren dieſes ſeine erſten Worte: **Hier bin ich, mein Vater, hier bin ich.** Bald darauf hielt er mit demſelben ein gemeinſchaftliches Siegsgepränge oder einen Triumph wegen der Eroberung von Jeruſalem, und des bis auf wenige Feſtungen geendigten Jüdiſchen Krieges. Die glänzende Pracht deſſelben wurde durch den goldenen Tiſch und Leuchter, und durch andere koſtbare Gefäße aus dem Tempel zu Jeruſalem, ungemein vermehret: man trug ſelbſt das Jüdiſche Geſezbuch, das iſt, eine ſehr ſchöne und koſtbare Abſchrift der fünf Bücher Moſis dabey

abey zur Schau, welche nachmals auf Befehl des Veſpaſian in dem Kayſerlichen Palaſte, ſo wie die Gefäße des Tempels in dem Tempel des Friedens, en er bald darauf erbauete, aufbewahret wurden. Von den feindlichen Anführern wurde Simon im Gefängniſſe umgebracht: Johannes aber zu einer immerwährenden Gefangenſchaft verurtheilt. Titus war der erſte Römer, der zugleich mit ſeinem Vater triumphirte, und dieſer hatte den doppelten Triumph ausgeſchlagen, den ihnen der Senat angeboten hatte: o würdig waren ſie einander durch Beſcheidenheit nd Tapferkeit. Man ſieht noch zu Rom den größ- en Theil von dem Triumphbogen übrig, welcher em Titus von dem Römiſchen Senate und Volcke ugeſprochen; aber erſt nach ſeinem Tode aufgerich- et worden iſt: und man hat nicht vergeſſen, die herr- che Beute, welche er in dem Jüdiſchen Tempel ge- acht hatte, auf demſelben abzubilden.

Von dieſer Zeit an theilte Titus die Regierungs- eſchäfte vollkommen mit ſeinem Vater. Bald nach- em dieſer zum Kayſer war erklärt worden, hatte der Senat den Titus zum Cäſar oder Erben des Reichs ernannt. Jezt bekleidete er zugleich mit demſelben die Aemter eines Cenſor oder öffentlichen Sittenrichters, nd eines Tribunus des Volcks; unter welchem Nah- en die Kayſer alle vorzügliche Rechte des ehemals reyen Römiſchen Volckes an ſich gezogen hatten. r wurde auch gleich Anfangs Conſul mit dem Veſ- aſianus, und hat dieſe höchſte Würde, welche der Kayſerlichen ſelbſt ein Anſehen zu geben ſchien, in der olge noch ſechsmal mit ihm geführet. Daß der Sohn eines Kayſers alles was groß und von einer unehmenden Gewalt im Staate war, mit ihm meinſchaftlich erlangt hat, dieſes iſt etwas ſehr ge-

wöhnliches. Aber Titus war im eigentlichſten Verſtande der Reichsgehülfe ſeines Vaters, indem er ihn der meiſten beſchwerlichen Beſchäftigungen überhob. Er gab im Nahmen deſſelben Briefe in die Feder, ſetzte die Verordnungen an das Volck auf, und hielt Statt ſeiner Reden im Senate. Er übernahm ſogar die Stelle eines Oberſten über die Kayſerliche Leibwache, welche ordentlich nur für römiſche Ritter gehörte: vielleicht, um ihr nicht nur einen neuen Glanz zu geben; ſondern auch um deſto kräftiger für die Sicherheit ſeines Vaters ſorgen zu können.

Er nahm ſich auch die Freyheit, gewiſſe Anſtalten deſſelben zu tadeln. Eine unmäßige Geldbegierde war beynahe der einzige Fehler des Veſpaſianus: wiewohl es die Geſchichtſchreiber noch unentſchieden laſſen, ob Geiz, oder die damals auſſerordentlich großen Bedürfniſſe des Staats dieſelbe ſichtbar gemacht haben. Genug, ſie verleitete ihn zu ſehr unanſtändigen Mitteln; er ließ ſich ſogar eine Abgabe vom Harn bezahlen, deſſen ſich die Walckmüller häufig bedienten. Titus that ihm deswegen Vorſtellungen. Allein ſein Vater hielt ihm das erſte Geld, das ihm die Pächter dieſer Auflage bezahlten, vor die Naſe, und fragte ihn, ob es darum übel röche, weil es von einer ſo unreinen Sache gehoben würde? Er antwortete zwar, wie es derſelbe erwartete; aber dieſes war zum Beyfall noch nicht hinreichend.

Nach einem ſehr geprieſenen Betragen vieler Jahre, fieng Titus auf einmal an, die gute Meinung der Römer zu verlieren. Man urtheilte, daß er die erhaltene Macht, ſonderlich die Befehlshaberſtelle über die Leibwache zu Gewaltthätigkeiten und einer Härte, die der Grauſamkeit nahe kam, mißbrauche. Sobald ihm jemand als ein unruhiger Mann, der

den

den Staat zerrütten könnte, einen gegründeten Verdacht erregte, ließ er durch beſtellte Leute in den Schauplätzen, oder im Lager der Leibwache, öffentlich, als wäre dieſes das allgemeine Verlangen, begehren, daß er zur Strafe gezogen werden möchte: und ſogleich ließ er ihn ohne einige Unterſuchung hinrichten.

Das iſt alſo eben derſelbe Titus, welcher kurz vorher ſich ſo viele Mühe gegeben hatte, ſeinen ärgſten Feinden das Leben zu retten? Ich behaupte, daß man hier noch keinen Widerſpruch in ſeinem Charakter antreffe. Man iſt gegen die öffentlichen Feinde des Staats im Kriege mehr geſichert, als gegen die geheimen Aufwiegler zur Zeit des Friedens. Jene können nach und nach mit Gewalt bezwungen werden; man kann ihnen mit gehöriger Behutſamkeit, Vorſchläge zu einem Vergleiche thun, um das Blut von vielen Tauſenden zu erſparen. Aber dieſe müſſen mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit unterdrückt werden, weil ihre Anſchläge und Bemühungen eine Art von anſteckender Seuche ſind, die in der Stille bald unheilbar wird: zumal in einem Staate, wie damals der Römiſche war. In dieſem Falle befand ſich Titus, wenn er Rom durch eine unvermuthete Vollziehung von Lebensſtrafen ſchröckte: das einzige Beyſpiel, welches uns davon aufbehalten worden iſt, beweiſet ſolches deutlich. Er ließ den Aulus Cäcina, welcher Conſul geweſen war, zu Gaſte bitten, und, da er kaum den Speiſeſaal verlaſſen hatte, umbringen. Allein die Gefahr war dringend: denn man fand bey ihm einen eigenhändigen Aufſaz von einer aufrühriſchen Rede, welche er an die Soldaten halten wollte. Der einzige Umſtand wird mißfallen, daß er den Cäcina noch vorher mit einer verſtellten Vertraulichkeit bewirthet hat; es iſt aber glaublich,

beyderſeitiges Widerſtreben, von Rom abreiſen, weil er vermuthlich merckte, wie unangenehm dieſe Verbindung, die er mit einem ausländiſchen Frauenzimmer zu ſchließen im Begriff war, den Römern ſey. Und ſein ehemaliges Gefolge von weichlichen und üppigen Perſonen, entfernte er ſo ernſtlich von ſich, daß er einige der geſchickteſten Tänzer, welche auf dem Schauplatze vor allen andern hervorragten, weder ausnehmend mehr begünſtigte, noch ihnen jemals bey den öffentlichen Spielen zuſehen wollte.

So war Titus einer von den wenigen Fürſten, welche erſt alsdenn, nachdem ſie die höchſte Gewalt erlangt hatten, allgemeinen Beyfall und Ruhm erworben haben. Davon kann die Geſchichte Beyſpiele genug aufweiſen, daß die Erben eines Reichs nach einer blühenden Hoffnung, welche ſie blicken ließen, auf dem Throne ſelbſt ſich verſchlimmert haben. Sobald ſie fühlten, daß ihnen alles erlaubt ſey, vergaſſen ſie es, daß Tugend und Geſeze auch für ſie vorhanden wären: und ſo viele andere Reizungen des Laſters, die ihnen entgegen kamen, wurden an dem Platze, den ſie eingenommen hatten, zu ſtarck, als daß ſie ihnen hätten widerſtehen können. Aber daß ein Prinz, der des Thrones verſichert war, und der ſich in dieſer Gewißheit bereits ohne Scheu einigen Ausſchweifungen überlaſſen hatte; daß derſelbe als Regent beſſer und tugendhafter wird, gleich in den erſten Tagen ſeiner neuen Würde alle übeln Vorbedeutungen, zu denen er Anlaß gegeben hat, zu Schanden macht, eine ſolche Veränderung iſt, wenn man ſie frey von aller Verſtellung erklären darf, ſelten und bewundernswürdig. Wir wollen alſo dem neuen Kayſer ſcharf in das Geſichte ſehen, um zu erfahren, wie er zu dieſer plözlichen Veredlung ſeiner ſittlichen Geſtalt gelanget ſey.

Ein

Ein ſcharfſinniger und glaubwürdiger Geſchichtſchreiber, **Dio Caſſius**, leitet ſie überhaupt davon her, weil diejenigen, welche bloß einen Antheil an der Regierung haben, ſich nicht ſo behutſam aufzuführen pflegten, als die uneingeſchränckten Beſizer einer Crone. „Jene, ſagt er, fragen nichts darnach, ob „man eine rühmliche Meinung von der Regierung habe; ſie mißbrauchen die ihnen von derſelben verliehene Gewalt, und thun vieles, wodurch ſie verhaßt und „verächtlich wird. Aber dieſe, welche wiſſen, daß alles auf ſie allein ankomme, geben ſich deſto mehr „Mühe, in einem guten Rufe zu ſtehen. Titus ſelbſt „erklärte ſich einmal auf dieſe Art gegen einen Mann, „dem er ehemals eine ausnehmende Gewogenheit bezeigt hatte, mit den Worten: Es iſt keineswegs „einerley, der Hülfe eines andern bedürfen, und „ſelbſt richten; ſo wenig es einerley iſt, von einem „andern begehren, und ſelbſt geben.„

Ich nehme dieſen Bewegungsgrund beym **Titus** als richtig an; ohne ihn doch vor den einzigen zu halten. Allerdings ſcheinet der Gedancke, daß er jezt allein über das Römiſche Reich zu herrſchen angefangen habe; daß ihm künftig faſt alles Gute und Böſe, was den Staat betreffen würde, werde zugeſchrieben werden; daß er es nun in ſeiner Gewalt habe, entweder ein vortreffliches oder ein verführeriſches und ärgerliches Beyſpiel, beydes gleich mächtig, für Millionen Menſchen zu geben; dieſer Gedancke, der in dem Geiſte eines Fürſten ſo wichtig iſt und ſo fruchtbar wird, ſcheinet den **Titus** ganz eingenommen zu haben. Aber dennoch würde er von dieſer Zeit an nur ſeine Laſter oder Fehler geſchickt verborgen haben, nicht würcklich tugendhaft geworden ſeyn, wenn ihm nicht ſein rechtſchaffenes Herz, das

Eine gleiche Begierde, ſich die Menſchen geſchwind und ohne die geringſte Einſchränckung verbindlich zu machen, zeigte Titus beſtändig. Er hatte bald Anfangs den Vorſaz gefaßt, niemanden, der ihn um etwas bitten würde, ohne alle Hoffnung von ſich zu laſſen: und er beobachtete dieſes auf das allergenaueſte. Seine Hofbedienten erinnerten ihn zuweilen, daß er mehr verſpräche, als er leiſten könne; er gab ihnen aber zur Antwort: **Von dem Geſpräche mit einem Fürſten darf niemand traurig weggehen.** Man könnte hierbey den ſtillen Einwurf machen, daß es angenehmer und für die Ruhe des Gemüths zuträglicher ſey, eine abſchlägliche Antwort, als leere oder doch ungewiſſe Vertröſtungen zu erhalten: und mit dieſer Geſinnung betrachte ich ſelbſt dasjenige, was man Verſprechungen in der Hofſprache zu nennen pflegt. Aber Titus machte nicht darum Hoffnungen, auch wo er ſie nicht erfüllen könnte, weil er ſich der Bittenden zu entledigen wünſchte; ſondern weil es ihn zu ſehr ſchmerzte, ſie gänzlich abzuweiſen, und weil er dennoch glaubte, ihre Bedürfniſſe oder Beſchwerden auf eine andere Art heben zu können.

Er zählte die Tage ſeiner Regierung nur nach den Wohlthaten, die er ausgetheilet hatte. Daher ſagte er einſt bey ſeiner Abendmahlzeit, als er ſich erinnerte, daß er an dem verfloßenen Tage keinem Menſchen etwas Gutes erwieſen habe, in einem Anfall von Traurigkeit: **Meine Freunde, ich habe dieſen Tag verloren!** — Die ſchönſten Worte, welche man jemals von einem Regenten gehört hat! Recht königliche und fürſtliche Worte, weil ein Fürſt gleichſam aufhöret es zu ſeyn, ſo bald er keine Gelegenheit oder wenigſtens keine merckliche Neigung mehr zum Wohlthun hat. Wenn aber Titus ſich über eine Unthätigkeit betrübt hat, die ihm nicht zur

Laſt

Laſt gelegt werden konnte: ſo wünſchte ich zu wiſſen, wie heiter ſein Geſicht am Abende eines Tages geweſen ſey, den er durch viele und große Wohlthaten ausgezeichnet hatte; wie ſehr ihn alsdenn ſeine fröliche Zufriedenheit dafür ſelbſt belohnet habe.

Unter einem ſolchen Fürſten mußte das Leben und Eigenthum der Unterthanen völlig geſichert ſeyn. Er hat würcklich während ſeiner Regierung keinen Menſchen hinrichten laſſen; ob er gleich mehrmals gerechte Urſachen hatte, Lebensſtrafen zu befehlen. Er übernahm eben deswegen, wie er geſtand, die Würde eines Hohenprieſters oder oberſten Pontifex, um ſeine Hände niemals mit Blute beflecken zu dürfen: denn es war dieſem Oberhaupte der Römiſchen Prieſter nicht einmal erlaubt, einen todten Körper anzublicken: ſo gewiß glaubten dieſe Heyden, daß der Gottheit an ihren Dienern auch die leichteſte Verunreinigung mißfalle. Umſonſt erwartete man bisweilen, daß Titus die ärgſten Verbrechen durch den Todt rächen werde: der gute Fürſt ſchwor, **daß er lieber umkommen, als umbringen wolle.**

Kein Römer verlor durch ihn etwas von ſeinen Beſitzungen: er war vielmehr von der Begierde nach fremdem Vermögen ſo weit entfernet, daß er nicht einmal die gewöhnlichen freywilligen Steuern, welche die Kayſer von den Bürgern bekamen, annehmen wollte. Und gleichwohl hat ihn keiner ſeiner Vorgänger, welche oft unermeßliche Reichthümer durch die verwerflichſten Mittel ſammleten, an öffentlicher prächtiger Freygebigkeit übertroffen. Er vollendete das Amphitheater oder den großen runden Schauplatz, welchen ſein Vater mitten in Rom, zum Gebrauch der Fechterſpiele und Thierkämpfe, angefangen hatte. Es wurde ganz von Tiburtiniſchen Steinen gebauet;

drey bedeckte Gänge erhoben ſich auf demſelben übereinander; um dieſe waren rund herum hohe und offene Bogen geführt, welche ſich auf Pfeiler ſtüzten, neben denen Säulen nach den drey Hauptordnungen ſtanden; von dem höchſten bedeckten Gange an war die Mauer weiter fortgeſezt, mit breiten Oeffnungen ſtatt der Fenſter verſehen, und endigte ſich mit der Crone, welche gleichfals in der Mitte geöffnet, auf viereckigten Säulen ruhte: der Umfang, die Dauerhaftigkeit und die Schönheit des Wercks waren einander vollkommen gleich. Dieſes Gebäude, das von der Familie ſeiner Stifter das Flaviſche Amphitheater, von einem in der Nähe ſtehenden ungeheuren Bildſäule oder Coloſſus, das Coloſſeiſche genannt wurde, und jezt in der Italiäniſchen Mundart il Coliſeo heiſt, verdienet noch immer, auch in ſeinen Trümmern, bewundert zu werden. Sie ſind von neuem erſt vor wenigen Jahren von einem Nürnbergiſchen Künſtler Kilian ſauber in Kupfer geſtochen worden. Außerdem errichtete Titus zu gleicher Zeit mit ungemeiner Geſchwindigkeit die berühmten Thermas oder öffentlichen Bäder, von welchen man nur wenige Ueberbleibſel in dem heutigen Rom ſieht. Er legte mit großer Mühe eine feſte Landſtraße von Rom nach Ariminum an, ſtellte verfallene Waſſerleitungen her, und unternahm andere Wercke zum gemeinen Beſten.

Nachdem er das Amphitheater und die Bäder zu Stande gebracht hatte, weihete er beyde durch die koſtbarſten Feyerlichkeiten ein. Es trat eine Menge Fechter auf; fünftauſend wilde Thiere wurden gehezt, und von Leuten umgebracht, die mit ihnen kämpfen mußten; und viertauſend Stücke Vieh wurden dem Volck Preis gegeben. Man ſahe ſogar vier Elephanten mit einander fechten, und Kraniche welche

welche ein ſehr gelehrter Ausleger des Suetonius war ſinnreich, aber wider den Zuſammenhang beym Dio, in gefangene Germanier verwandelt wiſſen will. Plözlich ließ Titus das Amphitheater mit Waſſer anfüllen, und auf demſelben ein Schiffſtechen oder Seetreffen halten. Eben dieſes wurde an einem andern Orte, den Auguſtus dazu hatte ausgraben laſſen, mehrmals wiederholt, und immer durch eine kurtige Veränderung des Bodens, mit Gefechten auf dem Lande abgewechſelt. Dieſe und andere Spiele währten hundert Tage fort. Aber Titus wollte durch dieſelben das Volck nicht allein beluſtigen, ſondern auch bereichern: daher warf er viele hölzerne Kügelchen von der höhern Gegend in das Amphitheater herab, auf welchen der Nahme einer Eßbaare, eines Kleides, eines goldenen oder ſilbernen Gefäßes, auch von Pferden, allerley Vieh und Sclaven, angeſchrieben war. Wer ein ſolches Kügelchen ergriffen, und denen, welche Titus zu Ausheilern ſeiner Geſchencke beſtellt hatte, vorzeigen konnte, derſelbe erhielt von ihnen, was ſie auf demſelben geſchrieben fanden.

Titus ſuchte überhaupt dem Römiſchen Volcke auf jede Art gefällig zu werden: er erklärte ſich, da er ein Fechterſpiel ankündigte, zum voraus, es ſollte nicht nach ſeinem, ſondern nach dem Geſchmack der Zuſchauer, eingerichtet werden: und dieſes mußte in der That geſchehen. Er bewilligte ihnen alles, was ſie dabey verlangten; ja er munterte ſie ſelbſt auf, etwas zu begehren. Da es unter dem Volcke Parteyen gab, indem ſich ein Theil dieſer Art von Fechtern annahm, der andere aber einer andern Art günſtiger war: ſo ſchlug ſich Titus ebenfals zu einer geſſen Parthey, und warf ſcherzhafte Spöttereyen auf

die Fechter, welche ihre Gewogenheit nicht hatten; doch alles mit dem Anſtande, der ſeiner Würde gebührte, und ohne die Billigkeit zu übertreten. Er geſtattete ſogar zuweilen, wenn er ſich in ſeinen Bädern befand, dem Volcke einen freyen Zutritt. Kurz, er glaubte, daß er in jener bey den Römern an ihren Großen ſo hoch geſchäzten Tugend, in der herablaſſenden Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen das Volck, (popularitas) nicht zu weit gehen könne; einer Eigenſchaft, nach welcher die Fürſten mehr ſtreben würden, wenn ſie wüßten, wie ſehr ſie wegen derſelben geliebt werden.

Titus ahmte ſeinem Vater in vielen Stücken nach; aber an Gütigkeit, Sanftmuth und Gnade, an Freygebigkeit, an Liebe zur Gelehrſamkeit, war er größer als Veſpaſianus. Er machte ſich auch noch mehr als dieſer um die allgemeine Sicherheit verdient. Bisher hatte ſich zu Rom eine ſchändliche Art von Leuten, die Angeber, überaus vervielfältigt; ſie waren von einigen vorhergehenden Kayſern geſucht und gebraucht worden, um diejenigen zu ſtürzen, welche ihnen mißfielen, oder deren Güter ſie ſich bemächtigen wollten; und durch ſie waren viele Unſchuldige um ihre Ehre oder ihr Leben gekommen. Gegen dieſe Böſewichter allein übte Titus eine gerechte Strenge aus. Er ließ ſie auf dem Marckte geißeln und prügeln, und in dem Amphitheater zur öffentlichen Beſchimpfung herumführen; zum Theil verkaufte er ſie als Sclaven, oder verwieß ſie in die allerunfruchtbarſten Inſeln. Und damit er ihrem Anwachſe auch aufs künftige vorbeugen möchte, verbot er, daß man gegen niemanden aus mehr als aus Einem Geſeze eine Klage anſtellen ſollte, wie dieſe ausgemachte Ankläger ſonſt gethan hatten, um immer friſche Mittel zum Untergange anderer in den

Hän-

Händen zu behalten. Er verordnete aus eben dieſer Abſicht, daß über einen Verſtorbenen nur innerhalb gewiſſer Jahre gerichtliche Unterſuchungen vorgekommen werden ſollten.

Aber in allem, was ihn ſelbſt betraf, war Titus deſto gelinder und zur Nachſicht geneigter. Er gab niemals zu, daß aus dem Geſeze der beleidigten Majeſtät gegen jemanden Klagen geführt wurden. „Denn „niemand, ſagte er auf eine unverbeſſerliche Art, „kann mich beleidigen oder beſchimpfen, weil ich nichts „thue, das Tadel verdiente. An dasjenige aber, was „man fälſchlich von mir ausſtreuet, kehre ich mich „ganz und gar nicht. Was hingegen die verſtorbenen „Fürſten betrift, ſo werden ſie ſich ſelbſt, wenn ſie anders würcklich vergöttert ſind, und etwas vermögen, „an denen, welche ihnen Unrecht thun, rächen.„

Gleichwohl hatte auch ein ſo liebenswürdiger Fürſt gefährliche Feinde mitten in ſeinem Staate. Zween Patricier wurden überführt, daß ſie ſich bemühet hatten, ihm das Reich zu entreißen. Alles, was Titus nach dieſer Entdeckung that, beſtand darinne, daß er ſie beyde ermahnte, von ihrem Vorhaben abzuſtehen. „Denn, ſezte er hinzu, das Reich iſt eine „Gabe des Verhängniſſes; wenn ſie aber außerdem „etwas verlangten, ſo wollte er es ihnen ertheilen.„ Gleich darauf ſchickte er ſeine Läuffer an die Mutter von einem der Verſchwornen, welche weit von Rom entfernet, und über das Schickſal ihres Sohnes bekümmert war: ſie mußten ihr die Nachricht bringen, daß er nichts zu befürchten habe. Beyde aber zog er noch an eben demſelben Abende zu einer vertrauten Mahlzeit: und am folgenden Tage ließ er ſie bey einem Fechterſpiele mit Fleiß neben ſich ſitzen, gab ihnen auch die Dolche der Fechter, welche ihm gewöhnli-

wöhnlicher maßen vorgelegt wurden, zur Beſichtigung in die Hände. Man ſezt hinzu, er habe ihnen, nachdem er ihre Geburtsſtunde erfahren, vorher geſagt, es ſtehe ihnen ein Unglück bevor, aber unter einer andern Regierung: und dieſes ſey auch eingetroffen. Doch dieſes Wunderbare in ſeinen Reden brauchen wir weniger, und wollen uns auch kürzer bey demſelben aufhalten, als bey dem Bewunderns würdigen in dieſer ſeiner ganzen Aufführung. Das edle Vertrauen auf ſein verdienſtvolles Leben, welches ihm die Verſicherung gab, daß er unmöglich eines Menſchen Haß auf ſich laden könne, und die großmüthige Ueberwindung, mit welcher er den Verräthern begegnete, iſt noch höher zu ſchäzen, als alle ſeine übrige Güte und Freygebigkeit.

Aber durch keine Wohlthat, Bitte und wiederholte Verzeihung war der unverſöhnlichſte von den Feinden des Titus zu gewinnen: ſein jüngerer Bruder Domitianus. Dieſer hatte nach dem Tode ihres Vaters, bey deſſen Leben er ſchon ſeinem Bruder ſo viel zu dancken hatte, (welcher ihm auch das einzige ordentliche Conſulat überlaſſen hatte, das ihn Veſpaſianus führen ließ,) er hatte ſich damals lange bedacht, ob er nicht den Soldaten das Geſchenck, welches ihnen die neuen Kayſer zu reichen pflegten, doppelt geben ſollte, damit er durch ihre Hülfe den Thron beſteigen könnte. Er wagte dieſes zwar nicht; allein er gab ſeitdem beſtändig und öffentlich vor, er ſey in dem Teſtamente ſeines Vaters zum Herrn des Reichs ernannt worden, man habe aber daſſelbe verfälſcht. Er ließ ſich daher heimlich und offenbar in allerhand boshafte Anſchläge wider ſeinen Bruder ein; ſuchte ungeſcheut die Legionen auf ſeine Seite zu ziehen, und bemühte ſich auch, von Rom zu entfliehen,

fliehen, um in den Provinzen Unruhen zu ſtiften. Titus konnte durch alle dieſe Feindſeeligkeiten nicht bewogen werden, ihn zu ſtrafen: er entfernete ihn nicht einmal aus der Hauptſtadt, oder entzog ihm etwas von ſeiner Würde. Vielmehr begegnete er ihm immer als ſeinem Mitgenoſſen am Reiche und künftigem Nachfolger; und zuweilen bat er ihn insgeheim mit Thränen, er möchte doch endlich ebenfals brüderliche Geſinnungen gegen ihn annehmen. Aber alle ſeine Bemühungen waren umſonſt angewandt; dieſe ſo große Unähnlichkeit von zween Brüdern iſt auch nicht ſchwer zu erklären. Der frühzeitig zum Laſter verführte und mit Recht verachtete mußte den durch ſeine Tugend groß gewordenen unaufhörlich haſſen.

Das Römiſche Reich blieb ohngeachtet dieſer Bewegungen des **Domitianus**, unter der Regierung des **Titus** in einer ununterbrochenen Ruhe, den entfernten Krieg ausgenommen, welchen **Agricola** in Britannien oder dem heutigen Großbritannien, führte. Dieſer große Feldherr eroberte in dieſem Lande faſt alles, was ſich bisher noch in Freyheit erhalten hatte; war der erſte Römer, der es als eine Inſel kennen lernte, und ſezte ſeine glückliche Streifereyen bis mitten in Schottland, welches damals Caledonien hieß, fort. Wegen ſeiner Kriegsverrichtungen nahm **Titus** zum funfzehntenmal den Nahmen **Imperator** (ein ſiegreicher Feldherr) an. Er ertheilte ihm auch die verdiente Ehre eines Triumphs: wenn wir anders hierinnen der Erzählung des **Dio** folgen dürfen, welche mit den glaubwürdigern Nachrichten des **Tacitus** zu ſtreiten ſcheinet. Darinne aber kommen beyde überein, daß **Agricola**, der unter dem Titus ein geehrtes Leben würde geführt haben,

ben, vom Domitianus mit Haß und Verachtung niedergedrückt worden ſey.

Da das Reich unter einer erwünſchten Regierung blühte, erhuben ſich bald nach dem Anfange derſelben, im Jahr 79. einige ſchröckliche Unglücksfälle und Landplagen über Rom und das untere Italien. Der Berg Veſuvius warf Flammen, Aſche und Steine in einer faſt unglaublichen Menge aus, und machte Campanien weit herum zu einer Wüſte. Mit dieſem Ausbruch war ein gleich fürchterliches Erdbeben verbunden: die brennende Aſche wurde in weit entlegene Länder getragen, verdunckelte die Luft, und verwandelte zu Rom plözlich den Tag in Nacht, zu großer Beſtürzung der Einwohner. Damals giengen nebſt andern Städten in Campanien, auch Pompeji, wo das Volck eben den Schauſpielen zuſah, und Herculanum unter: die prächtigen Trümmern von beyden, ſonderlich der leztern, welche man ſeit einigen zwanzig Jahren ausgräbt, haben die Aufmerckſamkeit aller Liebhaber der Kunſt und des Alterthums rege gemacht. Andere Städte wurden zugleich beſchädigt; unzählige Menſchen kamen ums Leben, und unter dieſen auch der gröſte Gelehrte und Naturkündiger ſeiner Zeit, der ältere Plinius. Auf die Nachricht von dieſem Elende, eilte Titus den Verluſt Campaniens zu erſezen. Er ſchickte zween angeſehene Herren, welche Conſuls geweſen waren, mit großen Geldſummen dahin, um der Provinz wieder aufzuhelfen. Das Vermögen derer, welche bey dieſem Unfall den Todt gefunden, und keine Erben hinterlaſſen hatten, wandte er zur Wiederherſtellung der unglücklichen Städte an, da es ſonſt in die Schatzkammer des Fürſten zu kommen pflegte. Er reiſte bald auch ſelbſt dahin, und leiſtete jede Art von Hülfe.

Er

Er war noch daſelbſt, als zu Rom durch den Ausbruch von unterirdiſchen Flammen, eine Feuersbrunſt entſtand, welche drey Tage und Nächte fortdauerte, viele Tempel und andere öffentliche Gebäude, und darunter auch den Bücherſaal des Auguſtus, mit einem großen Theil der Stadt, in die Aſche legte. Auf dieſelbe folgte eine mehr als jemals wütende Peſt, die man von der neulichen Verunreinigung der Luft durch den Veſuvius herleitete. Titus kam ſogleich zurück: er bezeigte ſich in dieſer allgemeinen Noth als einen mitleidigen und geſchäftigen Fürſten, noch mehr aber als Vater ſeines Volcks. Er tröſtete es durch öffentliche Ausſchreiben, und ſtand ihm mit allen ſeinen Kräften bey. In Anſehung des Brandes inſonderheit erklärte er ſich, daß nur er dabey als Kayſer etwas verloren habe: daher würde er allen Schaden auf eigene Koſten erſezen. Um dieſes Verſprechen erfüllen zu können, beſtimmte er dazu ſelbſt das prächtige Geräthe ſeiner Luſthäuſer, und verordnete viele Römiſche Ritter, welche die öffentlichen Wercke betreiben ſollten. Reiche Perſonen, ganze Städte, ſogar auswärtige Könige, wollten ihm Beyträge hierzu übergeben; aber er weigerte ſich, das geringſte anzunehmen.

Vielleicht ſind diejenigen, welche ſo große und gehäuffte Unglücksfälle in einem Lande allemal unſtreitig vor außerordentliche Strafen Gottes über daſſelbe anſehen, hier in einiger Verlegenheit, wenn ſie bedencken, daß es Titus, einer der beſten Fürſten, geweſen ſey, der ſie zugleich gefühlt hat. Ich entſcheide niemals in ſo dunckeln Fragen; aber ſollte man nicht vermuthen dürfen, daß ſie eben unter ihm über Rom geſandt worden ſind, weil kein anderer Kayſer durch den leutſeeligſten und nachdrücklichſten Antheil an denſelben, ſie ſeinen Unterthanen ſo erträglich

träglich würde gemacht haben. Sollte nicht Titus, der dadurch ſo viele Gelegenheit bekam Gutes zu thun, zugleich zu der Einſicht geführt worden ſeyn, daß, indem er unermüdet baue, eine höhere Macht in Tagen und Stunden ſein ganzes Werck zerſtören könne?

Das kurze Ziel ſeiner wohlthätigen Regierung nahte ſchon heran. Am Ende der öffentlichen Schauſpiele, welche ich oben beſchrieben habe, vergoß er vor den Augen aller Zuſchauer viele Thränen: es mag nun der Anblick eines ſo großen Volcks wehmüthige Gedancken über die menſchliche Sterblichkeit bey ihm hervorgebracht; oder es mögen ihm ſonſt die Mühſeeligkeiten, die eiteln Ergötzungen dieſes Lebens, vielleicht gar die freudige Zufriedenheit ſeiner Unterthanen dieſes Zeichen ausgepreßt haben, deſſen ſich weiche und ſanfte Gemüther niemals, wohl aber harte Seelen geſchämt haben. Er reiſte darauf in das Sabiniſche Land, aber ziemlich betrübt über ſchlimme Vorbedeutungen, — eine verzeihliche Schwachheit bey einem Heyden: das Opferthier war ihm, da er opfern wollte, entflohen, und es hatte bey heiterm Himmel gedonnert. Gleich in der erſten Nacht, die er auf dem Lande zubrachte, überfiel ihn ein heftiges Fieber; er eilte aber doch weiter fort, um auf eben demſelben Landgute, wo ſein Vater geſtorben war, auch ſein Leben zu beſchließen, deſſen bevorſtehendes Ende er merckte.

Als man ihn kranck in einer Sänfte weiter trug, öffnete er die Vorhänge derſelben, und beklagte ſich mit gen Himmel gerichteten Augen darüber, daß er in der Blüte ſeiner Jahre aus der Welt geriſſen werde, da er ſich doch nur einer einzigen Handlung bewußt ſey, die ihn gereuete. Man hat über dieſe Handlung vielerley Muthmaßungen verſucht. Zu

ſeinen

ſeinen Zeiten glaubten einige, er habe die Gemahlinn ſeines Bruders verführt; aber dieſe ſchwor ſelbſt, daß ſolches eine Verleumdung ſey, da ſie übrigens gewohnt war, ſich jeder Schandthat zu rühmen. Andere haben den Charakter des Titus ſo ſehr vergeſſen, daß ſie meinten, er habe es bedauert, daß er ſeinen Bruder, der nicht allein ihm nachſtellte, ſondern auch das Römiſche Reich nach ihm unglücklich machen würde, nicht umgebracht habe. Man hätte weit erträglicher ſagen können: Vielleicht reuete es den Titus, daß er ſeinen Bruder nicht durch erlaubte Mittel von der Regierung entfernet, ſich nicht einen tüchtigern Nachfolger gewählt habe. Unterdeſſen iſt weder dieſe noch eine andere Vermuthung jezt mehr hinlänglich, die Gedancken des Titus aufzuklären. Und was ſoll man überhaupt von ſeinen Klagen ſagen? Er irrte in der gutherzigſten Meinung: unbekannt mit den weiſen Schlüſſen des Herrn der Welt, ſahe er die Verkürzung eines Lebens, das ſo ſehr dem allgemeinen Beſten gewiedmet war, als eine unbegreifliche Strenge an.

Er ſtarb an dem gewünſchten Orte, auf ſeinem Landgute Cutiliä, am 13. September des Jahr 81. im ein und vierzigſten Jahre ſeines Alters, nachdem er zwey Jahre und faſt drey Monathe regiert hatte. Man beſchuldigte ſeinen unnatürlichen Bruder, daß er ihm Gift beygebracht habe. Ein anderer Schriftſteller erzählt, daß er, da Titus noch Hülfe fähig war, jedermann befohlen habe, ihn als einen Todten zu verlaſſen, und noch ein anderer, daß er ihn in einem Kaſten voll Schnee habe erſticken laſſen. Man ſieht, wie ſehr die öffentliche Sage darinne übereingeſtimmt habe, daß Domitianus der Mörder ſeines Bruders geweſen ſey: und es ſcheint nicht, daß ſie durch den Bericht des Plutarch, welcher

cher den Titus durch den unmäßigen Gebrauch der Bäder umkommen läßt, genugſam beſtritten werde. Domitianus verſezte ihn mit den gewöhnlichen Cerimonien unter die Götter; er beſchimpfte aber ſein Andencken, ſo viel an ihm war, auf mancherley Art, und hauptſächlich ſeine Tochter Julia Sabina durch die ſchändlichſten Gewaltthätigkeiten auch noch bey dem Leben ihres Vaters.

Die Nachricht von ſeinem Tode erregte zu Rom und im ganzen Reiche ein ſo allgemeines öffentliches Trauern, als wenn jede Familie eines ihrer Glieder verloren hätte. Der Senat eilte noch an demſelben Abende, da er es erfuhr, ohne dazu eingeladen zu werden, auf das Rathhaus: hier überließ er ſich, zuerſt bey verſchloſſenen Thüren, ſeinem Schmerze, ſeiner Bewunderung und Sehnſucht gegen den verſtorbenen Kayſer; bald aber ließ er die Thüren öffnen, und hielt ihm vor dem herbeykommenden Volcke weit prächtigere Lob- und Danckſagungs-Reden, als er ihm jemals ertheilt hatte: der gewiſſeſte Beweis von Verehrung und Liebe, wenn ſie nach dem Tode des Fürſten noch lauter ſprechen als vor ſeinen Ohren.

In einer ſolchen Geſtalt iſt Titus auf die Nachwelt gekommen: und dieſes Bild braucht weiter keine Zuſäze. Es iſt bis jezt das Vergnügen der Menſchen geweſen; es hat, vom Boileau nur kurz und hiſtoriſch geſchildert, einen dem Titus ganz unähnlichen aber ſehr berühmten Fürſten außerordentlich gerührt; möchte es doch, zum Glück der Welt, alle jezige und alle künftige Fürſten rühren!

* * *

Suetonius, in ſeiner Lebensbeſchreibung des Titus, iſt hier mein vornehmſter Führer geweſen. Es iſt

überflüßig ſeine Nachrichten zu rühmen; aber
ch habe ich mehr als einmal bedauert, daß er uns
icht weit mehrere einzelne Handlungen des Kayſers
nterlaſſen hat. Der Mangel einer ſehr umſtänd-
hen Erzählung iſt mir ſonſt niemals ſo unange-
hm gefallen.

Einige Stellen des Tacitus in ſeiner Geſchichte,
ibe ich ſehr wohl gebrauchen können. Es verdrießt
ich, daß ich nicht ſo kurz und gedrungen ſtarck
hreiben kann, als dieſer vortreffliche Schriftſteller;
elleicht iſt aber dieſes in unſerer Sprache weder
öglich, noch nöthig.

In der Geſchichte des Jüdiſchen Kriegs, den Ti-
us geführt hat, ſind die Nachrichten des Joſephus
on großer Wichtigkeit. Dieſer Jüdiſche Geſchicht-
hreiber kam faſt nicht von ſeiner Seite, ſo lange
erſelbe währte; Titus gab ſeiner Glaubwürdigkeit
lbſt das vortheilhafteſte Zeugniß, und ließ ſein Werck
ls das einzige, worinne die Geſchichte richtig erzählt
äre, mit ſeiner Unterſchrift bekannt machen. Auf
er andern Seite bekam Joſephus von ihm viele
Wohlthaten: das Römiſche Bürgerrecht, Landgüter,
in Jahrgeld, das Leben und die Freyheit einiger hun-
ert ſeiner Landsleute, alles, was er von ihm verlang-
e: Titus hörte auch ſeine Ankläger niemals an, die
ihn öfters verfolgten. Aber daß die Danckbarkeit
icht allein aus dem Joſephus geredet habe, kann
loß die Vergleichung ſeiner Berichte mit den übri-
en Schriftſtellern, welche hierher gehören, beweiſen.

Unter dieſen lieſet man den Auszug, welchen Xi-
hilinus aus den Nachrichten des Dio Caſſius vom
Titus gemacht hat, mit Nutzen und Vergnügen.
Doch darf man es nicht ohne alle Prüfung thun, welche
ermuthlich weniger nöthig wäre, wenn wir nicht die
Arbeit des Dio ſelbſt verloren hätten.

Eutro-

Eutropius und Aurelius Victor melden einige beſondere Umſtände vom Titus, denen ich aber wenig traue, wenn ſie mit der Erzählung der bisher gedachten frühern Geſchichtſchreiber ſtreiten.

Dem Philoſtratus mag man in Anſehung des Wunderbaren, das er vom Apollonius von Tyana in der Lebensbeſchreibung deſſelben erzählet, die Glaubwürdigkeit mit noch ſo vielem Rechte abſprechen; ſo kann man doch die Begebenheiten in dem Leben des Titus, welche er eben daſelbſt berichtet, nicht zugleich ſchlechterdings verwerfen.

Unter den Neuern, welche das Leben des Titus beſchrieben haben, kann man mit dem einzigen Tillemont zufrieden ſeyn. Er iſt auch hier der genaueſte Sammler, der unter den Franzoſen aufgeſtanden iſt: nur ſelten ſchmückt er die Erzählung ohne genugſamen Grund. Ihn haben die Verfaſſer der Allgemeinen Welthiſtorie größtentheils, oft auch wörtlich, abgeſchrieben.

Leben
des Kurfürsten von Sachsen
Friedrichs
des Streitbaren.

Ich bleibe bey dem Vorsaze, den ich in dem ersten Theile dieses Wercks bekannt gemacht habe, roßen Deutschen einen ausnehmenden Platz in dem= lben zu geben. Es würde nicht schwer seyn, eine llig Deutsche Biographie, mit Ausschließung derer Nationen, zu schreiben, und sie auf sehr vie= Bände zu erweitern: so reich ist unser Vaterland n Männern, die von ihren Nachkommen gekannt nd geehrt zu werden verdienen; allein dieses stimmt eder mit meinem Entwurfe überein, noch mit dem egriff, den ich mir von den vielen Schwierigkeiten nd Dunckelheiten unserer Geschichte gemacht habe. uch da, wo es nicht an Nachrichten fehlt, wird der eschichtschreiber durch einen gewissen schlüpfrigen runb abgeschröckt, sich in jede Gegend, die ihm ge= llt, besonders in die neuern Jahrhunderte, zu wagen. ch begnüge mich daher, in jedem Theile wenigstens ine Bildsäule für meine Nation, vielleicht nur von ner kurzen Dauer, aufzurichten. Meine Wahl ird nicht durch lange Untersuchungen bestimmt: rjenige, welcher mich eben zu der Zeit, da ich die eder ergreiffen will, eingenommen hat, entweder ter dem Lesen der Geschichte, oder bey zufälligen etrachtungen über dieselbe; dieser Fürst oder Held

hat

hat immer das erste Recht an eine Stelle in diesem Wercke.

So hat jezt **Friedrich der Streitbare** den Weg in dasselbe gefunden. Oft habe ich mich zu Leipzig bey seinem Bilde, welches man auf dem Bücherſaale der Universität sieht, aufgehalten; oft habe ich die Stiftung dieser hohen Schule und andere seiner Thaten oder Schickſale überdacht; aber ohne eine Begierde zu fühlen, sein Leben zu beschreiben. Diese Begierde ist vor weniger Zeit an dem neuen Orte meines Aufenthalts plötzlich gekommen. Täglich ſehe ich aus meinem Fenſter, unter andern weit herum geſtreckten Trümmern, die traurigen Ueberbleibſale von dem ehemals geheiligten Orte, wo die Gebeine der Sächsiſchen Kurfürſten aus dem Hauſe Anhalt seit so vielen hundert Jahren ruhen: jezt, nach dem Unglücke, das der lezte Krieg über diese Stadt gefühet hat, nur unter grünen Hügeln, die der Himmel bedeckt, und jede veränderliche Gewalt der Witterung treffen kann. Zwar das Andencken dieſer tapfern und großmüthigen Fürſten lebt noch in der Geſchichte, wenn gleich ihre Gräber ſtatt aller Denkmale mit Gras bewachſen ſind. Aber gleichwohl iſt dieſes ein rührender Anblick, von welchem ich meine Gedancken deſto lieber auf den neuen Stamm zu wenden pflege, unter welchem den Gegenden, in denen ich ſchreibe, der Verluſt ihrer alten Beherrſcher ſo reichlich erſezt worden iſt.

Dieſes führt mich zu dem erſten, der aus demſelben regieret hat, zu **Friedrich dem Streitbaren**, welcher überhaupt unter die merckwürdigſten Fürſten ſeiner Zeit gehöret. Er hat ſeinem Geſchlechte, das ſchon einige Jahrhunderte hindurch ſehr mächtig und anſehnlich geweſen war, durch die Erwerbung der

Sächſi-

Sächsischen Kurwürde einen neuen Glanz verschafft: nd seine Nachkommen besizen dieselbe noch jezt mit iner ungemein vergrößerten Macht, und einem ben so sehr erhöhetem Ruhme. Eine der blühende- ten hohen Schulen in Deutschland ist von ihm er- ichtet worden. Seine Tapferkeit, Klugheit und ndere Tugenden haben ihn sehr vortheilhaft vor sei- ien meisten Zeitgenossen ausgezeichnet. An einigen roßen und seltenen Begebenheiten, die sich während einer Regierung zutrugen, hat er vorzüglich einen ahen Antheil genommen: von dieser Art ist die bsezung eines Kayſers und dreyer Päbste, eine llgemeine Kirchenversammlung, und ein Religions- rieg, der ihn sonderlich berühmt gemacht hat. Der Zustand des Christenthums, der deutschen Staats- erfassung, der Sitten und Geseze zu seiner Zeit, lles dieses ist für uns so sonderbar und fremd, aber uch so lehrreich, daß seine Regierung, bloß von die- en Seiten betrachtet, Aufmerckſamkeit fordern kann.

Friedrich war ein Abkömmling der Grafen von Wettin, welche schon im eilften Jahrhunderte die Marckgrafschaft Meisen, das heißt, ursprünglich en Auftrag, dieses Gebiet gegen die heydnischen Sorben zu schüzen, von dem Kayſer erlangt, zwey- undert Jahre darauf mit dieser erblich gewordenen nd überaus vermehrten Besizung die Landgrafschaft Thüringen vereinigt hatten; nach und nach aber durch hren Reichthum, ihre Verbindungen mit den vor- ehmsten Häusern, und die herzhaften rühmlichen Unternehmungen, welche sie ausführten, zu einem ho- en Range unter den deutschen Fürsten gestiegen aren. Sein Vater **Friedrich der Strenge**, andgraf von Thüringen, Marckgraf von Meisen, m Osterlande und zu Landsberg, Graf zu Orlamün-

de und Herr zu Pleißen, hatte die Tochter Heinrichs des Zwölften, gefürsteten Grafen zu Henneberg, Catharina, geheyrathet. Diese, welcher die Pflege Coburg, nebst andern Städten und Schlößern, zum Heyrathsgute mitgegeben war, brachte ihn am 29. März des Jahres 1369 zu Altenburg auf die Welt.

An Statt daß man uns die Art seiner Erziehung beschrieben hätte, meldet man vielmehr, daß man schon im vierten Jahre seines Alters eine Gemahlinn für ihn bestimmt habe. Der Kayser und König von Böhmen, Carl der Vierte, ein Freund seines Vaters, bot ihm seine Tochter Anna, für seinen Sohn an. Die Ehe sollte innerhalb acht Jahren vollzogen werden; zur Aussteuer der Prinzeßin wurden zehntausend Schock Groschen Prager Münze ausgesezt; wenn aber diese nicht ein Jahr nach der Vermählung bezahlt wären, so sollte dafür das Haus und die Stadt Brüx, nebst der Stadt Luna, eingeräumet werden. Von seiner Seite verband sich der Landgraf nebst seinen Brüdern, ihr eben so viel zur Morgengabe und Leibgedinge zu erstatten, oder dafür einige Städte und Schlösser zu verpfänden. Sollte jedoch dieser Heyrath aus des Kayſers oder seiner Tochter Schuld nicht zu Stande kommen, so sollten die gedachten Gelder oder die dafür verschriebenen Städte dem Landgrafen verfallen seyn. Man traf würklich auf beyden Seiten Anstalten zur Sicherheit dieser Bedingungen, und der darauf geschlossenen Vermählung. Aber nach dem Tode des Kayſers hob sein Sohn und Nachfolger Wenzel, ob er gleich den Vertrag neben seinem Vater eidlich bestätigt hatte, denselben wieder auf; besonders nachdem auch Friedrich der Strenge gestorben war. Er und sein Bruder, der König von Ungarn Siegmund, gaben darauf ihre Schwe-

ster

ter dem Könige von England zur Ehe. Diese Un-
reue verursachte einige Streifereyen und Gewaltthä-
igkeiten, welche die Böhmen und Meisner gegen
inander begiengen. Besonders aber forderte Frie-
rich und seine Brüder die Bezahlung der wegen
nterbliebenen Heyrath ihm verfallenen zehntausend
Schock, oder aber unterdessen die unterpfändliche
Einräumung der Städte Brüx und Luna, auch alle
ufgelaufene Zinsen, die Vergütung seiner Kosten
nd seines Schadens. Wenzel sahe sich noch im
Jahr 1397 genöthigt, nachdem der Bischof zu Bam-
erg und Marckgraf Wilhelm der Aeltere zu Mei-
en hierüber einen Ausspruch gethan hatten, alle
iese gerechten Ansprüche zu befriedigen. Es ist bey-
ahe schimpflich, wenn Fürsten zur Versicherung,
aß sie einander ihr Versprechen halten werden, sich
elbst zu gewissen Strafen im Fall des Gegentheils
erstehen; aber es ist noch schimpflicher, wenn sie
ieselben auch tragen müssen.

Dergleichen Vorwürfe hat Friedrich stets ver-
ieden. Er gieng sogar bereits in seinem zwölften
ahre eine dem Ansehen nach strenge, aber in der
atur und in dem Herkommen des Meisnischen
auses gegründete Verbindlichkeit ein, und er hielt
e immer auf das heiligste. Kurz vor seines Vaters
ode, im Jahr 1381 mußte er, nebst seinem Bruder
Wilhelm, ihm und einigen Abgeordneten von der
ndschaft, an Eydes Statt geloben, daß sie, so lan-
e ihre Mutter leben würde, beständig bey derselben
leiben, ihr ohne Widerspruch unterthänig und ge-
orsam seyn, und alle ihre Geschäfte nach ihrem Ra-
he verrichten wollten. Kämen sie dereinst zu ihren
ahren, (dieses hieß nach dem Sachsen-Rechte so
iel als vierzehn Jahre alt werden,) so wollten sie
uch niemand anders als sie zu ihrem Vormunde

wähnen. Dieser lezztere Umstand wurde deswegen hinzugesezt, weil die Brüder ihres Vaters noch gemeinschaftlich mit ihm die Länder besaßen, und daher diese Vormundschaft nicht wohl führen konnten.

Man sahe diesem Versprechen gemäß die landgräfinn Catharina fast bey allen öffentlichen Geschäften, welche Friedrich und ihre beyden andern Söhne, Wilhelm und Georg, zu verrichten hatten, in einem gleichen und gewissermaßen noch vorzüglichern Ansehen als sie selbst handeln, auch nachdem der erstere die Jahre der Mündigkeit längst erreicht hatte, bis an ihren Todt, der im Jahr 1397 erfolgte. So errichtete sie und ihre Söhne, nebst ihres Gemahls Bruder, dem landgrafen zu Thüringen Balthasar, mit dem Erzbischof Albrecht zu Magdeburg und dem Kurfürsten von Sachsen Wenzel, welcher in der Urkunde unter dem Nahmen, Herzog zu Sachsen und Lüneburg, des heiligen Römischen Reichs Erzmarschall, dem Erzbischofe nachsteht, im Jahr 1383 ein immerwährendes sehr genaues Bündniß, Kraft dessen alle Theilnehmer an demselben einer des andern länder und leute schützen, insonderheit aber einander im Kriege, vierzehn Tage nachdem es begehrt worden, beystehen sollten: und in dasselbe wurden außer dem Pabste, dem Stuhl zu Rom, dem Römischen Reiche, und dem Römischen Könige Wenzel, viele deutsche Fürsten mit eingeschlossen. Da auch der Bischof von Würzburg Gebhard im Jahr 1395 die Meisnischen länder, besonders das Coburgische, zu bekriegen vorhatte, kündigte er dieses in einem Fehdebrief an, der an die landgräfinn und ihre Söhne gerichtet war.

Unterdessen scheinen diese doch zuweilen ohne Zutritt ihrer Mutter in sehr wichtigen Angelegenheiten verfahren zu haben; wenn man anders aus der Ab-

wesen-

weſenheit des Nahmens der Landgräfinn in den Urkunden, wie ich mir kaum getraue, ſchlieſſen darf, daß ihr Rath und ihre Vermittelung damals gar nicht gebraucht worden ſey. Von dieſer Art iſt der Vergleich vom Jahr 1382, durch welchen der Landgraf **Friedrich**, der das vierzehnte Jahr noch nicht völlig zurückgelegt hatte, und ſeine beyden Brüder, die ſämmtlichen Meiſniſchen und Thüringiſchen Länder mit ihres Vaters Brüdern, **Balthaſar** und **Wilhelm**, theilten. Zween Theile bekamen dieſe beyden; den dritten aber **Friedrich** mit ſeinen Brüdern. Sie beſaſſen ſeitdem einen anſehnlichen Strich Landes, von Leipzig an, welches damals noch ſeinen Wendiſchen Nahmen Lipczk führte, über Pegau, Groitzſch, Weiſſenfels, Camburg, Dornburg, Jena, Orlamünde, Altenburg, Neuſtadt an der Orla, Auma, Ziegenrück und andere Städte bis zu dem Cloſter Saalfeld: Gegenden, welche den edelſten Theil des ehemals ſogenannten Oſterlandes ausmachten; da hingegen die Brüder **Friedrichs des Strengen** das meiſte von Thüringen, dem Vogtlande, den Erzgebürgiſchen Ländern, und der eigentlichen Marckgrafſchaft Meiſen, zu ihrem Antheil erhielten. Nur Freyberg mit den dazu gehörigen Bergwercken, blieb in Gemeinſchaft, auſſer demjenigen, was jede Parthey auf eigene Koſten bauen möchte, und den Berggerichten. Die Pflege Coburg aber, oder, wie man ſie auch nannte, der Ort in Francken, verblieb **Friedrichen** und ſeinen Brüdern allein, weil ſie dieſelbe ihrer Mutter zu dancken hatten.

Nach dieſer Theilung regierte **Friedrich** gemeinſchaftlich mit ſeinen Brüdern in einer langen ununterbrochenen Einigkeit: der Todt ihrer Mutter ſtiftete hierbey keine Veränderung. Ob ihm gleich das Recht der Erſtgeburt einen gewiſſen Vorzug gab;

so störte dieser doch ihr einmüthiges Betragen nicht. Friedrich und Wilhelm hatten ihren Sitz ordentlich zu Altenburg; Georg aber zu Coburg. Sie blieben selbst mit den Brüdern ihres Vaters in einer freundschaftlichen Verbindung. Wenn Bündnisse mit fremden Fürsten geschlossen, Kriege unternommen, Fürstlichen Gemahlinnen Leibgedinge ausgesezt, Vorrechte bestätigt oder neue ausgetheilet, Grafen oder andere belehnet, mit den Stiftern, Klöstern und übrigen Unterthanen Verträge geschlossen, Städte und Schlösser verpfändet oder verkauft wurden: so geschahe solches entweder in aller Nahmen; oder sie wurden meistentheils alle dabey zu Rathe gezogen, und um ihre Einwilligung befragt. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß irgend eine Geschichte reicher an dergleichen Beyspielen einer unter Brüdern und andern nahen Blutsverwandten getheilten, mit ungemeiner Verträglichkeit zugleich geführten Regierung sey, als die Geschichte der Meisnischen und Sächsischen Fürsten.

Friedrich lebte in sehr streitbaren Zeiten, und fand daher bald Gelegenheit, seine Tapferkeit öffentlich zu zeigen. Unsere Deutschen konnten damals wenig ruhen; Fürsten, Grafen, Edelleute und Städte griffen einander fast unaufhörlich an, sobald sie nur einige Beschwerden zu haben glaubten: und das deutsche Reich, in welchem die Mächtigern fast gar keine gütliche Vergleiche suchten, sondern sich sogleich durch Gewaltthätigkeiten Genugthuung verschafften, befand sich in der äußersten Zerrüttung. Das Faustrecht herrschte jezt in seiner völligen Stärcke; es war sogar vor nicht langer Zeit durch ein Grundgesez des Reichs, durch die güldene Bulle, bestätigt worden. Wer also nur die Regeln der Befehdung beobachtete, und vorher demjenigen, von welchem er sich vor beleidigt hielt, die Freundschaft oder den Gehorsam auf-

aufkündigte, der war berechtigt, das Gebiet deſſelben alsbald auf das feindſeeligſte zu verwüſten. Fürſten mußten dieſes oft von ihren Unterthanen leiden, oder ein Unterthan von dem andern: und da man noch keine beſtändige unterhaltene Soldaten kannte, ſo war das Uebel deſto unheilbarer. Man rechnete dieſe Ausſchweifungen zu der deutſchen Freyheit: einer unglückſeeligen Freyheit, wenn ſie, wie wir noch an einer ſonſt tapferen Nation ſehen, die uneingeſchränkte Gewalt, ſich ſelbſt unter einander aufzureiben, in ſich faßt. Größere und gleichſam geſezmäßigere Kriege kamen häuffig zu dieſen kürzern Raſereyen. Bey dieſen anhaltenden Bewegungen mußte **Friedrich** ſehr oft die Waffen ergreiffen: die traurige Nothwendigkeit, ſeinen Muth und eine unermüdete Geſchäftigkeit im Felde zu beweiſen, hat ihm endlich den Nahmen **des Streitbaren** in der Geſchichte zuwege gebracht.

Man pflegt ſeine erſten kriegeriſchen Thaten ohngefähr in das Jahr 1384 zu ſezen. Um dieſe Zeit erregte die ſtreitige Wahl eines Biſchofs zu Merſeburg große Unruhen. Der Kayſer **Wenzel** wollte dem Capitel einen ungelehrten Böhmiſchen von Adel, **Andreas von Duba**, der das Schloß und die Herrſchaft Eulenburg in Beſiz hatte, aufdringen; dieſes aber behauptete ſeine Rechte, und wählte zuerſt **Burghard von Querfurth**, nach deſſen Tode aber den Grafen **Heinrich von Stolberg**, zum Biſchof. Beyde Partheyen fügten einander allen möglichen Schaden zu: unter andern wurde Eulenburg, wo ſich bisher eine Rotte von Räubern aufgehalten hatte, geplündert und verbrannt. Es iſt ungewiß, ob **Friedrich** nebſt ſeiner Mutter und ſeinen Brüdern, bey dieſer Störung der Sicherheit in ihren Ländern, gleich Anfangs ſich auf die Seite des **Grafen von Stolberg** gewandt haben; aber es iſt

wenigstens bald geschehen: denn, da sie ihn im Jahr 1385 zum Richter über den Westphälischen Frieden in ihren ländern bestellten, das heißt zum Beysitzer der heimlichen, Faem- oder Westphälischen Gerichte, die in Westphalen ihren Ursprung genommen hatten, und beynahe ganz Deutschland durch ihre geheimen Untersuchungen begangener Verbrechen, besonders aber durch die geschwinde grausame Bestrafung derselben, schröcklich geworden waren, erkannten sie ihn zugleich als Bischof, und bewilligten, daß der Krieg mit seinem Gegner fortgehen könnte. Allein man findet nicht, daß Friedrich noch einen genauern Antheil an demselben genommen habe.

Im Jahr 1388 hingegen zog er in aller Meisnischen Fürsten Nahmen, mit zweyhundert Gleven nach Francken. Dieses war eine Art Lanzen oder Spieße, welche nur zu Pferde, und meistentheils von Edelleuten gebraucht wurden, die geharnischt im Helme und Schilde ritten, und etliche Pferde neben sich, auch dazu ihre Knechte und Knaben mit Armbrüsten und Spießen führten. Friedrich unternahm diesen ersten Feldzug, um dem Burggrafen von Nürnberg beyzustehen, der sowohl als andere Fränckische Fürsten von einer großen Anzahl Reichsstädte, welche sich wider sie verbunden hatten, sehr viel litte: und er half diesen Bund der Städte, der ziemlich fürchterlich war, niederdrücken. Noch in diesem Jahre nöthigte er nebst seinem Bruder einen ihrer unruhigen Landsassen, Veiten von Schönburg zu Glaucha, mit den Waffen in der Hand zum Gehorsam. Sie hatten auch in den Jahren 1390 und 1391 ähnliche Händel und Befehdungen, die von fremden Unterthanen herrührten, zu stillen. Aber in der Geschichte kann eines oder zwey Beyspiele

ſpiele von ſolchen kleinen Begebenheiten, Statt aller dienen.

Die Hülfe, welche **Friedrich** im Jahr 1391 dem Hochmeiſter des Deutſchen Ordens in Preußen leiſtete, iſt merckwürdiger. Dieſer griff den Großherzog von Litthauen, **Jagello**, den lezten heydniſchen Prinzen in Europa, welcher, um die Pohlniſche Crone zu erlangen, mit ſeinem Volcke das Chriſtenthum angenommen, und den Pohlen verſprochen hatte, Preußen und Liefland ihrer Herrſchaft zu unterwerfen; er griff dieſen Fürſten an, um die Vereinigung zwiſchen Pohlen und Litthauen zu hintertreiben, und weil derſelbe auch viele ſeiner Ordens-Ritter gefangen hielt. **Friedrich** führte ihm eine Schaar Meiſner und Thüringer von Adel zu: er legte aber auch ſelbſt ſolche Proben der Tapferkeit in dieſem Kriege ab, daß er den Kriegs-Gürtel erhielt, oder zum Ritter geſchlagen wurde. Es iſt glaublich, daß er gleich nach ſeiner Zurückkunft, mit ſeinem Oheim, Marckgraf **Wilhelm**, in Böhmen eingefallen, und viele Verwüſtungen daſelbſt angerichtet habe: ſie mögen nun entweder Beſchwerden wider den König **Wenzel** gehabt, oder bloß **Wilhelms** Schwager, dem Marckgrafen von Mähren, wider ihn beygeſtanden haben.

Allein vom Jahr 1392 an, wurde **Friedrich** nebſt ſeinem Bruder **Wilhelm** in einen weitläuftigen Krieg verwickelt. Ein Bauer von ihren Unterthanen fiſchte in dem kleinen Fluſſe, der zu dem Schloß Leuchtenburg gehörte, welches **Heinrich von Paradiſe**, einer der vornehmſten Bürger von Erfurt, nebſt dem Städtchen Kahla, von dem Grafen von Schwarzburg unterpfändlich bekommen hatte. Dieſer henckte

Das Mißvergnügen der Deutschen gegen den Kayser Wenzel brach nunmehro völlig aus. Seine Ausschweifungen und bey der Verwaltung des Reichs begangene Fehler sind zwar von der Geistlichkeit vergrößert worden; sie waren aber doch in den Augen der meisten Reichsstände groß genug, um ihn seiner Würde im Jahr 1400 zu entsezen, und den Pfalzgrafen Ruprecht an seine Stelle zu wählen. Zu dieser Gegenparthey gehörten auch Friedrich und die übrigen Meisnischen Fürsten: daher suchten sie Wenzeln mit den Waffen zu zwingen, daß er sich dem neuen Römischen Könige unterwerfen, und die Reichskleinodien aushändigen sollte. Allem Ansehen nach bediente sich auch Jobst, der Marckgraf von Mähren, welcher mit Wenzeln einige besondere Zwistigkeiten hatte, des Verdrusses, den die Böhmen gegen ihren König gefaßt hatten, um sich wider denselben mit vielen Vornehmen im Lande, und außerdem mit den Meisnischen Marckgrafen zu verbinden. Wilhelm der ältere also, Friedrich und seine Brüder schlugen im Sommer des Jahrs 1401 mit ihrem erstgedachten Bundsgenossen ihr Lager vor Prag auf, und belagerten den König Wenzel in dieser Stadt. Dieser aber kam auf einmal von seiner Sorglosigkeit wieder zu sich: er wußte sich durch kluge Anstalten die Liebe der Großen in seiner Nation von neuem zu erwerben. Auf der andern Seite warteten die vereinigten Fürsten umsonst auf die tausend Lanzen, welche ihnen der König Ruprecht durch seinen Sohn zu schicken versprochen hatte. Sie mußten daher die Belagerung aufheben, und in ihre Länder zurückziehen; ob sie gleich nicht unterließen, Wenzeln durch öftere Anfälle zu beunruhigen. Friedrich war sonst unter der Regierung dieses Herrn einigen nüzlichen Anstalten für die öffentliche Ruhe in Deutschland beygetreten.

getreten. Er hatte unter andern mit ihm im Jahr 1390 einen besondern Vertrag geschlossen, vermöge dessen der König an seinem Theile das Egerische und Vogtland, Friedrich aber mit seinen Brüdern alle ihre Länder in Osterland, Thüringen und Meisen in den allgemeinen deutschen Frieden, den man im Jahre 1389 ausgemacht hatte, zogen: zugleich wählten sie beyderseits Heinrich Reußen von Plauen zum Obmann, der nebst seinem Mitsassen alle Angelegenheiten des Landfriedens richten und entscheiden sollte. Wie ich überhaupt in dem Charakter und in der Absezung dieses Kayfers noch nicht licht genug finde! so wünschte ich auch von den Bewegungsgründen deutlichere Nachricht zu haben, durch welche Friedrich von ihm gänzlich abwendig gemacht worden ist; da ihn sonst das Beyspiel des Kurfürsten von Sachsen, der diesem Kayser getreu blieb, und die Angränzung seiner Länder an die Böhmischen, von diesem Entschlusse hätten zurückhalten können.

Nach dem Böhmischen Feldzuge griff Friedrich nebst seinem Oheim Wilhelm, noch im Jahr 1401 die Burggrafen von Dohna an, welche bisher das Gebiet des leztern durch Räubereyen beunruhigt hatten. Die Burg Dohna wurde erobert und geschleift, und der Burggraf mußte sich mit seiner Familie in dem Schlosse Königstein ergeben. Friedrich verlor seinen Bruder Georg in eben diesem Jahre. Und im folgenden schloß er nebst seinem Bruder Wilhelm und seinen Oheimen Balthasar und Wilhelm, auch dem Sohne des erstern, Friedrich, mit den Herzogen zu Braunschweig und dem Landgrafen von Hessen einen ewigen Frieden, so lange einer von ihnen am Leben seyn würde. Sie versprachen sich zugleich Hülfe wider alle Angriffe, Beraubungen und Beschädigun-

liche Einfalt dieser Kriegs-Erklärung muß mehr gefallen, als eine künstliche Vorstellung von Ursachen, die man sinnreich ausgedacht hat, um mit gutem Anstande Krieg führen zu können. Die beyden Marckgrafen führten den ihrigen gegen den Erzbischof mit großen Verwüstungen seines Landes, wie es damals gewöhnlich war: und er nahm erst im Jahr 1405 ein Ende.

Kurz vor demselben, ebenfals im Jahr 1403, letzten Friedrich und die übrigen Marckgrafen von Meisen alle ihre Fürstenthümer und Herrschaften wieder zusammen, und ließen sich auf dieselben unter einander die Erbhuldigung thun. In einer Urkunde, welche sie bey dieser Gelegenheit ausstellten, erklärten sie sich, was im Falle, daß einer von ihnen ohne rechte Leibes- und Lehns-Erben stürbe, dem andern zum voraus oder zu gleichen Theilen zukommen sollte, und wie sie sich sonst in Ansehung der ihnen zufallenden Länder zu verhalten hätten. Kein Theil sollte den andern in seiner Regierung hindern, und ein jeder sollte freye Macht haben, Schlösser, Städte, Land und Leute zu versezen, zu verkaufen oder zu verleihen; doch so daß kein Theil dem andern dieselben arglistiger Weise entzöge. Alle sollten einander Hülfe und Schuz leisten, nur nicht bey unredlichen Kriegen: die eroberten Schlösser sollten, wenn sie in dem Gebiete eines dieser Fürsten lägen, ihm verbleiben, sonst aber getheilt oder zerstört werden. Neue Vögte und Amtleute sollten sämmtlichen Fürsten die Erbhuldigung leisten. Wenn Zwietracht unter ihnen entstünde: so sollte eine jede Parthey, die es betrifft, einen aus ihrem Rathe ernennen, und diese sollten versuchen, die Streitigkeit binnen vier Wochen zu entscheiden; könnten sie aber dieses nicht thun,

so

so sollte diejenige Parthey, welcher die Aussprache zukommt, aus der andern Partheyen Rathe einen Uebermann wählen, welcher die Sache innerhalb vier Wochen gänzlich beylege; und was er bey seinem Eyde aussprechen würde, das sollte auf allen Seiten gehalten werden. Hinterließe einer von ihnen nur Töchter, so sollten die übrigen verbunden seyn, dieselben fürstlich zu halten, und anständig auszustatten. Was ein jeder Theil an Kirchen, Altären und andern Anstalten zum Gottesdienste errichtet hätte, das sollten die andern erhalten, und ein jeder sollte auch die Macht haben, ein Seelgeräthe (ein Vermächtniß oder eine Stiftung zum Besten der Seele eines Verstorbenen,) von hundert Schock Freyberger Groschen, aber nicht höher, zu stiften. Auch sollten sie untereinander, wenn einer von ihnen ohne männliche Erben stürbe, die Pfandschaften und Schulden desselben übernehmen. Endlich sollte es einem jeden erlaubt seyn, seiner Gemahlinn ein Leibgedinge auszumachen, bey welchem sie die übrigen schützen sollten. Alles dieses gelobten sie einander mit der Hand, und bekräftigten es mit einem förmlichen Eyde zu den Heiligen. Das Beyspiel einer so langen und rühmlichen Einigkeit zwischen nahe verwandten Fürsten eines zusammenhängenden Landes, scheinet dieser ausführlichern Erzählung wohl werth gewesen zu seyn.

Unter dieser ruhigern Beschäftigung aber giengen auch die kleinern Kriege, welche Friedrich und die übrigen Meisnischen Fürsten zu führen hatten, immer fort. Er half, wie es wahrscheinlich ist, im Jahr 1404 das Schloß und die Stadt Pirna erobern, weil man aus diesem festen Orte, welcher der Crone Böhmen unterworfen war, den Meisnischen Ländern

vielen Schaden zufügen konnte. Einige Fränckische Edelleute schickten ihm und seinem Bruder im Jahr 1405 einen Fehdebrief zu. Er traf auch mit den Fürsten von Anhalt im Jahr 1410 ein sechsjähriges Bündniß, um ihnen gegen ihre unruhigen Vasallen beyzustehen. Und in eben diesem Jahre brachte er seine Zwistigkeiten mit Heinrich dem Aeltern, Herrn von Weida, dergestalt zu Ende, daß er ihm für seinen Theil an dem Schlosse und der Stadt Weida, das Schloß und die Stadt Schmölln überließ, bey welchen er sich doch das Oeffnungs-Recht vorbehielt. Die Fürsten dieser Zeit ertheilten selten Schuzbriefe oder die Erlaubniß, Schlösser und Festungen zu bauen; sie übergaben nicht leicht ein Schloß zu Lehn oder in Tausch, am wenigsten aber verpfändeten oder verkauften sie es auf Wiedereinlösung, ohne sich zugleich auszubedingen, daß ihnen dasselbe bey allen ihren Kriegen und andern Bedürfnissen offen stehen sollte, damit sie Besazung hinein legen, ihren Feinden desto besser widerstehen, auch wohl sich in dasselbe zurück ziehen könnten. In Friedrichs Geschichte kommen davon häuffige Beyspiele vor. Um eben diese Zeit, vom Jahr 1405 bis 1410 schloß er nebst den andern Marckgrafen mehrere Bündnisse mit den Herzogen von Sachsen, dem Bischof von Halberstadt, und andern Fürsten, zu einem gemeinschaftlichen Schuz und Beystande.

Der Todt seiner beyden Oheime brachte verschiedene Veränderungen und Streitigkeiten hervor. Der ältere von ihnen, der Landgraf **Balthasar**, starb im Jahr 1406 und hinterließ einen Sohn, welcher in der Geschichte **Friedrich der Einfältige** heißt, oder mit einem gemilderten Nahmen der **Friedfertige**. Im folgenden Jahre starb auch Landgraf

raf **Wilhelm**, mit dem Zunahmen, **der Einäu-**
ichte. Da er in seinen Ehen keine Kinder erzeugt
atte, so sollte nunmehro die im Jahr 1403 ver-
bredete Theilung seiner Verlassenschaft eines Theils
wischen **Friedrich dem Streitbaren** und seinem
Bruder **Wilhelm dem Reichen**, und zwischen ihrem
Vetter, **Friedrich dem Einfältigen**, andern
heils, vorgenommen werden. Beyde Theile errich-
ten auch schon im Jahr 1407 einen vorläufigen
Vergleich, Kraft dessen sie einige ihrer adelichen
Vasallen ernannten, welche von jenen an sie gefalle-
en Ländern zwey gleiche Theile machen sollten: nur
Neisen und Freyberg sollten zwischen ihnen künftig
n Gemeinschaft bleiben.

Friedrich sahe diese Theilung erst nach drey Jah-
en geendiget: und ehe solches geschah, gerieth er in
ne Zwistigkeit mit den Burggrafen von Nürnberg.
Diese forderten einige Schlösser und Städte im Vogt-
nde, welche der verstorbene Marckgraf **Wilhelm**
nem unter ihnen, **Friedrich dem Fünften**, als dem
emahle seiner Schwester, mit allen Zubehörungen
emacht hatte, wenn er ohne Erben stürbe. Da **Frie-**
rich und sein Bruder keine erwünsch'e Antwort ga-
en: so wurden sie von dem Burggrafen bey dem
römischen Könige **Ruprecht** verklagt, welcher des-
egen im Jahr 1408 einen Gerichtstag ansezte, und
riedrichen auf denselben durch einen von dem Abte
on Steinach übergebenen **Ladebrief** vorbeschied.
Dieser appellirte zwar nebst seinem Bruder an den
römischen Stuhl; allein das Kayserliche Hofgerichte
ahm diese Appellation nicht an, weil sie theils nicht
e rechtmäßige Gestalt hätte, noch eines durchaus
ahren Inhalts wäre: theils eine blos weltliche und
ir das Kayserliche Gericht gehörende Sache be-

träfe. Die Forderung der Burggrafen wurde vor gegründet erkannt. Gleichwohl hatte die Appellation ihren Fortgang; sie wurde aber im Jahre 1409 von dem Cardinal von Venedig, welchen der Pabst hierinne zum Richter ernannt hatte, verworfen: er verurtheilte zugleich die Marckgrafen zu den Unkosten. Der Bischof Marinus von Abruzzo wurde zum Executor dieses Urtheils bestellt, und dieser gab daher ein langes Executionsschreiben wider die beyden Fürsten, in Ausdrücken und Drohungen heraus, die uns zum Theil possierlich vorkommen. Das Kayserliche Hofgerichte bestätigte im Jahr 1415 das erste Urtheil: Friedrich und Wilhelm mußten endlich die streitigen Schlösser und Städte den Burggrafen zu Nürnberg übergeben. Sie haben sich vermuthlich darauf berufen, daß der verstorbene Landgraf Wilhelm dieselben nicht ohne ihre Einwilligung habe vermachen und veräußern können: dieses war in den Erbverträgen ihres Hauses ausgemacht worden; aber ein Eventual-Belehnungs-Brief des Königs Wenzel vom Jahr 1397 über diese dem Burggrafen vermachte Lehen und Erbtheile, kann diese Einwendung unkräftig gemacht haben. Gleichwohl haben die sämmtlichen Marckgrafen zu Meisen noch im Jahr 1415 von den bestrittenen Oertern Thierstein und Thiersheim an die Burggrafen verkauft: zu einem Beweise, daß auch nach dem gemeldeten Urtheile noch etwas zu ihrem Vortheile müsse ausgemacht worden seyn.

Endlich erfolgte zu Naumburg im Jahr 1410 die Theilung der Meisnischen Länder, welche Marckgraf Wilhelm besessen hatte: und in dem darüber errichteten Vertrage bestimmten die Fürsten überhaupt ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Friedrich

drich und sein Bruder Wilhelm bekamen zu ihrem Antheil Torgau, Delitsch, Zörbig, Gräfenheinichen, Düben, Mühlberg, Werdenhain, Grimma, Neuenhof, Colditz, Borna, Geiten, Rochlitz, Mitweida, Chemnitz und Schellenberg, nebst eilf Schlössern, den dazu gehörigen Klöstern, Grafschaften und lehnschaften. Ihr Vetter Friedrich aber erhielt Dresden und vier und zwanzig andere Städte, welche sich von der Gegend an der Elbe durch das Erzgebürge bis in das Vogtland erstreckten, nebst siebzehn Schlössern und gleichen Zubehörungen; nur Meisen und Freyberg, wie schon gedacht worden ist, wurden von dieser Theilung ausgenommen. Sie hatte so viel Uneinigkeit und Mißtrauen gestiftet, daß alle die Fürsten in eben diesem Jahre ihren Grafen, andern Vasallen, Räthen und Amtleuten einen Versicherungsbrief des Inhalts ausstellten, sie hätten allen Verdacht und Widerwillen gegen sie abgethan, nachdem sie um ihr Land zu Meisen zwar schelhaftig und zweytrechtig gewesen wären, sich aber nunmehro wegen desselben gütlich mit einander vereiniget hätten. Die Leser dieser Geschichte Friedrichs werden es schwerlich als eine für dieselbe fremde Nachricht ansehen, daß sein Bruder Wilhelm ebenfals in diesem Jahre 1410 gleichsam ein Vorspiel der künftigen Größe ihres Hauses erlangt habe. Er brachte von dem Marckgrafen Jobst zu Mähren die Kur und Marck Brandenburg um vierzigtausend Böhmische Schock Pfandweise an sich; allein der Kayser Siegmund löste sie bald darauf wieder ein, und belehnte damit den Burggrafen zu Nürnberg, Friedrich den Vierten, welcher der Stammvater der jezigen Kurfürsten und Marckgrafen zu Brandenburg geworden.

Die beyden Brüder **Friedrich** und **Wilhelm**, deren Gebiet nun einen solchen Zuwachs erlangt hatte, trafen im Jahr 1411 zu Leipzig über ihre Länder eine so genannte **Mutschierung** auf vier Jahre; doch mit dem Vorbehalte, daß **Friedrich**, wenn diese Jahre verflossen wären, die Wahl haben sollte, ob er seinen Antheil noch vier andere Jahre behalten, oder mit seines jüngern Bruders Besitzungen auf so lange Zeit abwechseln wollte; wenn aber diese acht Jahre vorüber wären, sollte der weitere Vergleich auf eines jeden Gefallen ankommen. **Friedrich** bekam damals fünf und zwanzig Städte, unter denen sich Grimma, Delitsch, Düben, Torgau, Meisen, Colditz, Borna, Mitweida, Chemnitz und Leipzig, befanden; **Wilhelm** aber erhielt Weissenfels, Naumburg, Freyburg, Jena, Dornburg, Camburg, Neustadt, Saalfeld, Weida, Altenburg, und noch neun und zwanzig andere Städte mit ihren Zubehörungen. Sie und ihr Vetter **Friedrich der Einfältige**, schlossen in diesem Jahre 1411 mit dem Grafen zu Henneberg ein neues Bündniß auf fünf Jahre, und im folgenden Jahre vereinigten sich die beyden Brüder mit den Herzogen **Erich** und **Otto** zu Braunschweig auf zwey Jahre, zu beyderseitiger Hülfe.

Hier, ja vielleicht noch früher, dürften manche meiner Leser voll ungeduldiger Begierde gewesen seyn, mich unterbrechen, um es mir verweisen zu können, daß ich eine der rühmlichsten und glücklichsten Handlungen **Friedrichs des Streitbaren** vom Jahr 1409, die Stiftung der hohen Schule zu Leipzig, völlig vergesse. Allein die Verbindung, welche zwischen dem Tode seiner beyden Oheime, und zwischen den darauf gefolgten Begebenheiten von dem Jahre 1406 an, merklich ist, nöthigte mich, diese große Verände-

rung

rung in den Meisnischen Ländern einige Seiten später zu erzählen. Jezt thue ich dieses mit desto mehr Vergnügen, da man ohne dieß den ermüdenden einförmigen Anblick von Bündnissen, Theilungen und Kriegen in Friedrichs Geschichte, kaum länger wird ertragen können. Es ist Zeit, ihn auch von einer andern Seite zu zeigen.

Er hatte die Liebe zur Gelehrsamkeit, die jedem weisen Fürsten so anständig, von ihm so unzertrennlich ist, bis auf diese Zeit sehr wenig an den Tag gelegt. Seine Regierung war immer so kriegerisch, oder doch so unruhig, daß man dieses von ihm fast nicht erwarten konnte. Zwar sein Eifer für die Religion und die besondere Gewogenheit, welche er der Geistlichkeit sehr häuffig bezeigte, können schon als ein Beweis gelten, daß er den Werth einer edlern Wissenschaft zu schätzen gewußt habe: denn die Gelehrsamkeit hat allemahl eine sehr getreue und mächtige Dienerinn der Religion abgegeben. Aber Friedrich hatte doch keine günstige Gelegenheit sie kennen zu lernen. Die Deutschen waren damals tapfer und unternehmend; zu den Künsten des Friedens hingegen hatten sie eine sehr geringe Neigung. Die kleinen, halb unnüzen, halb unreifen Kenntnisse, welche man mit dem Nahmen der Gelehrsamkeit beehrte, lagen in den Klöstern versteckt, wurden in Schulen gelehrt, welche die Mönche meistentheils in ihrer Gewalt hatten, oder wurden auf Universitäten, auf denen sie ebenfals regierten, in das eckelhafteste Geschwäze und in Zänckereyn, die kein Ende nahmen, ausgedähnet. Es stand den Fürsten nicht einmal völlig frey, für die Gelehrsamkeit nach ihren Gesinnungen oder verbesserten Einsichten, zu sorgen. Die Geistlichkeit hatte sich derselben, gleichsam als ih-

res Eigenthums, bemächtigt, und gestattete keine andern Anstalten bey derselben, auch keinen andern Gebrauch von ihr, als von welchem sie Ehre und Vortheile zog. Gesunde Vernunft also, der Umgang mit verständigen Männern, und eine lange Erfahrung, waren damals mehr werth, als die sogenannte Gelehrsamkeit, wie sie es auch, wenn man die Wissenschaften bloß für das Gedächtniß lernet, noch in unsern Zeiten sind. Solchergestalt verlor Friedrich wenig, da er mit der Gelehrsamkeit seines Vaterlandes nicht bekannt war; ob gleich immer auch die allgemeinen richtigen Grundsäze, welche noch in derselben übrig geblieben waren, die mittelmäßige Tüchtigkeit, welche sie zur Verwaltung der Aemter im Staate und in der Kirche ertheilte, auch die nüzliche Uebung selbst, die sie den Kräften des menschlichen Geistes verschafte, ob gleich alles dieses seines Schuzes und seiner Aufmunterung sehr würdig war.

Aber auch nur den damaligen Umfang der Wissenschaften zu umspannen, hatte man in Friedrichs Ländern keine hinlänglichen Hülfsmittel. Außer einer Anzahl niedriger Schulen, welche man darinne fand, gab es zwar zu Erfurt, in der Hauptstadt von Thüringen, seit dem Jahre 1392 eine Universität; allein diese Stadt gehörte nicht im strengern Verstande zu seinem Gebiete, ob er gleich ihr Schuzherr war, und einige landesherrliche Rechte daselbst ausübte. Eine noch berühmtere und ältere Universität, die von den Unterthanen der Marckgrafen von Meisen bequem konnte besucht werden, war die Pragische. Carl der Vierte, Kayser und König von Böhmen, hatte sie im Jahr 1347 gestiftet, und ihre Verfassung, die er fast gänzlich von der hohen Schule zu Paris entlehnte, bereitete gleichsam die Entste-

hung

hung der Universität Leipzig ein halbes Jahrhundert voraus. Er theilte ihre Mitglieder in vier Nationen ab, welche an den Wahlen und allen andern Geschäften derselben, Antheil haben sollten: in die Böhmische, Pohlnische, Bayrische und Sächsische. Die drey leztern, welche zusammen die Deutschen hießen, bekamen nur Eine Stimme; die Böhmen hingegen drey. Aber nach und nach wurde gerade das Gegentheil eingeführt, und die Deutschen behaupteten ihre Ueberlegenheit an der Anzahl auch durch drey Stimmen gegen die Böhmen. Diese wollten endlich die Mehrheit der Stimmen wieder an sich ziehen. Johann Huß, eben derjenige, der durch seinen Angriff auf die Römische Kirche und Geistlichkeit, und durch sein unglückliches Ende zu Costniz so berühmt geworden ist, drang darauf im Nahmen der Böhmen. Hieraus entstanden weitläuftige Unruhen und Gewaltthätigkeiten: die Universität konnte sich auch über die Wahl eines neuen Rectors nicht vergleichen. Der König Wenzel, vor welchen diese Uneinigkeit gebracht wurde, machte zur Verspottung der Universität seinen Koch zu ihrem Rector, und fällte im Jahr 1408 das Urtheil, daß die Böhmen künftig drey Stimmen führen sollten. Ueber diese Beschimpfung und Beleidigung entrüstet, beschlossen alle Deutschen, welche viele tausend ausmachten, Prag zu verlassen.

Ohngefähr zweytausend derselben zogen, von ihrem lezten Rector, Magister Johann Hofmann, aus Schweidniz in Schlesien, angeführt, in Friedrichs Gebiet, nach Lipczk oder Leipzig. Diese Stadt war schon seit dem zwölften Jahrhunderte durch ihre Messen und ihre Handlung berühmt worden; sie hatte auch noch mehrere Vorzüge vor andern Meiß-

„zu Thüringen, Marckgrafen von Meisen, und Pfalz„grafen von Sachsen, Uns und Unserm Apostolischem „Stuhl zugethan sind, in Betrachtung gezogen, und da„mit die Hoffnung verbunden, daß sie ihre Unterthänig„keit gegen die heilige Römische Kirche, die Mutter und „Lehrerinn aller Gläubigen, desto reichlicher vermehren „werden, je mehr sie sich von Uns und der Kirche selbst „mit Gnadenbezeugungen und Apostolischen Privile„gien beehrt sehen werden. Wir haben auch dieses „überlegt, daß in ihrer Stadt Lipzk, in dem Merseburgischen Kirchensprengel, wie man uns berichtet hat, „welches ein volckreicher und geräumiger Ort ist, der „in einer fruchtbaren Gegend und unter einem ge„mäßigtem Himmelsstriche liegt, hinlängliche Lebens„mittel für eine Menge Menschen vorhanden sind; „daß dieses überhaupt gleichsam ein Land sey, das „Gott geseegnet hat; daß die Einwohner dieser Stadt „höfliche und wohlgesittete Leute sind, und daß es um „dieselbe herum viele reizende und angenehme Gegen„den gebe; ingleichen, daß, da dieses Land unter dem „Schutze der genannten Brüder glücklich steht, die „Einwohner des Friedens und der Sicherheit immer „genißen: so daß die Natur selbst, die Mutter der „Dinge, die gedachte Stadt dazu eingerichtet zu ha„ben scheinet, daß eine Universität (generale studium) „in derselben blühen sollte.„ Da nun, fährt der Pabst fort, die beyden Marckgrafen dieselbe in dieser Stadt einzuführen wünschten, und zur Erhaltung derselben, unter der Hoffnung, daß der Apostolische Stuhl ihr Verlangen erfüllen werde, schon Anstalten getroffen hätten, so gebe er ihnen dazu, auf ihr demüthiges Bitten, seine Erlaubniß. Es sollte daher zu Leipzig eine beständige hohe Schule in allen vier Facultäten seyn, und allen ihren Mitgliedern sollten die gewöhnlichen Rechte und Freyheiten zu Theil werden. Wenn

in der Folge einige auf dieſer Univerſität Studierende, um wieder andere unterrichten zu können, die Würde eines Magiſter, Doctor oder Baccalaureus zu erlangen ſuchten: ſo ſollten ſie von der Facultät, in welcher ſie geprüft werden, dem Biſchof zu Merſeburg vorgeſtellt werden, der ihre Geſchicklichkeit unterſuchen, und ihnen nach Befinden das Recht ertheilen ſollte, auf dieſer und jeder andern Univerſität zu lehren. Eben dieſer Biſchof ſollte allemal Canzler der Univerſität ſeyn, um ſie bey allen ihren Vorrechten und Freyheiten zu erhalten.

Auf dieſe Päbſtliche Verwilligung gründeten erſt **Friedrich** und **Wilhelm** ihren Stiftungsbrief der Univerſität Leipzig, der am 2 December des Jahrs 1409 zu Leipzig ausgefertiget wurde. Sie verordneten darinne, daß dieſelbe in vier Nationen, die Meiſniſche, Sächſiſche, Bayriſche und Pohlniſche abgetheilt ſeyn, und dieſe durchaus gleiche Rechte und Vortheile genießen ſollten. Zu den Vorleſungen, Diſputationen und andern academiſchen Handlungen, ſchenckten ſie zwey Häuſer, welche das gröſſere und kleinere Fürſten Collegium genannt werden ſollten: dieſe befreyeten ſie zugleich von allen Abgaben, und von der Gerichtsbarkeit der ordentlichen Obrigkeit. Damit ſowohl Lehrer als Lernende häuffig nach Leipzig kommen möchten, ſezten die Fürſten für zwanzig öffentliche Lehrer (magiſtros) eine Beſoldung von fünfhundert Gülden, welche ihnen ſo lange aus der Fürſtlichen Cammer ſollten ausgetheilet werden, bis dazu beſtändige Einkünfte wären angewieſen worden. In dem gröſſern Fürſten-Collegio ſollten zwölf Lehrer, drey von jeder Nation ſeyn, von denen jeglicher dreyſſig Gülden Beſoldung bekommen ſollte; einer aber darunter ſollte ein Lehrer der Theologie (magiſter ſacrae theo-

geſtatteten auch im Jahr 1415 den Magiſtris, welche der Arzneykunſt ergeben waren, daß ſie ihre eigene Facultät haben, ein Mediciniſches Collegium errichten, und daſſelbe mit einem Decano und ſechs Beyſitzern beſtellen möchten. Mittlerweile hatte der Pabſt Johann der drey und zwanzigſte in einer Bulle vom Jahr 1413 verordnet, daß von den Stiftern Meiſen, Naumburg und Zeiz ſechs Canonicate mit ihren Präbenden und allen Rechten der Univerſität Leipzig zugehören, und an Magiſtros der heiligen Schrift, und Doctores des Canoniſchen Rechts verliehen werden ſollten, wenn ſie gleich ſchon andere Geiſtliche Pfründen beſäßen. Den Befehl dieſes ausführen zu laſſen, hatte er an den Abt zu Pegau, und den Probſt zu St. Thomä in Leipzig, ergehen laſſen: die Marckgrafen hatten freylich ein näheres Recht an dieſe Beſorgung; aber weltliche Fürſten konnten nach den Begriffen dieſer Zeit bey der Austheilung der Kirchengüter nicht wohl gebraucht werden. Die Schenckung dieſes Pabſtes litte dadurch bald eine Veränderung, daß die Univerſität den Stiftern zu Naumburg und Zeiz wegen allerhand Streitigkeiten zween Canonicate zurück gab: daher erſezte der Pabſt Martin der Fünfte dieſen Verluſt im Jahr 1421 durch zween andere, welche er ihr auf Bitte des Landgrafen Friedrichs, in dem Stifte Merſeburg einräumte.

So weit war dieſe gelehrte Geſellſchaft zu Friedrichs Zeiten gekommen: ſie erfüllte auch ihre Abſichten, ſo viel es damals geſchehen konnte, nicht unglücklich. Allein wie wichtig dieſes ſein Geſchenck für ſein Vaterland und für ganz Deutſchland ſey, ſahe man erſt in dem glücklichern Jahrhunderte des Camerarius, da ſie ſo ausnehmender Wohlthaten, welche ſeine Nachfolger auf ſie ausſchütteten, vollkommen

kommen würdig war. Sie macht Friedrichs Andencken, der sie in einer düstern kriegerischen Zeit, mit vielem persönlichen Antheil gestiftet hat, noch immer Ehre. Man hätte ihre Geschichte längst auf eine lehrreiche Art beschreiben sollen: das heißt, nicht bloß die Begebenheiten, die sich auf derselben zugetragen haben, ihre feyerlichen Handlungen, die von Zeit zu Zeit erworbenen Rechte oder Einkünfte, und das Leben ihrer Lehrer erzählen; sondern vornemlich zeigen, wie viel sie zur Aufklärung des Verstandes der Deutschen und anderer Nationen, zum Wachsthum der Wissenschaften und der wahren christlichen Religion, insonderheit auch zur Beförderung des guten Geschmacks und edler gesellschaftlicher Sitten beygetragen habe; was sie vielleicht vor Hindernisse zurück gehalten haben, in jeder dieser Absichten noch mehr zu leisten; was vor eigenthümliche Vortheile sie zur Erreichung derselben genossen, und wie sich ihre Richtung zuweilen merklich verändert habe. Nach der hohen Schule zu Wittenberg hat keine andere in Deutschland so große Verdienste, als eben diese; man muß aber auch die wahren von den eingebildeten, von solchen, die nur in einem gewissen Zeitalter vor Verdienste angesehen werden, zu unterscheiden wissen.

Es war dem Landgrafen **Friedrich** so wenig vergönnet, auf Anstalten dieser Art eine lange ununterbrochene Aufmerksamkeit zu wenden, daß er vielmehr eben um die Zeit, da die Universität Leipzig aufzublühen anfieng, genöthiget wurde, gegen seinen Vetter, **Friedrich den Einfältigen oder den Jüngern**, mit welchem er kaum die Verlassenschaft **Wilhelm des Aeltern** getheilt hatte, die Waffen zu gebrauchen. An denselben hatten die Grafen von

ſöhnten ſich die Fürſten mit einander aus, erneuerten ihre Bündniſſe, und die Thüringer ſchworen den beyden Brüdern Friedrich und Wilhelm getreu zu ſeyn. Dieſe erklärten ſich auch ſchriftlich, daß ſie ihren Unwillen gegen die Grafen von Schwarzburg aufheben, und ſie gleich ihren übrigen Vaſallen ſchützen wollten; doch ſollte die Verbindlichkeit, welche dieſelben im Jahr 1408 eingegangen hatten, in ihrer Kraft bleiben. So waren dieſe einheimiſchen Händel noch im Jahr 1412 mit vieler Mäßigung verglichen.

Allein Friedrich von Heldrungen übte mit ſeiner Rotte noch immer große Gewaltthätigkeiten aus: er erſtieg in dieſem Jahre das Schloß Hohnſtein, und nahm den alten Grafen gefangen. Der Sohn deſſelben rettete ſich zu dem Marckgrafen Friedrich, der ſogleich den Amtleuten in Thüringen Befehl ertheilte, mit ihrem eingeſeſſenen Adel aufzuſitzen. Er belagerte ſelbſt nebſt ſeinem Bruder und Vetter Heldrungen, und ſchenckte es mit Wiehe und allen Zubehörungen, als verwürckte Lehen dem jüngern Grafen von Hohnſtein. Dieſe Händel ſind erſt im Jahr 1413 gedämpft worden. Aber ſchon im Jahr 1414, vielleicht auch noch eher, brachen zwiſchen den drey Marckgrafen und dem Landgrafen Ludwig zu Heſſen, heftige Feindſeeligkeiten aus, von deren Urſachen keine Nachrichten auf uns gekommen ſind. Heinrich Herzog von Braunſchweig, Friedrichs des Aeltern Schwiegervater, vermittelte zwiſchen ihnen in dem gedachten Jahre eine Zuſammenkunft zu Mühlhauſen: auf dieſer beſchloſſen ſie, daß ſie einander drey Jahre lang nicht angreifen wollten, und auch nach denſelben ſollten ſie es nicht thun, ſie hätten ſich denn vorher anſtändig bewahret, das heißt, einander erſt die Freundſchaft aufgeſagt. Zu gleicher Zeit geriethen Friedrich und Wilhelm auch mit dem Biſchof

chof von Bamberg in Zwistigkeiten: sie verlangten ewisse Läger (ich bin ungewiß, ob dieses Waaren Laer oder Gegenden zur Jagd gewesen sind;) an einien Dörfern seines Stiftes, und da er solche verweigerte, suchten sie sich durch Einfälle bey ihrem Besize zu erhalten. Da aber der Bischof sich bey em Römischen Könige beklagte, und dieser von den Marckgrafen begehrte, sich mit demselben entweder esser zu vertragen, oder mit ihm vor Gerichte zu ommen: so kann es seyn, daß sie von ihrer Forderung abgestanden sind: denn die Geschichte sagt weier nichts davon.

Damals nahm auch **Friedrich** an der wichtigken Begebenheit von Europa, die im Jahr 1414 vorel, großen Antheil. Die allgemeine Kirchenversammlung zu Costniz, welche in demselben angefangen wurde, um die Trennung in der Kirche, die durch rey zugleich herrschende Oberhäupter verursacht ward, nd die Religionsstreitigkeiten des **Johann Huß** in Böhmen beyzulegen; diese zahlreiche Zusammenkunft ezte fast ganz Europa in Bewegung. **Siegmund**, elcher jezt Römischer König war, hatte sie nebst em Pabst **Johann dem Drey und Zwanzigsten** usgeschrieben: er war auch mit vielen deutschen Fürten selbst zugegen. **Friedrich** schickte im Anfange nur eine Gesandten dahin. Ein neuerer Schriftsteller (*Fabricius in Originibus Saxonicis*) nennt darunter die Bischöfe von Meisen, Merseburg und Naumburg, ingleichen die Aebte von Zelle, Chemnitz und Pegau; aber diese Bestimmung ist weder zuverläßig, noch wahrscheinlich genug. Diese Prälaten scheinen die Kirchenversammlung, wenn sie anders alle zu derselben gereiset sind, nur in ihrem eigenen Nahmen besucht zu haben: und die Meinung, daß der Bischof von Merseburg,

welche solcher Irrthümer angeklagt werden, nicht sein Ansehen zu ihrem Schutze, oder zu einer gelindern Begegnung, in gewissen Fällen auch zu einer gemäßigten Züchtigung derselben anwenden; sondern er müsse selbst durch Beförderung ihres Todes sein Land reinigen.

Dieses Beyspiel allein giebt von **Friedrichs** Religion und Gottseligkeit schon einen Begriff, der unserer Erwartung gemäß ist. Er war im Schooße der Römischen Kirche gebohren und erzogen worden; alle Lehren und Gebräuche derselben waren also für ihn heilig; er scheinet weder Zweifel dagegen gehabt, noch, wenn sie bey ihm entstanden, Gelegenheit zu einem bessern Unterrichte vor sich gesehen zu haben, als ihm die Geistlichkeit ertheilte: denn durch die Schuld derselben war die heilige Schrift für ihn verschlossen. Im Vertrauen auf die Lehrer der Religion, war er derselben aufrichtig und eifrig zugethan: mit redlichem Gemüthe übte er dasjenige aus, was sie ihm als göttliche Vorschriften darstellten. Daher stiftete oder bestätigte er nebst seinen Brüdern so viele Seelmessen: denn wer hätte es ihm sagen können oder wollen, daß diese Art das heilige Abendmahl zur Schau, nicht zum Genuß der Christen, zu halten, und die ihnen doch im Leben und nach dem Tode helfen sollte, eine späte Erfindung des Aberglaubens sey? Er war unermüdet den öffentlichen Vortrag der Religion zu hören; und jedermann weiß doch, wie elend derselbe zu seiner Zeit gewesen sey. Ein Mönch, der vor ihm predigte, vergaß sein langes Geschwäze zu endigen; die Zeit der Mittagsmahlzeit war vorhanden, und einer von den Hofbedienten erinnerte den Fürsten daran. Allein dieser antwortete ihm: „Was sagst du vom Mittagsmahl? laß

„uns

„uns jezt sättigen mit dem Himmels-Brodte, mit „dem Manna des ewigen Lebens.„ Worte, die eines Zuhörers des Chrysostomus würdig gewesen wären. Friedrich wollte insonderheit auch die Feyertage mit einer gänzlichen Ruhe von der Handarbeit begangen wissen. Man hat von ihm einen Innungsbrief, welchen er den Gerbern zu Leipzig gegeben hat; in demselben befiehlt er unter andern, daß derjenige unter ihnen, welcher an einem Feyertage oder in einer Feyernacht arbeiten würde, ein bestimmtes Gewicht von Wachs zu den Kerzen geben sollte, die beym Gottesdienste brennen. Seine Geschencke an die Stifter, Clöster, Kirchen und Pfarrer, die er oft gemeinschaftlich mit seinen Brüdern und Anverwandten austheilte oder genehmigte, sind ungemein zahlreich. Man findet darunter Dörfer, Gärten, Aecker, Gehölze und andere liegende Gründe, nebst vielen ihm eigenen Zinsen und Einkünften. Friedrich beschüzte die Geistlichkeit überhaupt sehr fleißig, und suchte ihr mehr Ruhe und Bequemlichkeit, als seine übrige Unterthanen, besonders wegen der fortwährenden Kriege hatten, zu verschaffen.

Ehe noch die im Jahr 1411 zwischen Friedrich und seinem Bruder errichtete Mutschierung, oder abwechselnde Regierung ihrer gemeinschaftlichen Länder auf vier Jahre, zu Ende gieng, erhub sich eine kleine Mißhelligkeit zwischen ihnen, weil Friedrich den Antheil seines Bruders besser befand als den seinigen. Sie kamen aber bald im Jahr 1415 mit einander überein, den Burggrafen zu Nürnberg und den Bischof von Naumburg zu Schiedsrichtern zu wählen: und diese thaten den Ausspruch, daß Wilhelm eine neue Oerterung oder Theilung der Städte und übrigen Oerter machen, Friedrich aber die

dere Jahre; ja beyde Theile schlossen immer neue Bündnisse mit einander. Vielleicht ist der eben gedachte Krieg, in welchem die Thüringer und Hessen einander vieles Uebel zufügten, die erste Veranlassung zu einer so verhaßten Nachrede gewesen. Es kann auch seyn, daß Friedrich die Mitbelehnung von Hessen nebst dem jungen landgrafen, bey dem Römischen Könige in der That gesucht habe. Ludwig war in seiner Jugend immer kränklich, und Friedrich, der unwidersprechlich das nächste Recht zur Erbfolge in Hessen hatte, mag dieses bey Siegmunden vorgestellet haben, um zeitig genug, wenn der Fall aufkäme, seines Besizes versichert zu seyn. Dieses sind nur Vermuthungen, wird man sagen; jedoch ein Kenner der Geschichte in Hessen selbst, hat schon längst aus derselben die Beschuldigung, von der ich rede, und die er nicht glaubwürdig findet, hergeleitet: sie können also so lange zur Erläuterung derselben dienen, bis man ihr mehr Gewißheit gegeben hat.

Die Kirchenversammlung zu Costnitz hatte unterdessen ihre vornehmsten Thaten verrichtet; alle drey zugleich regierende Päbste abgesezt; seine Oberherrschaft über die Päbste durch einen feyerlichen Schluß behauptet; die Einsezung des heiligen Abendmahls willkührlich in den Genuß einer einzigen Gestalt, das heißt, des gesegneten Brodtes, verändert, auch zween unschuldige Männer, Johann Huß u. Hieronymus von Prag, als vermeinte Kezer, verbrennen lassen: Handlungen, an welchen Friedrichs Gesandten, wenn sie weltliche waren, kaum einen andern Antheil werden genommen haben, als nicht zu widersprechen. Er selbst reiste im Jahr 1417 dahin; vermuthlich, weil auch andere als Kirchen-Angelegenheiten daselbst abgehan-

handelt wurden. Der Kayser, der Kurfürst von Sachsen, **Rudolph**, und viele andere Fürsten holten ihn vor der Stadt ein: und **Friedrich** hielt seinen Einzug zu Costniz mit einer Pracht, die man noch an keinem Deutschen Fürsten daselbst gesehen hatte; indem er von vielen Grafen und einigen hundert seiner Edelleute, welche mit Gold und Silber gleichsam bedeckt waren, begleitet wurde. Aber wenige Wochen darauf reiste er weit eilfertiger als er gekommen war, und voll Unwillen gegen den Kayser, zurück. Er hatte von demselben die Belehnung seiner Länder, zugleich aber auch einiger Böhmischen Städte begehret, welche durch das Recht der Eroberung sein Eigenthum geworden waren. In Ansehung der leztern wollte ihm der Kayser, der des Böhmischen Königs **Wenzel** Bruder und vermuthlicher Erbe war, nicht willfahren. Daher weigerte sich **Friedrich** auch die Belehnung von Meisen anzunehmen; er sagte beym Abzuge die drohenden Worte: „Was der König mir jezt zu Costniz versagt, das „wird er mir vielleicht im freyen Felde gerne verlei„hen.„ Und würcklich traf auch diese Vorhersagung im Jahr 1420 ein, da er sich mit **Siegmunden** in dem Lager vor Prag befand. Er hatte sonst noch zu Costniz nebst den übrigen Reichsständen darein gewilliget, daß der Kayser von allen Juden im Deutschen Reiche den dritten Pfennig ihrer Güter einfordern lassen möchte: doch mit dem Zusaze, daß ihm dieser gute Wille an seinen Fürstenthümern, Herrschaften, Freyheiten und Rechten durchaus unschädlich seyn sollte.

Friedrich war in diesen Jahren nicht frey von innerlichen Unruhen gewesen. Er mußte verschiedene Böhmische Edelleute, welche in seinem Gebiete

Feind-

chriſtliche Lehre, als die Römiſche Kirche bekannte. Friedrich, deſſen angebohrne Tapferkeit durch dieſe Veranlaſſung eine neue Nahrung fand, überließ ſich ihr ſo ſehr, daß die Hußiten, ſo lange er lebte, keinen muthigern und geſchäftigern Feind hatten. Er glaubte der Religion, aber auch dem Pabſte, der im Jahr 1420 das Kreuz wider die Hußiten predigen ließ, alles ſchuldig zu ſeyn: die Kriegskoſten nöthigten ihn, ſeine Unterthanen mit vielen Auflagen zu beſchweren; er litt auch mehr als einmal durch dieſen Krieg einen empfindlichen Verluſt; aber er blieb ſtandhaft, und man irret vielleicht nicht, wenn man ſagt, daß er für ſeine gutgemeinten, obgleich nicht aufgeklärten Geſinnungen, belohnt worden ſey, oder ſich doch vor belohnt gehalten habe.

Friedrich und ſein Bruder Wilhelm waren die erſten Deutſchen Fürſten, welche dem Kayſer mit ihren Kriegsvölckern im Jahr 1420 zu Hülfe kamen, als er Prag belagerte. Hier, als dieſer in dem Felde vor Prag auf ſeinem Stuhle ſaß, in ſeiner Majeſtät gezieret mit ſeiner und des Römiſchen Reichs Crone, ſo drückt er ſich ſelbſt in dem Belehnungsbrief aus, gaben ihm die beyden Fürſten nebſt ihrem Vetter Friedrich, alle ihre Fürſtenthümer, Herrſchaften, Lande und Leute in ſeine Hände, und baten ihn, ſie mit denſelben zu belehnen: er that ſolches auch, ohne Ausnahme, nachdem er von ihnen vorher die gewöhnliche Huldigung, Gelübde und Eyd, den ſie ihm zu allen Heiligen ſchworen, genommen hatte.

Die Belagerung von Prag, zu welcher Friedrich und Wilhelm ihre Soldaten geführt hatten, war mittlerweile angefangen worden. Dieſe erhielten

Befehl, einen befestigten Berg in der Nähe der Stadt anzugreifen, und verrichteten dieses so glücklich, daß sie die Höhe erreichten, wo Ziska selbst in Gefahr gerieth umzukommen. Da man ihn aber aus der Stadt verstärckte, wurden sie mit großem Verluste zurückgetrieben. Sie warfen die Schuld von ihrem Unglücke auf die Böhmischen Herren, welche sich bey dem Kayser befanden, als wenn dieselben ein Verständniß mit den Einwohnern von Prag hätten: ihr Mißtrauen war auch nicht völlig ungegründet. Siegmund ließ sich von diesen Herren dergestalt einnehmen, daß er weiter keine lebhafte Maaßregeln gegen Prag gebrauchte, und weder Friedrichs noch anderer Fürsten Rath verlangte. Er ließ sich in dem Schlosse des heiligen Wenzels krönen: damit meinte er seine vornehmste Absicht erreicht zu haben. Darnach hob er die Belagerung auf, und das ganze Heer gieng auseinander. Friedrich und die übrigen Fürsten wollten die Hußiten in den Schlössern und Dörfern angreifen: der Kayser aber, der solches nicht verstattete, wurde deswegen als ein Ketzerfreund ausgeschrieen. Er hoffte die Hußiten mit Gelindigkeit auf seine Seite zu ziehen, und wurde durch zu leicht geglaubte Versprechungen hintergangen.

Durch dieses Betragen ließ sich Friedrich nicht abhalten, ihm ferner Beystand in diesem Kriege zu leisten. Er, sein Bruder und Vetter, verbanden sich, um es desto sicherer und kräftiger thun zu können, im Jahr 1421 mit den Kurfürsten zu Maynz, Trier, Cölln und Pfalz, welche ihnen versprachen, daß sie ihnen zu Tilgung dieser Ketzerey, auch gegen diejenigen, so sie unterstützen, oder den Marckgrafen um dieser Vereinigung willen einigen Schaden zufügen würden, Hülfe erzeigen; wenn die Hußiten

übrigen Marckgrafen von Meisen wurden in dem gedachten Anschlage nicht genannt, weil sie gleich Anfangs dem Kayser ungemessene Dienste versprochen hatten. Aber eben darum versuchten einige, sie von diesem Kriege, als in welchem sie sich und ihre Kriegsvölcker ganz umsonst aufopferten, abzuziehen. Um diesem ausbrechenden Mißverständnisse vorzubeugen, wurden die Kurfürsten auf dem damaligen Reichstage zu Unterhändlern und Schiedsrichtern gewählet, welche zwischen beyden Partheyen einen Vertrag vermittelten, Kraft dessen Siegmund den drey Marckgrafen von Meisen, für die Forderung von neunzigtausend Rheinischen Gülden, welche ihre geleisteten Dienste ausmachten, einige Schlösser im Vogtlande und andere Güter, welche Graf Heinrich von Schwarzburg bisher auf gleiche Art inne gehabt hatte, und die sie von demselben lösen sollten, ingleichen seine Gerichte am Closter Oßeck, nnd dem Hofe zu Lantschiz, auch das Schloß zu Mühlberg, verpfändete. Zugleich wurde bedungen, daß der Kayser seine Ansprüche auf einige Schlösser, welche von der Crone Böhmen an die Marckgrafen von Meisen gelangt waren, nicht eher erneuern sollte, als bis er jene verpfändete Besizungen wieder eingelöset hätte. Sie versprachen dagegen, den ganzen Böhmischen Krieg gemeinschaftlich und bis ans Ende getreu mit dem Kayser zu führen, auch insonderheit das eben von den Hußiten belagerte Schloß Carlstein zu entsezen. Sie konnten jedoch diese lezte Absicht nicht ausführen, weil sich das Reichsheer erst im October vereinigte, und auch alsdenn Carlstein sich selbst überließ; glücklicher Weise aber hoben die Hußiten bald hernach die Belagerung auf, nachdem die Meisnische Besazung das Schloß sechs Monathe vertheidigt hatte.

Wäh-

Während dieser Unterhandlungen und Unruhen war der lezte Kurfürst von Sachsen aus dem Hause Aſcanien oder Anhalt, **Albrecht der dritte** im Jahr 1422 geſtorben, ohne männliche Leibes-Erben zu hinterlaſſen. Die Kur und das Herzogthum Sachſen wurden dadurch erledigt, und es bewarben ſich bald mehrere Fürſten darum bey dem Kayſer. Der Kurfürſt **Ludwig der Bärtige**, Pfalzgraf am Rhein, ſuchte dieſe Würde für ſeinen älteſten Sohn, **Ludwig den Sanftmüthigen**. Er konnte keine Anſprüche vorbringen, und erwartete es bloß von der Gnade des Kayſers. Auf der andern Seite behauptete **Friedrich der Erſte**, Kurfürſt von Brandenburg, daß dieſes eröffnete Lehn ſeinem Hauſe zugehöre, weil ſein älteſter Sohn Marckgraf **Johann** die lezte Prinzeßinn des ausgeſtorbenen Kurſtammes, **Barbara**, des Kurfürſten **Rudolf des Dritten** Tochter, zur Gemahlinn hätte. Man ſezt hinzu, daß der Biſchof von Brandenburg noch andere Gründe zur Beſtätigung der Anforderung ſeines Kurfürſten ausfindig gemacht, und im Fall, daß der Kurprinz nicht durchdringen ſollte, den Vorſchlag gethan habe, dem Herzoge **Wilhelm** von Braunſchweig, als einem Nachkommen der alten Herzoge von Sachſen, zur Erlangung der Kur behülflich zu ſeyn: würcklich wären auch in dieſer leztern Abſicht von beyden Fürſten einige Maaßregeln genommen worden. Dieſer Kurfürſt that noch mehr: er bemächtigte ſich bald nach Albrechts Tode der Stadt Wittenberg und des Kurkrayſes; doch vermuthlich nur, um dieſes Land ſo lange zu ſchützen, bis es ihm von dem Kayſer wäre zugeeignet worden.

Allein dieſer hatte ſich gleich Anfangs entſchloſſen, den Marckgrafen **Friedrich den Streitbaren** ſei-

nen Mitbewerbern vorzuziehen. Schon am 6 Jänner des Jahrs 1423 machte er in einer zu Preßburg ausgestellten Urkunde bekannt, daß er demselben das Kurfürstenthum und Herzogthum zu Sachsen, mit allen seinen Ehren, Würden und der Wahl eines Römischen Königs, nebst Grafen, Herren, Rittern, Knechten, Städten, landen und leuten, auch allen andern Zubehörungen, so wie es an dem Kayser und das Römische Reich heimgefallen, für ihn und seine Nachkommen männlichen Geschlechts ertheilet habe, und bereit sey, ihn damit zu belehnen, nur das Schloß Kalau und das Kloster Doberlug ausgenommen, welche er, weil sie zur Crone Böhmen gehörten, sich vorbehielt: er versprach ihm auch zur Erlangung dieser länder und Würden zu helfen, und ihn beym Besize derselben zu handhaben. Zugleich befohl auch **Siegmund** dem Adel und den Städten des Fürstenthums zu Lausiz, Budißin, Zittau und den übrigen Sechsstädten, daß sie, wenn die Einwohner des Herzogthums Sachsen sich weigern sollten, dem Marckgrafen von Meisen zu huldigen, ihm dazu, auf Verlangen des Kayserlichen Bevollmächtigten, mit aller Macht behülflich seyn sollten. Der Kayser schickte nemlich damals den Grafen **Johann von Lupfen**, landgrafen zu Stullingen, und Herrn zu Hohenack, seinen und des Römischen Reichs Rath in das Herzogthum Sachsen, um dasselbe einzunehmen, und dem Marckgrafen **Friedrich** feyerlich zu übergeben.

Der neue Kurfürst war gegen die Ansprüche der übrigen Fürsten genugsam gesichert. Dem Kurfürsten von der Pfalz war von dem Kayser geantwortet worden, es sey in dem Römischen Reiche ungewöhnlich, daß Vater und Sohn zwey Kurfürstenthümer besizen sollten; — ganz unerhört war es

frey-

ylich nicht gewesen. Eben dieses wurde dem
ırfürsten von Brandenburg gesagt; aber außer-
n wurde demselben vorgestellt, der Kayser habe
) dem fortdaurenden Kriege viel Geld nöthig ge-
bt, und Friedrich habe immer die Kosten dazu
'gegeben; Sachsen-Wittenberg sey ein kleines Land,
: welches ihm Friedrich leicht so viel zahlen könnte,
dessen Einkünfte betrügen, wie denn auch der Kayser
ıselben dahin vermögen wollte, ihn mit einer ziemli-
n Summe Geldes zu befriedigen; überdies wäre der
ıyser bereit, ihm diesen Abgang durch andere An-
ırtschaften, Verträge und Erbvereinigungen zu er-
en, auch selbst auf die Marck Brandenburg auf
ig Verzicht zu thun. So wurde der Kurfürst
ı Brandenburg zufrieden gestellt: er zog bereits
Jahr 1423 seine Besazungen aus dem Kurkreise,
d räumte ihn seinem neuen Herrn ein; wobey er
bst seinem Sohne allen Rechten entsagte, welche
darauf zu haben vermeinten. Friedrich aber ver-
nd sich schriftlich, ihm zu einiger Vergütung, zehn-
ısend Schock Böhmischer Groschen zu zahlen.
er Anfang dazu wurde gleich gemacht, und im
hr 1427 war endlich alles abgetragen: es sollten
ar dem Kurfürsten von Sachsen dreytausend
chock daran erlassen werden, wenn er dem Kayser
Hülfe den verabredeten Zug wider den König von
hlen vornehmen würde, der nach der Böhmischen
one trachtete; allein da dieser seine Gesinnung än-
te, hatte man auch nicht nöthig ihn zu bekriegen.

Kaum aber war Friedrich von dieser Seite be-
higt, als ihm die Kur Sachsen von dem Herzoge
rich von Lauenburg mit vielem Eifer streitig ge-
acht wurde. Dieser Fürst war in der That der
chste Anverwandte des lezten Sächsischen Kur-
rsten; er stammte aus dem Ascanischen Kurhause

her; seine Vorfahren aber hatten der ältern linie die Kurwürde überlassen müssen. Er war in Preußen, als Friedrich diese jezt erlangte: daher beschwerte er sich nach seiner Zurückkunft, im Anfange des Jahrs 1423 bey dem Kayser und bald auch bey den Kurfürsten, als über ein ausnehmendes Unrecht, das man ihm erwiesen hätte. Friedrich erklärte sich im Jahr 1424, daß er wegen dieser Anforderung des Herzogs, vor dem Römischen Könige, oder vor einem andern Richter, welchen derselbe sezen würde, auch vor den Kurfürsten, als Urtheil fällenden, sich stellen, und was sie nach den Gesezen und Freyheiten des Reichs darüber aussprechen würden, unverbrüchlich halten wolle. Es wurde keine solche Untersuchung angestellt, und Erich gab sich noch ferner ungemeine Mühe, sein Recht zu behaupten. Da sie in Deutschland fruchtlos war, wandte er sich im Jahr 1427 an den Pabst Martin den Fünften, der ihm aber bloß eine Fürsprache bey dem Kayser bewilligte, die nicht einmal angenommen wurde. Selbst nach Friedrichs Tode sezte er seine Forderung mit gleicher Hitze fort: ob gleich alles vergeblich war; so haben doch seine Nachkommen, die Herzoge von Sachsen Lauenburg, diese Ansprüche von Zeit zu Zeit erneuert, bis ihr männliches Geschlecht im Jahr 1698 erloschen ist.

Die Geschichtschreiber, und der Kayser selbst, haben nicht vergessen, die Ursachen anzuzeigen, warum Friedrich ohne einige Verwandtschaft mit den Kurfürsten aus dem Anhältischen Hause, gleichwohl mit Vorbeygehung des Herzogs Erich, zum Nachfolger ihrer Würden gesezt worden sey. Der Kayser berief sich vornemlich darauf, daß er mit der Kur und dem Herzogthum Sachsen, als mit einem ihm und dem Reiche recht und redlich verfallenem und

angestorbenem Lehn, wovor es auch die übrigen Kurfürsten angesehen haben, nach seinem Gefallen handeln, und es ohne Absicht auf die Verwandtschaft dem würdigsten ertheilen könne. Seit den Zeiten seines Vaters Carls des Vierten, und insonderheit der Güldenen Bulle gemäß, welche unter seiner Regierung als ein Reichsgesez war errichtet worden, fielen dergleichen Reichslehen keineswegs an die Seitenlinien, wenn diese darüber nicht mitbelehnt worden waren; sondern wurden nach Abgang des männlichen Geschlechts der erstgebohrnen, vor eröffnet gehalten. Der Herzog Erich war von dem Kayser bloß mit dem Herzogthum Lauenburg belehnt worden, und der Kurfürst von Sachsen Rudolph der Dritte wollte ihrer Verwandtschaft ohngeachtet, nicht an das Panier oder die Fahne greifen, durch welche derselbe belehnt wurde, noch ihn und seine Brüder zu seinen und seines Bruders Miterben haben: so verhaßt war er ihnen durch seine Aufführung geworden. Erich zeigte zwar würcklich einen Kayserlichen Belehnungs-Brief vom Jahr 1414 vor, durch welchen ihm die Kur und das Herzogthum Ober-Sachsen mit vielen andern ländern wären verliehen worden; allein der Kayser bewies augenscheinlich, daß er diesen Brief erst acht Jahre später, durch den damaligen Canzler, den Bischof von Passau, ohne Wissen des Kaysers, erschlichen habe, und daß derselbe offenbare Unwahrheiten enthalte. Diese Entdeckung vermehrte noch die Abneigung gegen den Herzog, der außerdem das Unglück hatte, daß seine Räthe nicht einmal Geschicklichkeit genug besaßen, seine Abstammung von den Kurfürsten von Sachsen unwidersprechlich darzuthun.

Man sieht, warum die Ansprüche des Herzogs **Erich**, die er besonders aus dem Rechte der Verwandtschaft herleitete, nicht geachtet worden sind: es ist noch übrig die Geschichte zu fragen, weswegen **Friedrich** in seinem Ansuchen vor allen andern glücklich gewesen sey. Er hatte bald nach **Albrechts** des **Dritten** Tode seinen Ober-Marschall und Rath, **Apel von Vicztum**, an den Römischen König gesandt, um sich von ihm das Herzogthum und die Kur Sachsen auszubitten: und er gestand nachher in einem Lehnbriefe vom Jahr 1423, daß **Vicztum** ihm und seinen Erben mit **großer Mühe und Arbeit** das gedachte Land und die Kur **erworben** habe. **Siegmund** bezeigt in den hieher gehörigen Urkunden mehr als einmal, daß **Friedrichs** Redlichkeit, Standhaftigkeit und Klugheit, der Beystand, den er oft zum Besten des deutschen Reichs erwiesen, und sonderlich die treue, anhaltende und kostbare Hülfe, die er ihm in dem Böhmischen Kriege geleistet habe, daß diese Verdienste desselben ihn bewogen hätten, die erledigte Kurwürde und das Herzogthum Sachsen diesem Fürsten zu ertheilen. Seine Zeitgenossen haben überhaupt gestehen müssen, daß ihn seine trefflichen Eigenschaften dieses Vorzugs wohl würdig gemacht haben. Daher bat den Kayser selbst die Landschaft von Sachsen, ihr den Marckgraf **Friedrich** zum Landesherrn zu geben, weil er diesem Lande **am besten gelegen** wäre, und kein anderer Fürst demselben und seinen Einwohnern so gut, als er, rathen und helfen könnte. Alle diese Bewegungsgründe sind wahr und natürlich: man findet sie in den Staatsschriften dieser Zeit angegeben: und es ist also überflüßig, neben denselben noch geheime aufzusuchen. Man kann auch dieses nur durch Muthmaßungen thun, die man zu erweisen nicht im Stande ist; das Vorgeben, daß Friedrich

drich das Herzogthum Sachſen gekauft, oder für eine groſſe Schuldforderung an den Kayſer, bekommen habe, ſcheint hauptſächlich von dieſer Art zu ſeyn.

Der Wille des Kayſers, durch welchen **Friedrich** die Kur Sachſen erhalten hatte, wurde durch die Einwilligung der übrigen Kurfürſten erſt vollkommen gültig. Nach Berathſchlagungen, die faſt zween Jahre gewährt hatten, erkannten ſie die Rechtmäßigkeit dieſer Verleihung, und nahmen ihn in ihren Rath oder in ihr Collegium auf; doch unbeſchadet demjenigen Verſprechen, welches er in Anſehung ſeiner Streitſache mit dem Herzog **Erich**, gethan hatte. Hierauf empfieng er von dem Kayſer zu Ofen im Jahr 1425 mit den gewöhnlichen Fahnen, Panieren und Schilden, die Belehnung über das **Kurfürſtenthum** und **Herzogthum zu Sachſen**, nebſt der **Kur** und dem **Erzmarſchallamte**, und alles, was ſonſt dazu an Beſitzungen, Rechten und Würden gehörte. Darunter war inſonderheit die **Pfalz Sachſen**, nebſt dem Hauſe und der Stadt **Alſtedt**, die ehemals ſchon von den Marckgrafen von Meiſen eine Zeitlang beſeſſene Grafſchaft **Brene**, zu welcher die Schlöſſer Prettin, Bitterfeld und andere, nebſt der Stadt Herzberg, gerechnet wurden; endlich auch das **Burggrafthum zu Magdeburg** und **Grafen-Geding zu Halle**, (ein Gericht, welches die Burggrafen von Magdeburg daſelbſt in des Reichs und ihrem Nahmen halten ließen,) begriffen. Zu gleicher Zeit beſtätigte **Siegmund** dem Kurfürſten von Sachſen noch beſonders alle **Herrlichkeiten**, Herrſchaften, Lehen, Zölle, Geleite, Gerichte, Münze und andere Rechte, die mit dem Herzogthum, der Kur und dem Erzmarſchallamte verbunden waren, und

die

die seine Vorfahren von den Römischen Kayſern und Königen erworben hatten. Endlich bekannte der Kayſer durch eine neue Urkunde vom Jahre 1426, daß er Friedrichen die gedachte Belehnung ertheilt habe: er zeigte nächstdem die Urſachen an, warum er den Mitbewerbern deſſelben nicht habe willfahren können.

Eine der ersten Handlungen des neuen Kurfürsten zu Sachsen war im Jahr 1423 die Beſtätigung des Leibgedinges, das den drey hinterlaſſenen Kurfürſtlichen Wittwen war verſchrieben worden; ingleichen aller Rechte und Freyheiten, deren die Mannſchaft oder die adelichen Vaſallen des Herzogthums Sachsen bisher genoſſen hatten. Unter denſelben befanden ſich auch dieſe, daß ſie mit Dienſten außer den Ländern des Kurfürsten nicht beſchwert werden ſollten, es geſchehe denn mit ihrem Willen; ingleichen, daß ihre Streitigkeiten mit ihm oder unter einander in dem Herzogthum Sachsen ſelbſt ausgemacht werden ſollten. Friedrich bekam in dieſem Jahre noch andere Vorrechte und Gnadenbezeigungen von dem Kayſer. Alle ſeine Unterhanen erhielten das Privilegium de non evocando; das heißt, ſie ſollten künftig nicht nöthig haben, vor einem andern Richter, als vor dem Kurfürſten, ſeinen Erben, und ihren Amtleuten, keineswegs aber vor auswärtigen Land- Hof- und andern Gerichten, zu ſtehen; ja wenn ſie ſolches gleich aus gutem Willen thäten, ſo ſollte es ihnen an dieſer Freyheit nicht nachtheilig ſeyn. Dem Kurfürſten ſelbſt und ſeinen Erben erlaubte der Kayſer, daß ſie als Kurfürſten und Herzoge zu Sachsen, alle ihre Briefe mit rothem Wachſe ſiegeln dürften. Er nahm auch, um dem Kurfürſten ſeine beſondere Freundſchaft zu bezeigen, den älteſten Prinzen deſſelben, Friedrich, der damals eilf

Jahr

Jahr alt war, zu einem besondern täglichen Diener mit vierzig Pferden auf, und machte ihm zum Jahrgeld und Sold dreytausend Ungrische Gülden aus, welche ihm aus der Kayserlichen Kammer bezahlt werden sollten. Dazu kamen andere Vermehrungen von dem Gebiete des Kurfürsten. Da sein Bruder **Wilhelm der Reiche** im Jahr 1425 starb, blieb er allein im Besiz der bisher getheilten Meisnischen länder. Und bald darauf kaufte er von **Hanß Packen** das Schloß und die Stadt Finsterwalde für 4800 Rheinische Gülden, von denen er 750 gleich bezahlte, für die übrigen aber das Schloß und die Stadt Düben zum Unterpfande einsezte.

Der Böhmische Krieg war mittlerweile immer, und größtentheils zum Vortheil der Hußiten, geführt worden. **Friedrich**, der vor Begierde brannte, ihnen Abbruch zu thun, wurde von den übrigen Reichsfürsten fast gar nicht unterstüzt; er wandte aber noch ferner seine besten Kräfte dabey an. Daher gab ihm **Siegmund** im Jahr 1423 völlige Macht und Gewalt, mit den Hußiten und ihren Helfern, wenn sie sich in der heiligen Kirche und seinen, als ihres Erbherrn, Gehorsam wieder begeben wollten, an Statt seiner Verträge zu schließen, ihnen ihr Haab und Gut zu versichern, sie aufzunehmen, und ihnen Friede zu ertheilen; wenn sie aber in ihrem Unglauben beharren wollten, sie an Leib und Gut zu strafen, mit Brandschazungen zu belegen, gefangen zu halten, oder loß zu lassen, wie er es vor rathsam finden würde. Bald darauf gab er dem Kurfürsten das Schloß und die Stadt Brüx und Außig ein; das Haus über Brüx sollte er von den bisherigen Pfandhabern einlösen; um dasselbe im Bau zu erhalten und nebst den beyden Städten zu bestreiten,

Zu solchen Berathschlagungen mußte sich Friedrich im Jahr 1426 abermals zu Nürnberg einfinden. Unterdessen aber vereinigten die Hußiten, welche nach dem Tode des Ziska eine Zeitlang sich in Partheyen getrennt hatten, ihre ganze Macht, überwältigten geschwinde die meisten Städte, welche von den Meisnern besezt waren, und belagerten endlich Außig. Die Stadt war vor kurzem an den Kurfürsten verpfändet worden; ihre Besazung konnte keinen langen Widerstand thun; sie bat um Hülfe, welche desto nöthiger war, je leichter die Hußiten nach der Eroberung dieser Stadt in das nahe Meisen eindringen konnten: und gleichwohl war der Kurfürst abwesend. Seine Gemahlin ließ daher die Landschaft aufbieten: es wurde sehr bald aus den Kurfürstlichen Ländern, und aus Friedrichs des Einfältigen Gebiete, ein Heer von zwanzig bis dreyßig tausend Mann zusammen gezogen. Die Kurfürstinn empfol selbst den Befehlshabern die muthige Vertheidigung ihres Vaterlandes; sie warnete sie aber zugleich, sich mit den Feinden nicht unvorsichtig in ein Treffen einzulassen. Diese nüzliche Vorschrift wurde nicht beobachtet: kaum hatte das Heer die Böhmischen Gebürge überstiegen, als es sich zum Angriff fertig machen mußte. Es lieferte am 15 Junius die Schlacht bey Außig mit einem so unglücklichen Ausgange, daß zehn bis zwölf tausend Meisner und Thüringer das Leben verloren, und die übrigen zurückflüchten mußten. Viele Grafen und einige hundert Edelleute kamen zugleich um; die Hußiten eroberten und zerstörten gleich darauf Außig; die Meisnischen länder würden selbst vor ihnen nicht sicher gewesen seyn, wenn sie nicht ebenfals einen beträchtlichen Verlust in dieser Schlacht erlitten hätten.

Nichts

Nichts ist mercklicher, als daß dieser Unfall hätte vermieden werden können, wenn es dem Kurfürsten vergönnt gewesen wäre, sein Heer selbst anzuführen. Es wurde viel zu eilfertig, ehe es noch von seinem Zuge hatte ausruhen, Speise genießen, und ein Lager abstecken können, zum Treffen fortgerissen. Außerdem kommen die meisten ältern Geschichtschreiber darinne mit einander überein, daß die Verrätherey des obersten Feldherrn, Buße Vieztum, den Verlust der Schlacht hauptsächlich befördert habe. Er war der erste, der mit einem Hauffen Soldaten die Flucht nahm, und er suchte sich dadurch an seinem Herrn zu rächen, weil derselbe seinen Bruder, eben denjenigen, der ihm bey der Erlangung der Kurwürde so nüzliche Dienste geleistet hatte, der aber nachmals eine sehr strafbare Treulosigkeit gegen ihn begieng, am leben hatte strafen lassen. Andere Ursachen, welche man zu dieser Zeit über den Verlust der Schlacht als Muthmaßungen angab, verdienen keine Achtung. Das Urtheil insonderheit, das manche aus feindseeliger Gesinnung gegen den Kurfürsten fällten, er sey von Gott gestraft worden, weil er dem Herzoge von Lauenburg die Kur entzogen hätte; dieses Urtheil beweiset weiter nichts, als daß die Menschen zu allen Zeiten dem höchsten Richter nach ihren Leidenschaften Absichten beygemessen haben, die er selbst gar nicht zu erkennen gegeben hat.

Die Bestürzung, in welche **Friedrich** und sein Land durch diese Niederlage versezt wurden, hinderte ihn nicht, auf seine Rechte wachsam zu seyn. Der lezte Burggraf zu Meisen, **Heinrich**, Graf von Hartenstein, war in derselben umgekommen; er hinterließ keine männliche Nachkommen: daher nahm der Kurfürst das Burggrafthum und seine übrige Güter

noch im Jahr 1426 in Besiz, weil er dieses Geschlecht zu den übrigen Landsassen des Marckgrafthums Meisen rechnete; er ließ sich von den dazu gehörigen Vasallen huldigen, und ertheilte die Belehnung. Allein der Kayser sahe das Burggrafthum und die Grafschaft als erledigte Reichs-Lehen an; gab sie seinem Hofrichter Heinrich Reußen, Herrn zu Plauen, und verlangte sogar von dem Kurfürsten, ihn dazu an seiner Statt einzuweisen. Friedrich hielt seine Ansprüche vor so gegründet, daß er von denselben, auch nach dieser Aufforderung, nicht abstand. Er übte noch im Jahr 1427 die daraus hergeleiteten Rechte aus, und die heftige Zwistigkeit, in welche er darüber mit dem von dem Kayser gesezten Burggrafen gerieth, ist erst unter der Regierung seines Sohnes beygelegt worden.

Da der Sieg der Hußiten die deutschen Reichsfürsten von neuem aufgeweckt hatte, auf ernstlichere Anstalten wider sie zu dencken: so kamen sie deswegen im Jahr 1427 zu Franckfurt am Mayn zusammen, und Friedrich mit ihnen. Diesmal waren ihre Schlüsse besonders eifrig, und ein großer Theil von ihnen fand sich auch im Sommer dieses Jahres mit zahlreichen Kriegsvölckern in Böhmen ein. Friedrich belagerte die Stadt Mieß mit vieler Lebhaftigkeit. Allein da die Böhmen heranrückten, zerstreuete sich das übrige deutsche Heer, entweder aus Furcht, oder aus Uneinigkeit seiner Anführer, in kurzem. Der Kurfürst also mußte demselben, nach einigen kleinen Gefechten, ebenfals folgen. Man hörte darum nicht auf, Versammlungen und Berathschlagungen über diesen Krieg anzustellen; aber Friedrich erlebte den Erfolg derselben nicht.

Das

Das Unglück bey Außig hatte seine lezten Tage ungemein verbittert. Der Kummer verzehrte ihn seitdem sichtbarlich; er fühlte im Anfange des Jahrs 1428, daß sein Ende herannahe. Nach den gewöhnlichen Vorbereitungen der Andacht, ließ er seine Prinzen vor sich kommen, empfol sie nebst dem ganzen Lande den anwesenden Räthen, den Hofbedienten und der Ritterschaft zur unverrückten Treue und Fürsorge; hierauf aber ertheilte er ihnen seine lezten Ermahnungen. Sie sind werth, hier wiederholet zu werden: nicht nur, weil man überhaupt auf die Worte eines sterbenden Fürsten begierig seyn muß; sondern, weil sich Friedrich in diesen vollständig genug abgebildet hat. „Liebe Söhne, sagte er, Zeit und Stunde ist vorhanden, daß ich aus diesem sterblichen Leben zum unsterblichen abwandere. Mein Abschied „fällt ja unzeitig wegen des Böhmischen Kriegs. „Man muß aber dem göttlichen Willen, der nie anders als gut ist, alles heimstellen. Lasset ihr nun „dieses eure Sorge seyn, daß ihr das Vaterland bey „Frieden erhaltet. Und solches wird, wie ich mich „berede, leicht geschehen können, wenn ihr in der „Furcht Gottes, auch in brüderlicher Liebe und Einträcht lebt, die Unterthanen treulich schüzet, und „ihr Bestes fördert. Darum vermahne ich euch mit „allem Ernste, daß ihr bey dem jezt entstandenen „Glaubensstreit frommer und gelehrter Leute Unterricht anhöret. Nehmet auch ja nicht zu Räthen an, „die Ehr- und Geldgeizig sind, und von dem Regiment sich zu bereichern begehren. Beschweret nicht „die Unterthanen mit neuen Bürden und Anlagen. „Wollet ihr einen zu Wohlfahrt fördern, so thut es „ohne Unterdrückung der andern. Mit dem Adel „verfahret also, daß ihr sie geneigt und euch zu Willen habt. Keine Uebelthat lasset ungerochen und ungestraft

„gestraft hingehen; wo aber Hoffnung der Besserung „ist, da lasset die Nachsicht und Verzeihung Platz „finden. Verdienet jemand eure Ungnade, so be„dencket, daß man im Zorn Maaße halten müsse. „Zu den Waffen greifet nicht eher, als wenn es die „höchste Noth erfordert. Gegen eure Unterthanen „erzeiget euch als Väter, und nicht als Wütriche „und Tyrannen, vor welchen die Natur selbst einen „Abscheu hat. Gedencket an Marckgraf **Friedri„chen mit der gebissenen Wange**, euren Urahnen: „welcher zwar gegen drey Kayser **gekriegt**, aber al„lein um Land und Leute zu beschirmen. Unsere Vor„fahren hatten wenig Nutzen von den vielen Kriegen, „die sie führen mußten. Was aber ein muthwilliges „Kriegs-Anheben vor Schaden einführe, solches ist „aus Marckgraf **Albrechts** Beyspiel zu ersehen. „Darum vermahne ich euch nochmals ernstlich, daß „ihr sollt einträchtig seyn, einer dem andern nach„geben und vergeben. Dieses wird euch eine Mauer „seyn wider allen feindlichen Ueberzug, der nicht fer„ne von euch ist. Und du, mein Sohn **Friedrich**, „verhalte dich also bey der Kurwürde, wie du es „von mir gesehen, damit du dem Reich lieb und werth „seyst. Du aber, mein Sohn **Wilhelm**, verehre „diesen deinen ältern Bruder, das wird dir zur Ehre und Besten gereichen. Ach liebe Söhne, fasset „doch diese meine väterliche Vermahnung wohl zu „Herzen und Gedächtniß, und laßt euch ja durch „nichts trennen oder streitig machen. Und dieses „werdet ihr mir jezt in die Hand versprechen.„

Zween Tage nach dieser Anrede starb **Friedrich** am 5ten Jänner des Jahrs 1428. Er hatte mit seiner Gemahlinn, **Catharina**, eine Tochter des Herzogs **Heinrich** von Braunschweig, deren Liebe und

Treue

Treue er ungemeine Lobsprüche beygelegt hat, sechs Kinder gezeugt, welche ihn alle überlebten. Der älteste Sohn folgte ihm unter dem Nahmen **Friedrich der Sanftmüthige**, in der Kurwürde: ein tapferer, gütiger und versöhnlicher Fürst. **Siegmund**, der zweyte Sohn, wurde Bischof zu Würzburg, starb aber, nachdem er seine Würde niedergelegt hatte, in einer Art von Gefangenschaft, in welche ihn seine Brüder bringen zu lassen genöthigt waren. Von den beyden übrigen Söhnen ist **Heinrich** frühzeitig gestorben; allein der jüngste, **Wilhelm**, welcher den Zunahmen der **Tapfere** bekam, war ein sehr kriegerischer Fürst, und machte die Regierung seines Bruders, des Kurfürsten, überaus unruhig. Ihre Schwester, **Catharina**, sollte nach dem Willen ihres Vaters als eine Nonne in das Jungfrauen-Closter zu Seuseliz treten; sie war bereits dazu eingeseegnet worden, und die beyden ältesten Brüder hatten ihr jährlich funfzig Schock neuer Groschen Freybergischer Münze und ein Fuder Wein angewiesen; sie wurde aber nachmals an den Kurfürsten **Friedrich den Zweyten** zu Brandenburg, so wie ihre Schwester, **Anna**, an den Landgrafen **Ludwig** zu Hessen, vermählet.

Man kann die deutsche Einfalt der Sitten, die Redlichkeit, Treue, Tapferkeit, unermüdete Standhaftigkeit und Geduld, lauter Eigenschaften, die unsere Vorfahren auf eine ausnehmende Art von andern Völckern unterschieden, und von denen wir jezt kaum so viel übrig haben, als ausgekünstelte, durch unzeitigen Schmuck verdorbene Nachahmungen von der Wahrheit ihres Urbildes besizen; man kann dieselben an **Friedrich dem Streitbaren** unmöglich verkennen. Er wußte nichts von der falschen Staats-

mit welcher er aus der Welt zu gehen schien, nur zu bald gerechtfertiget: die Hußiten verwüsteten damals Meisen mit der ausschweifendsten Grausamkeit, der man nicht widerstehen konnte. Er liebte gewiß seine Unterthanen; er beschüzte sie eifrig, und begegnete ihnen mit einer Mäßigung, in der sich der Fürst dem ersten Anblicke nach vergaß, aber gleich mit desto mehr Bewunderung wieder gefunden wurde. Niemals wollte er in seinen eigenen Sachen, welche seine Gerichtsbarkeit oder seine Einkünfte betrafen, Richter seyn: er ließ andere Fürsten, oder seine Vasallen selbst, in dergleichen Streitigkeiten den Ausspruch thun. Er suchte auch die häuffigen Eingriffe in seine Rechte, da seine Unterthanen vor auswärtige Gerichte, besonders von der Geistlichkeit, geladen wurden, abzustellen: und es ist ihm dieses endlich gröstentheils gelungen; ob er gleich weder sich noch die seinigen von den Westphälischen Faem-Gerichten gänzlich hat befreyen können. Die Beyspiele seiner Sorgfalt für die Erhaltung der Gerechtigkeit und guten Ordnung in seinen ländern, für das blühende Aufkommen der Einwohner ohne Unterscheid, brauchen nicht einzeln angeführt zu werden.

Friedrich liegt in der Fürsten-Capelle zu Meisen, welche er selbst gestiftet hat, begraben. Das Denkmahl, welches ihm daselbst errichtet worden, ist sehenswürdig. Man kann hoffen, daß die schönen Künste, welche jezt in Sachsen blühen, aus Danckbarkeit gegen die Hände, von welchen sie schon lange geschüzt worden sind, sich vereinigen werden, die Bilder der großen Meisnischen und Sächsischen Fürsten auf eine würdige Art wieder herzustellen: ein Gebrauch, den sie ehemals in Griechenlande und zu Rom,

zur

zur Ehre des Vaterlandes, von ihrer reizenden Gewalt vorzüglich gemacht haben.

* * *

So lange es in dem Leben Friedrichs des Streitbaren auf allgemeine Wercke über die Meisnische und Sächsische Geschichte ankommt, so fühlt man den Mangel, welchen sie daran bis auf unsere Zeiten hat. Sie ist noch weder in gröſsern noch in kleinern Büchern, nach ihrem ganzen Umfange, zuverläſsig, in einem bündigen Zusammenhange, und lehrreich genug, beschrieben oder nur abgeschildert worden. Die einzige Arbeit des Herrn Glafey muß aus dem Hauffen der übrigen so weit herausgenommen werden, als es ihr Entwurf vergönnet.

In den ältern Schriftstellern von Friedrichs Leben, die in Eckards, Menckens und anderer Sammlungen stehen, kann man wegen ihrer unvollkommenen und widersprechenden Erzählungen, wenig sichere Schritte thun. Spalatins Nachrichten sind gröſstentheils noch brauchbar. Das Werck des Georg Fabricius, Origines Saxonicae, ist angenehm geschrieben; aber von geringer Glaubwürdigkeit. Müllers Sächsische Jahrbücher haben in dieser ältern Zeit denjenigen Werth nicht, den sie in der Geschichte der beyden lezten Jahrhunderte behaupten: besonders wenn er sich nicht offenbar auf Urkunden beruft.

Allein die Lebensgeschichte Friedrichs des Streitbaren, welche Johann Gottlob Horn im Jahr 1733 zu Leipzig in einem groſsen Quartbande herausgegeben hat, ist die schäzbarste Hülfe für mich gewe-

ſen: nicht ſowohl wegen ſeiner Erzählung ſelbſt, denn dieſe iſt überaus weitſchweifig, trocken und bunt; als wegen der genauen Unterſuchungen, die er angeſtellt hat, und vornemlich wegen ſeiner Sammlung von mehr als dreyhundert Urkunden dieſes Fürſten, welche ich faſt mehr als das leben ſelbſt genüzt habe. Einige noch fehlende Urkunden hat Herr Reinhard in ſeinen Beyträgen zur Fränckiſchen Geſchichte bekannt gemacht.

Leben
der
Königinn von Schweden
Christina.

Wenn man den Nahmen der Königinn **Christina** höret, so entsteht kein Gedancke natürlicher als dieser, daß sie einen der stärcksten Beweise abgegeben habe, wie viele Fähigkeit zur Regierung ganzer Reiche auch das weibliche Geschlecht besize. Der Geschichtschreiber, der dieses nicht bloß dencken, sondern auch schreiben will, wird vielleicht eben so ungezwungen hinzusezen, daß einige große Prinzeßinnen, welche in unsern Zeiten regieren, diese Wahrheit auf eine noch ausnehmendere Art bestärcken. Allein da meine Leser an diese Lehre der Geschichte und Erfahrung nicht brauchen erinnert zu werden: so halte ich es vor nüzlich, damit wir weniger eingenommen zu diesem Leben kommen, einem Urtheil, an dessen Richtigkeit so wenig gezweifelt wird, durch **Christinen** selbst widersprechen zu lassen. „Ich bin der Meinung, „sagt sie in ihrer eigenen Lebensbeschreibung, daß die „Frauenspersonen niemals regieren sollten; und ich „bin davon so sehr überzeugt, daß ich, wenn ich mich „jemals verheyrathet hätte, meine Töchter von dem „Rechte der Erbfolge gewiß gänzlich würde ausge„schlossen haben. Denn ich würde ohne Zweifel mein „Königreich mehr geliebt haben als meine Kinder, „und man verrathet dasselbe, wenn man zugiebt, daß „die Töchter darinne nachfolgen. Man muß mir „hierüber desto mehr glauben, da ich gegen meinen „eigenen Vortheil rede. Allein ich pflege die Wahr-

„heit

„heit auf meine Koſten zu ſagen. Es iſt beynahe un„möglich, daß eine Frauensperſon die Pflichten des „Thrones auf eine würdige Art erfüllen könnte: ſie „mag nun für ſich ſelbſt, oder für ihren Mündel regie„ren. Die Unwiſſenheit der Frauensperſonen, die „Schwäche ihrer Seele, ihres Körpers und ihres „Geiſtes, alles dieſes macht ſie unfähig zu regieren. „Alles, was ich in der Geſchichte und in der Welt von „Frauen geſehen habe, welche regiert haben, oder „welche ſich das Anſehen gaben, als wenn ſie re„gierten, hat ſich lächerlich gemacht, bald auf dieſe, „bald auf eine andere Art. Ich nehme mich nicht „davon aus, und ich bin bereit, meinen Fehler in der „Folge anzuzeigen, wenn es einen an mir giebt. „Wenn es unterdeſſen jemals Frauensperſonen gege„ben hat, denen es gelungen iſt, dieſe ihre Pflich„ten zu vollbringen, ſo muß man darauf nicht rech„nen. Dieſe Beyſpiele ſind ſo ſelten, daß man dar„aus keine vortheilhafte Folge für das weibliche Ge„ſchlecht ziehen kann, und aus dem meinigen weni„ger als aus einem andern, weil ich ausdrücklich „von der Wiege an zu dieſer Abſicht erzogen worden „bin. Gleichwohl hat mich meine eigene Erfahrung „ſehr wohl belehret, daß der Fehler des Geſchlechts „der größeſte von allen Fehlern ſey.„ — Jedermann merckt es, wie ſchwer es ſey, zwiſchen der faſt allgemeinen Stimme der Welt und **Chriſtinen** zu entſcheiden; man darf aber auch dieſes nicht eher wagen, bis man ſie vom Throne herabſteigen geſehen hat.

Chriſtina war eine Tochter des großen **Guſtav Adolph**, Königs von Schweden, des ruhmwürdigſten Eroberers der neuern Zeiten, eines ſehr weiſen und tugendhaften Fürſten, der zwar, wie alle

Hel-

Helden, seine Schwachheiten hatte, die aber von ungemeinen Eigenschaften und Verdiensten beynahe gänzlich bedeckt wurden; der in seiner Regierung, in seinen Kriegen, in seinem Privatleben und ganzen Charakter, noch immer, obgleich mit dem nöthigen Unterscheide der Stellung und der Verfassung der Welt, ein Muster der Könige bleibt. Er hatte sich mit **Marien Eleonoren**, der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, **Johann Siegmund**, vermählt: sie war schön, von einer sanften Gemüthsart, und lebte in einer glücklichen Verbindung mit dem Könige; nur an den Staatsgeschäften bekam sie keinen Antheil. Aus dieser Ehe, von welcher schon zwo Früchte verloren waren, kam **Christina** am 8. December des Jahrs 1626 auf die Welt. Sie erschien mit einem fast ganz haarichten Leibe, und mit einer so starcken Stimme, daß man sie vor einen Knaben hielt: so kündigte man sie auch ihren Eltern, welche sehnlich einen Erben wünschten, an. Man war daher in Verlegenheit, wie man ihnen diesen Irrthum wieder benehmen sollte. Die Prinzeßinn **Catharina**, des Königs Schwester, trug sie im weiblichen Anzuge zu ihm hin: er sahe diese Veränderung, ohne bestürzt zu werden, und mit so vielem Vergnügen, als wenn seine Erwartung nicht hintergangen worden wäre. „Ich hoffe, sagte er unter andern, indem er „Gott für dieses Geschenck danckte, daß dieses Mädchen wohl so viel für mich werth seyn soll als ein „Knabe," und er sezte nachher lachend hinzu: „sie wird schlau werden; denn sie hat uns alle betrogen."

Sie selbst hat in den lezten Jahren ihres Lebens Gott dafür gedanckt, daß er sie keine Mannsperson habe

habe werden lassen, und dieses desto mehr, da er sie vor allen Schwachheiten ihres Geschlechts bewahrt, ihren Leib und ihre Seele ganz männlich gemacht, und sie zugleich in einen unabhängigen Stand gesezt habe. „Wäre ich eine Mannsperson worden, sagte „sie, so hätte ich mich vielleicht dem Frauenzimmer „oder dem Wein auf eine ausschweifende Art erge„ben; so aber ist mein Geschlecht auf alle Art zu „meinem Glücke ausgeschlagen.„ Ihre Mutter war von dieser philosophischen Denckungsart weit entfernet: sie konnte ihre Tochter nicht vertragen, bloß weil sie ein Mädchen war, und weil sie eine bräunliche Farbe hatte. Daher liebte auch Christina ihren Vater, der eine zärtliche Zuneigung gegen sie bezeigte, ungleich mehr als ihre Mutter. Der Widerwille der leztern pflanzte sich auch auf die Frauen fort, welche ihrer warteten. Man ließ sie in ihrer Kindheit mehrmals fallen, und bediente sich anderer Mittel, sie ums Leben zu bringen, oder gebrechlich zu machen. Sie hat aber davon keinen andern Schaden gelitten, als daß die eine ihrer Schultern etwas höher als die andere wurde: ein Uebelstand, den sie durch ihre Art sich zu kleiden und zu gehen, geschickt zu verbergen wußte.

Bald nach ihrer Geburt ließ ihr der König von den versammelten Reichsständen huldigen. Sie hatten den Krieg in Deutschland schon im Jahr 1627 beschlossen; noch ehe der König zu demselben übergieng, hatte er in den beyden folgenden Jahren einen andern in Pohlen zu führen. Seine häuffige und lange Abwesenheit aus Schweden, welche dadurch erfolgte, bewog ihn, seine Tochter bey Zeiten auf dem Throne festzusezen, der er täglich gewogner wurde. Da er sie in ihrem zweyten Jahre auf einer

Reise

Reise nach Calmar mitnahm, wollte es der Befehlshaber der Stadt ohne Erlaubniß des Königs nicht wagen, die Canonen zu lösen, um das Kind nicht zu erschrecken. „Laßt sie immer lösen, sagte Gustav: „sie ist die Tochter eines Soldaten, und muß sich „daran gewöhnen.„ In der That ließ Christina darüber viele Freude blicken: dem Könige gefiel dieses ungemein; er führte sie seitdem zu den Musterungen seiner Kriegsvölcker, und sie bewies überall einen so frühzeitigen Muth, daß ihr der König im Scherze versprach, sie dereinst an Oerter mitzunehmen, wo sie ihre kriegerische Lust vollkommen stillen könnte. Bey seiner Abreise nach Deutschland im Jahr 1630 hatte man sie eine kleine Abschiedsrede lernen lassen, welche sie an ihn halten sollte. Er war zu sehr beschäftigt, als daß er auf sie hätte Acht haben können: sie zog ihm daher am Kleide zu sich; Gustav ward gerührt, nahm das Kind in seine Arme, und konnte sich der Thränen nicht enthalten. Auch Christina empfand diese Trennung; sie weinte, da er abgereiset war, drey Tage lang so anhaltend, daß man für ihre Augen besorgt war: sie, an welcher sonst Thränen überaus selten waren.

Ihr Vater, den die Königinn begleitete, trug die Aufsicht über die Erziehung seiner Tochter der Prinzeßin Catharina, seiner Schwester, auf, welche an den Pfalzgrafen Johann Casimir verheyrathet war. Er führte darauf jenen berühmten Krieg in Deutschland, der die allgemeine Freyheit und die Sicherheit der Protestantischen Religion in unserm Vaterlande zur vornehmsten Absicht und zur wichtigsten Folge hatte; wenn gleich Bewegungsgründe, die Schwedens Ehre und Vortheilen eigen waren, nicht davon ausgeschlossen blieben, auch mehrere

große

groſſe Veränderungen aus demſelben entſtanden, die mit dem Haupt-Endzwecke keine Verbindung hatten. Nachdem er dieſen Krieg mit einer Klugheit, Tapferkeit und Geſchwindigkeit, mit einem Glücke, das alle Erwartung übertraf, zwey Jahre lang fortgeſezt hatte, fand er im Jahre 1632 ſeinen Todt noch ſiegend in der Schlacht bey Lützen. Chriſtina zweifelte in ihren ſpäteſten Jahren, ob ihn Gott in ſeinen lezten Stunden bekehrt und zu Gnaden aufgenommen habe: ſo ſehr konnte damals das Verdammungs-Urtheil, welches Rom über jedermann, der nicht zu ſeiner Kirche gehöret, ausſpricht, ihr Herz gegen einen ſonſt ſo geliebten und ſo tugendhaften Vater verhärten.

Sie hatte bis an ſein Ende ſeine eifrigſte Sorgfalt beſchäftigt. Er empfol ſie dem Groß-Canzler von Schweden, Axel Oxenſtierna, der ſein ganzes Vertrauen beſaß, überaus lebhaft. Dieſer groſſe Staatsmann, den man ohngefähr den Sülly des Königs Guſtav nennen könnte, ſollte ihr eine würdige Erziehung geben, und ihr mit ſeinem Rathe beyſtehen. Aber ihre Mutter ſollte er keinen Antheil an der Regierung nehmen laſſen. Guſtav erkannte, daß ſie dazu unfähig ſey: und Chriſtina ſagte daher, er hätte derſelben kein gewiſſeres Merckmal ſeiner liebe hinterlaſſen können, als daß er ſie von der Staatsverwaltung entfernte, weil ſie in derſelben alles würde verdorben haben. Man ſezt noch hinzu, daß ihre Mutter eine gehäßige Abneigung gegen Schweden gehabt habe: ſie würde alſo auch ihre Tochter von derjenigen Geſinnung abgezogen haben, welche den Grund aller Verdienſte eines Fürſten ausmacht, von dem Wohlwollen gegen ihr Vaterland und ihre Unterthanen.

Christina und Schweden mit ihr befanden sich damals in der nachtheiligsten Verfassung. Eine sechsjährige Prinzeßin sollte auf einen König folgen, den sich Schweden nicht besser hätte wünschen können, und man durfte nicht hoffen, daß die Weisesten der Nation durch ihren gemeinschaftlichen Beystand seinen Verlust ersetzen würden. Das Reich war in einen Krieg jenseits des Meeres verwickelt, der eben so schwer fortzuführen als zu endigen war. Man mußte in Schweden selbst innerliche Unruhen befürchten, weil die Söhne des eben verstorbenen Königs von Pohlen, Siegmund, der aus Schwedischem Geschlechte war, aber seine väterliche Crone verloren hatte, ihre längst verworfene Ansprüche auf dieselbe hervorsuchen, und sich eine Parthey in dem Reiche sammeln konnten. Und überhaupt war es zu vermuthen, daß Schwedens Feinde sich dieser Zeit der Bestürzung und Verwirrung zu seinem Unglücke bedienen würden.

Um ihrer Regierung desto geschwinder eine gewisse Festigkeit zu ertheilen, ließen die Reichsstände sogleich Christinen zur Königinn ausrufen. Als der Marschall des Reichstages den versammleten Ständen diesen Antrag that, unterbrach ihn einer von dem Bauernstande, und fragte ihn: „Wer ist „diese Tochter Gustavs? Wir kennen sie nicht, und „haben sie niemals gesehen.„ Zugleich hörte man in der ganzen Versammlung ein Murmeln, welches ihm Beyfall zu geben schien. Darauf sagte der Land-Marschall: ich will sie euch zeigen, wenn ihr sie sehen wollt: er holte sie aus ihrem Zimmer, und stellte sie mitten unter die Stände, besonders vor den erstgedachten Bauer, der sie sehr aufmercksam betrachtete. „Sie ist es,„ sagte er endlich; das ist die Nase

„und Stirne, das sind die Augen des Königs Gu„stav: sie soll unsere Königin seyn.„ Die sämmtlichen Stände erklärten sie nun einmüthig zu ihrer Königinn.

Gleichwohl war man darüber noch nicht einig, wie man während ihrer Minderjährigkeit die Verwaltung des Reichs einrichten sollte. Man fragte den Großkanzler **Oxenstierna**, der immer noch in Deutschland blieb, um Rath. Er antwortete, diese Verwaltung würde am besten durch wenige Personen geführt werden, damit die Angelegenheiten keine zu lange Verzögerung litten. **Gustav** habe dieselbe niemals einer einzigen Person aufgetragen wissen wollen, sondern sie vielmehr stets den fünf obersten Beamten des Reichs zugedacht. So würde die Sicherheit der Königinn außer Gefahr gesezt, das Reich vor dem Ehrgeize eines einzigen Regenten verwahrt, und alle Geschäfte würden desto unpartheyischer besorgt werden. Der Reichs-Rath und die Stände von Schweden nahmen diesen Vorschlag an: sie sezten die fünf vornehmsten Reichs-Räthe zu Regenten und Vormündern der Königinn. Unter diesen war der Baron **Gabriel Oxenstierna, Gustasson**, der jüngere Bruder des Großkanzlers, als Groß-Drost, oder oberster Richter von Schweden, der vornehmste: ein sehr rechtschaffener, leutseeliger und natürlich beredter Mann, der viele Staatsbedienungen würdig bekleidet hatte. Da er frühzeitig starb, wurde seine Stelle durch den Grafen **von Brahe**, den ersten Edelmann des Reichs, ersezt: dieser war von gleicher Redlichkeit und Einsicht, nicht ungelehrt, durchgängig beliebt, sehr tapfer, aber etwas eigensinnig und geizig; er wurde nach vielen Jahren noch zu einem der Vormünder **Carls des Eilften** ernannt. Der

Groß-

Groß-Marschall oder Connetable, der Graf Jacob de la Gardie, ein gebohrner Liefländer, dessen Vater aber aus Franckreich herstammte, war der zweyte unter den Vormündern der Königinn. Dieser tapfere Mann hatte dem Reiche wichtige Dienste geleistet: er war freymüthig, etwas ungestüm, ohne Verstellung, und ziemlich geschwäzig; nach dem Großkanzler stellte er den angesehensten Mann im Staate vor. Auf ihn folgte der Groß-Admiral, der Baron Carl Carlson, ein unehelicher Bruder des Königs Gustav: er war, sagt Christina selbst, von welcher ich alle diese Abschilderungen entlehne, ein Mann von der alten Art, ungemein tapfer, redlich, und dem Königlichen Hause eifrig ergeben; er besaß sogar viele Gelehrsamkeit, war ein standhafter Bekenner seiner Religion, und würde noch größere Fähigkeiten erlangt haben, wenn ihn nicht eine sehr harte Gefangenschaft, die er länger als zwölf Jahre in Pohlen auszustehen hatte, und die er, unter andern Aufsätzen, selbst beschrieben hat, merklich geschwächt hätte. Der vierte, aber der größte unter allen, war der Großkanzler. Fast niemand kam ihm zu seiner Zeit an der ausgebreiteten Kenntniß aller Europäischen Angelegenheiten, an der weisen Fertigkeit, die besten Maaßregeln zu ergreifen, an der unermüdeten Arbeitsamkeit in Geschäften, kurz an allem, was die Staatsklugheit vollkommenes hat, gleich. Er wurde in seinem vier und zwanzigsten Jahre Großkanzler. Weder sein Ehrgeiz, noch die Langsamkeit, welche man an ihm tadelte, verdarben etwas an seinen erhabenen Absichten und rühmlichen Unternehmungen, und am wenigsten darf man es vergessen, daß er ein ausnehmender Kenner und Freund der Wissenschaften, so wie der Menschen überhaupt und der Verdienste, gewesen ist. Sein Vetter, der Baron Gabriel Oxenstierna, welcher Groß-Schazmei-

ſter war, hatte ſich durch viele geführte Würden und Aemter, auch durch ſeine Rechtſchaffenheit würdig gemacht, gleichfals eine Stelle unter Chriſtinens Vormündern einzunehmen.

Von dieſen ehrwürdigen Männern, inſonderheit von dem Großkanzler, geſtand ſie die Kunſt zu leben und zu regieren gelernt zu haben: und dieſes war Urſache genug für mich, bey ihnen ſtille zu ſtehen: Die Stände ertheilten dem Großkanzler noch den Vorzug, daß er die auswärtigen Angelegenheiten der Crone, hauptſächlich in Deutſchland, im Nahmen der Königinn und des Reichs, mit einer beynahe uneingeſchränckten Gewalt in allem, was den Krieg und Frieden betraf, führen ſollte. Dieſe Anſtalten, welche unverändert blieben, die Einigkeit der Reichsſtände, die Geſchicklichkeit der Königlichen Vormünder, vornehmlich aber die hohen Gaben des Großkanzlers, erhielten Schweden während Chriſtinens Minderjährigkeit bey der innerlichen Ruhe, und auswärts bey einem ſiegreichen Anſehen.

Zu gleicher Zeit ſorgten die Reichsſtände auch für die anſtändige Erziehung ihrer Königinn. Ihr Vater hatte bereits einen beträchtlichen Anfang dazu gemacht: und er war, ſagt Chriſtina, in der Wahl derjenigen Perſonen, die er dabey gebrauchte, ſo glücklich als er es unter der Nothwendigkeit ſeyn konnte, die er ſich auferlegt hatte, keinen Ausländer zu dieſen Stellen zu wählen — Eine Anmerckung, die ohne Zweifel ſo viel ſagen ſoll, daß die feinere Lebensart, der Witz und die ſchönen Künſte damals mehr bey den Fremden als in ihrem Vaterlande geſucht werden mußten. Sie erzählt außerdem, man habe dem Könige vorhergeſagt, daß ſie dereinſt ihre Religion

gion und ihren Thron verlassen werde; deswegen habe er sie bloß Schweden zu erziehen anvertrauet, und sonderlich verboten, daß sich ihr kein Römisch-catholischer nähern sollte. Allein man hat alle Ursache, an einer solchen Weißagung über ein vierjähriges Kind zu zweifeln: sie ist ihr vermuthlich zu einer Zeit gemeldet worden, da man sie in ihrer Religionsveränderung zu bestärcken suchte. Gustav hatte den Reichsrath und Königlichen Ober-Hofmeister Axel Banner, einen Bruder des großen Marschalls dieses Nahmens, seinen Günstling und einen sehr geschickten Hofmann, der zwar nichts von den Wissenschaften verstand, und einigen herrschenden Ausschweifungen ergeben war, aber sonst ein gutes Gemüth, und äußerliche Mäßigung besaß; diesen hatte Gustav zu ihrem vornehmsten Hofmeister ernannt. Unter diesem stand als ihr zweyter Hofmeister, der Reichs-Rath Gustav Horn, ein Vetter des berühmten Marschalls Horn. Er war gelehrt, redete alle ausländische Sprachen, und hatte auf seinen Reisen vieles von der artigen Aufführung der Franzosen, und anderer mittäglichen Völcker angenommen; er verband aber auch damit den Ruhm eines sehr rechtschaffenen Mannes.

Der König hatte auch seiner Tochter bereits im Jahr 1630 den Johann Matthiä, seinen Hofgeistlichen, Doctor der Theologie, und vorher Professor der Dichtkunst auf der Universität Upsal, zum Lehrer verordnet. Matthiä war einer der vornehmsten Gelehrten und fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit in Schweden. Er hatte sich außer der Theologie mit den Schriften des Alterthums und andern Theilen der Gelehrsamkeit wohl bekannt gemacht. Seine vorzüglichen Gaben kamen ihm zu Hülfe, um alles

dieſes gebrauchen zu können; Chriſtina rühmt ihn als einen rechtſchaffenen Mann von einem ſanften Betragen, der nichts von den Manieren der Schulen an ſich gehabt habe. Vor allen andern Lehrern der Schwediſchen Kirche war ihm eine ungemeine Neigung zur Vereinigung der getrennten chriſtlichen Gemeinen eigen. Er trat ſein Amt bey der Königinn im Jahr 1633 an, und führte es bis zum Jahr 1643, da er Biſchof zu Strengnäs wurde.

Die Reichsſtände, welche alle dieſe Einrichtungen zum Grunde legten, wollten doch nicht, daß Chriſtina bloß nach dem Willkühr ihres Lehrers oder ihrer Hofmeiſter erzogen werden ſollte. Sie ließen daher im Jahr 1635 eine allgemeine Vorſchrift aufſezen, welche allen Beyfall verdienet, weil ſie in einer bündigen Kürze voll Wahrheit und Weisheit iſt. Wenn unter andern darinne verlangt wird, daß die Königinn eben ſowohl vor allen Irrthümern fremder Religionen, als vor einer der Freyheit und Staatsverfaſſung von Schweden nachtheiligen Denckungsart, verwahret werden ſoll: ſo finde ich nicht, daß dadurch ihrem Geiſte in Anſehung der Kenntniß der Religion, ein Joch auferlegt worden ſey, das ſie unter einen gewiſſen Glauben gezwungen hätte. Es war untadelhaft, daß man ihr in ihrem zarten Alter denjenigen Glauben beybrachte, der in Schweden vor wahr gehalten wurde. Ihr die Meinungen und Schriften anderer chriſtlichen Kirchen vorzulegen, und ſie ſogleich zur Prüfung der verſchiedenen Religionen aufzufordern, überſtieg damals ihre Kräfte: es konnte eine gleiche Verwirrung bey ihr ſtiften, als in einer Gemeine entſteht, der die Streitigkeiten der Theologen vorgeprediget werden. Die Zeit der ſchärfern Unterſuchung in Religionsſachen kommt bey vielen

len Menschen spät, und bey eben so vielen niemals; aber wenn nur die Wahrheit, die uns die heilige Schrift lehret, auf deutliche Erklärungen und rührende Beweise in ihrem Herzen gegründet worden ist, so kann sie auch ohne Untersuchungen aufrecht erhalten werden.

Der besondere Entwurf, den Gustav zur Erziehung seiner Tochter gemacht hatte, wurde nicht zurückgesezt. Er hatte befohlen, daß man dieselbe ganz männlich einrichten, sie völlig als einen jungen Prinzen unterweisen, und von den Eigenschaften ihres Geschlechtes ihr nur die nöthige Ehrbarkeit und Bescheidenheit einflößen sollte. Hierinne kamen auch ihre Neigungen mit seinen Absichten vollkommen überein: sie hatte einen natürlichen und unüberwindlichen Widerwillen gegen alles, was die Frauenspersonen thun und reden. Man konnte sie niemals eine von den weiblichen Handarbeiten lehren; hingegen lernte sie alle Sprachen, Wissenschaften und Leibesübungen, zu denen man sie anführte, mit einer wunderbaren Leichtigkeit. Ihre Lebensart war eben so wenig ihrem Geschlechte und Alter gemäß. Sie trieb die Mäßigung im Essen, Trincken, und im Schlafe bis zur Enthaltsamkeit, ertrug Hitze und Kälte ohne alle Beschwerlichkeit; durch die gewaltsamsten Bewegungen wurde sie nicht ermüdet: und wenn sie die Jagd, heftiges Laufen zu Fuß und zu Pferde, und Spiele von ähnlicher Art ausnehmend liebte; so war sie doch im gleichen Grade eifrig, keine Stunde des Studierens zu versäumen.

Sie legte im Jahr 1633 einen öffentlichen Beweis ihres schon gesezten Muthes ab. Es waren Gesandten von dem Großfürsten aus Moscau in

Schweden angekommen, theils um die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen wegen der Veränderung im Reiche abzustatten; theils um die Bestätigung des mit dem verstorbenen Könige geschlossenen Friedens zu begehren. Man besorgte, die siebenjährige Königinn möchte durch den Anblick dieser Gesandten, welche ein barbarisches Ansehen hatten, bestürzt werden; man bereitete sie daher lange darauf vor, und ermahnte sie, sich nicht zu fürchten. Christinen verdroß dieses: warum sollte ich mich vor ihnen fürchten? fragte sie. Weil sie, antwortete man ihr, große Bärte haben, schröcklich aussehen, anders als die Schweden gekleidet, und ihrer viele sind. Zween ihrer Vormünder, welche dieses sagten, hatten selbst lange Bärte: daher versezte die Königinn, sie werde sich vor den Bärten der Gesandten eben so wenig fürchten, als vor den ihrigen; und in der That empfieng sie dieselben mit einem majestätischen Anstande.

Der Krieg in Deutschland wurde mittlerweile seit dem Tode ihres Vaters glücklicher fortgesezt, als man erwarten konnte. Ohngeachtet jezt viele Bundsgenossen von Schweden geneigt waren, dasselbe zu verlassen; so fühlten sie doch die Nothwendigkeit, von diesem Reiche gegen den Kayser beschüzt zu werden. Der Großkanzler Oxenstierna wußte sie durch viele Unterhandlungen und beredte Vorstellungen in der Verbindung mit Schweden zu erhalten: es kostete ihm unbeschreibliche Mühe und Geduld, ihr Mißvergnügen über die Oberaufsicht, die er im Nahmen der Königinn führte, zu besänftigen, ihren Forderungen und ihrer Neigung zu einem unzeitigen Frieden zu widerstehen, auch die geheimen Maaßregeln, welche Franckreich wider ihn nahm, zu bestreiten. Auf der andern Seite wurde es schwer, die deutschen

Kriegsvölcker, welche unter den Schweden dienten, im Gehorsam, und überhaupt das Vertrauen der Soldaten beyzubehalten. Allein die großen Feldherren, welche aus Gustavs Anführung kamen, Banner, Horn, der Herzog Bernhard von Weimar, behaupteten die Ehre der Schwedischen Waffen, und fast alle Unternehmungen hatten einen erwünschten Erfolg, bis auf die unglückliche Schlacht bey Nördlingen im Jahr 1634. Damals traten fast alle Protestantische Fürsten von dem Bündnisse mit den Schweden ab, indem sie den Prager Frieden unterzeichneten. Oxenstierna schloß darauf einen Vertrag mit Franckreich, und durch den Beystand dieses Hofs, noch mehr aber durch ihre eigene Klugheit und Tapferkeit, entrissen die Schweden dem Kayser und seinen Bundsgenossen gar bald die Oberhand.

In dieser Verfassung hinterließ der Großkanzler die Schwedischen Angelegenheiten in Deutschland, als ihn Christina im Jahr 1636 zurückkommen sah. Er brachte seitdem täglich etliche Stunden mit ihr zu, um sie in der Regierungskunst zu unterrichten; man fieng damals überhaupt an, ihr alle Staatsgeschäfte mitzutheilen, und sie hörte diese Nachrichten mit einem aufmercksamen Vergnügen an. Ihre vortrefflichen Gaben entwickelten sich immer mehr. Sie war zehn Jahre alt, und kannte schon die Anfangsgründe verschiedener Wissenschaften; sie schrieb auch und redete außer der schwedischen, noch die lateinische, deutsche und französische Sprache. Ihr Lehrer war nächstdem auch ihr Vertrauter: sie erzählte ihm alle ihre kleine Verdrießlichkeiten; von ihm hingegen erfuhr sie alle Neuigkeiten, und machte darüber Anmerckungen, über welche er öfters erstaunte; dabey

aber hatte sie die Verschwiegenheit völlig in ihrer Gewalt.

Die Königinn, ihre Mutter, hatte sie seit Gustavs Tode, über welchen sie untröstlich war, überaus lieb gewonnen: sie wollte sie daher nicht von sich trennen lassen, und dagegen ihre Muhme, die Prinzeßinn Catharina, deren besondern Aufsicht sie noch immer untergeben war, von ihr entfernen, auch ihre Erziehung nach ihrem Gefallen einrichten. Christinens Vormünder gaben aus Ehrerbietung etwas nach; sie behaupteten aber bald die einmal getroffenen Anstalten. Sie selbst konnte den Zwang, in welchem ihre Mutter sie zu halten suchte, nicht vertragen, und ergab sich desto mehr, um demselben zu entgehen, ganze Tage hindurch den Wissenschaften. „Meine Mutter, sagte sie in reifern Jahren, würde „mich verdorben haben, wenn man mich ihr überlassen „hätte, weil sie, neben vielen guten Eigenschaften, „doch keine von denen besaß, die man braucht, um „regieren zu können.„ Diese Königinn entwich bald darauf im Jahr 1640 heimlich nach Dänemarck, voll Mißvergnügen über die Schwedische Regierung, welche sie hingegen ihrer Seits als eine Feindinn von Schweden betrachtete.

Im folgenden Jahre starb Christinens erster Vormund. Man berathschlagte in dem Reichs-Rathe, ob man ihr die Ernennung eines andern an seine Stelle lassen, oder ihr einige vorschlagen sollte, um einen aus denselben zu wählen; endlich aber ließen ihr die Reichs-Räthe melden, sie würden es gerne sehen, wenn sie den Prinzen Carl Gustav, ihren Vetter, dazu vorschlüge: denn man glaubte, daß sie demselben den Vorzug geben würde. Allein sie betrug sich bey diesem

sem bedencklichen Antrage mit vieler Klugheit. Sie wollte, (wie sie es in einem Schreiben an den Vater des Prinzen, den Pfalzgrafen Johann Casimir, berichtet,) antworten, daß es ihr nicht zustehe, sich selbst einen Vormund zu sezen, wenn man ihr nicht einige vorschlüge; oder sie wollte, um sich den Großkanzler günstig zu machen, sagen, er sey der geschickteste dazu: und wenn man ihr einige nennen würde, wollte sie hinzusezen, es wären lauter verdiente Männer; man möchte daher die Wahl durch das Looß treffen. Wenn ich, schreibt sie, den Prinzen nennte, würde die Regierung glauben, ich thue es deswegen, um alles zu erfahren, was bey ihren Versammlungen vorgeht, und sie würde suchen, ihn bald auf die Seite zu schaffen. — Ihre Antwort gefiel: man bediente sich des Looses, durch welches der Graf Brahe diese Stelle erlangte.

Da die Minderjährigkeit der Königinn sich ihrem Ende näherte, und ihr überlegtes Verhalten Beweis genug von ihrer Fähigkeit gab, so ließ man sie im Jahr 1642, welches das sechszehnte ihres Lebens war, Sitz im Reichs-Rathe nehmen, damit sie sich zeitig an die eigene Untersuchung der Staatsgeschäfte gewöhnen möchte. Man beschloß sogar bald hernach auf einem Reichstage, in ihrer Gegenwart, sie vor volljährig zu erklären; sie entschuldigte sich aber, dieses Erbieten anzunehmen, mit ihrer Jugend, welche die Last der Regierung noch nicht ertragen könne. Unterdessen behauptete sie, seitdem sie an den Berathschlagungen des Reichs-Rathes Antheil nahm, ihr Ansehen darinne auf eine merckwürdige Art, und man nahm nichts mehr ohne ihre Beystimmung vor. Im Jahr 1643 waren die Reichsstände zwar ziemlich einig über die Entschließung, dem Könige von Dänemarck

nemarck den Krieg zu erklären, weil er die Flucht der verwittweten Königinn begünstigt hatte, und den Fortgang der Schwedischen Waffen in Deutschland zu hintertreiben suchte; sie überließen aber doch **Christinen** die Entscheidung: und diese billigte den Krieg ebenfals. Sie bediente sich, als sie ihre Meinung darüber sagte, zwo Staatsregeln, die sie von dem Großkanzler gelernet hatte, insonderheit dieser, man müsse sich mit seinem Nachbar niemals in solche Streitigkeiten einlassen, die einen Krieg nach sich ziehen können, wenn man nicht schon den Degen in der Hand habe, und fertig sey, den Angriff zu thun. **Oxenstierna** hatte ihr zugleich die Lehre gegeben, daß es großen Staaten zuträglich sey, sich langsam zu entschließen; ob ihnen gleich zuweilen, setzte er hinzu, geschwinde Entschließungen vortheilhafter sind.

Christina kam unterdessen in den Wissenschaften und Sprachen zu einer seltenen Kenntniß und Fertigkeit. Sie las in ihrem achtzehnten Jahre die Schriftsteller des gelehrten Alterthums in ihren Sprachen, unter andern die großen Geschichtschreiber der Griechen, den **Thucydides** und **Polybius**: und über diese sowohl als über die andern griechischen und lateinischen Schriftsteller, ließ sie Betrachtungen hören, welche zeigten, daß sie dieselben nicht allein verstand, sondern auch nüzte. Hier kann man dem Tadel eines scharfsinnigen Franzosen nicht beypflichten, welcher sagt, man hätte sie lieber die Menschen kennen lehren sollen, als die griechischen Schriftsteller. Da man die Königinn früh genug mit den Geschichten der großen Welt bekannt machte; da sie ihren Umgang mit vortreflichen Männern führte, und über alle Vorfälle so bald zu urtheilen wußte: so begreift

man

man nicht, was vor einen andern Weg sie hätte betreten sollen, um die Menschen zu kennen. Ja eben das Lesen der Geschichte war ein so gewisses und leichtes Mittel zu dieser Kenntniß, daß man es einer langen Erfahrung nicht allein an die Seite sezen kann; sondern diese auch darauf gründen muß.

Man sahe es genug, wie viele Einsichten dieser und jeder andern Art sie zur Regierung brachte, als sie dieselbe im December dieses Jahrs 1644 würcklich übernahm. Sie gerieth, ohngeachtet ihres Alters, nicht unter die Ueberredungen eines oder mehrerer Günstlinge; sie beurtheilte alles selbst, und war sich ihr vornehmster Rathgeber. **Chanut**, Französischer Gesandter in Schweden, schrieb davon im Jahr 1648 an seinen Hof: „Es ist unglaublich, wie mächtig sie „in ihrem Rathe ist: denn mit der Person einer Kö„niginn verbindet sie noch die Annehmlichkeiten, das „Vertrauen, die Wohlthaten und die Stärcke im Ue„berreden: dergestalt, daß die Reichsräthe oft selbst „über die Gewalt erstaunen, welche sie über ihre Mei„nungen behauptet, wenn sie versammlet sind. Ei„nige schreiben diese große Unterwürfigkeit, welche „ihre Saatsbedienten gegen sie bezeigen, ihr nur als „einem Frauenzimmer zu, und bilden sich ein, daß die „geheime Neigung der Natur, und das Nachgeben, „das man ihrem Geschlechte erweiset, dieselben un„mercklich unter ihren Willen beuge. Aber, wenn man „die Wahrheit gestehen will, so entspringt ihr großes „Ansehen aus ihren guten Eigenschaften; und man sagt, „daß ein König, der eben dieselben Tugenden hätte, un„umschränkt in seinem Rathe seyn würde.„ In der That wurde **Christina**, auf die Vorstellung des Großkanzlers, als König ausgerufen.

Sie

Sie fand in ihrem Reiche sehr viel zu thun. Die innerliche Verfassung desselben verlangte ihre ersten Sorgen: und sie versprach auch gleich Anfangs, dieselbe zu erhalten. Der Krieg in Deutschland währte schon seit vierzehn Jahren fort. Die Schweden führten ihn zwar unter den gewöhnlichen Abwechselungen des Kriegs-Glückes; aber doch größtentheils mit einer siegreichen Ueberlegenheit. Franckreich, ob es gleich kein ganz aufrichtiger Bundsgenosse war, stand ihnen, um die Macht des Oesterreichischen Hauses zu schwächen, nachdrücklich genug bey. Banner und der Herzog Bernhard von Weimar hatten große Thaten verrichtet, und Torstenson, der auf sie folgte, führte noch immer nicht geringere aus. Man glaubte jezt dem Frieden ziemlich nahe zu seyn: denn die vorläufigen Bedingungen desselben, oder die Präliminarien, waren bereits im Jahr 1643 von allen in Deutschland kriegenden Fürsten genehm gehalten worden; allein die Zusammenkunft selbst, auf welcher man den Frieden ausmachen sollte, war im Jahr 1644 noch nicht eröfnet. Außer diesem Kriege hatte Schweden noch einen neuen mit Dänemarck in eben diesen Jahren angefangen, der ungemein glücklich und reich an Eroberungen war.

Desto eher konnte man sich desselben entledigen, damit Schweden seine ganzen Kräfte in Deutschland gebrauchen möchte. Dieses war auch eine von den ersten Bemühungen der Königinn. Der Großkanzler reiste auf die Friedens-Versammlung zu Broemsebro, an den Gränzen von Smaland, zwischen Schweden und Dänemarck, wo er diese wichtige Unterhandlung führte: und diesem Manne, der gar keiner Anleitung bedurfte, um die gedachte Angelegenheit und zugleich viele andere, rühmlich zu Stande zu bringen,

ertheilte

ertheilte Christina ihre Befehle mit einer Scharfsichtigkeit, die er unter die schönsten Früchte seines Unterrichts zählen konnte. Sie verlangte den Frieden nicht anders, als wenn er mit einer völligen Sicherheit verbunden wäre. Die Gelegenheit, schreibt sie an ihn im Jahr 1645, gute Bedingungen zu erhalten, ist vortrefflich, und man muß sich derselben bedienen; aber der Friedensschluß darf noch nicht übereilt werden, damit wir unterdessen die Versicherung unserer Besizungen desto leichter erhalten können. Die meisten Reichs-Räthe, meldete sie ihm bald darauf, dächten hierüber nicht wie sie und er: manche unter ihnen würden, um nur diesen Krieg zu endigen, zu allem die Hände bieten, und sich um die Versicherung (oder Garantie) nicht bekümmern. Sie befürchte, sezte sie hinzu, daß, wenn diese Unterhandlungen üble Folgen haben sollten, ihre unschuldige Jugend verleumdet werden möchte, als wenn sie nicht fähig gewesen wäre, heilsame Rathschläge anzunehmen, und bloß aus Begierde zu herrschen solche Fehler begangen hätte. „Ich sehe zum voraus — dieses sind ihre eigenen lehrreichen Worte — mein Schicksal werde dieses seyn, daß, wenn ich etwas sorgfältig und nach reifer Ueberlegung, verrichte, andere die Ehre davon haben werden; wird aber etwas versäumt, woran andere hätten dencken sollen, so werde ich die Schuld davon tragen müssen.„ Sie will endlich die vortheilhaften Friedensbedingungen, welche Dänemarck bewilligte, angenommen wissen, damit sie nicht das Ansehen hab-, als wenn sie den Krieg bloß aus Ehrgeiz fortseze; damit die Holländer, deren Gesinnungen noch ungewiß waren, nicht Schiedsrichter des Krieges und Friedens werden möchten; insonderheit aber, damit sie ihr Gewissen befriedigen könnte, welches ihr sonst Vorwürfe darüber machen würde,

würde, ſo billige Mittel zum Frieden ausgeſchlagen zu haben.

So zeigte ſich Chriſtina zu ihrem Ruhm in dieſem großen und von mehrern Seiten ſchweren Geſchäfte; allein ihr Glück konnte nicht geringer heißen als ihre Klugheit, indem es Oxenſtierna war, den ſie zur Vollendung deſſelben gebrauchte. Der Friede wurde im Jahr 1645 zu Broemſelro geſchloſſen. Schweden bekam durch denſelben Gotland, Oeſel und andere Provinzen, ingleichen auf dreyßig Jahre Halland, welches auch dem Reiche gänzlich verbleiben ſollte, wenn die Dänen nach dem Verlauf dieſer Jahre der Königinn nicht eine Landſchaft von gleichem Werthe, doch daß ſie ſolche wählen könnte, abtreten würden; es behauptete auch die freye Schifahrt durch den Sund. Einige andere Staaten wurden mit eingeſchloſſen, und Franckreich leiſtete die Gewähr über die Beobachtung des Friedens Franckreich, das mit dem vorhergegangenen Kriege nicht zufrieden war, weil Schweden denſelben plözlich, ohne ihm, ſeinem Bundsgenoſſen, davon Nachricht zu geben, und, wie es ſchien, wegen einer zu leichten Beleidigung, auf einen bloßen Verdacht, angezündet hatte. Nachdem derſelbe verloſchen war, ließ die Königinn den deutſchen Krieg deſto lebhafter fortſezen.

Sie belohnte noch in dieſem Jahre ſo viele Verdienſte des Großkanzlers, und beſonders auch dieſes neue, dadurch, daß ſie ihm die Würde eines Grafen, und ein anſehnliches Landgut unter dem Nahmen einer Grafſchaft ertheilte; allein das Geſchenck ſelbſt machte ihr nicht ſo viele Ehre, als die ſchöne Anrede, mit welcher ſie daſſelbe in der Verſammlung des

Reichs-

Reichs-Rathes bekannt machte. Sie rühmte darinne seine trefflichen Dienste seit vier und dreyßig Jahren, und nannte ihn den großen Minister eines großen Königs, für welchen es eine Ehre gewesen sey, ihm zu befehlen. Zwar, sagte sie, schickt es sich vielleicht nicht für mich, meinem Vater diesen Nahmen beyzulegen; aber jedermann ist darinne einig, daß er ihm gebühre. Sie vergaß das weise Verhalten des Reichskanzlers während ihrer Minderjährigkeit nicht, und sezte hinzu: „Ein anderer als Sie, würde sich bey dieser Gelegenheit vielleicht nicht haben mäßigen, noch seinem Ehrgeize Schrancken seßen können; Sie ließen sich aber durch solche Eitelkeiten nicht fortreißen, und behielten immer die Ehrerbietung, welche Sie Gott und mir schuldig waren, vor den Augen.„ — Man errathet den übrigen Inhalt ihrer Rede leicht: dasjenige, was ich angeführt habe, zeigt schon genugsam, wie würdig diese junge Königinn zu loben, und zugleich ihre Hoheit zu behaupten gewußt habe. Die Erhöhung des Großkanzlers erinnert mich zugleich an so viele andere Personen, welche unter Christinens Regierung, zum Theil auch, da sie noch unmündig war, den Adel erlangt haben. Man zählt derselben gegen vierhundert, und verschiedene Schriftsteller machen ihr aus dieser freygebigen Austheilung einen Vorwurf. Von andern hingegen wird sie deswegen geschickt vertheidigt. In dem deutschen Kriege insonderheit leisteten so viele Personen von allen Ständen dem Reiche vorzügliche Dienste, daß die Königinn nicht glaubte, ihnen dieselben leichter vergelten zu können, als durch diesen Ehrenvollen Unterscheid von ihren übrigen Unterthanen; viele auswärtige adeliche Geschlechter wurden auch nur unter die Schwedischen aufgenommen. Ueberhaupt also war diese Art von

Verschwendung, wenn man sie so nennen will, nicht zu tadeln: sehr unähnlich war sie dem Verkauf von fünfhundert Adelsbriefen, der im Jahr 1696 und sonst so oft in Franckreich, zur Vergrößerung der Königlichen Einkünfte, vorgenommen worden ist; obgleich der Französische Hof so gar unrecht nicht gethan hat, Leute, welche glaubten, daß die Ehre gekauft werden könne, in dieser lächerlichen Meinung zu erhalten. Christina mag unter diesem Haufen nicht eben lauter verdiente Männer mit begriffen haben; aber schon lange ist ohnedieß der wahre Nachdruck alter Würden verloren gegangen. Der Adel, welcher ehemals durch rühmliche Thaten zum Besten des Vaterlandes, hauptsächlich im Kriege, erworben wurde, sollte eigentlich niemanden, der ihn nur geerbt hat, stolz machen; er sollte keinen Abkömmling der vornehmsten und ältesten Geschlechter hindern, ihn für sich selbst durch ausnehmende Eigenschaften erst zu verdienen.

Ohngeachtet dieser außerordentlichen Gewogenheit, welche Christina gegen den Großkanzler bezeigte, unterhielt sie doch bereits bey sich einiges Mißtrauen gegen ihn. Er hatte unter den Großen in Schweden Feinde genug, weil er mit aller seiner Tugend in einer Stelle, wie die seinige war, doch durch die große Gewalt, die ihm anvertrauet worden war, und durch seinen glänzenden Ruhm, der alle übrige Staatsbedienten verdunckelte, verhaßt werden mußte. Man scheinet die Königinn frühzeitig wider ihn eingenommen zu haben: denn sie ist schon in einem Briefe vom Jahr 1641, den sie an den Pfalzgrafen, ihren Oheim, schrieb, mit ihm unzufrieden, daß er keine Friedens-Unterhandlungen anfangen lassen wollte. Und man merckte immer mehr, daß ihr Oxenstierna mit seiner

ner Familie viel zu angesehen und mächtig für eine so uneingeschränckte Regierung, als sie führen wollte, vorkam. Wie soll man also das ungemeine Vertrauen erklären, das sie gegen ihn noch beständig an den Tag legte? Durch dasjenige, was man in einem Entwurfe zu dem Leben der Königinn, der unter ihren Handschriften gefunden, und allem Ansehen nach von ihrem Geheimschreiber aufgesezt worden ist, lieset. „Ihre tiefe Verstellung, heißt es daselbst, welche die geschicktesten Leute in ihrer ersten Jugend betrog, beschleunigte ihre Volljährigkeit.„

Selbst die Erlaubniß, welche sie im Jahr 1645 ihrem Gesandten an dem Französischen Hofe, **Hugo Grotius**, auf sein Ansuchen ertheilte, seine Stelle niederzulegen, kann einen Beweis von ihren damaligen Gesinnungen gegen den Reichskanzler abgeben, der diesen großen Mann bald nach **Gustavs** Tode, und nach dessen Wahl, zum Gesandten ernannt hatte. **Grotius** hatte dem Schwedischen Reiche durch seine Klugheit, durchdringende Einsicht und Standhaftigkeit so wichtige Dienste an dem Französischen Hofe geleistet, daß er diesem beschwerlich wurde; aber **Oxenstierna** hielt ihn daselbst immer noch vor sehr nöthig. Er war es jezt in der That, da Schweden mit Franckreich, seinem Bundsgenossen, bey den eben ernstlich angefangenen Versuchen eines allgemeinen Friedens, gemeinschaftlich dafür sorgen mußte, ihre beyderseits erhaltenen Vortheile in Sicherheit zu sezen: und zu diesem Geschäfte wurde würcklich ein Mann von den größten Gaben, von der reifsten Erfahrung, erfordert, wenn gleich die Schwedischen Angelegenheiten damals in einer sehr blühenden Verfassung standen. So dachten aber nicht alle Staatsbediente in Schweden. Da man überdieß dem

Grotius einen jungen unbesonnenen Franzosen, Cerisantes, aus Schweden an die Seite schickte, der das Reich, in dessen Nahmen er abgesandt war, beschimpfte, und endlich ohne Vorwissen der Königinn, Paris verließ: so merckte Grotius, wie wenig er künftig der Würde seines Amtes ein Genüge würde thun können: er bat von demselben entlassen zu werden, und die Königinn bewilligte dieses leicht. Sie empfieng ihn, da er im Sommer des Jahrs 1645 zu Stockholm ankam, überaus gnädig, bezeigte ihm ihre Zufriedenheit über seine Dienste, und trug ihm eine ansehnliche Bedienung in ihrem Reiche an. Grotius, welcher sahe, daß seine Gegenwart einigen Großen des Hofs unangenehm war, und nächstdem ein ruhigeres Leben für sein Alter wünschte, verbat diese Ehre. Beym Abschiede beschenckte ihn Christina mit ungefähr zwölf bis funfzehn tausend Thalern an Kupfermünze; er starb aber noch in diesem Jahre auf seiner Rückreise in Deutschland. Die Königinn, welche für die Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit dieses vortrefflichen Mannes eine ungemeine Hochachtung hegte, kaufte nachmals seine ganze Büchersammlung von seiner Wittwe auf eine freygebige Art.

An die Stelle des Grotius schickte sie im Jahr 1646 den jungen Grafen Magnus de la Gardie als ihren außerordentlichen Abgesandten nach Franckreich. Dieser Graf war ihr vornehmster Günstling: man sagt sogar, daß sie ihn zu ihrem Gemahl würde angenommen haben, wenn ihr hoher Geist eine solche Erniedrigung hätte ertragen können. Sie machte ihn dagegen zu ihrem Anverwandten, indem sie ihm die Prinzeßinn Maria, eine Tochter des Pfalzgrafen Johann Casimir, zur Gemahlinn bestimmte: und

desto prächtiger ließ sie ihn zu Paris erscheinen. Der Französische Gesandte in Schweden, **Chanut**, machte seinem Hofe das besondere Ansehen, dessen der Graf genoß, bekannt, und rieth ihm, demselben alle Arten von Ehrenbezeigungen und Ergözlichkeiten zu verschaffen, um an ihm einen mächtigen Freund zu bekommen. Man that dieses auch; allein der Graf war ohnedieß schon Franckreich eifrig ergeben. Er machte zu Paris von seiner Königinn eine Abschilderung, welche kaum geglaubt wurde, und doch richtig war. „Sie ordnet, sagte er, alles selbst, ohne „den Rath eines Minister, an: ihre Zeit ist täglich „zwischen den Wissenschaften und den Staatsgeschäften getheilet; auf den Putz wendet sie nicht die geringste Sorgfalt, und ist in keiner Betrachtung ein „Frauenzimmer.„ Die Briefe, welche **Christina** durch ihn an die Königinn von Franckreich und die Vornehmsten des Hofes sandte, wurden wegen ihrer Artigkeit und des ungezwungenen schönen französischen Ausdrucks, sehr bewundert. Dieser schwedische Gesandte besaß übrigens keine ausnehmend große Fähigkeiten; allein da ihn **Christina** gänzlich regierte, so erreichte sie durch ihn ihre Absicht, welche schwerlich eine andere war, als die Freundschaft mit Franckreich feyerlich zu erneuern, und ihre eigenen Gesinnungen in Ansehung des Friedens zuverläßig zu erklären.

Ihre Gesandten zu Osnabrück arbeiteten damals an dem Friedens-Schlusse, der den deutschen Krieg endigen sollte. Der erste unter denselben war der Reichs-Rath, Graf **Johann Oxenstierna**, ein Sohn des Großkanzlers; er glaubte aber, wie sein Vater, daß der Krieg noch länger fortgesezt werden müsse. Ihm war der Hofkanzler, **Adler Salvius**, zugege-

geben: und dieser suchte den Frieden eifrig zu befördern. Die Uneinigkeit dieser beyden geschickten Männer brach zu Osnabrück völlig aus. Die Königinn schenckte dem Salvius, dessen Gesinnungen mit den ihrigen übereinkamen, ihr Vertrauen, und fand mehrmals Gelegenheit, solches zu zeigen. Da der Graf de la Gardie zu Paris hundert tausend Thaler borgen mußte, war man in Schweden darüber sehr mißvergnügt; man sagte, daß diese große Summe das Schwedische Kriegsheer in Deutschland, unter dem Feldmarschall **Wrangel** in den Stand gesezt haben würde, die Feinde glücklich zu bekriegen. Die Königinn war über diese Reden bekümmert: denn sie befürchtete, man möchte ihre neue Regierung dadurch verhaßt machen. In ihrer Verlegenheit begehrte sie von dem Hofkanzler im Jahr 1647, daß er in seinem eigenen Nahmen eine gleiche Geld-Summe aufnehmen, und mit derselben den Bedürfnissen des gedachten Heeres abhelfen sollte. Sie hoffte, schreibt sie unter andern an ihn, daß er bey dieser fast unmöglichen Unternehmung auch durch seinen Ehrgeiz werde angefeuert werden, um sich immer mehr durch seine Dienste bey ihr zu empfelen: und sie versprach ihm diese Summe nach seiner Wahl entweder von dem Gelde zu bezahlen, das sie von Franckreich für ihre Kriegsschiffe bekommen würde, (denn diese Crone kaufte damals deren sechse von Schweden;) oder sie wollte ihm in Schweden so viel Kupfer liefern, als die Summe betragen würde. Zugleich ließ sie ihn alle Belohnungen hoffen, die er nur in seinem Vaterlande erwarten konnte.

Auf dieses Merckmal des höchsten Vertrauens, das die Königinn dem Salvius gab, folgten bald mehrere von gleicher Wichtigkeit. Sie sezte ihn, den

Grafen

Grafen de la Gardie, und andere, die ihr eigenes Werck waren, dem Großkanzler und seiner Parthey entgegen, deren Ansehen sie durchaus vermindern wollte. Christina war ungemein begierig, den Frieden zu schließen: sie hatte ihn, so lange sie auf der Welt war, noch nicht genossen, und in ruhigern Zeiten glaubte sie auch ihre Regierung und Gewalt mehr befestigen zu können, auf deren unabhängige Ausübung sie sehr eifersüchtig war. Man gab ihr zu verstehen, daß der Großkanzler sich bloß deswegen abgeneigt gegen den Frieden zeigte, weil er voraus sähe, daß er nach geschlossenem Kriege lange so nothwendig nicht mehr seyn würde, als jezt; daraus leitete man die Schwierigkeiten her, welche sein Sohn bey den Unterhandlungen zu Osnabrück gegen den Frieden aufbrachte. Man beschuldigte sogar den Großkanzler, daß er einen andern seiner Söhne, den Grafen Erich Oxenstierna, der damals Statthalter von Liefland war, mit der Königinn zu vermählen suchte. Die meisten Feldherren, viele Reichs-Räthe und die alten Geschlechter von Schweden, waren auf seiner Seite. Der Reichs-Rath Graf Peter Brahe sagte ausdrücklich zu der Königinn, sie möchte nicht ihr ganz Vertrauen auf einen jungen Edelmann, (den Grafen de la Gardie,) und auf einen Geis[illegible]n, (den Doctor Matthiä) sezen, ihre Ausgaben einschränken, und mit den Franzosen keinen gar zu genauen Umgang pflegen.

Es ist nicht schwer zu beweisen, daß Christina den Großkanzler etwas ungerecht beurtheilt habe. Wenn er gleich, so wie viele andere sehr verdiente Männer, von der Neigung, ein großer und mächtiger Mann im Staate zu bleiben, nicht frey gewesen seyn mag; so sieht man doch aus dem Zusammenhange

aller seiner Handlungen und aus seinen Briefen, daß er die redlichsten und edelsten Absichten dabey geführt habe. Er glaubte nicht, daß die Zeit den Frieden in Deutschland zu schließen, schon gekommen sey, weil er einen sichern Frieden verlangte, durch welchen die Verfassung der Protestanten daselbst unumstößlich gegründet, und zugleich das Gebiet von Schweden weit ausgebreitet werden möchten: wenigstens hielt er es nicht vor rathsam, mit dem Friedensschlusse zu eilen. Insonderheit meinte er, durch die abwechselnde Besitzung der geistlichen Güter in Deutschland von Protestanten und Römischcatholischen, welche man einführen sollte, den erstern auf immer die gewisseste Versicherung ihrer Religionsfreyheit zu verschaffen. So sehr die Königinn für Franckreich eingenommen war, so wenig trauete er dieser Crone: er nannte das Bündniß mit derselben für sein Vaterland schädlich, indem es ohne dasselbe sich seines Glücks viel vortheilhafter hätte bedienen können. Die geheimen Vorschriften, Briefe und andere Nachrichten zur Geschichte der Westphälischen Friedens-Unterhandlungen, welche nachmals von Französischer Seite bekannt gemacht worden sind, haben dieses Mißtrauen des Großkanzlers hinlänglich gerechtfertiget. Man erkennt auch bis zur Ueberzeugung, daß er an die oben gemeldete Vermählung niemals gedacht habe.

Allein die Königinn wurde in ihrer Abneigung gegen ihn täglich von denen, welchen daran gelegen war, sonderlich auch von dem Französischen Gesandten, bestärckt. Da also der Friede nur mit langsamen Schritten von ihren Gesandten zu Osnabrück herbeygezogen wurde, befohl sie ihnen ernstlich, denselben, so bald die wenigen übrigen Bedingungen aus-

ausgemacht wären, zu Stande zu bringen, und sich durch die Phantasien einiger ehrgeizigen Männer nicht davon abziehen zu lassen; widrigenfalls sollten sie zur Rechenschaft gezogen werden: es sollte ihnen auch alsdenn weder Ansehen noch Unterstüzung von großen Familien etwas helfen. In einem besondern Schreiben meldete sie dem Hofkanzler Salvius, daß jenes nur seinen Mitgesandten, den Grafen Oxenstierna, angehe; sie verlangte zu wissen, wie derselbe beym Lesen das Gesicht verzerret habe, und empfol ihm nochmals den Frieden. „Ich will der ganzen Welt zeigen, schrieb sie unter andern, daß der Reichskanzler nicht im Stande ist, die Welt allein mit einem Finger in Bewegung zu setzen.„ Ihr Widerwillen gegen die Oxenstierna erstreckte sich so weit, daß sie, da der Französische Hof sich über dieselben beklagte, von diesem begehrte, seine Beschwerden in einem öffentlichen Schreiben zu wiederholen, damit sie berechtiget wäre, ihnen übel zu begegnen. Unglücklicher Weise bekamen die Feinde beyder Höfe, die Spanier, Nachricht von diesem Kunstgriff, und theilten dieselbe dem Grafen Oxenstierna zu Osnabrück mit. Eine solche Entdeckung konnte die schlimmsten Folgen in Ansehung des guten Verständnisses zwischen Franckreich und Schweden haben; der Cardinal Mazarin nahm vergebens seine Zuflucht zu verschiedenen Italiänischen Wendungen, welche er dieser Sache zu geben suchte. Die Königinn hatte zwar weniger nöthig, sich deswegen zu entschuldigen; ihr aber machte sie auch am wenigsten Ehre.

Der Großkanzler empfand über die harten Vorwürfe, welche die Königinn seinem Sohne gemacht hatte, und über die ganze unerwartete Begegnung, die ihm wiederfuhr, einen so lebhaften Verdruß, daß

er um Erlaubniß bat, seine Bedienung niederlegen, und sich außerhalb Schweden begeben zu dürfen. Christina bewilligte ihm dieselbe sogleich; allein, da der Reichs-Rath vorstellte, Oxenstierna sey bey den Friedens-Unterhandlungen unentbehrlich, ersuchte sie ihn wieder, in ihren Diensten zu bleiben. Sein Sohn vertheidigte sich bald mit derjenigen besondern Standhaftigkeit, welche aus dem Bewußtseyn der Unschuld entspringt, und in einem andern eben so herzhaften Schreiben zeigte er der Königinn, daß es Salvius und die Französischen Gesandten wären, welche ihn hinderten, den Frieden zur Reife zu bringen; vermuthlich, sezte er hinzu, weil Ew. Majestät dem Herrn Salvius andere Verhaltungs-Befehle gegeben haben, welche mit dem Briefe nicht übereinstimmen, den Sie an uns beyde gemeinschaftlich gerichtet haben. Die Königinn erklärte sich zwar darauf gegen seinen Vater, daß sie jenen drohenden Brief in keiner bösen Meinung geschrieben habe; aber sie behielt doch ihre Vorurtheile wider den Großkanzler bey. „Er ist sehr biegsam, sagt sie in einem Briefe an den Salvius von eben diesem Jahre 1647; „allein es mag damit seyn wie es will, so fürchte „ich mich vor den Griechen auch alsdenn, wenn „sie Geschencke bringen. — (Eine Stelle aus „dem Virgil.) — Ich bemercke täglich dasjenige „an ihm, was Tacitus vom Tiberius sagt: Schon „verließ den Tiberius sein Körper, seine Kräfte verließen ihn schon; aber noch nicht die Verstellung.„ Sie nannte allem Ansehen nach die nachgebende Vorsichtigkeit, welche er gegen ihren Willen beobachten mußte, wenn er ihm gleich nicht gefiel, Verstellung.

Seit dieser Zeit bemühte sich Christina immer mehr, diesen großen Mann in der Abhängigkeit gegen

gen sich zu erhalten und zu erniedrigen. Sie erwies ihm viele Hochachtung; aber ohne sich seinen Rathschlägen allein zu überlassen: und dieses aus Furcht, wie man in Schweden erkannte, damit nicht ihre Einsichten und ihr Ansehen mit dem Ruhme eines so vollkommenen Staatsmannes möchten vermengt werden; damit nicht auch dasjenige, was sie zum Besten des Reichs beytrug, seiner Weisheit zugeschrieben würde. Denn ohngeachtet ihres Verhaltens gegen ihn, hatte er immer in alle öffentliche Angelegenheiten des Reichs einen so gewissen Einfluß, daß die Französischen Gesandten sich scheueten, ihn zu beleidigen: sie konnte es nicht verhindern, daß die übrigen Gesandten mit ihm in Unterhandlung traten, und er wurde in Schweden außerordentlich verehret. Unterdessen suchte **Christina** seiner, so viel als es möglich war, zu entbehren; sie zog ihn auch nicht mehr als ihre übrigen Staatsbedienten zu Rathe, ob er gleich ihnen allen an Wissenschaft und Klugheit überlegen war. **Oxenstierna** konnte es nicht verbergen, wie empfindlich ihm dieses Betragen seiner Königinn sey, die ihm fast so viel als ihrem Vater schuldig war; allein die Zeit hat ihn endlich sehr wohl dafür gerächt.

Auch sein Sohn verdiente das Mißtrauen nicht, mit welchem ihn die Königinn betrachtete; er war sogar ihres Vertrauens würdiger als **Salvius**. **Johann Oxenstierna** hatte zwar viel Ungleiches und Hartes in seinem Charakter; aber seine ausnehmende Fähigkeit und Rechtschaffenheit konnten nicht in Zweifel gezogen werden, und durch die unverbesserlichen Lehren seines Vaters wurde er in der Führung der Staatsgeschäfte noch weit stärcker. Am **Salvius** hingegen, der von geringer Herkunft war, sahe man nicht

nicht nur eine fast gleiche Geschicklichkeit bey wichtigen Angelegenheiten, viel Witz und Gelehrsamkeit; sondern zugleich auch die feinste Verstellungskunst, die Fähigkeit anderer Absichten zu entdecken, die ihn aber mit Unruhe und Verdacht erfüllte, und eine herrschende Begierde, der Königinn zu gefallen, um sich desto geschwinder empor zu heben. Der Vorzug, der sie ihm wegen dieser Geschmeidigkeit vor seinem Mitgesandten gab, brachte bisweilen eine den Schwedischen Angelegenheiten nachtheilige Verwirrung und Uneinigkeit hervor. **Oxenstierna** war im Jahr 1647 im Begriff einen vortheilhaften Vergleich mit dem Kayser ohne Theilnehmung der Franzosen zu schließen: seine Ursachen waren erheblich; aber **Salvius** weigerte sich, mit ihm zu unterzeichnen, und da sich jener bey der Königinn darüber beschwerte, fand er kein Gehör.

Doch ihre Gesandten zur Friedensversammlung waren es nicht allein, welche durch eine, zum Theil von ihr selbst gestiftete, Mißhelligkeit unter sich, der Annäherung des Friedens im Wege standen; die Französischen lebten mit einander in einer offenbaren Feindschaft. Sie waren ebenfalls von zwo verschiedenen Partheyen: der Graf von **Avaux** war der Königinn, der Mutter **Ludwigs des Vierzehnten**, zugethan; der Graf **von Servien** aber dem Cardinal **Mazarin**, welcher damals in Franckreich alles vermochte. Ihr Hof gab sich umsonst Mühe, zwischen ihnen eher Friede zu stiften, als sie denselben in Europa herstellen würde: **Servien**, der dem **Salvius** etwas ähnlich war, brachte endlich seinen Mitgesandten durch ziemlich schlechte Mittel in Ungnade. **Christina** begegnete diesen beyden Gesandten überaus höflich; sowohl überhaupt aus Neigung gegen Franckreich, als

weil

weil sie den Schwedischen Angelegenheiten gute Dienste leisteten. Sie schrieb an beyde; ob gleich Avaux ihren Beyfall vorzüglich gehabt zu haben scheinet. Indem sie ihrem Hofkanzler einen Brief an den Servien schickte, der sich in einem Schreiben gegen sie sehr dienstwillig erklärt hatte, sezte sie unter andern hinzu: „Ich muß wegen seines Anerbietens, und weil „er würcklich schon viel zu meinem Vortheil gespro„chen hat, einen ordentlichen Briefwechsel mit ihm „unterhalten; denn Sie müssen bedencken, daß er eine „Creatur des Cardinals ist. Ich kenne außerdem „die Manieren der Franzosen sehr wohl: der größte „Theil ihrer Sitten besteht in Höflichkeitsbezeigungen; „allein man verliert durch Höflichkeit nichts, und „man bezahlt sie mit ihrer eigenen Münze.„ Diese Aufmercksamkeit der Königinn auf alles, was ihr Nutzen bringen konnte, ihr schlaues Betragen nach ihren verschiedenen Absichten, und die ausgebreitete Kenntniß der Menschen, auf welche sie beydes gründete: dieses zusammen genommen machte sie allein würdig, über andere zu befehlen. Auch das verdienet gerühmt zu werden, daß sie dem Bündnisse mit Franckreich noch alsdenn getreu blieb, da sie, mit Vorbeygehung dieser Crone, welche wegen ihres eigenen Verhaltens sich nicht sehr laut darüber hätte beschweren dürfen, einen ungleich vortheilhaftern Frieden hätte schließen können, als sie nachmals erlangte. Sie war schon in Ansehung ihrer Forderungen befriedigt; die vornehmste derselben, welche ihr der Kurfürst von Brandenburg streitig zu machen suchte, der Besiz von Pommern, war bereits ausgemacht; allein, da Franckreich noch nicht zufrieden gestellt war, so ließ sie mehr als einmal die Erklärung thun, sie würde es lieber zu neuen Feindseeligkeiten kommen lassen, als zugeben, daß man ihrem Bundsgenossen

die

die verlangte Genugthuung verſage; doch erinnerte ſie zugleich den Geſandten Chanüt, die Franzoſen möchten ſich in ihren Anforderungen, die nicht alle von gleicher Wichtigkeit wären, mäßigen. In dieſen Handlungen alſo iſt Chriſtina weiſe und gerecht; aber wenn ſie den größten und treueſten Diener des Staats mit ſeinen Rathſchlägen und ſeiner Familie der Feindſchaft ihres Bundsgenoſſen gegen denſelben aufopfert; ſo ſieht man nur eine Königinn von zwanzig Jahren, die bey allen ihren außerordentlichen Gaben noch nicht Erfahrung genug beſizt, um Verdienſte in ihrem ganzen Umfange zu ſchätzen, zu gebrauchen, und zu beſchützen; und die gewiſſe Eindrücke, die ihr verdächtig hätten vorkommen ſollen, zu geſchwind annimmt.

Nichts beförderte den Frieden, welchen ſie wünſchte, mehr, als das ununterbrochene Glück ihrer Waffen in Deutſchland, ſeitdem ſie zu regieren angefangen hatte. Torſtenſon hatte zwar die Befehlshaber-Stelle ſeiner Geſundheit zum Beſten niedergelegt; aber zween andere ihrer Feldherren, Wrangel und Königsmarck, machten, daß ihn Schweden nicht vermißte: denn Guſtavs Kriegs-Schule war unerſchöpflich. Mit ihnen fochten die Franzoſen unter der Anführung von zween nachmals ſehr berühmten Helden, Turenne, und dem Herzog von Enghien, der in der Geſchichte den Nahmen des großen Conde führt. Der Kurfürſt von Bayern, welcher den Kayſer bey dem Entſchluſſe, den Krieg fortzuſezen, am ſtärckſten unterhielt, war genöthigt worden, im Jahr 1647 mit Franckreich und Schweden einen Vergleich zu ſchließen, durch welchen er ſich zu einer völligen Partheyloſigkeit zwiſchen ihnen und dem Kayſer verband. Dieſer Vergleich ſcheinet, ſo viel man aus mehrern Umſtänden ſchließen kann, eine unredliche

list des Französischen Hofes gewesen zu seyn, um sich den Weg zu einem vortheilhaften Frieden zu bahnen. Denn kaum hatte sich Turenne demselben zufolge zurückgezogen, als der Kurfürst sich mit dem Kayser aufs neue vereinigte, und den getroffenen Stillstand mit Schweden, aber nicht mit Franckreich brach. Christina beschwerte sich darüber in Franckreich; es ist glaublich, daß sie schon damals einiges Mißtrauen geschöpft habe; wenigstens hat sie in spätern Zeiten diese Veränderung deutlich einer Verrätherey zugeschrieben. Doch ihre Kriegsvölcker drangen nebst den Französischen im Jahr 1648 von neuem in Bayern ein, eroberten und verwüsteten einen großen Theil dieses Landes, und näherten sich Oesterreich, welches der Kayser kaum noch bedeckte. Zugleich zog Königsmarck nach Böhmen, erstieg die kleine Seite von Prag, und machte daselbst unermeßliche Beute, von welcher der kostbarste Theil der Königinn zugeschickt wurde. Sie hatte eben ihren Vetter, den Pfalzgrafen, Carl Gustav, mit einem neuen Heere nach Deutschland überschiffen lassen, wo er der oberste Schwedische Feldherr seyn sollte, weil sie sich auf ihn mehr als auf die übrigen verlassen konnte. Dieser eilte sogleich vor Prag, und war schon nicht weit von der Eroberung dieser Stadt entfernet: die Erbländer des Kaysers standen den Schweden offen; er konnte auch weiter kein neues Heer gegen sie aufbringen.

Aber eben diese entscheidende Streiche beschleunigten den Frieden; er wurde am 24. October des Jahrs 1648 unterzeichnet, und Christina genoß des Ruhmes, die Schiedsrichterinn desselben zu seyn. Die Rechte, Anforderungen, Beschwerden und Schadloßhaltungen von halb Europa, welche durch denselben ausgemacht wurden, hatten die Unterhandlungen

gen

gen hauptsächlich verlängert und schwer gemacht; die Bestimmung derselben, und sonderlich der Verfassung von Deutschland, machte denselben zu dem wichtigsten, und man darf wohl hinzusetzen, auch zu dem weisesten Friedensschlusse der neuern Jahrhunderte. Er heißt der Westphälische Friede, weil er in den zwo Städten von Westphalen, Münster und Osnabrück, gemeinschaftlich geschlossen worden ist. Die Königinn führte durch denselben dasjenige aus, was ihr Vater und die Schwedischen Reichs-Stände bey dem vorhergehenden Kriege gesucht hatten. Schweden rächte sich für die Beleidigungen, und sicherte sich gegen die bedencklichen Unternehmungen des Kayserlichen Hofes in der Nähe der Ost-See, auf die vollkommenste Art, indem es nicht nur denselben in eine sehr fühlbare Schwäche versezte; sondern auch dasjenige Land in Besiz nahm, aus welchem ihm derselbe zuerst gefährlich wurde. Christina erhielt nemlich für mehr als hundert Städte, Festungen und Schlösser, welche ihre Kriegsvölcker in Deutschland inne hatten, ganz Vorpommern mit der Insel Rügen, und von Hinter-Pommern noch Stettin, Garz, Damm, Golnau und die Insel Wollin, nebst der dazwischen fließenden Oder, und dem Frischen Haff, auch den drey Mündungen dieses Meeres, Pene, Swine und Diewenau, ingleichen dem daran liegenden Lande, und mit diesem Herzogthum alle Rechte der ehemaligen Herzoge von Pommern; außerdem die Stadt und den Hafen Wismar im Herzogthum Mecklenburg, nebst einigen Zubehörungen; endlich das Erzbißthum Bremen und das Bißthum Verden, beyde unter dem Titel eines Herzogthums. Zugleich wurde Schweden wegen dieser länder unter die unmittelbaren Stände des deutschen Reichs aufgenommen; es versprach sie als Lehne des Kaysers

und

und des Reichs anzunehmen, bekam drey Stimmen auf dem Reichstage, und noch andere Rechte: und über dieses alles sollten der Königinn noch fünf Millionen Reichsthaler von den sämmtlichen Deutschen Reichs-Ständen für ihre Kriegsvölcker bezahlt werden.

Mit so reichlichen Früchten des bisher geführten Krieges, vereinigte Christina in diesem Frieden noch die Vortheile ihrer Bundsgenossen. Die Landgrafschaft Elsaß und andere Landschaften, welche Franckreich zum Theil schon im vorhergehenden Jahrhunderte dem Deutschen Reich entrissen hatte, wurden dieser Crone feyerlich abgetreten. Dem Landgrafen von Hessen-Cassel, welcher unter der Vormundschaft seiner weisen und unerschrockenen Mutter, der Landgräfinn Amalia Elisabetha, in ihrem Bündnisse standhaft geblieben war, verschaffte sie die Abtey Hirschfeld, unter dem Nahmen eines Fürstenthums, einen Theil der Grafschaft Schaumburg und sechsmal hundert tausend Thaler. Sie ließ die Protestantischen Fürsten, deren Ansprüche durch das neue Gebiet, das sie in Deutschland erlangt hatten, besonders den Kurfürsten von Brandenburg wegen seiner Rechte auf Pommern, zu ihrer völligen Zufriedenheit entschädigen. Die Nachkommen des Kurfürsten von der Pfalz, der am Gustav einen so mächtigen Beschützer gefunden hatte, wurden, so weit es die Rechte des Kurfürsten von Bayern, der sie verdrungen hatte, erlaubten, größtentheils in ihre alten Besizungen wieder eingesezt. Die Freyheit der Deutschen Reichs-Stände, für welche ihr Vater ebenfals gestritten hatte, wurde nicht nur wieder hergestellt, sondern auch ungemein befestigt, und mit neuen Vorzügen erweitert; die Protestantischen Fürsten insonderheit wurden durch den Zuwachs so vieler Länder in den Stand

geſezt, ſich einer Unterdrückung, welche man künftig gegen ſie verſuchen möchte, glücklicher zu widerſezen. Alle Stände des Reichs gelangten aufs neue zu denjenigen Rechten, welche ſie vor dem Jahr 1619 genoſſen hatten. Beyde Proteſtantiſche Kirchen bekamen eine völlige Gewiſſensfreyheit in Deutſchland, und gleiche Gerechtſame mit den Römiſchcatholiſchen; aber in Anſehung des äußerlichen Religionszuſtandes in unſerm Vaterlande, ſollte die Verfaſſung vom Jahr 1624 in der Folge zur Vorſchrift dienen. Chriſtina, welche die Bedingungen dieſes Friedens hauptſächlich beſtimmte, übernahm auch nebſt Franckreich die Gewährleiſtung deſſelben.

Allein ſo danckbar auch die Nachkommen denſelben aus ihren Händen empfiengen; ſo haben ſie doch mit dem Großkanzler Oxenſtierna und andern weitſehenden Männern ſeiner Zeit erkannt, daß derſelbe noch vollkommener hätte werden können, wenn die Königinn ſich ihrer ganzen Stärcke hätte bedienen wollen. Man muß freylich auch in der vortheilhafteſten Stellung bey Friedensunterhandlungen ſeinen Forderungen ein Ziel zu ſezen wiſſen; aber wenn dieſe gerecht und billig ſind, eine bevorſtehende große Gefahr abwenden, oder vielen tauſend Menſchen ihre natürliche Rechte wieder verſchaffen können, alsdenn iſt die ſtandhafte Beharrlichkeit an ihrem rechten Orte. Chriſtina konnte ſich noch ein zweyfaches großes Verdienſt um die Proteſtanten in Deutſchland erwerben. Dieſe ihre Glaubensgenoſſen in Böhmen, Oeſterreich, und den übrigen Kayſerlichen Erbländern, lebten ſeit einigen zwanzig Jahren in der traurigſten Bedrückung. Die Schwediſchen Geſandten gaben ſich viele Mühe, ihnen die Religions-

freyheit

freyheit zu verschaffen; endlich aber überließen sie dieselben dem Willkühr des Kayfers. Die Königinn und die evangelischen Reichsstände behielten sich nur das Recht vor, bey einer andern bequemen Gelegenheit eine Fürbitte bey dem Kayser für sie einzulegen.

Außerdem suchten auch die Gesandten der Königinn es dahin zu bringen, daß ein den Protestanten sehr nachtheiliger Artikel in dem Religionsfrieden zu Augsburg vom Jahr 1555, welche man **den geistlichen Vorbehalt** nennt, aufgehoben werden möchte. Durch denselben war festgesezt worden, daß ein Römischcatholischer Erzbischof oder anderer Prälat, wenn er die Protestantische Religion annähme, sogleich diese Würde verlieren, doch seine Ehre unversehrt behalten sollte. Man kann diese Verordnung als eines der größten Hindernisse des Fortgangs der Kirchenverbesserung in Deutschland ansehen: gleichwohl war sie, nachdem die Protestantische Kirche einerley Rechte mit der Römischcatholischen bekommen hatte, eben so unbillig als schimpflich für die erstere. Aber alles, was man deswegen in dem Westphälischen Frieden erlangen konnte, bestand darinne, daß sie sich auch auf Protestantische Bischöfe und Prälaten — ein sehr seltener Fall — erstrecken sollte.

Es darf kaum gezweifelt werden, daß **Christina** beyde streitige Unterhandlungen nach dem Wunsche der Protestanten hätte endigen können. Einem dringenden und festen Anhalten würde der Kayser schwerlich widerstanden haben: so wenig konnte er sich damals auf seine Kräfte verlassen. Daß die Schwedischen Gesandten, insonderheit **Salvius**, von ihm mit Gelde wären gewonnen worden, um hierinne nachzugeben, ist eine Beschuldigung, welche man

nicht erwieſen hat: ſie ſcheinet vielmehr aus einer unbeſtimmten Nachricht von dem geheimen Artikel entſtanden zu ſeyn, der dem Friedensſchluſſe zwiſchen dem Kayſer und Schweden angehängt wurde, und durch den jener verſprach, dieſer Crone für die Zurückgabe verſchiedener Feſtungen in Böhmen und Mähren, ſechsmal hundert tauſend Reichsthaler zu bezahlen. Andere Urſachen ſind gewiſſer, und leicht zu finden. Die Königinn begehrte den Frieden ſo ſehnlich, ſie hatte dem Hofkanzler ſo gemeſſene Befehle darüber gegeben, daß er es nicht wagen durfte, denſelben länger aufzuhalten. Dieſe ihre Neigung war nicht unbekannt: und man hat mehrere Beyſpiele, daß Fürſten, welche eine zu lebhafte Begierde nach dem Frieden verriethen, lange nicht alle Vortheile durch denſelben erhalten haben, die ſie erwarten konnten. Schweden hatte nächſtdem an Franckreich einen Bundsgenoſſen, der nur halb gezwungen zum Beſten der Proteſtanten die Hände bot: daher konnte die Königinn deſto eher überredet werden, ſchon genug für ſie gethan zu haben. Vielleicht eilte ſie aber auch deswegen ſo ſehr zum Frieden, weil Spanien nach ſeinem beſondern Verträge mit den Holländern, jezt im Stande war, dem Kayſer wider Schweden beyzuſtehen; weil in Franckreich innerliche Unruhen entſtanden, welche einem auswärtigen Kriege ſehr hinderlich waren: und weil der größere Theil ihrer Heere aus Deutſchen beſtand, die des langen Krieges überdrüßig zu werden anfiengen.

Um die Zeit, da nur wenig noch zur Schließung des Friedens fehlte, im Jahr 1648, wurde Salvius von der Königinn für die dabey geleiſteten Dienſte mit der Würde eines Reichs-Rathes von Schweden belohnt. Es war etwas ungewöhnliches, daß ein

Mann

Mann von bürgerlicher Geburt zu diesem höchsten Range in seinem Vaterlande stieg. Allein die Königinn sagte zu den versammleten Reichs-Räthen: „Wenn es auf gute Vorschläge und weisen Rath ankommt, so fragt man nicht nach den sechszehn Ahnen; sondern lediglich darnach, was zu thun sey. „Salvius würde ohne Zweifel ein geschickter Mann „seyn, wenn er aus einer großen Familie herstammte. „Jedoch er kann es als einen Vortheil rechnen, daß „man ihm nichts anders vorzuwerfen hat. Mir ist „daran gelegen, geschickte Leute zu haben. Wenn „Leute aus ansehnlichen Geschlechtern Fähigkeit besi„zen, so werden sie ihr Glück wie andere machen, „ohne daß ich mich auf einige wenige Familien oder „Personen einschräncken wollte.„

In eben diesem Jahre 1648 starb auch der König von Pohlen, **Vladislaus**, ein Sohn **Siegmund des Dritten**, welcher die Schwedische Crone durch seinen unzeitigen Eifer für die Römischcatholische Religion verloren hatte. **Christina** war in Ansehung der Ansprüche, welche **Siegmunds** Söhne auf den Schwedischen Thron machen konnten, ziemlich gesichert. Auch hatte der Großkanzler im Jahr 1635 den langen Krieg zwischen beyden Reichen, durch einen Stillstand von sechs und zwanzig Jahren, in ihrem Nahmen geendiget. Allein sie fand es doch vor nöthig, an der Wahl eines neuen Königs von Pohlen Antheil zu nehmen. Die Pohlen schienen nicht geneigt zu seyn, einen von den Brüdern des verstorbenen Königs, **Carl Ferdinand**, oder **Johann Casimir**, zu wählen; **Christina** hingegen wollte es nicht zugeben, daß sie die Königliche Familie, welche im Grunde auch die ihrige war, übergiengen. Die Ehrbegierde reizte sie am wenigsten, dieses zu verlangen;

sie begünstigte diese beyden Prinzen hauptsächlich, weil sie nicht vor so unternehmend gehalten wurden, daß man von ihnen einen Versuch auf Schweden, ihr väterliches Reich, hätte besorgen dürfen; wohl aber mußte man erwarten, daß sie, da die Königinn die lezte von ihrem Stamme wer, ihre Ansprüche erneuern möchten, wenn sie, ohne Kinder zu hinterlassen, stürbe, und die Prinzen von dem Pohlnischen Throne ausgeschlossen wären. Franckreich glaubte seiner Seits, daß diese Zeit des Zwischenreichs die bequemste sey, um einen dauerhaften Frieden zwischen Schweden und Pohlen zu stiften; daß man einen Prinzen zur Crone befördern müsse, welcher aus Danckbarkeit Franckreich und Schweden zugethan seyn würde; und daß dieses desto nothwendiger sey, je mehr Schweden durch einen Krieg in Pohlen abgehalten werden könnte, sich in Deutschland mit Nachdruck zu zeigen.

Obgleich die Königinn hierüber nicht anders dachte; so wollte sie sich doch nicht eher für einen von diesen beyden Prinzen erklären, bis sie die Gesinnungen der Pohlnischen Republik wußte, damit sie den neuen König nicht zum voraus beleidigen möchte. Sie war auch dem ältern Prinzen **Carl** wegen seiner friedfertigen Gemüthsart günstiger; da hingegen Franckreich, weil derselbe dem Oesterreichischen Hause sehr ergeben war, den jüngern auf dem Throne zu sehen wünschte. Beyde Brüder baten **Christinen** um ihre Unterstützung; und in der Verlegenheit, in welche sie alles dieses sezte, fand sie doch niemanden, den sie mit mehrerm Vertrauen um Rath fragen konnte, als den Großkanzler. Dieser antwortete: es sey Schweden und Franckreich gleich viel daran gelegen, daß **Johann Casimir** König würde; doch würde

die

die Königinn am besten thun, sich für keinen dieser Prinzen noch öffentlich zu erklären, sondern nur die Französischen Gesandten für den jüngern arbeiten zu lassen. Er sezte hinzu, es sey sehr zu wünschen, daß Schweden noch vor der Wahl des Königs, mit der Republik Pohlen einen Vertrag schließen könnte, durch welche diese ihren Ansprüchen auf Liefland, und die Königlichen Prinzen denjenigen, welchen sie auf die Schwedische Crone hätten, entsagten, indem Schweden beydes mit Rechte fordern könne; den Prinzen brauchte für ihre Entsagung nichts angeboten zu werden, und ohne einen solchen Vertrag mit den Pohlen errichtet zu haben, zu dem sie auch ihre jezige Verfassung bald bewegen würde, könne man mit ihnen keine andere Unterhandlung pflegen. — Die Königinn billigte alle diese Maaßregeln: sie ließ daher zwar ein Empfehlungsschreiben für den Prinzen **Casimir** aufsezen; aber ihr Gesandter sollte sich desselben nicht eher bedienen, bis derselbe eine gewisse Hoffnung hätte, den Thron zu besteigen; im widrigen Fall hatte der Gesandte ein anderes für den ältern Bruder erhalten. **Johann Casimir** wurde endlich noch im Jahr 1648 gewählet, und **Christina** lebte mit ihm in dem besten Vernehmen. Allein ihr Nachfolger sahe sich genöthiget ihn zu bekriegen, bis der Olivische Friede den Ansprüchen des Königs und der Republik Pohlen auf Schweden ein Ende machte.

Als der Westphälische Friede geschlossen wurde, standen gegen siebzig tausend Soldaten unter den Befehlen der Königinn in Deutschland. Franckreich, welches voraus sahe, daß sie einen beträchtlichen Theil derselben aus ihren Diensten entlassen würde, und befürchtete, diese möchten zu seinen Feinden über-

gehen, erſuchte ſie, dieſelben zu dem Kriege, welchen die Franzoſen mit den Spaniern fortführten, zu überlaſſen. Die Königinn bewilligte ſolches; ſie verlangte aber, daß der Franzöſiſche Geſandte darüber auch mit einigen der vornehmſten Reichsräthe ſprechen ſollte. Torſtenſon, der oberſte Feldherr des Reichs, rieth, dieſes Vorhaben heimlich und geſchwind auszuführen, damit die Kayſerlichen Feldherren nicht den gröſten Theil dieſer Kriegsvölcker an ſich zögen; überhaupt aber hielt er es, wenn der Kayſer in dem Frieden verſpräche, Spanien, einem nahe verwandten Hofe, gegen Franckreich nicht beyzuſtehen, vor unmöglich, ja unbillig, daß Schweden dieſer Crone gegen die erſtere offenbar Hülfe leiſtete. Der Großkanzler fügte nach ſeiner bekannten Scharfſichtigkeit noch hinzu, die Abdanckung der Soldaten würde wohl ſchwerlich ſogleich ſtatt finden können, weil man allerhand Schwierigkeiten bey der Erfüllung der Friedensbedingungen befürchten müßte. Die Königinn ſelbſt wollte die abzudanckenden Soldaten dem Könige von Franckreich nicht anders übergeben, als gegen ein ſchriftliches Verſprechen, ſie, wenn es nöthig wäre, wieder in Schwediſche Dienſte ziehen zu laſſen. Sie gab unterdeſſen doch an den Pfalzgrafen Carl Guſtav Befehle, Franckreichs Abſichten hierinne zu befördern; allein dieſer mußte ſeine ſämmtlichen Kriegsvölcker noch bis ins Jahr 1650 beyſammen behalten, weil die bedungene Räumung der Städte und länder in Deutſchland, ingleichen die Wiederherſtellung der Reichs-Stände in ihre alten Rechte, noch erſt eigene Berathſchlagungen und Vorſchriften erforderten.

Ein ſehr ſchwacher Feind, der nur mit dem Schatten ſeiner alten Macht drohte, ſuchte Chriſtinen

und

und den Protestanten überhaupt die Vortheile des Westphälischen Friedens streitig zu machen. Dieses war der Pabst Innocentius der Zehnte, indem er diesen Frieden durch eine besondere Bulle verwarf und vor ungültig erklärte. Es gefiel ihm nicht einmal, ihr darinne den Nahmen einer Königinn beyzulegen. Aber glücklicher Weise waren damals die Zeiten längst vorbey, in welchen königliche Würden und Friedensschlüsse von dem Willkühr der Päbste abhiengen; daher erlangte Innocentius durch diese Verordnung nichts mehr, als daß die Protestanten über ihn lachten, und die Römischcatholischen ein fruchtloses Mitleiden mit ihm trugen.

Nach und nach machten sich die sieben deutschen Crayse, welche vermöge des Friedensschlusses fünf Millionen Reichsthaler an die Königinn, zur Befriedigung ihrer Soldaten, bezahlen sollten, dazu fertig. Verschiedene Reichs-Fürsten ersuchten sie jedoch, ihnen den Antheil, welchen sie dazu beytragen mußten, zu erlassen: und Christina willigte leicht darein. Sie erließ dem Kurfürsten von Maynz, dem Landgrafen von Hessen, und der Reichsstadt Ulm, vermuthlich auch mehrern, die ganze Summe, welche sie schuldig waren; dem Kurfürsten von der Pfalz aber die Hälfte. Von dem Kurfürsten von Bayern erhielt sie ebenfals nichts; obgleich seine Staatsbedienten das schuldige Geld in seinen Ländern gesammlet hatten. So wurden von dieser Kriegssteuer nicht viel über drey Millionen an die Königinn abgetragen.

Die Zeit der Ruhe und des Friedens, in der sie nunmehro regierte, gab Gelegenheit, daß die Schweden desto eifriger wünschten, sie vermählt zu sehen. Man hatte ihr schon viele Vorschläge dieser Art ge-

than, und keiner war angenommen worden. Die Prinzen **Friedrich** und **Ulrich**, Söhne des Königs von Dänemarck, und der jüngere insonderheit, strebten schon nach dieser Vermählung, da sie kaum sechs Jahre alt war. Ihre Mutter unterstützte diese Bewerbung; allein die Reichs-Räthe ließen ihr weiter keinen Einfluß dabey: sie sahen auch eine solche neue Verbindung Schwedens mit Dänemarck unter Ein Haupt für ihr Vaterland vor nachtheilig an.

Gustav Adolph selbst hatte seiner Tochter den Kurfürsten von Brandenburg **Friedrich Wilhelm** zum Gemahl bestimmt, und im Jahr 1632 deswegen an den Reichsrath geschrieben. Schweden würde dadurch ein mächtiger Reichsstand von Deutschland geworden seyn; es hätte die Protestanten noch leichter und glücklicher gegen den Kayser beschützen können. Nach **Gustavs** Tode wurde diese Absicht von den Reichs-Räthen nicht aufgegeben; der Kurfürst erneuerte sein Ansuchen mehrere Jahre nach einander, auch da **Christina** schon den Thron bestiegen hatte; er mußte aber endlich alle Hoffnung dazu fahren lassen. Die Großen des Reichs befürchteten, es möchte unter einem ausländischen Könige viel von seinen Rechten verlieren, viele Deutsche aufnehmen, und ihnen die vornehmsten Stellen überlassen müssen; die Königinn aber bezeigte überhaupt dazu keine Neigung.

Die übrigen Fürsten, welche **Christinens** Hand begehrten, standen weit geschwinder davon ab. Unter diese gehörte der König von Portugall **Johann der Vierte**; der König v. Spanien **Philipp der Vierte**, der durch diesen Antrag die Königin vermuthlich von dem Bündnisse mit Franckreich abzuziehen suchte; der König von Pohlen **Vladislaus**; sein Bruder,

der

der Prinz Johann Casimir, der noch der Cardinal von Pohlen hieß; und andere mehr, unter welchen sich auch der Fürst Rakoczy befand, der auf den Einfall gerieth, seinen Sohn mit der Königinn zu vermählen. Christina, an Statt mehrern Fürsten zugleich mit einer solchen Hoffnung zu schmeicheln, wie es wohl ehemals die Staatsklugheit anderer Königinnen gethan hatte, ertheilte die entscheidende Antwort ohne Verzögerung.

Ein Prinz war jedoch in Schweden selbst, der den Vorzug, Christinens Gemahl zu werden, verdiente, und auch viele Jahre erwartete: ihr Vetter, der Pfalzgraf Carl Gustav. Unter vielen rühmlichen und angenehmen Eigenschaften, die er besaß, war seine Ergebenheit gegen die Königinn keine der geringsten; er ließ so viele ehrerbietige Liebe gegen sie blicken, daß sie wohl erkannte, es sey nicht bloß der Ehrgeiz, der diesen Wunsch in ihm hervorbrachte. Er war außerdem in Schweden gebohren, und dadurch in diesem Reiche desto beliebter geworden. Es konnte versichert seyn, daß er es mit eben so vieler Tapferkeit vertheidigen würde, als es Christina mit ausnehmender Weisheit regierte. Denn so wenig sich auch seine kriegerischen Gaben wegen des eben geschlossenen Friedens entwickeln konnten; so leuchteten sie doch schon damals hervor; und in der Folge redeten seine Thaten genugsam davon, daß seine Mutter eine Schwester des großen Gustav sey. Die Königinn hatte ihm öfters in ihrem zarten Alter spielend versprochen, ihn zu heyrathen; er gab sich auch nachher von Zeit zu Zeit viele Mühe, sie zu einem gewissen Entschlusse zu bringen: zumal, da die Reichsstände im Jahr 1646, nachdem sie die Königinn gebeten hatten sich zu vermählen, und diese, ohne Neigung

gung zum Eheſtande, doch antwortete, daß ſie ihnen zu Gefallen wohl den Pfalzgrafen wählen könnte, ſich erklärt hatten, daß ſie mit ſeiner Perſon völlig zufrieden wären. **Carl Guſtav** wiederholte ſeine Bitte bey der Königinn vor ſeiner Abreiſe nach Deutſchland im Jahr 1647. Sie antwortete darauf, daß ſie an das Verſprechen ihrer Kindheit nicht gebunden ſeyn wollte: erſt in ihrem fünf und zwanzigſten Jahre würde ſie hierüber einen Schluß faſſen, und wenn ſie ihn nicht heyrathete, ſo würde ſie auch keinen andern Gemahl nehmen, und ihn zu ihrem Nachfolger erklären laſſen. Er erklärte ſich dagegen eben ſo großmüthig: wenn er ſich mit der Königinn nicht verbinden könnte, ſagte er, ſo würde er auch ihr Anerbieten nicht annehmen, und niemals nach Schweden zurück kommen. **Chriſtina** nannte dieſe Denckungsart romanenhaft, und ſuchte ihn endlich durch die Vorſtellung, welche auf gleichen Ton geſtimmt war, zu beruhigen: es würde, wenn er vor der geſetzten Zeit ſterben ſollte, doch eine Ehre für ihn bleiben, daß er vor würdig wäre gehalten worden, ihr Gemahl zu werden. Unterdeſſen erlaubte ſie ihm doch, ſich aus Deutſchland an ſeinen Vater und den Biſchof **Matthiä** deswegen zu wenden, damit ſie in ſeinem Nahmen mit ihr ſprechen möchten. Er that dieſes auch ſo eifrig, daß er endlich an den Biſchof ſchrieb, er könnte nicht anders auf eine anſtändige und zufriedene Art nach Schweden zurück kommen, als wenn die Königinn ſich ſeinem Anſuchen geneigt erwieſe: ſonſt aber bäte er ſie, ihn in ihren Angelegenheiten außerhalb Schweden zu gebrauchen.

Allein **Chriſtina** entfernte ſich immer mehr von ſeinen Wünſchen. Dieſe Abneigung vor der Ehe, welche mit den Jahren bey ihr zunahm, ſcheinet aus

mehrern

mehrern Ursachen entsprungen zu seyn. Mit männlichen Kräften und Gesinnungen gebohren, und bey dem herrschenden Triebe, unabhängig zu leben, konnte sie den Gedancken von einem Gemahl nicht wohl aufnehmen. Er drohte ihr mit dem Verluste eines großen Theils ihrer Freyheit; und wenn sie gleich den Vorsaz, auch über ihren Gemahl zu herrschen, damit verbunden hätte, so würde sie bey demselben viele Schwierigkeiten angetroffen haben. Frauenzimmer von einem so hohen Geiste als der ihrige war, sind nur alsdenn glücklich im Ehestande, wenn sie schwache und gehorsame Männer finden. Gleichwohl konnte die Königinn so sehr auf das gefällige Nachgeben des Prinzen **Carl Gustav**, eines sonst zur Regierung überaus tüchtigen Fürsten, rechnen, daß sie zuweilen [illegible]emlich geneigt war, sein Anhalten zu erfüllen; aber ihr Günstling, der Graf **Magnus de la Gardie**, flößte ihr den stärcksten Widerwillen dagegen ein, und machte ihr selbst die Person des Prinzen verhaßt, dessen Schwester er doch zur Ehe hatte. Er fürchtete viel von seinem Ansehen bey der Königinn zu verlieren, wenn derselbe sich neben ihr auf den Thron sezen würde. Sogar viele Große des Reichs scheinen sie bey diesem Vorsaze erhalten zu haben, um nach ihrem Tode die Verfassung der Regierung verändern zu können. Man erzählt, sie habe ihre Weigerung sich zu vermählen, auch mit den Worten vertheidigt: „Es könnte eben sowohl ein „**Nero** als ein **Augustus** von mir gebohren werden.„ Ein Grund, welcher zwar zu viel beweiset; aber doch einen großen Umfang der wichtigsten Wahrheiten für einen Staat in sich faßt.

Dagegen bemühte sich **Christina** desto mehr, dem **Prinzen Carl Gustav**, ihrem Versprechen gemäß, den

den Besiz der Crone nach ihr zu verschaffen. Im Jahr 1649, da sie einen Reichstag nach Stockholm ausgeschrieben hatte, that sie dem Reichs-Rathe darüber den ersten Antrag. Sie könnte es, sagte sie, nicht mißbilligen, daß man sie seit einigen Jahren unaufhörlich ersucht hätte, sich zu vermählen, um der Gefahr vorzubeugen, welche daraus entstehen würde, wenn sie stürbe, ohne einen gewissen Nachfolger zu hinterlassen. Da aber die Unterwürfigkeit der Ehe gewisse Bedingungen nach sich ziehe, welche ihr nicht gefielen, und von welchen sie auch nicht wüßte, wie bald sie ihre Abneigung dagegen überwinden könne: so wollte sie den Prinzen **Carl Gustav** den Ständen zu ihrem Nachfolger vorschlagen, dessen feyerliche Ernennung alle Furcht wegen ihres Todes aufheben würde. Sie erhob seine Tugenden, bat die Reichs-Räthe ihn als den Cron-Erben aufzunehmen, und versicherte ihnen zugleich, daß sie solches an eben diesem Tage den Reichs-Ständen vortragen würde.

Niemand hatte einen Antrag dieser Art von der Königinn erwartet: daher schwiegen die Reichs-Räthe anfänglich alle vor Erstaunens still; darauf aber fiengen sie alle zugleich an, sie davon abzurathen, und bezeigten sogar, daß sie sich ihrem Entschlusse widersezen würden. Hier gab **Christina** ein Beyspiel ihrer unbeweglichen Standhaftigkeit. Sie sagte zu den Reichs-Räthen, sie wüßte wohl, daß einige unter ihnen, weil sie sie als die lezte von ihrem Hause betrachteten, glaubten, daß sie nach ihrem Tode mit in die Wahl gezogen werden könnten; diesen müßte sie sagen, daß keiner von ihren Familien den Vorzug vor dem Prinzen Carl verdiene. Andere hätten eine aristocratische Regierungsart im Sinne, wie der Großkanzler und der Reichs-Drost; diese aber sähen

mehr

nehr auf ihren Eigennutzen als auf das Beste des Staats, der eine solche Verfassung nicht vertragen önne. Sie selbst würde dieselbe nach ihrem Tode einuführen suchen, wenn sie solche Schweden vor zuräglich halten könnte; sie erkenne aber vielmehr, aß dieselbe mit den Sitten der Nation streite, und aß es ungerecht sey, die Folge der Monarchie zu nterbrechen, welche seit der Gründung des Staats ortgedauert hätte.

Die Reichs-Räthe suchten sie mit dem Versprejen zu befriedigen, daß sie, wenn die Königinn hne Erben sterben sollte, alle ihre Stimmen dem Prinzen Carl geben würden; allein sie antwortete arauf, sie verlange dasjenige, was sie ihr mündlich ersprächen, nur in einer ächten Form, und ihr Gejissen erlaube ihr nicht, eine so wichtige Angelegenheit auf die zufällige Veränderung ihrer Gesinnunen ankommen zu lassen. Da sie ferner auf die Unequemlichkeiten drangen, welche die Königinn selbst npfinden würde, wenn man ihren Nachfolger schon nennen sollte: so gab sie zur Antwort: Ich will it dem Prinzen auf eine solche Art leben, daß nichts rgleichen zu befürchten seyn soll. Wenn sie aber, arf man ihr weiter ein, sich mit einem andern als m Prinzen Carl vermählen sollte, so könnte dieser nen innerlichen Krieg stiften. Hierauf versicherte e Königinn, sie werde nie einen andern heyrathen, nd überhaupt sey dieses eine ungewisse Gefahr gen die gewisse gerechnet, wenn bey ihrem To noch kein Nachfolger bestimmt wäre. Sie sagte ter andern in dieser Versammlung: „Wenn ich nich mit dem Prinzen vermähle, so werden Sie seine Kinder ohne Zweifel als königliche ansehen; wenn ch aber eher sterbe, so verwette ich meine beyden

„Ohren,

„Ohren, daß er niemals auf den Thron gelangen „wird.„ Torstenson versezte darauf: Ich glaube, daß der Prinz nie heyrathen werde, wenn er nicht der Gemahl Ew. Majestät werden kann. „Ach ja, „erwiederte die Königinn; die liebe brennt nicht bloß „für Einen. Eine Crone ist ein artiges Mädchen. „Ich habe es ihm gesagt, es sey ein großes Unter„nehmen, daß er, der nur ein kleiner Prinz ist, sich „nach der Vermählung mit einer Königinn bestrebt, „und es würde genug seyn, wenn man nur davon re„dete: ich habe ihm dieses in Betrachtung meiner ei„genen Hoheit, und der Ehrerbietung, welche mir „gebühret, gesagt, und jezt steht es mir nicht an, mich „zu vermählen; es ist mir unmöglich. Darinne bin „ich mit dem Reichs-Rathe völlig einig, daß der Prinz „Carl kein Recht an die Crone habe; allein ich bitte „nur, daß man ihn aus Gnade vor meinen Nachfol„ger erkenne. Ich habe hiebey keine andere Absicht, „als das Beste und die Sicherheit des Reichs: denn „sterbe ich, und Sie sind noch ungewiß wegen eines „Nachfolgers, so werden Sie und Ihre Kinder sich „die Wahl streitig machen, und viel mehr andere Per„sonen werden sich unterstehen nach der Crone zu „trachten.„

Diese Vorstellungen begleitete die Königinn noch mit vielen andern, weil sie die Unschlüßigkeit der Reichs-Räthe sahe: sie sezte unter andern hinzu, daß sie ihre Weigerung sich zu vermählen, bloß ihnen bekannt mache; wenn sie dieselbe jemals ablegte, so sey ihre Seele viel zu erhaben, als daß sie einen bloßen Pfalzgrafen zum Gemahl annehmen sollte; er müßte vorher zum Nachfolger im Reiche erklärt seyn, und durch dieses Mittel würde man auch dem Könige von Pohlen alle Hoffnung entreißen, den Schwedischen

Thron

Thron zu besteigen. Es wurde also endlich beschlossen, daß der Antrag der Königinn den versammleten Reichsständen vorgetragen werden sollte, welche schon zweymal Abgeordnete an sie geschickt hatten, um sie zu ersuchen, daß sie sich vermählen möchte. Sie wiederholten jezt diese Bitte. Der Bischof **Matthiä**, ihr ehemaliger Lehrer, berief sich insonderheit auf die Reichsgeseze, welche der Königinn die Verbindlichkeit auflegten, sich zu vermählen, damit die erbliche Reichsfolge versichert würde. Ihre Antwort zeigte weder Gelehrigkeit gegen ihn, noch, welches weit schöner gewesen wäre, gegen die Geseze. „Kein Mensch in der Welt, sagte sie, kann mich dazu „zwingen, wenn ich mich nicht selbst dazu entschließe. „Ich leugne nicht, daß ich es einmal noch thun dürfte. „Sich wegen der Wohlfahrt des Reichs zu vermählen, ist ein großer Bewegungsgrund; wenn ich „aber ein eben so gutes Mittel finde, um das Reich „in Sicherheit zu sezen, was kann man mehr von „mir begehren? Die bestimmte Nachfolge hindert „mich nicht, mich zu vermählen. Was ich dem Prinzen **Carl** versprochen habe, werde ich ihm heilig halten; aber Sie sollen es jezt nicht erfahren, was ich „ihm versprochen habe. Ich könnte ihn wohl heyrathen, wenn er zum Nachfolger des Reichs wird erklärt seyn, und diese Erklärung kann jezt am bequemsten geschehen; aber niemand, weder im Himmel, noch auf der Erde, soll mich dazu zwingen.„

Nach einer langen Widersezung also, besonders von Seiten des Adels, gelang es der Königinn, daß die Reichsstände noch im Jahr 1649 den Pfalzgrafen **Carl Gustav** zu ihrem Nachfolger ernannten. Ihrer Uebereinstimmung fehlte nur noch der Beytritt des Großkanzlers; allein, ob er gleich die darüber

ausgefertigte Urkunde, so wie alle andern, im Jahr 1650 unterschrieb; so that er dieses doch nur, weil der Widerspruch dagegen zu spät war. „Ich versichere Ihnen, sagte er zu dem Hofkanzler, der sie ihm in seiner damaligen Kranckheit brachte, daß ich, wenn ich in diesem Augenblicke mein Grab offen sähe, und die Wahl hätte, ob ich mich lieber in dasselbe legen, oder diese Urkunde unterzeichnen wollte, eher das erstere thun würde. Die Zukunft wird, wenn es nicht mehr Zeit seyn wird, zeigen, daß diese Entschließung ganz andere Folgen haben wird, als man sich jetzt einbildet; mein gröſter Trost aber ist dieser, daß ich alsdenn nicht mehr leben werde.„ Der Hofkanzler stellte ihm vor, daß die übrigen Reichsräthe und die Stände insgesammt darein gewilligt hätten; allein Oxenstierna gab zur Antwort: Wenn die Königinn ihre Gesinnungen in ihren Herzen lesen könnte, so würde sie sehen, wie klein die Anzahl derjenigen sey, welche ihren Absichten aufrichtig beygetreten wären. Er sezte dazu, Gustav Adolph habe ihn bereits gewarnet, das Reich nicht auf das Haus des Pfalzgrafen kommen zu lassen; er selbst fürchte sich vor der Herrschaft dieser neuen und ausländischen Familie; überhaupt sey ihm auch die übereilte Hitze bedencklich, mit welcher die Geistlichkeit, der Bürger- und der Bauern-Stand in dieser Angelegenheit verfahren wären, und er müßte die Königinn warnen, auf ihr Verhalten aufmercksam zu seyn, damit sie nicht mit gleichem Ungestüm endlich einen Theil der Regierung an sich ziehen möchten. — So sprach dieser groſe Mann, Christinens bester aber am wenigsten geachteter Rathgeber. Es gehört nicht in ihre Lebensbeschreibung, zu untersuchen, ob seine Vorhersagung eingetroffen ist; aber Kenner der Schwedischen Geschichte werden dieses leicht beurtheilen.

Sie

Sie beklagte sich über seine Reden im Reichs-Rathe, zwar gelassen und sanft; aber doch in der Absicht, um zu zeigen, daß sein großes Ansehen sie nicht schüchtern machen könne. Der Reichs-Rath hatte sich überhaupt bald nach Gustavs Tode gegen den Pfalzgrafen Johann Casimir und seine Söhne sehr ungünstig bezeigt. Christina beschützte sie desto mehr, und sorgte auch insonderheit für die Erziehung des jüngern Prinzen. Aber warum sie den ältern so frühzeitig und mit so vielem Eifer zur Thronsfolge befördert habe, kann noch gefragt werden. Zwo Ursachen sind die wahrscheinlichste Antwort, welche man darauf geben kann. Es ist glaublich, daß sie schon um diese Zeit dem Gedancken bey sich einigen Platz gegeben, oder ihn doch von weitem betrachtet habe, die Regierung niederzulegen: dazu aber war die Ernennung eines Nachfolgers die nothwendigste Vorbereitung. Noch dringender war vermuthlich bey ihr der Bewegungsgrund, von dem unangenehmen Anhalten sich zu vermählen, frey zu bleiben: denn nunmehro hatte sie sich selbst einen Erben zur Crone verschafft. Vielleicht, wie man nicht übel gemuthmaßt hat, wollte sie auch durch diese Anstalt die Hoffnung einiger großen Familien auf die Crone zerstören.

Der Prinz von Schweden, wie Carl Gustav künftig genannt werden sollte, kam im Jahr 1650 aus Deutschland zurück: und darauf ließ die Königinn noch das übrige auf dem Reichstage ausmachen, was zu seiner gesezmäßigen Erhöhung gehörte. Er bekam den Titel, Königliche Hoheit, und gewisse Einkünfte zu seinem Hofstaate. Man wollte ihm auch dazu ein besonderes Fürstenthum anweisen; allein die Königinn sagte, es sey eine Grundregel, nach der

ſich die Königliche Familie ſtets gerichtet hätte, einem Erbprinzen keines von den Schwediſchen Ländern zu ertheilen. Eben deswegen verſagte ihm auch die Königinn zwey Jahre darauf die Statthalterſchaft über die Schwediſchen Provinzen in Deutſchland, welche er begehrte; ſie verſtattete ihm auch nicht, den Orden des blauen Hoſenbandes anzunehmen, indem ſie nicht wollte, daß ihre Unterthanen in irgend einer Verbindung mit andern Höfen ſtünden; „ſie können, ſagte ſie, ihre Ergebenheit und ihren Eifer nicht anders theilen, als ſo wie ſie beydes ihrem Landesherrn entziehen; und dieſer muß doch darüber eben ſo eiferſüchtig ſeyn, als ein Ehemann über die Ehre ſeiner Frau.„ Aus gleicher Urſache erlaubte ſie keinem Schweden, in auswärtige Ritter-Orden zu treten: denn, ſagte ſie, meine Schaafe dürfen nicht von einer fremden Hand gezeichnet ſeyn.

Carl Guſtav ſchwor ihr in ſeinem und der ſeinigen Nahmen einen vollkommenen Gehorſam; er verſprach auf eben dieſe Art, keine wichtige Staatsſache ohne ihren und des Reichs-Rathes Willen, und ohne ihren Befehl vorzunehmen: wenn er aber dereinſt die Crone erlangte, die Rechte und Freyheiten aller Stände zu erhalten. Chriſtina konnte auch mit ſeinem Betragen völlig zufrieden ſeyn. Ob es gleich ſchien, daß er ſich die gedachte Statthalterſchaft nur in der Abſicht ausgebeten habe, um bey Gelegenheit derſelben einigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten zu bekommen, von welchen ihn die Königinn ſo ſehr ausſchloß, daß er von denſelben nur ſo viel, als ſie ihm durch Briefe zu wiſſen beliebte, erfuhr; ſo nahm er doch ihre abſchlägliche Antwort mit einer klugen Geduld auf. Er lebte auf der Inſel Oeland mit einem anſcheinenden Vergnügen,

rügen, sagte, ließ sein Schloß ausbessern, und war eichsam von dem Reiche getrennt, das er künftig gieren sollte, das er also nicht bald genug kennen rnen konnte. Für ein so unterwürfiges Verhalten ar die Königinn gesonnen, ihm die Insel Gottland schencken; sie dachte auch darauf, ihn mit einer olsteinischen Prinzeßinn zu vermählen.

Erst nachdem sie die große Angelegenheit, die estimmung der Nachfolge im Reiche, zu Stande bracht, und die Erfüllung des von ihr gestifteten riedens gesehen hatte, ließ sie sich im October des ahrs 1650 mit vieler Pracht zu Stockholm krönen. uf dem Reichstage, welcher noch vorher gehalten urde, hatte sie von den Reichsständen verlangt, zur ezahlung der Schulden, welche der lezte Krieg ver- sacht hätte, und zu einigen außerordentlichen Ge- ndtschaften Geld herzugeben. Sie berathschlagten nge darüber, und die drey andern Städte begehr- n anfänglich, die Königinn sollte so viele Güter, elche sie Edelleuten geschenckt hatte, wieder mit den esitzungen der Krone vereinigen, damit sie weniger it Auflagen beschwert werden dürften; aber end- h neigten sie sich doch zu ihrem Willen. Christi- a hatte, wie man aus diesen Beschwerden sieht, ihre enckungsart seit einigen Jahren geändert. Denn a man auf dem Reichstage des Jahrs 1641 beschlos- n hatte, für viermal hundert tausend Reichsthaler egende Gründe, die der Crone gehörten, an den del zu verkaufen, und der Bauernstand sich wegen r ihm dadurch angewachsenen Abgaben beklagte: innerte Christina den Reichs-Rath, welcher die ortheile des Adels zu sehr unterstüzte, man müsse s weiße Kind dergestalt begünstigen, daß auch das hwarze Kind etwas bekäme.

Unter dieſen Beſchäftigungen mit der innern Verfaſſung von Schweden, ſahe die Königinn zugleich auf den Zuſtand der übrigen Europäiſchen Reiche. Sie war mit Franckreich inſonderheit viel zu genau verbunden, als daß ihr die Unruhen hätten gleichgültig ſeyn können, welche daſelbſt ſeit dem Jahre 1648 entſtanden. Dieſe kamen von dem faſt allgemeinen Haſſe gegen den Cardinal **Mazarin** her, der, ob er gleich ein Ausländer war, doch die Staatsverwaltung im Nahmen des Königs faſt allein an ſich gezogen hatte. Im Jahr 1649 waren ſie ſchon geſtillt, als dieſer Cardinal den Prinzen von Conde und zween andere Prinzen von königlichem Geblüte gefangen nehmen ließ. Die Mutter des Königs, Regentinn von Franckreich, mußte ſie zwar wieder in Freyheit ſezen, und den Cardinal aus Franckreich entfernen; allein da Conde mit Spanien vereinigt die Waffen gegen ſein Vaterland ergriff, wurde **Mazarin** zurück berufen, und behauptete ſein Anſehen gegen alle ſeine Feinde, bis dieſe innerlichen Bewegungen im Jahr 1653 mit dem Pyrenäiſchen Frieden gänzlich getilgt wurden. Conde bat in ſeiner Gefangenſchaft die Königinn **Chriſtina**, ſich ſeiner und der übrigen Prinzen anzunehmen. Sie wurden zwar eher von derſelben befreyet, als dieſes geſchehen konnte. Allein die außerordentliche Hochachtung, welche **Chriſtina** für den Prinzen von Conde als Feldherrn trug, und welche ſie ihm ſchon ehemals durch ein Schreiben bezeigt hatte; außerdem aber ihre Beſorgniß, daß dieſe Händel ſich zu weit ausbreiten, und ſelbſt den allgemeinen Frieden von Europa ſtören möchten, zumal da Franckreich den Krieg mit Spanien noch nicht geendigt hatte; dieſes gab ihr den Entſchluß ein, an die Könige beyder Reiche im Jahr 1651 zu ſchreiben, und ſie zur Herſtellung

lung der Ruhe zu ermahnen. Da sie aber mitten in Franckreich mit der größten Heftigkeit wieder unterbrochen wurde, bot sie dem Könige, seiner Mutter, und den Großen von der Königlichen Familie, ihre Vermittelung an. In dem Schreiben, welches sie deswegen auch an den Herzog von Orleans schickte, sagte sie unter andern: „Ich weiß die Ursachen, wegen welcher Sie einen Ausländer auf die Seite schaffen wollen, der Ihnen Gesetze vorzuschreiben sucht, und der endlich alles zu Grunde richten will. Wenn unsere Religion keinen andern Vortheil hätte, als daß sie von dem Ehrgeize und den Ausschweifungen der Geistlichkeit frey ist: so würde dieses kein geringer Trost für uns seyn, zu sehen, daß unsere Unterthanen und Provinzen ohne Bischöfe und Cardinäle desto mehr in Ruhe lebten; da man uns hingegen versichert, daß alle Ihre Unruhen und Unglücksvolle Zufälle bloß von den Partheyen und unchristlichen geheimen Ränken dieser Leute herkommen, welche ihre Kirchen und Aemter den Ehrenstellen und listigen Unterhandlungen des Hofes vorziehen sollten, wenn es anders wahr ist, wie sie sagen, daß sie Diener Gottes sind, und ihr Beruf ganz Apostolisch ist.„

Die Abneigung der Königinn gegen den Cardinal **Mazarin**, von welcher diese Stelle ein so lebhaftes Zeugniß ist, war noch ganz neu, und scheinet ihr von ihrem Arzte **Bourdelot** beygebracht worden zu seyn, wenn sie nicht überhaupt schon den Cardinal, als den Stifter der innerlichen Verwirrung von Franckreich, verabscheuete. **Mazarin** brachte es leicht dahin, daß ihre Vermittelung nicht angenommen wurde: man danckte ihr für diesen Antrag; allein der Hof erklärte sich, daß er in Mißhelligkeiten, welche zwischen ihm und seinen Unterthanen entstünden, ihre

Zwischenkunft verbitten müsse. **Christina** konnte an dieser Antwort einen unleugbaren Grundsaz der Regierung erkennen, und **Salvius** selbst war nicht damit zufrieden, daß sie diesen vergeblichen Versuch gethan hatte. Sie hingegen, bey der die Standhaftigkeit in ihren Entschlüssen unterscheidend groß war, fuhr auch aus Ruhmbegierde, um als eine neue Friedensstifterinn angesehen zu werden, in demselben fort. Ihr Resident in Franckreich, **Rosenhane**, hatte über diese Angelegenheit mit so weniger Mäßigung gegen den Cardinal gesprochen, daß sich der Französische Hof über denselben bey ihr beklagte, und verlangte, sie möchte ihn zurück berufen: sie bewilligte solches auch aus Freundschaft gegen die Mutter des Königs, ob sie gleich im Grunde sein Verhalten nicht ganz mißbilligte. Als aber diese Fürstinn im Jahr 1652 im Begriff war, den Cardinal, der um der öffentlichen Ruhe willen abermals aus Franckreich hatte weichen müssen, von neuem in das Reich einzuführen, glaubte **Christina**, daß es für dasselbe zuträglicher sey, ihn niemals wieder zu sehen, und daß er sich überhaupt in demselben nicht werde erhalten können. Sie erbot sich also wiederum, an der Herstellung der Ruhe gemeinschaftlich mit den Großen in Franckreich zu arbeiten, und sie schrieb deswegen sogar an das Parlement zu Paris. Ihr Schreiben sollte von dem Gesandten **Palbitzki** nicht eher übergeben werden, als bis er aus den Gesinnungen des Hofs und aus andern Umständen bemerckt haben würde, daß es seine völlige Würckung thun könne. Allein er überreichte es dem Parlement zu einer Zeit, da die Zurückberufung des Cardinals schon beschlossen war. Es wurde dadurch noch mehr in seiner Widersezung gegen den Hof bestärckt; dieser beschwerte sich deswegen aufs neue bey Christi-

nen,

nen, sie entschuldigte sich, und mußte endlich den Franzosen selbst, wie es billig war, die Sorge, sich unter einander zu vereinigen, überlassen.

Sie hatte während dieses Antheils, den sie an auswärtigen Händeln nahm, weit wichtigere einheimische Bewegungen und Geschäfte zu endigen. Seit dem Jahre 1650 waren die Stände von Schweden unter sich uneins, und mißvergnügt über die Regierung der Königinn geworden. Das Volck sahe mit Widerwillen, daß ein großer Theil Cron-Güter an den Adel kam, und gewohnt an die strenge Mäßigung seiner Könige, ärgerte es sich daran, daß Christina, ohngeachtet der öffentliche Schatz erschöpft war, doch nichts von ihrer Pracht und Freygebigkeit abkürzte. Der hohe Adel hingegen bezeigte sich darüber verdrießlich, daß sie die vornehmsten und einträglichsten Bedienungen nur denen ertheilte, welche ihr ohne alle Einschränckung zugethan, auch nur von ihr aus der Niedrigkeit erhoben waren. Es ist wahr, sehr viele machten einen Anspruch an Belohnungen; und neue Auflagen würden die Unterthanen noch mehr aufgebracht haben. Allein der Zustand des Reichs forderte schlechterdings eine weise Sparsamkeit. So siegreich auch Schweden aus dem deutschen Kriege gekommen war; so hatte es derselbe doch fühlbar genug entkräftet und arm gemacht. Wir bilden uns auf die Vollkommenheit unserer Kriegskunst in Vergleichung mit den Alten sehr viel ein: sie mag nun in andern Stücken so gegründet seyn, als man will; so ist es gewiß nicht in diesem, daß in den neuern Jahrhunderten der Ueberwinder und Eroberer nach einem langen und hizig geführten Kriege fast eben so viel an seiner innern Stärcke, zuweilen noch mehr als der besiegte Theil, gelitten hat;

da hingegen die Römer, wenn sie einen Krieg glücklich geendigt hatten, allemal den Schatz des Staats wieder mit beträchtlichen Geldsummen füllten, welche die Ueberwundenen zahlen mußten, und der Sieger überhaupt in den alten Zeiten lange so viel Volck nicht aufzuopfern brauchte, als in den unsrigen. Vermuthlich hatte Christina, da sie den Frieden schloß, die inwendige Schwäche ihres Reichs, das weniger als andere seine verlornen Schätze geschwind ersezen konnte, vor Augen, und suchte ihm durch denselben aufzuhelfen; allein es war verschiedenen ihrer Neigungen zuwider, ihren Aufwand zu vermindern. Die Uneinigkeit unter den Reichsständen mußte ihr dazu dienen, ihre Gewalt desto mehr zu befestigen: denn mit Hülfe derselben richtete sie auf dem Reichstage alles aus, was ihr gefiel. Unterdessen konnte der Staat nicht lange mehr in dieser Verfassung bleiben. Zwistigkeit und Mißtrauen wurden allgemein; der Reichs-Rath selbst war getheilt; verschiedene alte Mitglieder desselben begaben sich auf ihre Landgüter, und der Großkanzler schien nur deswegen zu Stockholm zu bleiben, um die Staatsverwaltung nicht in einen noch schlimmern Ruf zu bringen. Der Graf Magnus de la Gardie galt alles bey der Königinn: durch ihn erhielt man alle Gnadenbezeigungen; der Prinz von Schweden aber lebte von Hofe entfernt, und durfte gegen die Verschwendung der Königinn nichts erinnern.

Wenn Männer, welche weit sahen, sie unter diesen Umständen betrachteten, so geriethen sie auf die Vermuthung, sie würde ein außerordentliches Mittel wählen, um sich aus dieser Verwirrung zu ziehen; ja sie zweifelten kaum mehr, daß sie auf dem nächsten Reichstage die Regierung an den Prinzen Carl Gustav

Gustav übergeben würde. Ihr Vorsaz, auf die Inseln Gottland und Oeland zu reisen, schien dieses zu bestätigen: man glaubte, daß sie wohl dereinst auf denselben ihren Aufenthalt nehmen möchte. Außerdem fieng sie auch plözlich an, dem Kanzler Oxenstierna und seinen Anhängern viele Gewogenheit zu bezeigen: und hieraus schloß man, daß sie beym Herabsteigen vom Throne, jedermann zum Freunde behalten wollte. Chanût war einer der ersten, welcher der Königinn diese Entschließung abmerckte, und gab seinem Hofe davon Nachricht. Dieser urtheilte, daß sie sich dadurch in viele nachtheilige Folgen stürzen werde; vielleicht aber befürchtete er nur, ihr Nachfolger möchte Franckreich weniger günstig seyn. Der Gesandte that ihr auch dagegen Vorstellungen mit einer größern Freyheit, als irgend einer ihrer Unterthanen gewagt haben würde. Allein sie sezte ihm so viele Gründe entgegen, daß er sich stellte, von denselben überzeugt zu seyn; besonders da er hoffte, sie würde doch nicht allem Antheil an der Regierung entsagen. Der Prinz von Schweden hörte diese Gesinnungen desto ruhiger an: er betrug sich dergestalt, als wenn gar nicht davon die Rede wäre, daß ihm die Crone aufgesezt werden sollte.

Christina entdeckte endlich ihren Entschluß dem Großmarschall und dem Kanzler: sie verlangte zugleich, daß sie denselben dem Erbprinzen bekannt machen möchten, damit er den Thron in Besitz nähme. So nachdrücklich auch dieser die Königinn davon abmahnte; so that sie doch im October des Jahrs 1651 eben diese Erklärung in der Versammlung der Reichs-Räthe. Sie hätte, sagte sie, kein besseres Mittel gefunden, um für die Sicherheit des Staats und die Ruhe der Unterthanen zu sorgen, welche die

Thron-

Thronfolge dadurch befestigt zu sehen wünschten, daß Erben der Crone gebohren würden. Denn da sie den unveränderlichen Vorsatz gefaßt hätte, sich nicht zu vermählen, und der Prinz, wenn er einmal zum Könige würde ernannt seyn, eine Gemahlinn nehmen müßte, so würden die Kinder aus dieser Ehe die Nation von der Furcht vor denjenigen Uebeln befreyen, welche mit den Wahlen der Könige verbunden sind.

Solche Bewegungsgründe brachte Christina vor, warum sie die Regierung niederlegen wollte: andere waren allem Ansehen nach tiefer in ihrem Herzen versteckt. Verschiedene suchten ihr Geheimniß darinne, daß sie erkannt habe, ihr Ruhm sey so hoch gestiegen, als ihre Wünsche nur gehen möchten; er könne aber schwerlich von ihr bey der Dürftigkeit des öffentlichen Schatzes, und überhaupt bey der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge, länger behauptet werden; daher habe sie, zufrieden, daß sie Schwedens Ehre mit so ungemeinem Glücke befördert hatte, sich geschmeichelt, man werde ihr das künftige Unglück, das dieses Reich treffen dürfte, nicht zurechnen, sondern ihre Regierung mit desto mehrerer Sehnsucht loben. Man gab nächstdem vor, sie sehe darinne einen neuen und gewissen Ruhm voraus, wenn sie zum Erstaunen der Welt in ihrem Alter den Thron verließe, um ganz den Wissenschaften und sich selbst zu leben. Mir ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch diese Gedancken die Königinn mit fortgerissen haben; man wird es aber bald an einem bequemern Orte übersehen können, wie vieles zusammengestoßen sey, ehe sie in dieser Absicht unbeweglich wurde.

Umsonst wandten jezt die vornehmsten Reichs-Räthe alle Mühe an, sie von diesem Vorhaben abzuziehen. Da sie ihnen Gott zur Königinn gegeben hätte, sagten sie unter andern, so wollten sie auch, so lange sie lebte, keinen andern Beherrscher erkennen: sie stellten zugleich den mißlichen Zustand des öffentlichen Schatzes vor, zu welchen sich die Unkosten der Krönung und Vermählung des Prinzen durchaus nicht schickten. Diese Angelegenheit müßte also den Ständen des Reichs vorgelegt werden. Eine Anzahl derselben, welche zu Stockholm zugegen war, verband sich mit den Reichs-Räthen, und der Großkanzler that in ihrer aller Gegenwart und Nahmen der Königinn neue Vorstellungen. Nachdem er ihr für ihre glückliche Sorgfalt, den Staat blühend zu machen, gedanckt hatte, sagte er, derselbe würde sich in dieser Verfassung nicht erhalten können, wenn sie zu regieren aufhörte; der Prinz von Schweden sey entschlossen, die Verwaltung desselben bey ihrem Leben nicht zu übernehmen, und sie würde durch ihren Abtritt die Früchte aller ihrer Arbeiten verlieren. Er sezte hinzu, der Ruhm bestehe nicht sowohl in der Erwerbung als in der Erhaltung des Erworbenen; eher hätte ihre Regierung weniger beglückt seyn mögen, als daß sie dieselbe zu einer Zeit niederlegte, da alle Europäische Völcker ihre Weisheit bewunderten; die vornehmsten Staatsbedienten wären von der Wahrheit dessen, was er vorbrächte, so sehr überzeugt, daß sie alle ihrem Beyspiele folgen und ihre Bedienungen niederlegen würden, wenn sie sich durch ihr Flehen nicht rühren ließe: damit ihnen die Nachkommen nicht vorwerfen könnten, daß sie in eine so schädliche Entschließung gewilligt hätten. Der Großkanzler fragte die Königinn hierauf, ob sie über ihre Unterthanen mißvergnügt sey? ob diese ihr

nicht

nicht Ehrerbietung und Gehorſam genug erwieſen? Er bat ſie, ihnen dieſes frey zu geſtehen, weil ſie ihr ſelbſt Recht verſchaffen wollten; alles, was ſie verlangte, wollten ſie eingehen; ſie wollten künftig dasjenige, was ihr angenehm wäre, ſorgfältiger als bisher ausforſchen, und nichts ſchonen, um ihre Hoheit und ihre Rechte zu behaupten; zu dieſem Endzwecke bäten ſie ihr von neuem ihr Leben und ihre Güter an: und da die Crone mit ſtarcken Schulden beſchwert ſey, ſo wären ſie bereit, dieſelben aus ihrem Vermögen zu bezahlen, und eine ſo beträchtliche Geldſumme zum Unterhalt ihres Hofes auszuſezen, daß derſelbe ſo glänzend ſeyn könnte, als irgend einer von den Nordiſchen Höfen.

Oxenſtierna ſprach mit ſo vieler Beredſamkeit und Hitze, daß alle Anweſende die Thränen in den Augen hatten, und Chriſtina mußte endlich nachgeben. Sie verſprach die Regierung beyzubehalten; aber mit der Bedingung, daß man niemals von einer Vermählung mit ihr reden ſollte. Man nahm dieſes willig an, und es wurden über den veränderten Entſchluß der Königinn große Freudensbezeigungen angeſtellt. Indem man die Bewegungsgründe noch genauer unterſuchte, welche ſie überwunden hatten, glaubten einige dieſen als den vornehmſten zu finden, weil ſie gehört habe, daß die auswärtigen Höfe ihren Vorſaz weder gebilligt, noch gelobt hätten. Allerdings machte dieſes einen ſtarcken Eindruck bey ihr, und einen nicht geringern machten die Merckmale der aufrichtigſten Zuneigung von ihren Unterthanen; das Bitten derſelben, welches überhaupt mehr über ſie vermochte als offenbarer Widerſtand. Sie ſcheinet auch eben, da ſie ihre Entſchlieſſung ins Werck ſezen wollte, den gewalſamen Sprung

vom

vom Throne in das Privatleben herab, mit kälterer Ueberlegung bedacht zu haben; er gefiel ihr nun weit weniger als bey den ersten Vorstellungen der Leidenschaft; und überdieß hatte sie dem Reiche, wie sie in ihren lezten Jahren sagte, noch nicht alles Gute erwiesen, das sie ihm zudachte: wenigstens suchte sie seitdem den Frieden, welchen dasselbe mit allen andern Staaten unterhielt, immer mehr zu befestigen. Zwar ihre Bemühung, im Jahr 1631 zu Lübeck einen sichern Vertrag mit Pohlen zu schließen, war wegen der Schwierigkeiten, welche von dieser Crone herrührten, fruchtlos. Es widersezte sich auch die Reichsstadt Bremen in eben diesem Jahre, als die Königinn begehrte, daß sie ihr huldigen sollte; man fieng schon an zu befürchten, daß sich von dieser Seite ein neuer Krieg erheben möchte, und einige glaubten sogar, der Kayser und Spanien suchten den Ausbruch desselben zu befördern; allein diese Bewegung ist von dem Nachfolger der Königinn bald gestillt worden.

Mittlerweile hatte sich die Königinn um ihr Reich durch viele weise und nüzliche Verordnungen wohl verdient gemacht. Von diesen kann nur wenig gesagt werden, weil sie eine Menge kleiner, außer Schweden nicht sonderlich wichtigen Gegenstände betrafen. Man könnte zwar auch dabey erinnern, daß nicht alle Anstalten dieser Art einem Fürsten allein zugeschrieben werden dürfen; sondern daß oft seine Räthe den meisten Antheil daran gehabt, und er nur die Unterschrift dazu hergegeben habe. Aber bey **Christinen**, die alles selbst beurtheilte, und, so viel es nur nach der Verfassung des Reichs möglich war, allein regierte, ist diese Einschränckung unnöthig. Unter ihren Verordnungen sind diejenigen besonders merckwürdig, welche sie zur strengern und durchgän-

gig

gig gleichen Verwaltung der Gerechtigkeit, zur Verbesserung der Geseze und des gerichtlichen Verfahrens nach den Regeln der Billigkeit, ergehen ließ. Durch andere mäßigte sie die üppige Pracht des Adels, und errichtete oder erweiterte Handlungsgesellschaften in alle auswärtige Theile der Welt. Da sich in der Urkunde, durch welche dem Adel seine Rechte bestätigt waren, der Ausdruck fand, daß die fünf höchsten Cron-Bedienungen keinem **Wanbyrding**, das heißt keinem **schlechtgebohrnen**, ertheilt werden sollten, und die neu geadelten Familien, so wie alle andere Classen der Bürger des Staats, dieses Wort als eine Beleidigung für sich ansahen: so erklärte es die Königinn in einer besondern Verordnung. Unter einem **Wanbyrding**, sagte sie darinne, soll nur derjenige verstanden werden, der seine ehrliche Geburt durch Müßiggang und Laster entehrt; wer aber tugendhaft ist, und seinem Vaterlande gute Dienste leistet, er mag nun vom Adel, oder von der Geistlichkeit, oder vom Bürgerstande, oder von den Bauern herstammen, soll von keiner Ehrenstelle im Reiche ausgeschlossen seyn. Dieses ist ohne Zweifel das sicherste Mittel, alle Bedienungen in einem Lande mit würdigen Männern zu besezen: denn man begreift nicht, warum derjenige, dessen Voreltern wegen ausnehmender Verdienste einen höhern Rang erhalten haben, bloß darum mehr Fähigkeit und Recht zu den wichtigsten Aemtern besizen soll, als ein anderer, dessen Geschlecht noch wenig bekannt ist.

Um diese Zeit entgieng die Königinn verschiedenen Gefährlichkeiten. Ich rede nicht von den heftigen Kranckheiten, die sie ausgestanden hat, von dem Angriffe eines Wahnwizigen, der sie beynahe in der Kirche umgebracht hätte, oder von andern Zufällen,

die

die vielleicht ſeltſam waren; aber ſie von den übrigen Menſchen nicht beſonders unterſchieden. Einer unter denſelben verdient erzählt zu werden, weil er ihre Gemüthsart merklich offenbarte. Da ſie im Jahr 1652 die Flotte beſichtigte, welche ſie zu Stockholm ausrüſten ließ, ſtand ſie mit dem Admiral **Flemming** auf einem kurzen und ſchmalen Brete. Dieſer trat zu nahe an das Ende deſſelben; das Bret fieng an zu ſincken; **Flemming** fiel in das Waſſer, und riß das Bret nebſt der Königinn mit ſich fort. Ihr erſter Stallmeiſter, **Anton Steinberg**, warf ſich geſchwind ins Waſſer, und ergriff ſie bey einem Ende ihres Kleides, indeſſen daß der Admiral, der ſich ſchon tiefer befand, ſie bey ihrem Unterrocke an ſich zog. Man rettete ſie bald; ſie war mit dem Kopfe zuerſt hinein gefallen, und hatte viel Waſſer verſchlungen: gleichwohl beſaß ſie ſo viele Gegenwart des Geiſtes, daß ſie, da ſie kaum aus dem Waſſer hervorgekommen war, ſogleich befol, dem Admiral beyzuſtehen, der ſie noch immer an ihrem Unterrocke faßte; ſie lobte ihn ſogar deswegen, weil er ſonſt gewiß verloren geweſen wäre. Auf ein ſo tödtliches Schrecken wollte ſie ſich weder zu Bette legen, noch Arzney nehmen; ſie ſpeiſte öffentlich, und fand ein Vergnügen daran, dieſe Begebenheit ſelbſt zu erzählen.

Mit einer andern Gefahr wurde ſie in eben dieſem Jahr durch eine aufrühreriſche Schrift bedroht, welche die beyden **Meßenius**, Vater und Sohn, aufgeſezt hatten und ausſtreueten. Sie ließen dem Prinzen von Schweden eine Abſchrift von derſelben zuſtellen, der ſie aber ſogleich an die Königinn ſandte. Man that ihm darinne den Antrag, daß ſich, wenn er die Waffen ergreifen und ſich der Regierung be-

mächtigen wollte, viele Einwohner von Stockholm, in andern Städten und auf dem Lande, für ihn erklären würden. Die Königinn, sagten die Verfasser, bekümmere sich nur um ihre Ergözlichkeiten, und bringe dadurch das Reich ins Verderben; wenn er jemals König werden wolle, müsse er sie und die vornehmsten von ihren Vertrauten aus der Welt schaffen. Der ältere Meßenius hatte von der Königinn die Freyheit von einer langen Gefangenschaft, den Adelstand, die Stelle ihres Geschichtschreibers und beträchtliche Einkünfte erhalten; allein seitdem sie in einer Streitsache, die er mit seiner Schwester führte, wider ihn gesprochen hatte, wurde er ihr unversöhnlicher Feind. Er bat um Erlaubniß, ihr noch vorher die Hand küssen zu dürfen, ehe er mit seinem Sohne hingerichtet würde: und Christina, welche die Reue dieses Undanckbaren gerne sah, bewilligte ihm diese lezte Gnade.

Schon lange sehen wir sie bloß mit der Regierung ihres Reichs beschäftigt; wir wollen aber nicht vergessen, wie sie zu gleicher Zeit gegen die Religion und die Wissenschaften gesinnt gewesen sey: und dieses können nicht bloß einige Anstalten zur äußerlichen Aufnahme von beyden beweisen, denn dergleichen sind fast von allen Fürsten getroffen worden. Niemand zweifelte damals noch, daß Christina dem Glauben der Evangelischen Kirche aufrichtig zugethan sey. Sie war sogar entschlossen, eine theologische Gesellschaft in Deutschland zum Besten derselben zu errichten, welche an der Vereinigung der Protestantischen Gemeinen arbeiten sollte: ein Entwurf, an welchem ihr Lehrer Matthiä vielen Antheil gehabt zu haben scheinet. Als der Französische Hof im Jahr 1648 den Vorsatz äußerte, die Protestantische Religion in

seinem

ſeinem neu erlangten Gebiete in Deutſchland zu unterdrücken, erklärte ſie ſich, daß es weder ihre Ehre noch ihr Gewiſſen verſtatteten, ihm darinne beyzuſtehen: ſie gab vielmehr zu erkennen, daß ſie ſich auch dagegen ſetzen würde. Einige Jahre darauf that der berühmte Franzöſiſche Biſchof Godeau in einem Schreiben an ſie, den Wunſch, daß ſie zu ſeiner Kirche übertreten, oder, nach der kirchlichen Sprache, ſich bekehren möchte. Allein ſie antwortete ihm im Jahr 1652, er verlange eine unmögliche Sache. „Die vornehmſte Anwendung meines Verſtandes, ſagt ſie, hat ſtets in der Unterſuchung der „Wahrheit beſtanden, und ich kann mich nicht ändern, „ohne mich von dem Ziele zu entfernen, das ich mir „immer vorgeſezt habe. Ich bin ſeit langer Zeit überzeugt, daß die Sachen, welche ich glaube, diejenigen ſind, welche man glauben muß. Es gehört „ſich vielmehr für mich, zu wünſchen, daß Sie unter ſo vielen ſchönen Einſichten, durch welche Ihre „Seele aufgeklärt iſt, auch diejenigen bekommen möchten, welche ich über dieſe Materie habe.„ Zu eben dieſer Zeit trat der Landgraf Ernſt von Heſſen Rheinfels zur Römiſchen Kirche. Der Prinz von Schweden fürchtete ſehr, ſein Schwager, Friedrich, Landgraf von Heſſen-Eſchwege, möchte dieſem Beyſpiele folgen: Chriſtina antwortete ihm nicht nur, ſie hoffe gewiß, Gott werde ein ſolches Unglück nicht zugeben; ſondern ſchrieb auch ſelbſt an dieſen Landgrafen. Sie will ihn gar nicht durch theologiſche Gründe von ſeinem Vorhaben abziehen, weil dieſes für die Prediger gehöre. Da ich aber, ſchreibt ſie, von einer dritten Religion bin, welche die Wahrheit gefunden, und ſich von den Meinungen der übrigen, als von falſchen, entfernet hat: ſo iſt es billig, daß ich als eine neutrale Perſon mit Ihnen rede. Sie

nimmt alſo den Bewegungsgrund, welchen ſie geg
ſeine Neigung gebraucht, bloß von der Ehre h
Diejenigen, ſagt ſie, welche auf eine ſolche Art
verändern, werden von denen, welche ſie verlaſ
haben, gehaßt, und von denen, zu welchen ſie tret
verachtet. Sie ſezt hinzu, der Ruhm eines Fürſ
hänge ſo ſehr von der Meinung ab, welche man von
ner Standhaftigkeit hat, daß er dem ſeinigen durch
nen ſolchen Fehler großen Nachtheil verurſachen w
de. — Dieſe beyden Schreiben ſind merckwürdig
nug in dem Leben einer Königinn, welche zwey Ja
darauf ſelbſt zur Römiſchen Kirche trat.

Weit mehr als dieſe Ergebenheit **Chriſtinens**
gen ihre Religion, fiel damals ihre ungemeine Liebe
den Wiſſenſchaften und die ſeltene Kenntniß, wel
ſie von denſelben beſaß, der Welt in die Augen. E
war von dieſer Seite, ſo wie von einigen andern, b
mit der Geſchichte zu reden, das Wunder ihrer Z
In den vornehmſten und gemeinnüzigſten Theilen
Gelehrſamkeit und in den ſchönen Künſten war ſie
ſehr geübt, daß man ſie unter die vorzüglich gele
ten Perſonen von Europa zählen konnte. Sie ſpra
die lateiniſche, deutſche, ſchwediſche, franzöſiſche u
holländiſche Sprache; ſie verſtand auch die griechiſ
ſehr wohl, ingleichen etwas von der italiäniſchen, d
morgenländiſchen, und andern mehr. Schon hatte
die meiſten Schriftſteller des Alterthums geleſen, und
las dieſelben noch täglich, inſonderheit die Geſchich
des Tacitus, welche ſie ein Schachſpiel nannte, w
dieſer große Lehrer der Staatsklugheit ein ſchwer
Vergnügen voll Nachdenckens und in Dunckelhe
eingehüllt erreget; ſie drückte aber jede Stelle deſſ
ben mit vieler Leichtigkeit in franzöſiſcher Sprach
aus. Sie hatte auch viele Schriften der Kirchen

väter gelesen: darunter schäzte sie den Clemens von Alexandrien, den Arnobius, Minucius Felix und Lactantius auch einige Schriften des Cyprianus und Hieronymus am höchsten; allen aber zog sie den Gregorius Nazianzenus vor. Ihre Wißbergierde war unersättlich: um dieselbe zu befriedigen, und doch den Reichsgeschäften keine Zeit zu rauben, wandte sie so viele ihrer übrigen Stunden dazu an, daß ihre Gesundheit merklich darunter litte. Mit ihrer Geschwindigkeit alles zu begreifen, war ein so vortreffliches Gedächtniß vereinigt, daß man mit dem Gesandten Chanût sagen konnte, sie mißbrauche dasselbe: man durfte würklich keinen Gedancken eines alten Dichters anbringen, daß sie nicht sogleich gemerckt hätte, woher er genommen sey. Sie urtheilte aber auch mit ausnehmender Scharfsinnigkeit von gelehrten Dingen: und an allen ihren Reden gefiel zugleich die natürliche Beredsamkeit, der lebhafte Witz, Richtigkeit und Nachdruck. Sie wollte eben nicht davor angesehen seyn, gelehrt und belesen zu seyn. Gerne hörte sie den Gelehrten zu, wenn sie über problematische Fragen stritten: sie sagte ihre Meinung darüber nicht eher, als bis sie alle geredet hatten, und diese faßte eine kurze aber hinreichende Entscheidung in sich.

Sie fand ihr Reich nicht arm an Gelehrten. In allen, auch den höchsten Ständen, gab es Kenner der Wissenschaften; allein die Schweden konnten sich doch hierinne nicht mit andern Nationen vergleichen. Sie waren immer zu kriegerisch gewesen, als daß die Gelehrsamkeit unter ihnen sehr wäre ausgebreitet worden, oder zu einer großen Vollkommenheit hätte steigen können. Gustav Adolph fieng glücklich an, sie dazu mehr als seine Vorgänger aufzumuntern. Seine

Tochter that alles, was noch in dieser Absicht fehlte, und wurde die Stifterinn des allgemeinern und feinern Geschmacks an den Wissenschaften. Zu den erhabenen Beyspiel, das sie selbst gab, kamen noch ihre sehr fruchtbaren Anstalten. Sie errichtete die hohe Schule zu Abo in Finnland, im Jahr 1640, und ertheilte ihr eben solche Vorrechte, als die Universität Upsal bereits hatte. Die Einkünfte der leztern vermehrte sich ansehnlich: sie besuchte dieselbe auch mehrmals, und wohnte den öffentlichen Uebungen derselben bey. Außer sieben neuen Schulen, entstand auch eine Gesellschaft der schönen Wissenschaften zu Stockholm durch ihre Sorgfalt. Sie gab jungen Schweden Jahrgelder, um in ihrem Vaterlande, oder auch bey den Ausländern in der Gelehrsamkeit starck zu werden; selbst nach Arabien ließ sie Reisen vornehmen, welche die Kenntniß dieses Landes und der morgenländischen Sprachen befördern sollten. Das Verbot, welches sie im Jahr 1651 an die Universität zu Upsal ergehen ließ, daß kein Theologe oder Prediger zum Professor der Philosophischen Facultät ernannt, und kein Lehrer der Philosophie, so lange er dieses Amt verwaltete, zum Prediger geordnet werden sollte; dieses Verbot konnte, nach der einmal festgesezten traurigen Scheidung der Facultäten, doch dazu dienen, daß die Gränzen der Theologie und Philosophie vor aller Vermischung gesichert waren.

Eines der würcksamsten Mittel, dessen sich Christina bediente, um den Eifer für die Wissenschaften unter den Schweden anzufeuern, war die Berufung so vieler auswärtigen Gelehrten in ihr Vaterland. Es waren wenige berühmte Schriftsteller in Europa, mit welchen sie nicht einen Briefwechsel unterhalten hätte; sie ladete dieselben ein, in ihr

Reich

Reich zu kommen, und bezeigte sich gegen sie überaus freygebig. Daß sie dieses alles bloß aus Begierde unternommen hätte, große Gelehrten näher kennen zu lernen, durch den Umgang mit ihnen ihre Einsichten zu bereichern, und die Verdienste derselben belohnen zu können, ist eben nicht wahrscheinlich. Der Ruhm, welchen sie dadurch erlangte, ist, nach dem edlern Ehrgeize zu urtheilen, von dem sie beherrscht wurde, ein Beweis, daß sie denselben auch gesucht habe. Niemals ist eine Fürstinn von den Gelehrten beredter gepriesen worden, als Christina; keine andere aber hat auch ausschweifendere Lobsprüche von ihnen erhalten. Der Dampf von diesem Räuchern scheinet ihre Augen etwas benebelt zu haben: nach und nach gewöhnte sie sich, die Menschen, über welche man sie so sehr erhob, verächtlicher anzusehen, als sie es verdienten. Alle Zeichen aber der tiefsten Verehrung, die sie von den Gelehrten empfieng, bewiesen nicht so viel, als eine trockene aber glaubwürdige Erzählung von demjenigen, was sie lobenswürdiges verrichtet hat. Da es, gewiß nicht zur Ehre der Wissenschaften, als eine seltene Herablassung betrachtet wird, wenn Fürsten in ihren Umgang Gelehrte aufnehmen: so kennen auch diese, so bald ihnen ein solches Glück wiederfährt, in den Lobsprüchen, welche sie denselben beylegen, weder Gränzen noch Ende.

Einer der ersten Gelehrten, welche Christina zu sehen wünschte, war Descartes, ein französischer Edelmann, den die Freyheit zu philosophiren nach Holland geführt hatte. Er hatte der Aristotelisch-Scholastischen Weltweisheit, die so lange in Europa regiert hatte, fast den ersten empfindlichen Stoß versetzt, die Vernunftlehre, die natürliche Theologie und Geisterlehre, die Geometrie und die Natur-

lehre, nicht alle mit gleichem Glücke, insonderheit die leztere mit dem wenigsten, aufzuklären gesucht; aber doch überhaupt dem menschlichen Verstande einen neuen Weg zum scharfsinnigen und nüzlichen Nachdencken gebahnet, und den ersten Grundsäzen unserer wichtigsten Erkenntniß so geschickt nachgespüret, daß wir seiner Anführung, auch nachdem wir ungleich weiter als er gekommen sind, sehr viel zu dancken haben. Chanüt, sein Freund, empfol ihn vermuthlich der Königinn. Er mußte ihn schon im Jahr 1646 im Nahmen derselben über die Frage zu Rathe ziehen, ob der Mißbrauch der Liebe oder des Hasses der ärgste sey? und nachher schrieb ihr Descartes, wie sie verlangte, seine Meinung über das höchste Gut. Auf ihre Einladung reiste er im Jahr 1649 nach Stockholm. Sie begegnete ihm überaus gnädig, und ließ ihn täglich des Morgens um fünf Uhr zu sich kommen, weil sie keine andere Stunde übrig behalten hatte, sich in seiner Philosophie unterrichten zu lassen. Man hat sogar behauptet, daß sie sich bey den Angelegenheiten der Regierung seiner Rathschläge bedienet habe; allein an einer Königinn, welche die Staatskunst von den größten Männern gelernet, und schon lange rühmlich ausgeübt hatte, und an einem Philosophen, dessen Einsamkeit nicht der Ort war, wo er politische Klugheit hätte erlangen können, ist dieses gar nicht glaublich. Er war würcklich nur darauf bedacht, ihr sein Lehrgebäude beliebt zu machen. Hierinne aber bezeigte sie sich weniger gelehrig, als er erwartete. Wenn es wahr ist, daß sie gesagt hat, die alten Thorheiten in der Philosophie wären so viel werth, als die neuen: so scheinet sie manche willkührliche Sätze und sinnreiche Muthmaßungen, die er aufbrachte, nach ihrem wahren Werthe beurtheilt zu haben.

haben. Die ungemeine Liebe der Königinn zur griechischen Sprache und überhaupt zur Gelehrsamkeit des Alterthums, gefiel dem **Descartes** nicht, und konnte einem Manne nicht gefallen, der sie bloß seine Erfindungen lehren wollte: der überhaupt wie ein anderer großer Philosoph der neuern Zeiten, vollkommener geworden seyn würde, wenn er die Alten höher geschäzt hätte. Allein er konnte übrigens mit ihrer Hochachtung gegen ihn völlig zufrieden seyn, und das Gerüchte, welches sich damals ausbreitete, er sey vor Verdruß gestorben, weil seine Lehrsäze bey **Christinen** so wenig Eingang gefunden hätten, war nichts als eine boshafte Auslegung. **Descartes** unterlag der rauhen Witterung in Schweden, wenige Monathe nach seiner Ankunft, im Jahr 1650. Er wurde von der Königinn sehr bedauert: sein Hirnschädel blieb in Schweden; allein die Anhänger seiner Philosophie haben sich bald daselbst verloren.

Mit noch lebhafterer Ungeduld rief die Königinn **Salmasium** an ihren Hof, den größten Gelehrten seiner Zeit nach dem Tode des **Grotius**, dessen Schriften einen unvergleichlichen Schaz von fast allen Arten der Wissenschaft ausmachen, der aber eben so sehr durch Stolz und Ungestüm vor den übrigen Gelehrten hervorragte. Er kam im Sommer des Jahrs 1650 in Schweden an, und erhielt seine Wohnung selbst in dem Pallaste der Königinn. Die Lehrbegierde und Verehrung, welche sie ihm bewies, kann kaum beschrieben werden. Da er in eine Kranckheit von einigen Monathen gefallen war, trug sie für ihn eine Sorgfalt, die man mehr eine Wartung nennen kann. Bey einem ihrer Besuche, zu welchem sie die junge Gräfinn **Sparre**, ihren Liebling, mitgenommen hatte, fand sie **Salmasium**, der im Bette lag, in einem Buche lesen, welches er aus Ehrer-

bietung für die Königinn sogleich zumachte. Sie nöthigte ihn, ihr dasselbe zu zeigen, und lächelte über eine sehr freye Stelle desselben. Um sich noch mehr zu belustigen, rief sie die Gräfinn herzu. „Komm, Sparre, sagte sie, hier ist ein schönes Erbauungs-Buch; es heißt, das Mittel zur Glückseeligkeit: lies mir diese Seite vor.„ Die Gräfinn hatte kaum zu lesen angefangen, als sie über die anstößigen Ausdrücke erröthete, und schwieg; allein die Königinn, welche laut lachte, zwang sie, alles zu lesen; ein unwürdiges Vergnügen, das auf Kosten der Tugend angestellt wurde. Salmasius kehrte im folgenden Jahre nach Leyden zurück, weil er es den Vorstehern dieser hohen Schule versprochen hatte: die vortheilhaften Anerbietungen der Königinn konnte ihn nicht zurück halten; aber desto mehr überhäufte sie ihn mit Geschencken. Gleiche Gesinnungen gegen ihn unterhielt sie bis an seinen Todt, der zween Jahre darauf erfolgte: sie begegnete auch seiner Familie gütig, und in dem Schreiben, wodurch sie seiner Witwe ihr Beyleid bezeigte, sagte sie unter andern, sie habe ihn als ihren Vater geliebt.

Die Schweden hingegen glaubten nicht, daß er so viele Ehre verdiene: sie sahen ihn als den ersten an, welcher Christinen in eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Religion gesezt hätte. Es ist wenigstens unleugbar, daß sein Landsmann Bourdelot, den er ihrer Gnade eifrig empfol, eine mercklich schlimme Veränderung in ihrem Charakter hervorgebracht hat: und diesen schien er nur deswegen an seinen Platz zu stellen, um durch einen so getreuen Anhänger desto mehr über das Gemüth der Königinn zu herrschen. Bourdelot war nicht einmal ein mittelmäßig gelehrter Mann: er gab sich vor einen Arzneygelehrten

lehrten aus, ohne von dieser Kunst viel zu verstehen. Dagegen war er ein feiner Schwätzer, der bald einen witzigen Einfall, bald eine Spötterey mit guter Art vorbrachte, sich in die Neigungen der Königinn vortrefflich zu schicken wußte, und durch mehrere Kunstgriffe sich das Ansehen eines Mannes von allgemeiner Gelehrsamkeit gab. Er sang außerdem artige Liederchen, spielte auf der Cither, kannte alle Arten von wohlriechenden Sachen, und wußte sogar mit den Verrichtungen der Küche umzugehen. Ein solcher Mann hätte wohl sehr leicht Frauenzimmer von gemeinen Gaben eingenommen; aber daß er **Christinen** bezaubert hat, die eine so große Kennerinn von gründlichen Eigenschaften und Verdiensten war, dieses gehört zu den Schwächen der menschlichen Beurtheilung, vielleicht auch des Hangs, der uns bisweilen zu Gegenständen hinabreißt, die wir, wenn wir bloß nach unsern Einsichten handelten, kaum ansehen würden. **Christina** ernannte den **Bourdelot** zu ihrem ersten Leibarzte, und er wurde zugleich ihr Vertrauter. Er ergriff ein sicheres Mittel, um allein bey ihr alles zu gelten. Nach und nach waren verschiedene große Gelehrte, auf ihr Verlangen, nach Stockholm gekommen: über diese machte er bittere Anmerckungen, und er stellte ihr nächstdem vor, daß ihr übermäßiges Studieren ihrer Gesundheit bisher sehr schädlich gewesen sey; daß sie sich durch dasselbe ohnfehlbar das Leben abkürzen würde; und daß überhaupt dergleichen zu ernstliche Beschäftigungen für Pedanten und Philosophen gehörten; zum wenigsten werde an dem Französischen Hofe ein gelehrtes Frauenzimmer vor ein sehr lächerliches Geschöpf gehalten. Da er als Arzt und auch in den Augen der Königinn als Gelehrter sprach: so warf sie einige Zeitlang alle Bücher weg; sie fühlte sich munterer,

terer, und ſagte öffentlich, Bourdelot habe ihr das Leben gerettet. Er entfernte von ihr alle diejenigen, ſelbſt Franzoſen, welche auf ihre beſondere Gewogenheit einen Anſpruch hätten machen können: ihr vornehmſter Günſtling ſogar, der Graf de la Gardie, fiel durch ihn in Ungnade.

Der mächtige Einfluß dieſes unverſchämten Ausländers fieng ſchon an, der Königinn die Liebe ihrer Unterthanen zu entreißen. Die Großen des Reichs beklagten ſich, daß er den Zutritt zu ihr beynahe ganz verſchlöſſe, und täglich neue Veränderungen am Hofe veranſtaltete. Die Aerzte nannten ihn einen Unwiſſenden in ihrer Kunſt: ihnen glaubte der Adel, und bat daher Chriſtinen, ihm ihre Geſundheit nicht anzuvertrauen. Wichtiger als alle dieſe Beſchwerden war die gerechte Beſchuldigung, daß Bourdelot eben ſo gottlos in ſeinen Grundſäzen als leichtſinnig in ſeiner Aufführung ſey. Er läſterte die Religion ungeſcheut: und da die Schweden endlich für ihre Königinn beſorgt wurden, beſchloß die Geiſtlichkeit, ihr darüber geheime Vorſtellungen zu thun. Dieſes erfuhr die Mutter der Königinn, welche ſeit einiger Zeit nach Schweden zurück gekehrt war, und kam derſelben zuvor. Allein ihr Verſuch wurde ſo übel aufgenommen, daß ſie ihren Kummer in Thränen ausgoß: und kaum überwand ſich ihre Tochter einige Stunden darauf, ſie zu beſuchen, ohne doch ein Wort von dieſer Sache mit ihr zu ſprechen. Hierauf verbanden ſich einige der vornehmſten Schweden, dem Bourdelot das Leben zu rauben: er entgieng zwar ihren Nachſtellungen; durfte aber ſeitdem niemals ohne eine ſtarcke Begleitung ausgehen.

Dieſer

Dieser Vertraute der Königinn leistete im Anfange selbst seinem Vaterlande bey ihr schlechte Dienste. Er war ein genauer Freund des Spanischen Gesandten, und ein Anhänger des Prinzen von Conde, der damals mit den Spaniern gegen den Französischen Hof kriegte: man merckte es auch bald, daß Christina kaltsinnig gegen Franckreich wurde; wozu die Abwesenheit des Gesandten Chanut ebenfals etwas beygetragen hatte. Endlich gab die Königinn dem Bourdelot im Jahr 1653 den Abschied, um ihn, wie sie sagte, dem öffentlichen Hasse zu entziehen; allein er war noch im Besitze ihrer Gnade, und empfieng nach so vielen reichlichen Geschencken noch dreyßig tausend Reichsthaler. Er war noch nicht lange nach Franckreich zurück gekommen, als ihn die Königinn schon vergaß, und — eine Folge so übereilter Neigungen — gar verabscheuete. Sie bekam einen Brief von ihm, hielt denselben an die Nase, und ließ auch einen Hofbedienten daran riechen; darauf rief sie aus: O wie riecht er nach Arzney! und warf ihn auf die Seite. Sie gab sogar vor, sie hätte ihn gleich, da er an ihren Hof gekommen wäre, als einen eiteln Menschen kennen gelernet; aber nur sehen wollen, wie weit er seinen Ehrgeiz treiben würde. Eine Entschuldigung, welche offenbar ersonnen war, um ihre Beschämung zu verdecken. Bourdelot erhielt von dem Cardinal Mazarin eine Abtey, vielleicht weil er ihm sehr gute Nachrichten von dem Zustande des Schwedischen Hofes ertheilen konnte: und würcklich hatte ihm auch Christina ein Empfelungsschreiben an den Französischen Hof mitgegeben; indessen daß ihn alle Schweden mit Verwünschung begleiteten.

Unter

Unter den andern Gelehrten, welche die Königinn zugleich an ihren Hof gezogen hatte, war Isaac Voßius einer der ersten. Er machte seine große Gelehrsamkeit durch die sonderbaren Meinungen, welche er verfochte, zum Theil unbrauchbar, und man konnte ihn weder im Glauben noch im Leben einen wahren Christen nennen. Die Königinn setzte ihn zum Aufseher ihrer Büchersammlung: sie berief auch alle Gelehrte zu sich, welche er und Salmasius ihr rühmten. Einer von denselben war Bochart, ein großer Kenner der morgenländischen Sprachen, der ganzen Gelehrsamkeit des Alterthums, und vieler andern Wissenschaften; aber zugleich wegen seiner Rechtschaffenheit ehrwürdig. Kaum war er im Jahr 1652 in Schweden ans Land getreten, als ihn die Königinn durch einen Brief bewillkommte, zugleich aber dem Voßius, der mit ihm zurück gekommen war, befohl, sich wieder nach Holland zu begeben: dieses sollte er als eine Strafe seiner Feindschaft gegen Salmasium ansehen. Bochart wurde desto gütiger aufgenommen: er war auch gefälliger gegen die Königinn, als es sich für sein Alter schickte, indem sie ihn nöthigte, den Federball mit ihr zu spielen. Sie war es, die ihn bewog, in Schweden selbst an seinem vortrefflichen Wercke über die Thiere, deren in der heiligen Schrift gedacht wird, dem er den Namen Hierozoicon gab, zu arbeiten. Zuweilen brachte ihn Bourdelot um die Merckmale ihrer Hochachtung: sie hatte schon versprochen, in eine Versammlung zu kommen, in welcher er ein Stück aus einem andern seiner schäzbaren Bücher vorlesen wollte, worinne er unter der Aufschrift Phaleg und Chanaan die alte Erdbeschreibung aufklärte; allein der Arzt schrieb ihr eine Arzney vor, bey welcher sie das Bett nicht verlassen durfte.

Viele

Viele andere von eben dieser Nation kamen von ihr gerufen gleichfals nach Schweden. Hüet oder Huetius war noch sehr jung, und begleitete eigentlich den Bochart; er gefiel aber der Königinn so wohl, daß sie ihn in ihre Dienste nehmen wollte; nur ihre veränderliche Gemüthsart, wie er selbst sagt, hielt ihn davon ab. Da er glaubte, daß die Schweden den Ausländern, sonderlich den Franzosen, welche zu ihnen kamen, nicht gefällig genug begegneten, so schrieb er einige beißende Verse wider sie; allein die Königinn rieth ihm, dieselben zu unterdrücken, weil sie sehr übel aufgenommen werden möchten. In der That hatten die Franzosen fast den ganzen Hof der Königinn besezt, halb als Gelehrte, halb als Hofbedienten: sie genossen ansehnliche Einkünfte und Vorzüge; Ursache genug zum Verdruß für die Schweden, wenn sie auch nur den einzigen Bourdelot betrachteten, und ihre Königinn ganz in Französische Manieren eingekleidet sahen. Naude oder Naudäus war noch ein berühmter Franzose an Christinens Hofe: er verdiente die Stelle ihres Bibliothecarius, welche sie ihm ertheilte. Die meisten übrigen waren mehr wizig und beredt, als wahre Gelehrte: sie hatte unter andern vier Franzosen zu Geheimschreibern.

Pascal, einer der scharfsinnigsten Männer, welche Franckreich hervorgebracht hat, schickte ihr die von ihm erfundene Rollscheibe zum Geschencke: eine Maschine, mit welcher man alle Aufgaben der Rechenkunst ohne eine andere Hülfe ausführen konnte; die aber, so viel ich weiß, von einer andern Erfindung unsers Leibnitz übertroffen worden ist. Er schrieb noch dazu einen sinnreichen Brief an die Königinn, in welchem er zeigte, wie weit größer der Ruhm sey, über den Geist der Menschen, wie sie, durch ihre Weisheit zu

regie-

regieren; als bloß über die Körper derselben, worinne allein die Gewalt der meisten Fürsten bestünde. **Christina** ehrte auch den **Gaßendi** vorzüglich, der nebst dem **Descartes** so großen Antheil an den ersten Versuchen zur Verbesserung der Philosophie in den neuern Zeiten hatte: er schrieb daher im Jahr 1652 zuerst an sie, um diese Gewogenheit danckbar zu erkennen, und sie versicherte ihm dagegen, daß sie ihn künftig als das Orakel der Wahrheit über ihre Zweifel zu Rathe ziehen, und seine Vorschriften eben so heilig beobachten werde, als man die Lehren der berühmtesten Gesezgeber beobachte.

Als ihr **Balzac**, der damals fast vor den beredtesten Mann in Franckreich gehalten wurde, seine Schriften sandte, beschenckte sie ihn mit einer goldenen Kette. Verschiedenen andern Französischen Gelehrten, als den beyden **Valois**, dem **Sarrau** und **Güjet**, schickte sie eine goldene Schaumünze, auf deren einen Seite sie mit dem Helme der **Minerva** bedeckt, und einen Oehlzweig betrachtend, auf der andern Seite aber die Sonne abgebildet war, die den ganzen Raum mit ihren Strahlen füllte. Diese Münze, welche wegen ihrer Erfindung wohl werth war, angeführt zu werden, gab zu schönen Sinngedichten der erstgedachten Gelehrten Gelegenheit.

Um diese Zeit eignete **Scüdery** der Königinn seinen **Alaric** zu, ein Gedicht, das eben sowohl als alle andere, die er damals mit großem Beyfall schrieb, gänzlich vergessen ist. Sie hatte ihm für diese Zueignungsschrift eine goldene Kette von tausend Pistolen am Werthe zugedacht; doch mit der Bedingung, daß er aus seinem Gedichte alle Stellen weglassen sollte, in denen er den Grafen **Magnus** de la

Gardie

Gardie, welcher nicht mehr ihre Gunst besaß, gelobt hatte. Scüdery gab auf diesen Antrag eine Antwort, wegen welcher ich es ihm vergebe, ein schlechter Poet gewesen zu seyn. „Wenn gleich die goldene Kette, sagte er, so groß und so schwer seyn sollte, als diejenige, von welcher in der Geschichte der Yncas Meldung geschieht; so werde ich doch nie den Altar einreißen, auf welchem ich einmal geopfert habe.„ Christinen mißfiel diese großmüthige Standhaftigkeit; allein sie war selbst hierbey nichts weniger als großmüthig gewesen, und stand endlich von ihrem Begehren ab. Die Zweifel, welche man gegen diese ganze Erzählung, die sich vom Niceron herschreibt, gemacht hat, kommen mir nicht erheblich genug vor.

Vor andern Gelehrten in Franckreich aber fand die Königinn am Menage, der mit vieler Gelehrsamkeit nicht weniger Lebhaftigkeit und Witz verband, einen außerordentlichen Gefallen. Er bekam von ihr, da er die lateinischen Wercke des Balzac zuschrieb, eine kostbare goldene Kette: er besang aber auch ihr Lob durch Gedichte in mehr als Einer Sprache. Ob sie ihn gleich öfters einladete, nach Schweden zu kommen; so entschuldigte er sich doch immer, daß er ihr nicht gehorchen könne. So wie Menage jeden Mittwoch eine Zusammenkunft von Gelehrten bey sich hielt: so hatte sie eine gelehrte Gesellschaft errichtet, welche sich alle Donnerstage bey ihr versammlete. Von diesen Tagen nahm sie Gelegenheit, mit einer wizigen Anspielung, die man nicht wohl übersezen kann, an ihn zu schreiben: Ma *Joviale* est très humble servante de votre *Mercuriale;* gleichsam: Meine lustige Gesellschaft ist eine gehorsame Dienerinn von ihrer Verweisgebenden. Der Scherz,

der in dieſen Worten ſteckt, iſt eben nicht ſehr ſinnreich; gleichwohl glaubte **Menage**, er müßte ſich nicht von ihr, ſondern von einem Franzoſen herſchreiben.

Auch Deutſchland hatte zu **Chriſtinens** Zeiten Männer, deren Gelehrſamkeit ihrer Aufmerckſamkeit würdig war: vielleicht nicht nur eben ſo viele, als andere Europäiſche Länder; ſondern auch noch mehrere. Aber es iſt leicht zu begreifen, warum ſie ihre Neigung zu den Wiſſenſchaften weit weniger in unſer Vaterland, ob es gleich mit Schweden in einer ſo nahen Verbindung ſtand, als nach Franckreich, geführt habe. Unſere Gelehrten wußten ſehr viel: ſie wußten es auch gründlich; ihr geduldiger Fleiß konnte nicht übertroffen werden, und ſie arbeiteten nicht ohne Nutzen. Aber man kann nicht ſagen, daß ſie es auch häuffig genug mit Geſchmack, mit einer von Witz und von den ſchönen Wiſſenſchaften belebten gefälligen Miene gethan haben. Wie ſie überhaupt die Kunſt nicht verſtanden, ihre Wiſſenſchaft möglichſt geltend und ſcheinbar zu machen: ſo verſagte ihnen inſonderheit ihre bisher zu nachläßig bearbeitete Sprache diejenigen Dienſte, welche den Gelehrten anderer Nationen ſo vortheilhaft geworden ſind, und man konnte ſie faſt nur im lateiniſchen Anzuge leſen. Kriege, kirchliche Streitigkeiten und Mangel an Aufmunterung von Seiten der Großen, hielten den Zuſtand der Gelehrſamkeit bey den Deutſchen in dieſen Schrancken zurück. Unterdeſſen glaube ich es dem **Iſaac Voßius** dennoch nicht, daß **Chriſtina** die Lobreden der deutſchen Gelehrten nicht ohne Eckel habe betrachten können, und ſich geſchämt habe, von ſolchen Leuten geprieſen zu werden. Man weiß, daß es Voßius mit einer ihm eigenen unbilligen und ſtolzen

Art

Art vergessen hat, daß er von den Deutschen herstamme: und Christina fand gewiß unter diesen mehrere Lobredner, die ihr Ehre machten.

Hermann Conring war unter diesen der vornehmste, und ohne Zweifel der größte Gelehrte seiner Zeit in Deutschland. Die Königinn ließ ihn durch ihren Gesandten Salvius, nachdem der Westphälische Friede geschlossen war, nach Schweden mitnehmen, wo sie ihm, unter vielen Gnadenbezeigungen, die vortheilhaftesten Anerbietungen zu einer bleibenden Stelle that; da er sich aber verbunden hielt, nach Helmstädt zurück zu kehren, ernannte sie ihn zu ihrem Rathe und ersten Leibarzte, machte ihm prächtige Geschencke, und gab ihm eine jährliche Besoldung von sechszehn hundert Thalern; aber auch in der Folge bemühte sie sich vergebens, ihn nach Schweden zu ziehen. Auf ihren Befehl brachte er im Jahr 1652 die Archive des Herzogthums Bremen in Ordnung, und schrieb zugleich ein Buch zur Vertheidigung ihrer, oder der ehemaligen Erzbischöflichen Rechte auf die Stadt Bremen; auch rechtfertigte er unter ihrem Nachfolger, der ihm jene Wohlthaten bestätigte, den Krieg der Schweden gegen Pohlen in einer besondern Schrift; zulezt aber neigte er sich noch auf Dänemarcks Seite. So wahr ist es, daß nur die Liebe zum Vaterlande auch ohne Belohnungen unveränderlich ist.

Früher als Conring war Johann Freinsheim oder Freinshemius nach Schweden gekommen, wo er Bibliothecarius der Königinn und Professor zu Upsal wurde. Sie schenckte ihm für eine lateinische Rede, welche er in ihrer Gegenwart daselbst hielt, tausend Thaler. Er wußte würcklich beredt und fein

zu loben. Darunter rechne ich insonderheit dieſes, daß er ſchöne Gedancken anführte, die er von ihr gehört hatte, wie unter andern dieſen: „Ich halte keinen „vor einen groſſen König, bey dem nicht eben der „Umſtand, daß er regiert, ſein geringſter Vorzug „iſt,„ ingleichen dieſen: „Ich verwende die Zeit gerne „ne auf das Leſen, und dieſes deſto mehr, weil ich „mercke, daß ich durch dieſes Mittel keinen Augen„blick von meinem Leben verliere: ich vermehre es „vielmehr um ein groſſes durch das Leben anderer: „denn diejenigen, deren gute Handlungen, ſchöne Leh„ren und weiſe Erinnerungen ich leſe, geben mir ei„nen Theil von ihrem Leben.„ Wenn Freinshemius noch weiter von der Königinn ſagt: „Sie trägt immer einerley Geſicht; ich habe ſie ſtets aufgeräumt, entſchloſſen, gleich im Glücke und Unglücke, gemäßigt bey Luſtbarkeiten, und groſſmüthig bey traurigen Vorfällen geſehen:„ — ſo mag dieſes alles wahr ſeyn; nur auf das Zeugniß einer Lobrede, die vor ihr gehalten worden iſt, nehme ich es noch nicht an. So viel Wahres auch in dergleichen Reden war; ſo hätte ſie doch dieſelben mehr belohnen als anhören ſollen. Ihre Gewogenheit gegen dieſen verdienten Gelehrten gieng übrigens ſo weit, daß ſie, auf ſeine Fürſprache, ſeiner Vaterſtadt Worms den gröſten Theil des Geldes erließ, welches dieſelbe, wie andere deutſche Städte, für die Kriegskoſten an ſie zahlen ſollte. Als er endlich ſeiner Geſundheit wegen nach Straßburg zurück gehen mußte, ließ ſie ihm noch ferner ſein Jahrgeld auszahlen, und gab ihm auch in der Folge den Titel ihres Rathes.

Von eben der gedachten hohen Schule berief Chriſtina einen andern ſehr gelehrten Mann, Johann Heinrich Böklern, den ſie zum Profeſſor

der

der Beredsamkeit auf der Universität Upsal, und zu ihrem Geschichtschreiber ernannte. Die Mißhandlungen, welche er von den Studierenden zu Upsal erlitt, nöthigten ihn bald seinen Abschied zu begehren: die Königinn aber, welche ihn ungerne verlor, indem sie ihn öffentlich vor einen in seinem Lehramte fast unvergleichlichen Mann erklärte, schenckte ihm nicht nur vier tausend Thaler, und eine goldene Kette von zweyhundert Ducaten; sondern sie ertheilte ihm auch den Titel ihres Geschichtschreibers und Rathes auf immer, und eine jährliche Besoldung von achthundert Thalern. **Johann Scheffer**, und einige andere berühmte Deutsche wurden gleichfals von der Königinn nach Schweden gerufen, und erfuhren ihre Güte — doch nicht immer auf eine gleiche und beständige Art — davon wurde **Meibom**, dessen Werck von der Musik der Alten so bekannt ist, ein trauriges Beyspiel. **Bourdelot** beredete die Königinn, daß sie ihn nöthigte, nach dieser Musik zu singen, und den **Naudäus**, der von den Tänzen der Alten geschrieben hatte, auf griechisch und römisch zu tanzen. Die Lust, welche sich **Christina** dadurch machte, war, um nicht mehr zu sagen, unedel und ungelehrt: denn diese beyden rechtschaffenen Männer wurden zum Gelächter des ganzen Hofes. **Meibom** rächte sich an dem Stifter dieser Beschimpfung, indem er ihm einige tüchtige Ohrfeigen gab; er mußte aber Schweden deswegen verlassen.

Die ausnehmende Gewogenheit der Königinn gegen alle Gelehrte von großen Verdiensten, braucht nun nicht durch mehrere Beyspiele bestätigt zu werden. Selbst einige unter diesen glaubten, daß sie sich ihrer Neigung hierinne zu sehr überlasse. Ihre Freygebigkeit kannte keine Gränzen; unterdessen war

ſie doch königlich. Ferrari, ein berühmter Redner zu Padua, hielt ihr zu Ehren eine vortreffliche lateiniſche Rede, welche ihren Beyfall ſo ſehr erlangte, daß ſie ihm eine goldene Kette, tauſend Goldgülden werth, verehrte. Bey dieſer Gelegenheit ſchrieb der jüngere Heinſius an die Königinn aus Italien, dieſes Geſchenck mache großes Aufſehen, zumal da Ferrari zuweilen am Halſe herumtrüge; es ſey daher zu befürchten, daß auch diejenigen anfangen möchten, ihre Freygebigkeit zu bewundern, welche ihre übrigen Tugenden nicht zu ſchätzen wüßten, und daß dieſe mit ſchlechten Schriften ihren Schutz ſuchen möchten. Ich will aber ſehr dafür ſorgen, ſetzte hinzu, daß eine Wahl der Köpfe getroffen werde, und es wenigen erlaubt werde, den Ferrari nachzuahmen. Ein kräftiges Mittel gegen dieſe Furcht würde vielleicht geweſen ſeyn, bloße Lobreden gar nicht, oder doch nicht zu reichlich zu belohnen. Einige Zeit darauf bat Ferrari die Königinn, im Nahmen der zu Padua ſtudierenden Deutſchen, daß ſie für dieſelben ein Gebäude daſelbſt aufrichten laſſen möchte, in welchem ſie beyſammen wohnen könnten; allein verſchiedene Hinderniſſe ſezten ſich der Erfüllung dieſes Wunſches entgegen.

Unterdeſſen hatte Chriſtina eine ungemein zahlreiche und ſchöne Bibliotheck von gedruckten Büchern und Handſchriften aus allen Gegenden geſammlet. Sie ſchickte ſchon im Jahr 1649 den gelehrten Hiob Ludolph nach Rom, um ſich zu bemühen, ob er diejenigen Nachrichten und Urkunden zur Schwediſchen Geſchichte, welche die beyden Brüder, und Erzbiſchöfe zu Upſal, Johann und Olaus Magni, dahin mitgenommen hatten, ausfindig machen könne. Ob er gleich nicht glücklich war; ſo bereicherte

cherte er doch die Königinn mit einem nüzlichen Zuwachs. **Isaac Voßius** reisete auf ihren Befehl mit einer uneingeschränckten Vollmacht in Franckreich, Deutschland und in den Niederlanden herum: er kaufte die Handschriften zum Theil für einen ungeheuren Preiß; es übersteigt aber alle Glaubwürdigkeit, daß er für die unächte Babyloniſche Chronik des **Jamblichus**, und für die Kirchenhiſtorie des Arianers **Philoſtorgius**, die wir nur in einem Auszuge übrig haben, hundert und sechszig tauſend Thaler bezahlt haben ſollte. Zu Paris kaufte er für die Königinn die Bibliotheck des königlichen Rathes **Petau**, welche einen wichtigen Schaz von Handſchriften, die Franckreich betrafen, enthielt, für vierzig tauſend livres. **Gilbert Gaulmin**, ein berühmter Gelehrter, bot ihr, auf Eingebung des **Voßius**, ſeine Sammlung morgenländiſcher Bücher, welche zwanzig tauſend Thaler hoch geſchäzt wurde, als ein Geſchenck an; ſie nahm dieſelbe an, ließ ihm aber dafür dreyßig tauſend Reichsthaler zahlen, und trug dem Rabbi **Menaßeh Ben Iſrael**, der durch ſeine Gelehrſamkeit und ſeinen guten Charakter rühmlich bekannt war, auf, dieſe Sammlung zu ergänzen. **Chriſtina** kaufte auch dem **Voßius** ſeine eigene Bibliotheck für zwanzig tauſend Gulden ab; er behielt aber die Aufſicht darüber, nebſt einem Jahrgelde von fünf tauſend Gulden, Wohnung und Tiſch bey Hofe. Ueberhaupt ſorgte er bey dieſem Geſchäfte weit mehr für ſeine als für die Vortheile der Königinn: und **Chriſtian Ravius**, ein halb fanatiſcher Kenner der morgenländiſchen Sprachen, deſſen Bibliotheck ebenfals in die Königliche kam, ſcheinet ſich dieſer Gelegenheit auch nicht zum ehrlichſten bedient zu haben.

Einen andern großen Gelehrten, der aber zugleich ein sehr redlicher Mann war, den Nicolaus Heinsius, hatte Christina im Jahre 1651 nach Italien geschickt, wo er sich ein paar Jahre aufhielt, und ungemeine Schätze von aller Art für ihre Bibliotheck zusammenkaufte. Er war der einzige Gelehrte, welcher in ihren Diensten beynahe bis zur Dürftigkeit kam, weil sie, erschöpft von so vielem Aufwande, ihm einige tausend Thaler von seinem Jahrgelde schuldig blieb. Er beklagte sich darüber gegen sie in einem sehr nachdrücklichen Briefe, dessen Ausdrücke seine Befriedigung noch verzögert zu haben scheinen; die aber endlich doch erfolgt ist, nachdem die Königinn lange zu regieren aufgehöret hatte. Außerdem hatte sie aus der Beute einiger eroberten Städte in Deutschland, sonderlich aus Olmütz und Prag, eine sehr ansehnliche Bücherſammlung errichtet. Man konnte ihre Bibliotheck unschätzbar nennen: so wohl wegen der unermeßlichen Kosten, welche sie darauf verwandt hatte, als wegen der Seltenheit und des Werthes ihres Inbegriffs. Es fanden sich darinnebloß siebenhundert hebräische Handschriften des Alten Testaments, und von jeder anderer Gattung, sonderlich von den griechischen und lateinischen Schriftstellern des Alterthums, eine so große Anzahl, daß die gesammten Handschriften wohl über acht tausend mögen betragen haben. Dazu kam eine eben so herrliche Sammlung von Wercken der Kunst, die sie vornemlich aus Italien gezogen hatte, von Bildsäulen, Gemählden, Münzen, und andern Sehenswürdigkeiten, zum Theil auch aus der Natur. Schöner noch als alles dieses war die eigene Einsicht, und der feinere Geschmack, mit welchem Christina selbst alles zu schätzen und zu gebrauchen wußte. Ihre Bibliotheck machte nicht bloß eine besondere Art von Ta-

peten

peten aus, durch welche sich einige Zimmer ihres Palastes von den übrigen unterschieden hätten: sie arbeitete darinne fast mit dem Eifer eines Gelehrten, der sich unterrichten, sich Ruhm und Unterhalt erwerben will. Von ihrer Kenntniß der schönen Künste zeugte auch die sorgfältige Begierde, mit welcher sie treffliche Mahler und andere, die sich in denselben hervorthaten, an ihren Hof berief.

Diese Beschäftigungen, die so viele Zeit verlangten, raubten der Königinn doch nichts von derjenigen, welche sie nöthig hatte, um selbst regieren zu können. Ihre Liebe zu den Wissenschaften und Künsten wäre sonst nur ein glänzender Fehler gewesen; allein sie fuhr immer fort, zugleich auf alle Seiten des Staats ihre Aufmerckſamkeit zu richten. Unterdessen hatte doch auch der Großschazmeister und Oberhofmeister, der Graf **Magnus de la Gardie**, einen sehr starcken Antheil an ihrer Regierung, seit dem Jahre 1650. Er verlor denselben nach und nach durch die Kunstgriffe des **Bourdelot**. Dieser brachte der Königinn eine Abneigung gegen ihn bey, und als sich der Graf bey ihr über den Arzt beklagte, konnte er sein Vorgeben nicht erweisen: dadurch wurde er der Königinn zuerst mißfällig. Nach der Abreise des **Bourdelot** schadete ihm der Spanische Gesandte **Pimentel** bey der Königinn; er beschleunigte aber seinen Fall selbst im Jahr 1653, als er sich beschwerte, daß sie ihm eine Verrätherey Schuld gegeben, und hinzu gesetzt hätte, sie wollte sich zwar selbst an ihm nicht rächen, weil sie ihm ihre Freundschaft versprochen hätte; allein der Prinz von Schweden sollte es thun, und sie würde es nicht ungerne sehen, wenn ihn andere beleidigten. Die Königinn leugnete dieses gesagt zu haben; diejenigen, von wel-

chen der Graf dieſe Nachricht bekommen haben wollte, widerſprachen dieſer Beſchuldigung als einer Unwahrheit: und es wurde ihm endlich, nach einer für ihn beſchämenden Unterſuchung, der Hof verboten. Vielleicht erkühnten ſich die Zeugen, auf welche ſich der Graf berief, nicht, ihre Erzählung vor den Ohren der Königinn zu bekräftigen; vielleicht aber, und dieſes iſt noch wahrſcheinlicher, hatte ihn ſein gegründeter Verdacht über ihre Geſinnungen verführt, mehr in ſeine Klagen einzumiſchen, als er darthun konnte. Genug, die Königinn erklärte ſich, ohngeachtet der eifrigen Fürſprache, welche die Prinzen, ſeine Anverwandten, für ihn anwandten, daß die Gerechtigkeit ihr befehle, den Grafen zu vergeſſen.

Dagegen gab ſie dem Großkanzler von neuem Zeichen eines Vertrauens, das er lange nicht genoſſen hatte: und dieſer ehrwürdige Greiß empfand darüber eine ſo lebhafte Freude, daß er gleichſam augenſcheinlich verjüngt wurde. Der Graf de la Gardie erſuchte ihn bey ſeinem Unglücke um Rath und Beyſtand; auch die Königinn verlangte ſeine Meinung über dieſe Angelegenheit zu wiſſen. Darauf antwortete Oxenſtierna, er ſehe zwar wohl, daß der Graf ſich ihrer Gewogenheit nicht klug und beſcheiden genug bedienet habe; es ſtehe auch bey ihr, ob ſie ihm Gnade oder Ungnade wiederfahren laſſen wollte; er neige ſich wenigſtens auf die erſtere Seite, nach dem was er von dieſer Sache urtheilen könne. Allein Chriſtina glaubte dieſelbe genauer einzuſehen, und blieb bey ihrem Entſchluſſe. Im Jahr 1654 that ihr der Reichs-Rath Vorſtellungen wegen der Wiedereinſezung des Grafen in ſeine Würde. Der Großkanzler ſagte inſonderheit, der Graf ſey einer von den hohen Reichsbedienten, und die Königinn habe keine hin-

hinlänglichen Ursachen bekannt gemacht, warum sie ihn aus dem Reichs-Rathe entfernt hätte: es sey also ihrer Größe anständig, ihm die Fehler, welche er begangen haben mochte, zu verzeihen, und ihm, ehe sie noch die Regierung niederlegte, seine Stelle wieder einzuräumen; sie bäten sie darum angelegentlich. Vergebens: — ihr Nachfolger, sagte sie, möchte hierinne thun, was ihm gefiele; aber sie hatte auch diesem Nachricht gegeben, daß ihm der Graf bey ihr sehr schlimme Dienste geleistet hätte; er kam daher erst nach dem Tode des Großkanzlers bey dem neuen Könige in Ansehen.

Doch zu der Zeit, da dieser Günstling verstoßen wurde, war schon ein anderer an seine Stelle getreten, der **Christinen** und Schweden weit mehr geschadet hat, als der erstere. **Pimentel**, Gesandter von Spanien, kam im Jahr 1652 zu Stockholm an. Man erzählt, daß er bey dem ersten Gehöre, das ihm die Königinn ertheilte, nach einer tiefen Beugung zurück gegangen sey, ohne eine Wort zu reden; den Tag darauf aber habe er um ein neues Gehör angesucht, und dabey eine sehr schmeichelhafte Rede an sie gehalten. Als ihn die Königinn fragte, warum er zum erstenmale gar nichts gesprochen hätte, habe er geantwortet, er sey von ihrem majestätischen Anblicke so starck gerührt worden, daß er Zeit gebraucht hätte, um sich wieder zu fassen; dieser Einfall habe ihm die völlige Gunst der Königinn zugewandt. — Es kann nicht ausgemacht werden, ob diese Nachricht wahr sey; fast wäre die Schmeicheley für **Christinens** Einsichten zu niedrig und fühlbar gewesen; aber für ihre Neigung zum Neuen und Außerordentlichen schickte sie sich nicht übel: und diese, nebst ihrem ganzen Charakter, lernte **Pimentel** sehr zeitig kennen.

kennen. Er zog sie von ihrer bisherigen Freundschaft gegen Franckreich auf die Seite Spaniens und des Kayſers; er machte ihr auch zuerſt die Römiſch-catholiſche Religion beliebt. Bey allen ihren Luſtbarkeiten war Pimentel zugegen; er folgte ihr ſogar zu Fuß neben dem Schlage ihrer Kutſche nach, wenn ſie zu einem Leichenbegängniſſe fuhr, und in ihrem Palaſte wohnte er nicht weit von ihr. Ihre Gefälligkeiten und Freundſchaftsbezeigungen gegen ihn, die ſelbſt den Wohlſtand zuweilen überſchritten, waren den Schweden unerträglich. Sie machte ihm prächtige Geſchencke: unter andern gab ſie ihm auch das ſogenannte Cabinet von Prag, oder die koſtbaren Seltenheiten, welche ihre Soldaten bey der Eroberung der kleinen Seite dieſer Stadt, in dem Kayſerlichen Palaſte in ihre Gewalt bekommen hatten. Da ſie endlich merckte, daß ihn jedermann in Schweden haßte, und daß die mit ihr verbundenen Höfe wegen ſeiner Ueberredungen einen Verdacht in die Treue ihres Bündniſſes ſezen könnten: ließ ſie ihn im Jahr 1652, wieder abreiſen. Kaum aber war er etliche Tage auf der See geweſen, als ſein Schiff, wie es hieß, eine Oeffnung bekam: er gieng darauf nach Stockholm zurück, und blieb noch ein halbes Jahr bey der Königinn. Nachdem ſie auf einem Ballet vor ihm getanzt hatte — eine eben nicht königliche Fertigkeit, die ein Geſandter bewundern kann — ſchenckte ſie ihm einen Ring von hohem Werthe, an welchem ihre Maſke hieng. Die Schweden ſagten, Pimentel habe ihrem Reiche mehr Nachtheil gebracht, als wenn der Kayſer ein Heer von funzig tauſend Mann in daſſelbe geſchickt hätte. Er ſelbſt rühmte ſich, man würde zween Monathe nach der Abreiſe der Königinn aus Schweden ſehen, was er daſelbſt ausgerichtet hätte; dieſe unangeneh-

me

me Erfahrung bekamen ihre Unterthanen würcklich. Zulezt zog er sich den Haß der Königinn eben sowohl zu, als Bourdelot und de la Gardie: fast der ordentliche Ausgang solcher Günstlinge, welche nicht bloß durch ihre Verdienste zu dieser Stelle erhoben worden sind.

Pimentel unterstüzte bey Christinen den Dänischen Grafen Ulfeld, und den Vicekanzler von Pohlen Radziejowski, welche beyde damals nach Schweden flüchteten, so glücklich, daß diese drey Personen fast allein immer um sie waren. Ulfeld war einer Treulosigkeit gegen seinen König beschuldigt worden, die Königinn aber, welche ihn in ihren Schuz nahm, rechtfertigte solchen mit dem Grunde, der von einem nicht ganz ähnlichen Falle hergenommen war, daß viele vornehme Schweden, welche zu der Zeit, als der König Siegmund genöthigt wurde, Schweden zu verlassen, ihre Sicherheit in Dänemarck suchten, daselbst sehr wohl wären aufgenommen worden, ohngeachtet beyde Reiche durch Bündnisse vereinigt waren. Doch Ulfeld wurde in Schweden nicht vor strafbar gehalten: daher nahm sich Christina seiner desto williger bey dem Könige von Dänemarck an. Dieser Fürst antwortete ihr, er sey aus Achtung gegen sie bereit, den Grafen wieder zu Gnaden aufzunehmen, wenn dieser nur seine Schmähschrift mit einem andern Aufsatze widerlegen, seinen Fehler gestehen, und um Vergebung bitten wollte. Allein Ulfeld berief sich auf seine Unschuld, und blieb an dem Orte seiner Zuflucht. Radziejowski überredete Christinen, die Ursache seiner Ungnade sey bloß in dem unerlaubten Umgange seines Königs mit seiner Gemahlinn zu suchen: sie legte auch eine nachdrückliche Fürbitte für ihn ein. Der König von Pohlen hingegen,

gegen, der eben damals erfuhr, daß derselbe die Cosaken zu einem Kriege wider sein Vaterland reizte, begehrte vielmehr, daß ihn die Königinn in ihrem Reiche nicht dulden sollte. Würcklich verlor er auch in der Folge einen Theil ihrer Gunst, und ihr Nachfolger mußte ihn gar als einen Verräther wider Schweden bestrafen.

Der Kayserliche Gesandte, der **Graf von Montecuculi**, war ebenfals vom **Pimentel**, dessen Hof damals mit dem Kayserlichen aufs genaueste verbunden war, der Gewogenheit der **Königinn** empfolen worden. Sie trug auf ihr Anhalten einiges dazu bey, daß der Kayserliche Prinz, **Ferdinand der Vierte** zum Römischen Könige gewählt wurde, und ertheilte dem **Montecuculi** den **Amaranten-Orden**. Sie hatte diesen Orden, dessen griechischer Nahme **Unverwelcklich** bedeutet, im Jahr 1651 gestiftet, da sie in einem Lustspiele die Schäferinn **Amaranta** vorstellte. Dreyßig der vornehmsten Personen von beyderley Geschlechte bekamen denselben zuerst. Das Zeichen desselben war ein Lorbeerkranz mit einem Bande umgeben, auf welchem man die Worte las: Dolce nella memoria, (**Süß im Andencken**); innerhalb des Cranzes aber befanden sich zween in einander geschlungene A, in Gold gearbeitet, und mit Demanten besezt. Die Ritter des Ordens machten sich bey ihrer Aufnahme durch einen Eyd verbindlich, daß sie stets im eheloſen Stande bleiben, oder, wenn sie bereits verheyrathet wären, und ihre Gemahlinnen verlören, keine andere nehmen wollten. Fragt man, wozu man diese ganze Nachricht von einem der schimmernden Spiele der großen Welt gebrauchen soll: so ist die Antwort leicht, man soll die fruchtbare Einbildungskraft, die wizigen Belustigungen

gen

gen Christinens, auch zugleich ihre Denckungsart über den Ehestand, daraus kennen lernen.

Sie gerieth um diese Zeit in eine Mißhelligkeit mit den Holländern. Diese hatten seit mehrern Jahren, um sich wegen des Geldes, das sie jährlich an den König von Dänemarck für die Durchfahrt im Sunde zahlten, etwas Schadlos zu halten, eine willkührliche Abgabe von den Schwedischen Waaren gefordert. Außerdem ließ auch die Obrigkeit zu Amsterdam einen Schwedischen Kaufmann gefangen sezen, ohne die Klage wider ihn gehörig untersucht zu haben, und sie gab ihm zwey Jahre lang seine Freyheit nicht, obgleich Christina solches begehrte. Diese Beschwerden brachten die Königinn zu dem Entschluß, alle Holländische Kaufleute in Stockholm nebst ihren Gütern anhalten zu lassen. Der Französische Resident stellte ihr hierüber vor, es sey beyden Cronen daran gelegen, daß die Holländer erhalten würden. Ja, sagte die Königinn; aber sie hätten bisher so wenig Achtung und Treue gegen dieselben beobachtet, daß man gar nicht nöthig hätte, sich ihrer Angelegenheiten anzunehmen, wenn es nicht aus der gedachten Ursache geschähe. Der Holländische Gesandte versprach ihr gleich darauf Genugthuung, und die Zwistigkeit war gehoben.

Eben damals, im Jahr 1653, kam der Englische Gesandte Whitelock nach Stockholm. Er wurde von der Königinn so wohl aufgenommen, daß der Gesandte der Holländer, die gerade im Kriege mit England begriffen waren, befürchtete, sie möchte sich für dieses Reich erklären. Allein sie beruhigte ihn mit der Versicherung, daß sie vielmehr eine Mittlerinn zwischen seinem Staate und den Engländern abge-

abgeben wolle. Whitelock war vom Cromwel abgesandt worden, der nach dem grausamen Tode Carls des Ersten, an welchem er so vielen Antheil hatte, unter dem Nahmen eines Protector oder Beschützer der Republik England, würcklich eine unumschränckte königliche Gewalt behauptete, und jezt Bündnisse mit den vornehmsten Europäischen Fürsten schloß. Sein Abgesandter fand die Schweden gegen die Engländer wegen ihres Königsmordes sehr aufgebracht; er vertheidigte in seinem ersten Gehöre bey der Königinn dieses Verfahren seiner Nation weitläuftig; es währte aber etliche Monathe, bis er zu seinem Endzwecke gelangen konnte. Christina sprach mit ihm von Philosophie, von Ergözlichkeiten und Tänzen; auf seinen Antrag hingegen gab sie keine entscheidende Antwort. Sie wollte erst erwarten, wie gegründet die Macht des Cromwel seyn würde. Da er das Parlement aufhob, und sich die höchste Gewalt zueignete, welche doch den Engländern so verhaßt geworden war, schien er ihr nicht mit der nöthigen Vorsichtigkeit zu handeln. Ihrer Meinung nach hätte er diesen Schritt etliche Jahre später thun sollen. Aus der entdeckten Verschwörung wider sein Leben schloß sie, daß seine Regierung noch unsicher sey: und an seinen Handlungen glaubte sie zu bemercken, daß er selbst noch nicht mit sich einig sey, ob er mehr den Frieden oder den Krieg suchen müsse.

Doch ihre Zweifel hörten bald auf, da sie sahe, daß ihm eben so viele Klugheit als Glück zu Diensten standen, und seine unrechtmäßige Herrschaft befestigten. Sie trat daher im April des Jahrs 1654 mit ihm in ein Bündniß, dergleichen einige Monathe vorher der Cardinal Mazarin in Franckreichs Nahmen mit eben demselben errichtet hatte. Freylich verband

band sie sich mit einem Tyrannen; allein die Staatsklugheit, welche auf bleibende Vortheile zu sehen pflegt, rieth ihr dieses an, zumal da die Sache der königlichen Familie von England unwiederbringlich verloren zu seyn schien. Sie hatte zwar dem Sohne des enthaupteten Königs, Carln dem Zweyten, eine Menge Gewehr und zwölf Feldstücke geschickt; Cromwel besorgte auch, sie möchte seinen Anhängern aus dem Hafen von Gothenburg Hülfe zusenden; allein die angeführten Betrachtungen galten endlich mehr bey ihr. In dem Schreiben, welches sie Carls des Zweyten Gesandten mitgab, sagte sie unter andern: „Das Unrecht dieser Zeit macht Ihre Uebel unheilbar. — — Sie werden ohne Zweifel die Güte haben zuzugeben, daß Ihre Freunde für ihre eigene Vortheile sorgen, wenn sie finden, daß sie den Ihrigen nichts nützen können.„ Christina bedauerte das Schicksal dieses Hauses ungemein; es fiel ihr aber so wenig, als sonst jemanden, ein, zu vermuthen, daß es nach sechs Jahren wieder auf seinem väterlichen Thron sizen werde. Sie gab übrigens dem Gesandten Whitelock Merckmale einer besondern Gewogenheit: sie lernte von ihm die Englische Sprache, und vertraute ihm ihr Vorhaben, die Krone in kurzem abzulegen, wobey sie hinzusezte, daß sie sich freue, ihr Reich im Frieden mit allen seinen Nachbarn zu hinterlassen.

Dieses Bündniß war auch in der That die lezte merckwürdige Handlung, welche sie im Angesichte der Welt vornahm, ehe sie zu regieren aufhörte. Niemand zweifelt, daß sie würdig wäre, bis an ihr Ende Königinn zu bleiben. Das Mißvergnügen, welches ihre Verschwendung und ihre Günstlinge bisher erregt hatten, war größtentheils ge-

ſtillt, und konnte auch nicht lange dauern, ſo bald man ihre Gaben und Verdienſte, dasjenige, was Schweden noch von ihr alles hoffen durfte, überdachte. Ihre Fehler und Schwachheiten würden ſich vermuthlich immer mehr, zum Theil auch durch den beſtändigen Zuwachs von Erfahrung, vermindert haben. In einem Alter von acht und zwanzig Jahren war ſie bereits ſo groß, hatte ſchon einen ſo weiten Weg zurück gelegt; bey reiferm Alter alſo würde ſie eine der vollkommenſten Fürſtinnen geworden ſeyn. So mußten die Schweden von **Chriſtinen** dencken, und ſo dachten ſie auch.

Die Ausländer hatten von ihr eben ſo rühmliche Begriffe. Zween Gemählde, die ſie in den lezten Jahren ihrer Regierung von ihr entwarfen, ſind beſonders leſenswürdig, und überhaupt genommen, allem Anſehen nach, unpartheyiſch. **Chanut**, Franzöſiſcher Geſandter an ihrem Hof, genoß zwar der Rechte ihres Freundes; aber, da er ſeinem Hofe im Jahr 1648 eine Abſchilderung von ihr ſchicken mußte, ſcheinet er aufrichtig geſchrieben zu haben. „Wenn es erlaubt iſt, ſagt er unter andern, das „Innere nach den äußerlichen Zeichen zu beurthei„len, ſo denckt ſie erhaben von der Gottheit, und „iſt dem Chriſtenthum treulich ergeben. Sie billigt „es nicht, daß man bey den ordentlichen Unterre„dungen über die Wiſſenſchaften, die Lehre von der „Gnade verläßt, um auf gut heydniſch zu philoſo„phiren: und was dem Evangelio nicht gemäß iſt, „hält ſie vor Träumereyen. Sie diſputirt gar nicht „bitter über die Streitigkeiten, welche es zwiſchen „den Evangeliſchen und den Römiſchcatholiſchen giebt: „es ſcheint, ſie trage weniger Sorge, ſich von die„ſen Schwierigkeiten zu unterrichten, als von denje-

„nigen, welche uns überhaupt die Philosophen, die „Heyden und Juden machen. Ihre Andacht gegen „Gott zeigt sich in dem Vertrauen, welches sie auf „seinen Schutz, mehr als auf irgend etwas anders, „sezt; im übrigen ist sie nicht allzugewissenhaft, und „giebt keine gezwungene Beweise einer cärimonien„mäßigen Andacht. Nichts hat sie in ihrem Geiste „mehr gegenwärtig, als die unglaubliche Liebe einer „hohen Tugend, welche ihre ganze Freude und alles „ihr Vergnügen ausmacht; womit sie noch eine un„gemeine Begierde nach Ruhm verbindet, und, so „viel man davon urtheilen kann, wünscht sie die Tu„gend, von der Ehre begleitet. Zuweilen gefällt es „ihr, wie die Stoiker, von jener Erhabenheit der „Tugend zu reden, welche unser höchstes Gut in die„sem Leben ausmacht. Ueber diese Materie spricht „sie mit einem bewundernswürdigem Nachdruck: „wenn sie davon mit Personen redet, mit denen sie „vertraut umgeht, und auf die wahre Schätzung „kommt, welche man von allen menschlichen Dingen „anstellen muß, so ist es ein ungemeines Vergnü„gen, zu sehen, wie sie ihre Crone unter die Füße „legt, und öffentlich sagt, die Tugend sey das einzige „Gut, nach welchem alle Menschen ohne Ausnahme „streben müssen, ohne ihren Stand dabey zu nützen. „Doch unter diesem Geständnisse vergißt sie nicht lan„ge, daß sie Königinn ist: sie nimmt sogleich ihre „Crone wieder, erkennt das Gewichte derselben, und „hält dieses vor die erste Stufe, um zur Tugend zu „gelangen, daß sie ihre Würde gehörig verwaltet. „— Was hier von der Religion der Königinn gesagt wird, ist freylich für diese Zeit wahr, in der sie noch keinen **Saumaise**, **Voßius** und **Bourdelot** kannte.

Nach einer Abbildung ihrer Gelehrſamkeit, die ich bereits oben nebſt einer andern Stelle mitgetheilt habe, fährt Chanût fort: „Wenn ſie in ihrer „Rathsverſammlung iſt, ſo fällt es ihren Staatsbe„dienten ſchwer zu entdecken, auf welche Seite ſie „ſich neige. Sie bewahrt ſich ſelbſt getreu das „Geheimniß, und da ſie ſich durch die Berichte, „welche man ihr mittheilt, nicht einnehmen läßt, ſo „kommt ſie denen, welche ſie mit irgend einem Vor„trage anreden, mißtrauiſch, oder ſchwer zu überre„den vor, weil ſie eben ſo hurtig wollen, als ſie „wünſchen. Es iſt wahr, daß ſie etwas auf die arg„wöhniſche Gemüthsart hängt, und bisweilen zu lang„ſam iſt, ſich über die Wahrheit aufzuklären, zu „leicht eine Argliſt an andern vermuthet. Dieſe Zu„rückhaltung in dem Entwurfe von demjenigen, was „ſie glauben, und wozu ſie ſich entſchließen will, hin„dert es nicht, daß ſie, beſonders in der Ausferti„gung der Geſchäfte, nicht billig ſeyn ſollte. Von „Angelegenheiten, welche ihren Hof betreffen, oder „welche ganz allein von ihrem uneingeſchränckten Anſe„hen abhängen, ſagt ſie keinem Menſchen etwas; über „ſolche aber, welche die Regierung des Staats an„gehen, berathſchlagt ſie in ihrem Rathe.„ Er kömmt endlich auch auf ihre äußerliche Gaben, und auf ihre Lebensart. „Die Natur, ſchreibt er, ver„ſagt ihr keine von den Eigenſchaften, welche einem „jungen Herrn Ehre machen würden. Sie iſt uner„müdet in der Arbeit auf dem Lande, ſogar, daß ſie „auf der Jagd zehn Stunden zu Pferde bleibt; we„der Froſt noch Hitze fallen ihr beſchwerlich; ihr Eſ„ſen iſt ungekünſtelt, ſchlecht zugerichtet, und ohne „Leckerey. Niemand in Schweden verſteht ſo gut, „einen laufenden Haaſen mit einer einzigen Kugel in „der Flinte niederzuſchießen. Sie läßt einem Pferde

„ganz

„ganz ungezwungen alle Arten von Wendungen „machen, und ist weit entfernet, sich darauf etwas „einzubilden. Selten spricht sie mit dem Frauen„zimmer ihres Hofes, weil die Uebungen, welche sie „auf dem Felde anstellt, oder die Sorge für die „Staatsgeschäfte, welche sie zurück halten, ihr den „Umgang mit demselben entziehen: die Frauenzim„mer kommen auch nicht zu ihr, es wäre denn bey „einer gewissen Art von Besuche, und auch alsdenn „läßt sie dieselben, nach der ersten Höflichkeit, in ei„nem Winckel des Zimmers stehen, und unterredet „sich mit den Mannspersonen. Wenn sie unter Per„sonen ist, von welchen sie nicht viel lernen zu kön„nen glaubt, so bricht sie kurz ab, und redet nicht „mehr, als es die Nothwendigkeit erfordert. Daher „reden auch alle ihre Hofbedienten wenig mit ihr; „sie lieben sie aber dennoch: denn so wenig sie auch „mit ihnen spricht, so geschieht es mit Sanft„muth; sie ist eine sehr gute Frau gegen sie, ja frey„gebiger, als es das Vermögen ihres Staates er„laubt. Zuweilen belustigt sie sich daran, daß sie „dieselben spöttisch durchzieht; sie thut auch dieses „mit vieler Anmuth und ohne Bitterkeit: es wäre „aber vielleicht besser, wenn sie es unterließe, weil „doch immer einige Furcht der Verachtung bey de„nen übrig bleibt, welche verspottet worden sind. „Es trägt sich unterdessen dieses selten zu, weil die „Geschäfte und das Studieren ihr fast keine Zeit „übrig lassen. Sie geizt auch wircklich mit derse„ben: denn sie schläft ordentlich nur fünf Stunden, „und da diese Zeit nicht hinreichend ist, um ihre „Kräfte herzustellen, so ist sie manchmal, sonderlich „im Sommer, genöthigt, eine Stunde nach Tische „zu schlafen. Sie giebt sich so wenige Mühe mit „ihrem Anzuge und Putze, daß man dieselben gar

„nicht unter die Verrichtungen ihrer Tage zählen „muß. In einer Viertelſtunde iſt ſie angekleidet: „und wenn man die Tage ausnimmt, an welchen „große Feyerlichkeiten begangen werden, ſo macht „der Kamm allein und ein Stückchen Band ihren „ganzen Kopfputz aus. Gleichwohl ſchicken ſich ihre „ſo nachläßig hangenden Haare gut zu ihrem Ge„ſichte; ſie ſorgt aber für dieſes ſo wenig, daß ſie „weder in der Sonne, noch im Winde und Regen, „weder in der Stadt noch auf dem Lande, eine Hau„be oder Maske trägt. Wenn ſie reitet, ſo hat ſie „keine andere Bedeckung gegen die ſchlimme Witte„rung, als einen Hut mit Federn: ſo daß ein Frem„der, der ſie auf der Jagd mit ihrem Ungriſchen Klei„de (Hongreline) und einem kleinen Kragen nach der „Art der Mannsperſonen, geſehen hat, ſie niemals „vor die Königinn halten würde. Unſtreitig iſt dieſe „Sorgloſigkeit gegen ihre eigene Perſon etwas feh„lerhaft; hauptſächlich deswegen, weil es Gelegen„heiten geben kann, da es zu befürchten iſt, daß ihrer „Geſundheit dadurch Schaden zugefügt werde. „Aber alle Sachen ſind ihr nichts gegen die bren„nende Liebe zur Ehre und Tugend: und man kann „ſagen, daß ihr Ehrgeiz mehr darauf geht, ihren „Nahmen durch ein außerordentliches Verdienſt „glänzend zu machen, als durch Eroberungen; daß „ſie ihren Ruhm mehr ſich ſelbſt, als der Tapfer„keit ihrer Unterthanen, ſchuldig ſeyn will.„

Mit dieſem Bilde ſtimmt ein anderes ſehr wohl überein, welches ebenfals von einem Augenzeugen, der Chriſtinen oft geſprochen hat, dem P. Mannerſchied, Beichtvater des Geſandten Pimentel, gegen das Ende des Jahrs 1653 entworfen worden iſt. Man kann nicht ſagen, daß er ſie bloß deswegen gelobt habe, weil ſie ihn beſchenckt hatte; ſeine Beſchreibung

bung entfernet sich in den Hauptzügen von derjenigen nicht, die man damals in der Welt überhaupt von ihr machte. „Ihre Leibeslänge, fängt er an, „ist etwas unter dem Mittelmäßigen: sie hat eine „breite Stirne, große und lebhafte Augen, einen „sehr angenehmen Blick, eine Habichtsnase, einen klei„nen und artigen Mund.„ — Chanût, der seinem Hofe auch eine gemahlte Schilderung von ihr überschickte, sezte zu derselben noch hinzu, daß Ein Gemählde nicht zureichend sey, ihr Gesicht vorzustellen; weil es sich nach den verschiedenen Bewegungen ihres Geistes so oft verändere, daß sie in zween Augenblicken nach einander betrachtet, nicht mehr kenntlich sey; ordentlich sähe sie etwas tiefsinnig aus; aber sehr geschwinde und sehr oft gienge sie zu andern Bewegungen über; unterdessen behielt doch ihr Gesicht, so viele Veränderungen auch in ihrem Geiste vorgiengen, immer etwas Heiteres und Anmuthiges. Wenn sie etwas, das vor ihr gesagt würde, mißbilligte, welches sehr selten geschähe, so würde ihr Gesicht mit einer gewissen Wolcke bedeckt, welche, ohne sie zu verunstalten, diejenigen, welche sie ansähen, erschröckte. Der gewöhnliche Ton ihrer Stimme sey sehr lieblich, und mit so vieler Festigkeit sie auch die Worte ausspreche, so mercke man doch deutlich, daß es die Sprache eines Frauenzimmers sey; zuweilen verändere sie diesen Ton, aber ungezwungen und ohne scheinbare Ursache, um einen stärckern anzunehmen, als ihrem Geschlechte eigen ist; doch nähere er sich nach und nach seinem ordentlichen Maaße. Daß sie nicht lang ist, sagt Chanût, würde man wenig bemercken, wenn sie Frauenzimmer-Schuhe trüge, aber um in ihrem Pallaste, oder auf dem Lande, desto bequemer herumgehen, auch reiten zu können, trägt sie nur eine Art von Mannsschuhen.

Dieſes war die äußerliche Geſtalt der Königinn; wir wollen noch ſehen, wie der Geiſtliche das Gemählde des Geſandten ausgebildet habe. „Ich habe „zuweilen, ſagt er, wenn ich mit ihr ſprach, beobachtet, daß ihr Hemde voll Tintenflecke war, welche ſie „ſich im Schreiben gemacht hatte: ich habe auch zerriſſene Wäſche an ihr geſehen. Wenn man ſie erinnern will, mehr auf ſich ſelbſt zu ſehen: ſo antwortet ſie, dieſe Sorge müſſe Leuten überlaſſen werden, welche nichts zu thun haben. Man weiß, daß „ſie anderthalb Jahre hindurch kaum jede Nacht „drey Stunden geſchlafen hat. Wenn ſie aufgeſtanden iſt, wendet ſie fünf Stunden auf das Leſen verſchiedener Schriften. Oeffentlich zu ſpeiſen, iſt für „ſie eine Quaal. Wenn ſie aber allein iſt, bleibt ſie „kaum eine halbe Stunde bey der Tafel. Sie trinckt „nichts als Waſſer; man hat ſie nie ein Wort von „dem Fleiſche ſagen hören, ob es gut oder übel zugerichtet ſey; ſie beſtellt auch die Küche niemals. Ich „habe oft von ihr gehört, daß ſie ohne Verdruß und „Unruhe lebe, und daß ſie nichts in der Welt kenne, „was groß, ſchädlich und hart genug wäre, um die „Stille ihres Gemüths ſtören zu können. Sie rühmt „ſich, den Todt nicht mehr zu fürchten, als den „Schlaf. Mitten im Winter, wenn das Meer „ganz mit Eis bedeckt iſt, fährt ſie auf einem Schlitten über das Feld ſpazieren, und dieſes ſogar vier „bis ſechs Stunden des Nachts. Den Morgen beſtimmt ſie den Staatsangelegenheiten, und wohnt „ordentlich ihrem Rathe bey. Ich habe geſehen, „daß ſie an einem Tage, da ſie ſich zur Ader gelaſſen „hatte, eine Rathsverſammlung hielt, in welcher ſie „faſt fünf Stunden blieb. Ob ſie gleich acht und „zwanzig Tage hindurch mit einem Fieber beſchwert „war, ſo entzog ſie ſich doch den Staatsgeſchäften

„nicht.

„nicht. Sie sagt, Gott habe ihr die Regierung „ihres Königreichs anvertrauet: diese wolle sie nach „ihrem besten Vermögen verwalten; und wenn es ihr „darinne nicht immer gelingen sollte, so würde sie „doch den Trost haben, daß sie sich nichts vorwer„fen dürfe.„

Christina erscheinet nun völlig als Königinn. „Die öffentlichen Angelegenheiten, schreibt Manner„schied weiter, gehen alle durch ihre Hände; ganz „allein trifft sie mit denselben eine Einrichtung, und „endiget sie. Die Abgesandten und fremden Minister „pflegen ihre Unterhandlungen nur mit ihr allein, ohne „an einen Staatssecretär verwiesen zu werden. Wenn „die Gesandten bey öffentlichen Gehören Reden an sie „halten, antwortet sie ihnen allein. Es ist eine beyna„he unglaubliche Erscheinung, von welcher aber meine „Augen täglich Zeugen sind, alle jene große Feldher„ren, jene Schweden zu sehen, deren Nahmen und „Waffen ganz Deutschland zitternd gemacht haben, „wie sie gleichsam stumm und zitternd in der Gegen„wart ihrer Königinn stehen. Sie verlor ihren Va„ter, ehe sie sieben Jahre alt war. Wer hätte es „glauben sollen, daß eine siebenjährige Prinzeßin „in einem so freyen Staate, als Schweden ist, so viel „Ansehen und Gewalt erlangen würde, daß sie allein „regieren könnte, ohne von irgend jemandes Rath„schlägen abzuhängen, ohne selbst von jemanden re„giert zu werden? Sie will von allem, was die Re„gierung des Reichs betrift, eine Kenntniß haben. „Sie hat alle Traktaten gelesen, welche diese inner„lichen Angelegenheiten angehen, ob gleich deren sehr „viele und darunter sehr weitläuftige sind. Ich weiß, „daß sie einen von diesen Traktaten auf acht und „zwanzig Bogen erhielt: sie las ihn, und erklärte „ihn einem Gesandten auf lateinisch, in einer sehr

„kurzen Zeit. Sie liebt alle Nationen, indem ſie „die Tugend überall hochſchäzt, wo ſie dieſelbe antrifft. „Darauf alleine iſt ihre Aufmerckſamkeit gerichtet. Sie „ſagt, die Welt beſtehe nur aus zwo Nationen: die „eine machten die rechtſchaffenen Leute aus; die an„dere die ſchlimmen; ſie liebe die erſtere, und verab„ſcheue die andere, ohne auf die verſchiedenen Nah„men zu ſehen, durch welche man die Völcker unter„ſcheidet.„

Noch einmal läßt er ſie als eine Privatperſon ſehen. „Sie kann den Gedancken, ſich zu verheyra„then, nicht vertragen: weil ſie frey gebohren iſt, „ſagt ſie, will ſie auch frey ſterben. Im ordentli„chen Umgange iſt ſie ſo vertraulich, daß man ſie „nicht einmal vor ein vornehmes Frauenzimmer, ge„ſchweige denn vor eine Königinn halten ſollte. Sie „redet die Perſonen, mit welchen ſie ſich unterhalten „will, zuerſt an, nimmt ſie bey den Händen, zieht „ſie durch Stichelreden auf, lacht und ſcherzt mit „einer ungemeinen Offenherzigkeit. Doch zu gleicher „Zeit flößt ſie ſo viele Ehrerbietung ein, daß man in „ihrer Gegenwart eben ſo furchtſam iſt, als es Kin„der ſeyn würden. Wenn ſie mit ernſthaften Ange„legenheiten umgeht, ſo weiß ſie eine majeſtätiſche „Miene anzunehmen, welche den kühnſten Men„ſchen einnehmen würde. Ich habe ſie in einem Au„genblicke von einer vertrauten Unterredung zu dem „ernſthaften Anſtande übergehen ſehen, welcher der „königlichen Majeſtät gemäß iſt, das iſt von einem „Aeußerſten zum andern; ſo daß ich kaum meinen „eigenen Augen trauete. Selbſt Herr Pimentel, „der doch täglich um ſie iſt, geſteht, daß ſie, wenn „er von wichtigen Geſchäften mit ihr ſpricht, ganz „von ſich ſelbſt verſchieden und ihm kaum kennbar ſey. „Sie hat Ehren-Damen an ihrem Hofe; aber

„mehr

„mehr zur Pracht als zu ihrem Dienste: sie scheinet „wenig Achtung gegen sie zu haben, und geht nur „mit Mannspersonen um. Sie zeigt die Stärcke „ihrer Beurtheilung in den Ausfertigungen, welche sie „anordnet, und in Ansehung welcher sie so eifersüch„tig auf ihre Gewalt ist, daß sie sich keines Beystan„des bedienet. Sie beschäftiget ich weiß nicht wie „viele Geheimschreiber, welche kaum alle Briefe „schreiben können, die sie ihnen in die Feder sagt, „die sie auch ganz allein durchsieht und verbessert. „Sie ist so freygebig, daß, wenn man sagen darf, „sie halte in irgend einem Stücke das Maaß nicht, „solches von den Geschencken wahr ist, welche sie ver„schwendet. Die Gesezе der Gerechtigkeit beobach„tet sie heilig. Daher sagt sie auch, sie habe nur „sehr selten Verbrechern, die den Todt verdient hätten, „das Leben geschenckt; ob sie gleich niemals jemanden „zur Todes-Strafe verurtheilt habe, über den sie „nicht Thränen vergossen hätte. Sie hält ihr Ver„sprechen unverbrüchlich. Nichts ist schöner, als „ihre Urtheile über alle Arten von Materien. Ihre „Gütigkeit ist so groß, als alle ihre übrigen Tugenden, „wie es alle Fremden erfahren, indem keiner an ihren „Hof kommt, den sie nicht sehr gnädig aufnähme. „Es mangelt dieser bewundernswürdigen Köni„ginn, (sezt endlich dieser Geistliche der Römischen „Kirche hinzu,) nichts als die wahre Religion; al„lein ohngeachtet meiner häuffigen Unterredungen, „habe ich sie doch hierauf nicht bringen können. Sie „ist durch die Grundgesezе des Reichs gebunden, „dessen Königinn sie nicht mehr seyn könnte, wenn „sie ihre Religion veränderte.

So betrachtete die Welt die Königinn Christina auch mitten unter ihren Fehlern, die von mir nicht vergessen worden sind, als sie im Jahr 1654. die Regierung

gierung ihrem beſtimmten Nachfolger übergab. Mit dieſer ſeltenen und großmüthigen, obgleich nicht unerwarteten Handlung, geht ihr neues Leben an, das nicht weniger merckwürdig iſt als dieſes königliche von zehn Jahren, und das eben deswegen nach ſeinem Urſprunge und ganzen Umfange, in der künftigen Fortſezung dieſer Lebensbeſchreibung allein geſtellt zu werden verdienet. Wirft man aber noch vorher einen Blick auf den Thron, welchen ſie zu verlaſſen im Begriff iſt, ſo wird man ſie ſehr ungerne von demſelben herabſteigen ſehen. Sie hatte ihrem Reiche den rühmlichſten und ſicherſten Frieden verſchafft, ſeine Gränzen erweitert, es blühend und furchtbar gemacht, ihm gute Geſeze gegeben, die Wiſſenſchaften und Künſte darinne mehr, als man ſagen kann, aufgemuntert, ihre Unterthanen geſchüzt und geliebt, ihr Land mit den Verdienſten und Schätzen der Ausländer bereichert, ſeinen mächtigſten Feind und ſeinen gefährlichen Nachbar gedemüthigt; Sie war eine Stüze der Proteſtantiſchen Religion, die Liebe ihres Volcks und die Bewunderung von ganz Europa geworden. Kaum hätte der weiſeſte und gütigſte König in ſo wenigen Jahren ſeiner Jugend mehr für ſein Reich und für ſich ſelbſt thun können.

Ende des zweyten Theils.

Stanford University Libraries
3 6105 013 454 314

CT
152
.S42
v.1

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

MAY 05 1996
JUN 07 1996